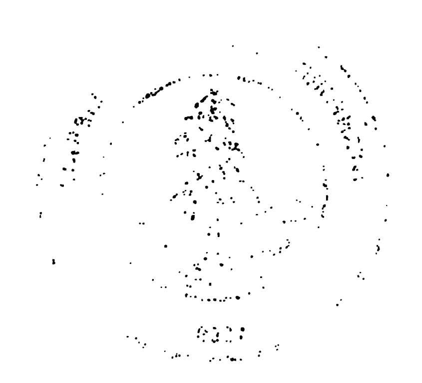
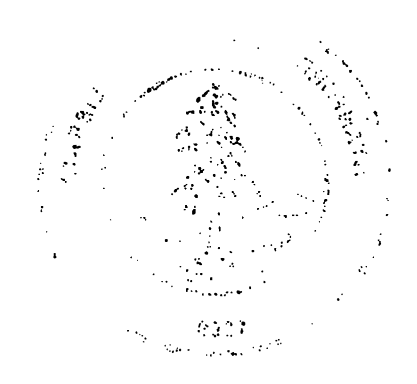
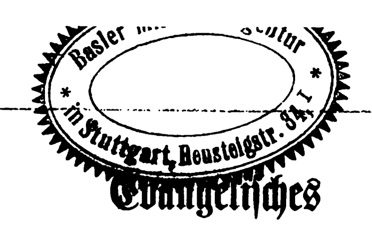



STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969









Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

Dr. Hermann Gundert.

Eilfter Jahrgang. 1867.

Basel,

im Verlag des Missions-Comptoirs.

In Commission

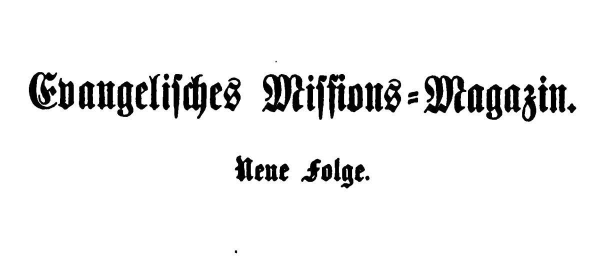
bei J. F. Steinkopf in Stuttgart und Bahnmaiers Verlag (C. Detloff) in Basel.

Druck von C. Schultze.

Illustrationen.



Das Kloster Elkosch in Kurdistan.



Evangelisches Missions-Magazin.

Neue Folge.



Jesus Christus, Europa und Asien.

Wir haben in diesen Blättern schon wiederholt den Umschwung berührt, der gegenwärtig in den religiösen Ansichten der an der väterlichen Weise irre gewordenen gebildeten Jugend Bengalens stattfindet. Ein interessantes Beispiel von der Denkweise dieses jungen Indiens liegt uns in der Rede vor, welche der berühmte Brahmane Babu Kesab Tschander Sen in Calcutta am 5. Mai 1866 über „Jesus Christus, Europa und Asien" aus dem Stegreif gehalten hat; sie ist nachgeschrieben und im Indian Mirror veröffentlicht worden. Dieser Babu ist das Haupt der vielgenannten Brahmisten=Sekte (Brahma Samādsch) und seine Ansichten werden von Tausenden seiner unterrichteten Landsleute getheilt. Seine Rede dürfte daher trotz ihres dem Bengalen eigenen Wortschwalls für manche unserer Leser nicht ohne Interesse sein; für den Missionar enthält sie jedenfalls sehr werthvolle Winke. Sie lautet (fast unverkürzt) also:

„Meine Herrn und Damen! Auf der Karte der alten Welt sehen wir zwei Kontinente, Europa und Asien, durch das Uralgebirge, den Uralfluß und eine Reihe Landseen von einander getrennt. Nicht ferne von der südlichen Grenzlinie liegt am Gestade des mittelländischen Meeres was man 'das heilige Land' heißt. Dort lebte und starb vor etwa 1800 Jahren Jesus Christus, der größte und wahrste Wohlthäter des menschlichen Geschlechts. Dort rief er jene gewaltige religiöse Bewegung ins Leben, die so glänzende Erfolge in der Welt errungen und über unzählige Völker und Geschlechter die Segnungen rettender Wahrheiten ausgegossen hat. Den allmählichen aber ununterbrochenen Fortschritt dieser Bewegung, und ihren Einfluß auf den Charakter und die Geschicke der europäischen und asiatischen Völker, möchte ich Ihnen am heutigen Abend vor Augen führen. Wir werden

sehen, wie die Kirche Christi aus kleinen Anfängen erwuchs und sich ausbreitete, wie zuerst nur einem Bächlein gleich, sie in ihrem Lauf an Tiefe und Breite zunahm und mit ihrer unwiderstehlichen Strömung die für unbezwingbar gehaltenen Festen verjährter Irrthümer und Vorurtheile und Jahrhunderte hindurch angehäuftes Verderben wegspülte, um durch ihre segenbringenden Fluthen den Boden der Menschheit zu befruchten und herrliche Ernten ins Leben zu rufen. Ich werde Ihnen zu zeigen versuchen, wie unter der Leitung der Vorsehung sie die Völker Asiens und Europa's einander nahe gebracht und Osten und Westen zum Bruderkuß vereinigt hat, wie sie die besten Vertreter der beiden Kontinente in Indien zusammengeführt und trotz der Entfernung von Raum und Zeit in unser Leben eingegriffen hat. Ich werde Ihnen den Nationalcharakter beider Völker nach dem erhabenen Maßstab der christlichen Moral zu zeichnen und die beiderseitigen Mängel und Gebrechen anzudeuten suchen, die ihre harmonische Vereinigung hindern und dem Geist des wahren Christenthums entgegenzuwirken. Ich werde Ihnen die unabweisbare Nothwendigkeit, mit welcher der gegenwärtige kritische Zustand Indiens eine gerechte Würdigung der Vorschriften Christi von Eingebornen wie Europäern fordert, und die Grundzüge dieser Gebote darlegen, deren Beherzigung in unserer Zeit besonders nöthig scheint. Indem ich über diesen wichtigen Gegenstand zu Ihnen spreche, kann ich aber nicht vergessen, daß ich ein Brahmist bin. Ich will keinen Hehl aus meiner Ueberzeugung machen, die, wie Sie wissen, von der orthodoxen Ansicht des gewöhnlichen Christenthums abweicht. Trotz aller Verschiedenheiten in streng theologischen Fragen bin ich jedoch kein Feind des Christenthums und viel weniger noch Jesu Christi. Ich hege die tiefste Verehrung für den Charakter Jesu und das hohe Ideal sittlicher Wahrheit, das Er lehrte und in seinem Leben darstellte; und gerade um seine Vortrefflichkeit frei von sektirerischer Bigotterie und theologischem Schulgezänke sowohl meinen Landsleuten als den Europäern in Indien eindrücklich zu machen, erscheine ich diesen Abend in Ihrer Mitte.

„Wie nach langer, trüber Nacht, in der die Schöpfung in todesähnlichem Schlafe liegt, das große Tagesgestirn in goldene Strahlen gekleidet im Osten emporsteigt und nach allen Seiten hin Wärme, Licht und Leben verbreitend seinen Lauf nach Westen fortsetzt, so brach das Christenthum im Osten aus dem tiefen Dunkel der Unwissenheit und der Verderbniß hervor und weckte auf seinem glorreichen Lauf

nach Westen schlummernde Nationen zu Wahrheit und Gerechtigkeit, für Gott und ihr Heil. Die Welt war in beinahe undurchdringliche Finsterniß gehüllt. Scheußlicher Götzendienst zog sich über alle damals bekannten Länder hin, und in seinem Gefolge Aberglaube und Ausschweifungen der empörendsten Art. Griechenland, Rom und Egypten, jedes hatte sein Pantheon zahlloser Gottheiten, die mit eisernem Scepter die Gemüther beherrschten. In den Wogen der überhandnehmenden Ueppigkeit und Sinnlichkeit hatten auch die Grundsätze der Sittlichkeit Schiffbruch gelitten, und zügellose Völlerei und Liederlichkeit herrschte allenthalben. Das Licht der Weisheit und Wahrheit, das einsame Größen da und dort aufgesteckt hatten, war nahezu erloschen. Kaum war noch eine Spur des heilsamen Einflusses der Sittenlehre zu finden, die der ehrwürdige Sokrates verkündet und für die er sein Leben gelassen hatte: das gleiche Loos theilte das von dem genialen Geiste Plato's ausgearbeitete theo-philosophische System und der unvergleichliche Gedankenbau, durch welchen Aristoteles den Grund zu wahrhaft wissenschaftlicher Erkenntniß legte. Nur in verkommenen und schädlichen Formen — wie in den Schulen der Epikuräer urd Skeptiker — überlebte noch der auf verkehrte Bahnen gerathene Geist der Philosophie. Viele predigten offen und übten frei die Lehre von Essen und Trinken und Fröhlichsein, indem sie in jeglichem Sinnengenuß schwelgten; während Andere die Art an die Wurzel aller Sittlichkeit und Religion legten und an Gott und Unsterblichkeit zweifelten. In einsamer Größe stand nur der Judaismus auf diesem Schauplatz allgemeinen Zerfalls aufrecht, weil er die kostbare Wahrheit des Theismus in sich schloß; aber selbst er war mit leeren Formen und Ceremonien belastet und lag zertheilt zwischen den heuchlerischen und eingebildeten Pharisäern nnd den kaltherzigen, zweifelsüchtigen Sadducäern. So bot die Welt allenthalben eine Scene mitternächtlicher Finsterniß dar. Ein Licht war nöthig. Die Menschheit seufzte unter einer tödtlichen Krankheit und war am Rande des Grabes; sie brauchte zu ihrer Rettung ein Heilmittel. Jesus Christus war das Bedürfniß des Jahrhunderts; Er erschien in der Fülle der Zeiten.

„Es ist gewiß kein großer Mann in der Welt erstanden, dessen Geburt nicht durch die jeweiligen Zustände eine Nothwendigkeit gewesen, und dessen Leben nicht eine Antwort auf die Bedürfnisse seiner Zeit gewesen wäre. So kann auch kein Zweifel darüber walten, daß

Jesus, von der Vorsehung zu dem großen Werke gesandt und bestimmt war, das Er auszuführen kam. Ebensowenig lassen sich die weisen Vorbereitungen verkennen, welche die Vorsehung zu der Vollendung dieses Werks getroffen hatte. Die Zeit war wunderbar geeignet für die Erscheinung Christi, nicht nur weil die Menschheit an einer unerträglichen Krankheit litt, von der sie Hilfe suchte, sondern auch weil außerordentliche Erleichterungen für die Verbreitung des Heilmittels vorhanden waren. Alle Nationen der damaligen civilisirten Welt bildeten ein einziges Reich und waren durch die gemeinsame Unterwerfung unter die herrschende Macht Roms zusammengekittet. Dann war die griechische Sprache unter den gebildeten Klassen dieser Völker weithin bekannt und bildete ein fertiges und taugliches Gefäß zur Mittheilung neuer Gedanken und Gefühle in die entferntesten Gegenden. Endlich waren die Juden, denen die Wahrheit zuerst verkündet werden sollte, über die wichtigsten Städte des Reichs zerstreut, gleichsam als die breite Grundlage der neuen religiösen Bewegung.

„Unter solchen Umständen wurde Jesus Christus geboren. Wie Er lebte und starb, wie sein drei kurze Jahre dauerndes Lehramt von wunderbarem Erfolg begleitet war und in seinen Nachfolgern fast ein neues Leben schuf; wie seine in einfacher aber ergreifender Beredtsamkeit gesprochenen Worte zündeten und die Begeisterung der Massen entflammten, zu denen Er sprach; wie trotz entsetzlichen Entmuthigungen es Ihm gelang, das Reich Gottes wenigstens in den Herzen Einzelner aufzurichten; und wie Er zum Schlusse sich selbst für das Wohl der Menschheit opferte, das sind Thatsachen, die den meisten hier Anwesenden ohne Zweifel bekannt sind. Ich gehe nicht in die Einzelheiten seines Lebens und Lehramts ein, da ich es hier nur mit dem Einfluß zu thun habe, den Er auf die Welt übte. Es kann nicht geleugnet werden, daß Er einzig und allein aus grenzenloser Hingebung für die Sache der Wahrheit und das Wohl der leidenden Menschheit geduldig alle die Entbehrungen und Mühen ertrug, die seinen Weg bezeichneten, und dem wilden Sturm der Verfolgung entgegengieng, den seine wüthenden Gegner über sein sanftmüthiges Haupt heraufbeschworen. Nicht aus irgend einer selbstischen Triebfeder, nicht in mißverstandener Begeisterung gab Er sich muthig und fröhlich dar, um ans Kreuz geheftet zu werden. Er ließ sein Leben, damit Gott verherrlicht würde. Ich habe das Kreuz immer als ein schönes Sinnbild der Selbstaufopferung zur Ehre Gottes betrachtet,

ganz dazu gemacht, die höheren Gefühle und Bestrebungen des Herzens zu nähren und die Seele zu reinigen, und ich glaube, es gibt kein Herz, so hart und verknöchert es auch sein mag, das dieses große, bedeutungsvolle Sinnbild mit kalter Gleichgiltigkeit betrachten kann. Eine so erhabene und uneigennützige Selbstaufopferung hat, wie vorauszusehen war, wunderbare Erfolge erzielt; Christi edle Seele hat ihren edlen Zweck vollkommen erreicht, wie das die Weltgeschichte bezeugt. Der sittliche Einfluß seines Lebens und Todes wirkt noch immer fort in der menschlichen Gesellschaft und beseelt ihre Schritte. Er hat die Civilisation des modernen Europa's geschaffen und liegt all den mancherlei civilisatorischen und philanthropischen Bestrebungen unserer Tage zu Grunde.

„Diesen lebendigen und anhaltenden Einfluß auf die Welt hat Christus nicht durch die physischen Wunder erreicht, welche die gewöhnliche Theologie Ihm zuschreibt, sondern durch das größere Wunder der Wahrheit, die Er predigte. Ich weiß nicht, was Berge versetzen kann, wenn es nicht der Glaube ist. Ja, es liegt in der Wahrheit eine weit höhere Macht als die Gewalt der Fürsten und Großen, eine Macht, die Wunder wirkt und Unmöglichkeiten vollbringt, und gewiß war sie es, durch welche Jesus siegreich das Reich Gottes aufrichtete. Er war der Sohn eines armen Zimmermanns und übte sein Lehramt nur drei kurze Jahre. Beweisen diese einfachen Thatsachen, verglichen mit dem ungeheuren Einfluß, den Er auf die Welt gehabt hat, nicht die Größe, die in Jesus wohnte? Arm und ungelehrt, in Nazareth, einem durch seine Verderbtheit berüchtigten Städtlein unter entsittlichenden Einflüssen erzogen, mit Fischern und geringen Handwerkern zu Genossen, von denen Er keinen Strahl der Erleuchtung empfangen konnte, erhob Er sich durch die Ihm innewohnende Größe über alle äußeren Umstände, und wuchs durch Nachdenken und Gebet unter der Leitung des göttlichen Geistes, der in Ihm arbeitete, in Weisheit, Glauben und Frömmigkeit. Obgleich alle äußeren Bedingungen seines Lebens gegen Ihn waren, überwand Er sie in der Kraft des Herrn, um mit beinahe übermenschlicher Weisheit und Macht jene erhabenen Wahrheiten zu lehren und jene sittlichen Wunder zu vollbringen, für die eine Reihe von Generationen Ihm den Tribut der Verehrung und Dankbarkeit zollt. Ja, Er war erhaben über die gewöhnliche Menschheit. Von der Vorsehung gesendet, um das menschliche Geschlecht zu bessern und zu erneuern,

wurde Er von ihr mit Weisheit und Kraft zu diesem großen Werke ausgerüstet, und in seiner ganzen Laufbahn und Amtsthätigkeit, wie in den Folgen seiner großen Wirksamkeit, finden wir deutliche Spuren jener Wundermacht, die gewaltige Herrscher bezwingt, Dynastien stürzt, Königreiche ausrottet und aus Verwirrung und Verderbniß das Reich der Wahrheit und Gottes, der Freiheit und Harmonie aufbaut.

„Nach dem Tode Jesu fühlten seine Jünger tief, daß sie ihren Herrn nicht mehr bei sich hatten, denn bisher waren sie durchaus von Ihm abhängig gewesen, scheinend in seinem Lichte, stark in seiner Kraft. Jetzt entfiel ihnen das Herz; sie fühlten sich schwach und aller Selbständigkeit bar; von ihrem Stamm abgehauene Zweige wären sie schnell verdorrt, hätte nicht ein Akt edlen Selbstvertrauens und freudiger Selbstaufopferung ihren sinkenden Muth neu belebt. Der Märtyrertod des Stephanus*) wurde für sie das Zeichen, hinzugehen und der Welt zu beweisen, daß sie Jünger ihres großen Meisters seien. Er schied alle halben Nachfolger als Spreu aus und regte die wahren Jünger zur Missionsthätigkeit an. Sie giengen umher und predigten das Evangelium in den benachbarten Städten und Dörfern. So verbreitete sich die seither auf Jerusalem beschränkte Bewegung über ganz Palästina. Ihr Geist wurde umfassender. Die Taufe des Kornelius, des ersten bekehrten Heiden, riß die Schranke zwischen Juden und Heiden ein und öffnete die Pforten der allgemeinen Kirche Christi weit, für alle Menschen ohne Unterschied. Die erste Heidenkirche wurde in Antiochien gegründet. Dort fieng auch die Missionsthätigkeit in größerem Maßstab an. Nach seiner Weisheit wählte Gott gerade diese Stadt zum Mittelpunkt der Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden, und wirklich hätte keine andere diesem Zweck besser entsprochen. Im Besitze geographischer Vortheile und historischer Berühmtheit, war das reiche stattliche Antiochien ein Sammelplatz der Völker des Ostens und Westens und ein Knotenpunkt des Handels, wo die Vertreter aller Nationen einander begegneten. Es ist schon richtig bemerkt worden, was Rom im Mittelalter war und was London nnd New York in unsern Tagen sind, das sei Antiochien in jener Zeit gewesen — der Mittelpunkt der Betriebsamkeit und Intelligenz, der politischen und kommerciellen Be-

*) Stephanus muß also die Stelle der Auferstehung vertreten! Geschichtliche Genauigkeit darf man, scheints, von gebildeten Hindu's noch nicht erwarten.

wegungen, des Fortschritts, der Civilisation und des Völkerverkehrs. Von hier aus ergoß sich der Strom der evangelischen Wahrheit nach allen Seiten; hier erhielten die Nachfolger Christi, die bisher nur für eine jüdische Sekte galten, den unterscheidenden Namen Christen und bildeten sich zu einer geschlossenen religiösen Gemeinde aus. Jener Name jedoch, der nun so viele Jahre schon ein Ehrentitel ist, wurde von den Gegnern des Christenthums anfänglich als ein Ausdruck der Verachtung gebraucht. Der große Heidenapostel Paulus war der Leiter der Missionsthätigkeit. Er unternahm drei Reisen, auf welchen er die köstlichen Lehren Jesu in verschiedenen Provinzen Kleinasiens, in den Hauptstädten der gegenüberliegenden Küste Europa's, in Macedonien und Griechenland und an vielen andern Orten verkündete. Als Gefangener nach Rom geführt, wo er schon lange gewünscht hatte den Samen des Evangeliums auszustreuen, theilte er die frohe Botschaft von der neuen Religion Allen mit, mit denen er in Berührung kam. Außer ihm standen Petrus und Johannes, deren Wirksamkeit sich hauptsächlich auf Kleinasien beschränkte, an der Spitze der Missionsthätigkeit. Man hat diese drei Männer schon die Repräsentanten der drei Grundzüge des christlichen Charakters — Glaube, Hoffnung und Liebe — genannt, und durch ihre Thätigkeit wurden diese drei Elemente in der ersten christlichen Kirche harmonisch verschmolzen.

„Mit dem Tode des Apostels Johannes schloß das von den Christen als die Zeit der Inspiration bezeichnete erste Jahrhundert. Die christliche Kirche reichte damals von Macedonien bis Alexandrien, von Antiochien bis Rom. Ihr Leben jedoch war mit dem Letzten der Apostel entwichen, und obgleich sie an Ausdehnung gewonnen hatte, stand sie inmitten des tiefen Dunkels, das sie noch allenthalben umgab, zu schwach und unbedeutend da, als daß sie sich schon eine feste, dauerhafte Grundlage gesichert hätte. Irrlehren erhoben sich im Schooße der Kirche, während außerhalb derselben Tausende ihrem Glauben an die Götter entsagt hatten, ohne die neue Religion dafür anzunehmen, und in skeptischer Sorglosigkeit sich allen Ausschweifungen des Sinnengenusses hingaben. Und dennoch lebte die junge Kirche fort, um ihre Aufgabe zu erfüllen, und wuchs langsam aber beständig an Kraft. Zwei Jahrhunderte hindurch bis zur Zeit Constantins zeigt uns die Geschichte der christlichen Kirche eine stufenmäßige Befestigung, Ausbreitung und Entwicklung. Es war das auch das Zeitalter heißer Verfolgungen, denn in der religiösen Weltordnurg gehen Fortschritt

und Verfolgung Hand in Hand. Ohne die Feuerprobe, welche die christliche Kirche in jenen Tagen zu bestehen hatte, wäre ihre Herrlichkeit und Größe uns unbekannt geblieben. Eben in der Kette unbarmherziger Verfolgungen, zu denen eine Reihe despotischer und herzloser Kaiser sie verurtheilte, erwies sich ihre Feuerbeständigkeit und gründete sie sich fester als je. Die Kirchengeschichte erwähnt zehn Verfolgungen aus jener Zeit und beschreibt deren teuflische Grausamkeit. Die erste wurde durch Nero, jenen unmenschlichsten und verruchtesten aller Kaiser verhängt, der, nachdem er Rom angezündet hatte, um jeden Verdacht von seiner eigenen Person ferne zu halten, die Schuld auf die Christen wälzte, gegen die er tödtlichen Haß hegte. Viele Christen wurden den ausgesuchtesten Qualen preisgegeben und barbarisch zu Tode gemartert. Aber Nero begann nur das blutige Werk. Durch den Kaiser Domitian erneut und von mehreren seiner Nachfolger fortgesetzt, führen uns diese Verfolgungen ein Bild christlichen Märtyrerthums vor Augen, das eines der schmerzlichsten und glorreichsten Kapitel in der Geschichte des Christenthums bildet. Es ist haarsträubend, die Schilderung der Leiden zu lesen, welche die ersten christlichen Märtyrer erduldeten; ihre Prüfungen elektrisiren das Herz und entflammen es zu Begeisterung. Ihr Muth, ihre Geduld, ihre Sanftmuth und Festigkeit, ihre Bekenntnißtreue und Ergebung in Gottes Willen stehen in ihrer erhabenen Realität vor uns und flößen uns einen heiligen Eifer ein. Nicht nur starke Männer, auch zarte Frauen traten entschlossen feindlichen Haufen entgegen, ertrugen die entsetzlichste Pein und brachten ihr Leben der Ehre Gottes zum Opfer. Solche Beispiele christlicher Hingebung sind geeignet, alle Feigheit und Wankelmüthigkeit aus unsern Herzen zu verscheuchen und uns fühlbar zu machen, daß die Wahrheit ein köstlicheres Gut ist als das Leben. Märtyrerblut hat in der That die durch Jesus ausgestreute herrliche Saat der Wahrheit begossen, bis sie ein mächtiger Baum wurde, dessen Zweige nun einen weiten Kreis der bewohnten Erde überschatten, und dessen Früchte von Myriaden von Männern und Frauen in allen Theilen der Welt genossen werden. Ehre, Ehre sei Jesus, der so heldenmüthig das Beispiel der Selbstaufopferung für die Wahrheit gab und dem Heere von Märtyrern, die seinem Beispiel folgend das Reich der Wahrheit ausbreiteten und der Welt unvergängliche Güter hinterließen!*)

*) Aber wie kann eine Lehre, die sich so ganz und gar auf die Auferstehung des Stifters gründet, wie das Christenthum einmal thut, die Wahrheit genannt

„Die Leiden der christlichen Kirche dauerten bis zur Zeit Constantins, der durch ein kaiserliches Edikt den Christen volle Duldung gewährte. Das Christenthum wurde jetzt Staatsreligion und verbreitete sich über das ganze römische Reich. So lief nach langen Jahren des Kampfes und der Entbehrungen, in denen die Wellen unbeschreiblicher Trübsale es umrauscht und die Stürme der Verfolgung es hin und hergeschleudert hatten, das Schiff der Kirche, mit allen Ehrenzeichen des kaiserlichen Schutzes bedeckt, siegreich in den Hafen der Ruhe ein.

„Obgleich nun die Religion Jesu die äußersten Grenzen der damals bekannten Welt erreicht hatte, war ihre Ausbreitung großentheils doch nur oberflächlich. Bei allem äußern Gedeihen fehlte das innere Leben; der Kern des Christenthums litt Noth. Irrlehren und Verderben überwogen und die Leiter und Führer begünstigten sie durch ihr Leben und Beispiel. Die Bischöfe einiger Kirchen suchten die höchste Gewalt an sich zu reißen und stritten sich aus Geiz und Herrschgier um weltliche Würden. Das Verderben wuchs, bis es in dem entsittlichenden System des Papstthums seinen Höhepunkt erreichte. Der römische Bischof nannte sich den obersten Vater (Papa, Papst), und gründete, indem er sich eine entscheidende Autorität in allen Fragen der Lehre und Kirchenordnung anmaßte, ein System des Aberglaubens, der Priesterherrschaft und moralischen Fäulniß, dessen Betrachtung etwas Grauenhaftes hat. Aber das Verderben kann nicht ewig dauern in Gottes Reich: früher oder später muß eine starke Gegenwirkung gegen dasselbe eintreten. Der Ablaßkram war der Gipfel dieses heillosen Systems, und er rief den gewaltigen Luther auf den Schauplatz. Wieder bedurfte man des Lichts; denn die christliche Kirche war mit Finsterniß bedeckt und mit Vernichtung bedroht. Der Strom des apostolischen Christenthums war in seinem Lauf durch verschiedene Generationen und Völker von allerlei schmutzigen Beimischungen getrübt worden; es galt das ursprüngliche Christenthum wieder herzustellen. Zu diesem großen Werk erweckte die Vorsehung Luther; ihm verdankt die Welt ihre Befreiung von den Irrthümern und Abgeschmacktheiten des Papstthums. Durch seinen kühnen Widerspruch gegen den Despotismus der römischen Kirche und

werden, wenn diese Auferstehung Nichts ist? Und die Macht des Beispiels wird augenscheinlich von dem Redner bedeutend überschätzt.

seine furchtlose Vertretung der Grundwahrheiten des Evangeliums und der Berechtigung des persönlichen Urtheils im Angesicht der versammelten Fürsten Europa's, stürzte er das ganze Gebäude der Schlechtigkeit zu Boden, belebte die ermattenden Kräfte des Christenthums und brachte die Herrlichkeit Christi wieder ans Licht.

„Mit der Reformation kam neues Leben in die Christenheit und verschiedene Umstände wirkten mit, ihre Verbreitung zu erleichtern. Ihre wärmsten Anhänger zogen von heiligem Eifer getrieben nach allen Richtungen hinaus, um die Religion des Kreuzes ihren umnachteten Brüdern und Schwestern in fernen Ländern zu predigen. Sie haben allen Gefahren getrotzt, Meere und Wüsten durchreist, unzählige Schwierigkeiten überwunden und mit Geduld, Ausdauer und Selbstverläugnung das Kreuz in gar manchem Lande aufgerichtet. Durch ihren Dienst hat das Christenthum die äußersten Enden der Erde erreicht und unter beinahe allen Geschlechtern der Menschen Bekehrte gewonnen. Manches Land, in dem eine an das Thierische gränzende Rohheit herrschte, ist jetzt eine Stätte der Civilisation und des Friedens geworden, und manche in den Koth des Götzendienstes und der Sittenlosigkeit versunkene Nation ist gebessert und gereinigt daraus erstanden. Der Strom des Christenthums, der zuerst westwärts floß, hat sich auch gegen Osten gewandt und von China bis hinüber nach Peru Segen und Licht verbreitet. Im Osten, Westen, Norden und Süden — überall schauen wir die Herrlichkeit Christi. Seine Kirche wurde in Grönland, Guyana, Westindien, in West- und Ostafrika, der Capkolonie und Madagaskar; in der Türkei, Arabien, Persien, Indien, Japan, China; im indischen Archipel, Australien, Polynesien und Neuseeland gegründet. Es leben jetzt dreihundert Millionen Christen in der Welt, d. h. drei Zehntel ihrer gesammten Bevölkerung, und am Sonntag wird wohl der christliche Gottesdienst zu jeder Stunde des Tags an einem oder dem andern Orte der Erde gefeiert.

„Kehren wir nun aber zu unserer Heimat zurück, um zu sehen, was in ihr geschehen ist. Schon im Jahre 1706 kamen einige dänische Missionare nach Indien und gründeten da eine Mission. Im Jahr 1786 kam ein Herr John Thomas als Arzt nach Bengalen und kehrte nach einigen vergeblichen Versuchen, den Eingebornen das Evangelium zu verkünden, wieder heim. In Begleitung des berühmten Carey kam er 1793 abermals nach Bengalen und ließ sich in

der Nähe von Malda nieder. Kurz darauf gelangten zwei andere Missionare, die vielgenannten Herren Marshman und Ward, nach Sirampur. Dort vereinigte sich bald Carey mit ihnen und nun organisirten sie jenes System von Missionsthätigkeit, das in seiner fortschreitenden Entwicklung so große Resultate erzielt hat. Die Zahl der christlichen Missionare ist seither fortwährend gewachsen und Christengemeinden haben sich in allen Theilen des Landes gebildet. Die Zahl der zum Christenthum bekehrten Eingebornen wird auf 154,000 Seelen geschätzt. 32 Missionsgesellschaften, worunter 12 britische, 4 continentale, 9 amerikanische und 7 ausschließlich dem Schulunterricht dienende, arbeiten an der Evangelisirung Indiens; in ihrem Dienste stehen 519 auswärtige Missionare und ihre Jahreseinahmen betragen 250,000 Pfd. St.

„Dieß ist der allmähliche Fortschritt des Christenthums, dieß das wunderbare Wachsthum der Aussaat Jesu. Brüder, sagt mir, ob ihr Jesus, den Zimmermannssohn von Nazareth, als einen gewöhnlichen Menschen betrachtet? Ist in dieser großen Versammlung auch nur Eine Seele, die anstünde, dem gekreuzigten Jesus ungewöhnlichen Seelenadel und übermenschlichen moralischen Heldenmuth zuzuschreiben? War nicht Er, der eine verfinsterte und tiefgesunkene Welt durch seine Weisheit erleuchtete und durch seine Macht rettete, war nicht Er, der uns ein solch unschätzbares Vermächtniß göttlicher Wahrheit hinterließ, und dessen Blut achtzehn Jahrhunderte hindurch solche Wunder wirkte, war nicht Er über die übrige Menschheit erhaben? Gesegneter Jesus, unsterbliches Kind Gottes! Er lebte und starb für die Welt. Möge die Welt Ihn anerkennen und seinen Vorschriften folgen!

„Ich habe Ihnen eine flüchtige Skizze der Entstehung und des Wachsthums des Christenthums und seiner Ausdehnung bis an die äußersten Enden der Erde entworfen. Nun will ich auf die Besprechung seiner Sittenlehre in ihrer Anwendung und in ihren Wirkungen auf den Charakter und die Schicksale der europäischen und eingebornen Gesellschaft Indiens übergehen, um daraus einige praktische Lehren für ihre Förderung und für die Besserung ihres gegenseitigen Verhältnisses zu schöpfen. Bei der Ausführung dieses etwas zarten Theils meines Gegenstandes muß ich allen Parteigeist und Rassen-Gegensatz vermeiden. Ich stehe auf dem Boden der Brüderlichkeit und weise auch die leiseste Absicht zurück, irgend eine Klasse oder Sekte meiner

ohne tiefen Schmerz, wie durch das unverantwortliche Benehmen beider Theile eine unheilvolle Kluft zwischen uns und der Nation besteht, mit deren Hilfe wir bestimmt sind im Range der Völker zu steigen, und von der wir die unvergleichlichen Schätze der erhabenen Sittenlehre Christi entgegenzunehmen haben.

„Unter der europäischen Gesellschaft Indiens gibt es eine Klasse, welche die Eingebornen nicht nur von ganzem Herzen haßt, sondern in diesem Haß auch ihre Freude zu finden scheint. Das Vorhandensein einer solchen Klasse kann nicht bestritten werden. Sie betrachtet die Eingebornen als eines der niedrigsten Völker der Erde, hoffnungslos allen Lastern ergeben, welche die menschliche Natur schänden können, und nahezu auf die Stufe der Thiere herabgesunken. Sie hält es für gemein, sich mit den Eingebornen auch nur einzulassen. Einheimische Begriffe und Neigungen, einheimische Bräuche und Sitten scheinen ihr widerlich und verächtlich; in unserm Volkscharakter glaubt sie Unwahrheit und Schlechtigkeit verkörpert zu sehen. In ihren Augen ist jeder Hindu ein geborner Lügner und die ganze Nation ein Volk von Lügnern; kurz, das unterscheidende Merkmal unseres Charakters ist die uns anererbte Falschheit. In allen geistigen, häuslichen, gesellschaftlichen und religiösen Lebensverhältnissen sind wir ein Geschlecht von Lügnern. Ich gebrauche den mildesten Ausdruck, wenn ich dieß eine lieblose Verdrehung nenne. Ich glaube und erkläre es fest und nachdrücklich, daß das Herz eines Eingebornen von Natur nicht verderbter ist als das eines Europäers oder irgend eines andern Volks der Welt. Zu behaupten, die Lüge sei ein den Hindu's natürlicher und angeborner Fehler, ist geradezu abgeschmackt. Auch kann ich nicht einsehen, warum Gott dieses besondere Volk mit einem ihm innewohnenden Hang zur Lüge geschaffen und alle andern mit Reinheit und Unschuld ausgestattet haben sollte.*) In Wahrheit ist die menschliche Natur überall und unter allen Himmelsstrichen dieselbe, nur daß die Verhältnisse auf sie einwirken und Religion und Gewohn-

*) Hier verräth sich vielleicht die schwächste Seite, welche an der religiösen Erkenntniß des Redners zu finden ist. Mit der Thatsache und dem Wesen der Sünde hat er sich augenscheinlich noch wenig beschäftigt, daher mangelt ihm die Einsicht in Erbsünde und Volkssünde, und können ihm Bildung und Beispiel als hinreichend kräftige Mittel zu ihrer Heilung erscheinen. Wie wird das Alles so ganz anders von dem Augenblick, da einen die Sünde als Schuld zu drücken anfängt.

heit ihr verschiedene Gestaltungen geben. Bilden Sie die Eingebornen, und Sie werden finden, daß ihr Herz ebensosehr der Veredlung fähig ist wie das des Europäers. Dem mag aber sein, wie ihm will, der Makel, den diese 'Nigger'-hassenden Europäer doch immer an dem Charakter der Eingebornen finden, ist anererbte Lüge und Unredlichkeit. Dieß genügt ihrer Ansicht nach, sie zu einem grundverderbten Volk zu stempeln. Sie wissen den Hindu nur dem Fuchse zu vergleichen; — listig, verschlagen, gemein, voll Betrugs und Bosheit, ist er als Fuchs geboren und bestimmt, als Fuchs zu leben und zu sterben. Geradheit und Ehrlichkeit kennt er nicht; alle seine Wege sind krumm und unlauter. Er sinnt nur Arges, und die Waffen, die er zu der Erreichung seines Zwecks gebraucht, sind immer die des Fuchses. Mit wunderbarer Schlauheit weiß er auch den listigsten Gegner zu hintergehen, mit unvergleichlichem Geschick seine wahren Absichten zu verbergen. Ränkesüchtig und im Finstern schleichend, ist er zu allem bereit, was seine selbstischen Zwecke fördern kann. Im Gefühl seiner Schwachheit scheut er sich nicht vor den elendesten Ausflüchten und ersetzt durch seine List, was ihm an Kraft gebricht. Als ein Fuchs muß demnach der Eingeborne immer mit Mißtrauen, Haß und Verachtung behandelt werden. Dieß sind die Ansichten mancher hieländischen Europäer über den Charakter der Hindu.

„Auf der andern Seite aber sehen viele Eingeborne in den Europäern rachsüchtige, grimmige, wilde, blutdürstige Wölfe. Als Wolf geboren und aufgewachsen, ist der Europäer bestimmt, als Wolf zu leben und zu sterben. Milde, Schonung und Güte sind ihm unbekannt. Die geringste Reizung bringt ihn auf, erregt seinen Zorn und spornt ihn zu blinder Rache an. Einmal in Wuth, tobt und rast er, bereitet, um seinen Grimm zu sättigen, seinem Feinde die ausgesuchtesten Qualen und läßt sich durch seine Leidenschaften zuweilen bis zum schrecklichsten Mord fortreißen. Beleidigungen ertragen, seinen Feinden vergeben kann er nicht. Heißköpfig und grausam, übt er gerne Gewalt und er übt sie oft ohne irgendwelchen Grund oder Vorwand. Er kämpft gern und Wenige sind ihres Lebens sicher, wenn sie sich ihn verfeindet haben. Als ein Wolf muß er also gefürchtet und gemieden werden. Und in der That hat mancher Eingeborne ein solches Grauen vor dem Europäer, daß, wenn er es vermeiden könnte, er nie in demselben Eisenbahnwagen mit ihm fahren würde. Sagen wir es offen, daß diese Scheu nicht in einem Gefühl

der Ehrfurcht wurzelt, sondern in der Angst vor roher Gewalt, denn wie der Europäer den Eingebornen als einen listigen Fuchs haßt, wird er von diesem als grimmiger Wolf gefürchtet.

„Es sind das zweifelsohne auf die Spitze gestellte Beispiele der im Nationalcharakter der Europäer und Eingebornen vorherrschenden Fehler. Und doch ist einige Wahrheit in diesen Zerrbildern. Das Herz des Eingebornen ist, wie mich dünkt, ungemein eng und selbstsüchtig. Seine Ansichten, Gefühle und Bestrebungen sind auf einen zu kleinen Rahmen beschränkt, über den hinaus es ihm schwer wird, sie auszudehnen. Sein Leben dreht sich um selbstsüchtige Zwecke, und Eigennutz ist gewöhnlich die Triebfeder seiner Handlungen. Ich will nicht läugnen, daß Meineid und Fälschung, Lüge und Unredlichkeit in schreckenerregendem Grade in unserem Lande herrschen, aber ich kann sie nicht für Züge unseres Nationalcharakters halten, denn es können auch viele Beispiele von Wahrheit, Redlichkeit und Uneigennützigkeit unter den Eingebornen nicht in Abrede gestellt werden. Eine besondere Anlage zur Lüge bei meinen Landsleuten zu entdecken, ist geradezu unmöglich(?). Was ich zugeben kann, ist nur, daß die ungescheute Verfolgung selbstischer Zwecke, bei der Gottes vergessen und des Gewissens nicht gedacht wird, Viele meiner Landsleute oft Wahrheit und Redlichkeit dem Geize opfern läßt. Selbstsucht, ich wiederhole es, ist das Charakteristische unseres Volkes und die Wurzel vieler unserer Nationalfehler. Aber diese Selbstsucht muß zusammengehalten werden mit den Verhältnissen, in denen wir leben; denn es ist Erfahrungssache, daß der Charakter eines Volks durch die Zustände bedingt wird, die ihn beherrschen. Wir sind ein unterjochtes Volk, und sind es Jahrhunderte lang gewesen. Wir sind zu lange unter fremder Herrschaftt gestanden, um irgend etwas wie Unabhängigkeit in unsern Herzen zu fühlen. In geselliger und religiöser Beziehung sind wir kaum mehr als Sklaven. Von Kindheit auf sind wir in dem Glauben erzogen worden, daß wir nur in dem Grade Hindu's seien, in dem wir uns der Autorität der Schastra's und der Priester sklavisch fügen, und daß jede Unbotmäßigkeit gegen sie eine Verläugnung unserer Nationalität wäre. Nicht nur in den wichtigeren Beziehungen des Lebens, nein, selbst in den geringfügigsten Einzelheiten unserer geselligen und häuslichen Einrichtungen bis aufs Essen und Trinken hinaus sind wir durch starre Routine an einen durch die Religion unverletzbar geheiligten Schlendrian gefesselt. Erwacht je in einem

Einzelnen ein Funken sittlicher Selbständigkeit, so muß er in der ihn umgebenden Luft schnell ersticken. Solche Verhältnisse dämpfen nothwendig alle höheren Triebfedern und Bestrebungen der Seele, und daher kommt es, daß obgleich hin und wieder angebildete Begriffe sich auflehnen und Vereine aufgeklärter Männer protestiren, das allgemeine Volksleben in einer unmännlichen, erniedrigenden Anbequemung an überlieferte Irrthümer besteht. — Wir sind aber auch in räumlicher Hinsicht beengt und beschränkt. Reisen sind nicht nur unsern Gewohnheiten zuwider, sondern durch die Religion uns untersagt. Der Eingeborne lebt und webt in seinem kleinen Hause und kennt keine andere Welt als seine Heimat, somit können seine Begriffe von Menschen und Dingen kaum anders als beschränkt sein; sein Herz muß etwas Ausschließliches haben. In seinem Patriotismus und seiner Menschenliebe sogar macht sich nur zu oft ein Geist selbstsüchtiger Engherzigkeit geltend. — Der Europäer dagegen hat ein weites, alle Völker umfassendes Herz. Er kann die Welt seine Heimat nennen, einem fernen Hilferuf folgen, und seine Liebe und Theilnahme allen Menschen ohne Unterschied der Kaste, des Glaubens oder der Farbe zuwenden. Er genießt und liebt die Freiheit, die allen edleren Neigungen und Gefühlen der Seele Raum gibt und ihn spornt, beharrlich und furchtlos die hohen Ziele zu verfolgen, auf die zu verzichten ihm unmännlich erscheinen würde.

„Auf der andern Seite hat aber auch der Hindu Vorzüge aufzuweisen, die seinem europäischen Bruder mangeln. Der Hindu ist weich und mild. Er liebt den Frieden über alles und würde eher Beschimpfungen und Bedrückungen geduldig hinnehmen, als sich auf einen Kampf von Gegenbeschuldigungen einzulassen. Mehr weiblichen als männlichen Charakters, ist er sanft, freilich oft auch weibisch. Seine Geduld und kalte Selbstbeherrschung sind erstaunlich. Er läßt sich nicht leicht zum Zorn reizen und trachtet stets den Streit zu meiden und sich von trüben Wassern ferne zu halten. Sein höchster Ehrgeiz ist, unter hellem, wolkenlosem Himmel und von feindlichen Einflüssen unberührt, den Strom des Lebens ruhig hinabzugleiten. Er ist friedfertig und versöhnlich und würde Alles dran setzen, das beneidenswerthe Glück zu genießen, keinen Feind auf Erden zu haben. Allerdings geht diese *Friedensliebe* nicht selten zu weit. Unter den Bengalen sehen wir sie vielfach den Charakter der Trägheit, Leblosigkeit und des Widerwillens gegen Arbeit und Unternehmungs-

geist annehmen. Sprechen Sie einem Bengalen von Krieg und die Beine werden ihm schüttern. Die Kunst, sich vom Schauplatz der Gefahr geschickt zurückzuziehen, scheint er gut studiert zu haben. Sprechen Sie mit ihm von Reform und Neuerungen; der bloße Gedanke daran macht ihn schaudern! Er kann es nicht ertragen, die bestehende Ordnung stürzen und alles in Verwirrung gerathen zu sehen; viel lieber will er an den uralten Einrichtungen hängen bleiben und keine Reformation erleben, die seine Ruhe stören und ihm Entbehrungen, Mühen und Unbequemlichkeiten auferlegen könnte. Er wohnt in eingebildeter Sicherheit in dem alten, baufälligen Hause seiner Vorfahren und möchte es nicht verlassen, obgleich es am Zusammenstürzen ist. So beklagenswerth dieses Uebermaß ist, glaube ich dennoch, daß von gesunden, sittlichen Grundsätzen getragen diese angeborne Milde eine schätzenswerthe Tugend und eine Zierde unseres Volkscharakters wäre. — Der Europäer dagegen ist voll Kraft und Thätigkeit und haßt ein ruhiges, gleichförmiges Leben. Er scheint das sturmbewegte Meer zu lieben. Er freut sich der Gefahr, die alle seine Fähigkeiten weckt. Er sucht Ehre und Ruhm in dem freien, vollen Gebrauch seiner unbezähmbaren Kraft, und nur in der Niederlage seiner Feinde findet er volle Befriedigung. Er ist rauh, streng, unternehmend, feurig; Milde scheint ihm Feigheit; er freut und rühmt sich der Gewalt und der Rache.

„Wie oft werden diese Eigenschaften, alle rechtmäßigen Schranken durchbrechend und allen höheren Triebfedern Trotz bietend, unheilvolle Quellen des Verderbens! Und ach! wie traurig tritt das in Indien zu Tage! Gar mancher europäische Abenteurer in diesem Lande glaubt ein Recht zu haben, auf jedem unglücklichen Schwarzen, der mit ihm in Berührung kommt, herumzutreten. Das hält er für Muth; darin sucht er seine Ehre. Aber er vergißt, daß einen Schwächeren zu zertreten nicht Muth, sondern gemeine Feigheit ist. Welcher Ruhm ist es denn, einen armen Eingebornen auszuschelten und zu mißhandeln? Welcher Ruhm ist es, vom Zorn übermeistert einen hilflosen Eingebornen zu Tode zu peitschen? Ist dieß etwa kriegerische Tapferkeit oder christlicher Eifer? Sicher keines von beiden. Wenn dem Europäer an der Ehre seines Vaterlandes und seines Gottes etwas liegt, sollte er sie in einer besseren und großmüthigeren Behandlung der Eingebornen suchen. Und ist er sich seiner Ueberlegenheit bewußt, so sollte ein Eingeborener nur um so mehr ein Gegen-

stand seiner Theilnahme und liebenden Berücksichtigung sein, denn an das Mitleiden eines christlichen Herzens hat ein solcher gewiß jeglichen Anspruch. Ich habe große Achtung vor den Europäern, nicht aus weltlichen Rücksichten, sondern um Jesu Christi willen, als dessen Nachfolger sie sich bekennen; daher es, wie ich glaube, ihre Aufgabe ist, uns denselben durch Wort und That zu verkünden.*) Es ist entschieden die Pflicht aller Europäer in Indien, in allen Beziehungen ihres häuslichen und öffentlichen Lebens ihre Treue gegen Ihn so zu beweisen, daß durch die Wirkung ihres Beispiels der Geist wahrer christlicher Rechtschaffenheit auch die eingeborne Gesellschaft durchsäure. Ich betrachte jeden Europäer in Indien als einen Sendboten Christi, und ich habe ein Recht zu fordern, daß er stets dieser hohen Verantwortlichkeit eingedenk sei und und ihr gemäß handle. Aber ach! der unwürdige Wandel so vieler Pseudochristen hat gemacht, daß das Christenthum keinen heilsamen Einfluß auf meine Landsleute ausgeübt hat. Ja, ihr in den Muskeln sitzendes Christenthum ist schuld, daß vielen Eingebornen die Religion Jesu gleichbedeutend ist mit der Macht und mit dem Recht, ungestraft Schläge und Stöße auszutheilen! [Leider!] So ist Jesus in Indien entehrt worden; so ist durch das schaamlose Benehmen eines Haufens Namenchristen das Wesen seiner Religion für die Eingebornen wirkungslos geworden. Schauet Christi Kirche in Gefahr! Schauet Christum gekreuzigt durch den Wandel derjenigen, die sich seine Nachfolger nennen. Ohne sie wäre der Name Christi zehnmal mehr geehrt worden, als er es jetzt zu sein scheint. Ich hoffe, um Indiens willen, um Christi willen, um der Wahrheit willen, werden die Christen in Indien ernstlich darnach trachten, in ihrem Leben wirklich die hohe Moral des Evangeliums darzustellen.

„In diesem Saal sowohl als anderwärts ist der Charakter der Eingebornen schon hart angeklagt und angefochten, ja in unverantwortlicher Parteilichkeit mit Schmutz beworfen worden. Einer so oberflächlichen, einseitigen Verurtheilung gegenüber ist es meine Pflicht, unsern Volkscharakter zu vertheidigen. Wenn es am Tage liegt, daß jede der beiden Genossenschaften ihre besonderen, nicht zu rechtfertigenden Fehler hat, warum sollte dann die eine derselben systematisch verläumdet werden, und zwar wegen Eigenschaften, die keineswegs

*) Sehr wahr!

ihr natürliches Erbtheil, sondern zufällig und nicht allgemein sind? Wenn es unter den Eingebornen Füchse gibt, gibt es unter den Europäern Wölfe; wenn jene engherzig und selbstsüchtig sind, sind diese roh und unversöhnlich; lassen jene sich durch Selbstsucht zu Fälschungen verleiten, so reißt diese der Zorn zum Mord hin; fehlt es jenen an Redlichkeit, so kennen diese kein Erbarmen; haben jene keine Achtung vor der Wahrheit, so fehlt es daran auch diesen, wenn Wahrheit im höchsten Sinne genommen wird nach dem Maßstab des heiligen Gottes. Auf der einen Seite haben wir einen verkommenen Europäismus, auf der andern einen verkommenen Hinduismus; auf beiden Seiten gibt es aber auch unläugbare Vorzüge. Ich hoffe daher, Europäer und Eingeborne werden ihre beiderseitigen Mängel und Gebrechen, wie die guten Seiten des andern Theils richtig würdigen, und in Demuth und gegenseitiger Achtung sich zu verbinden und einander zu nützen suchen. Vorwürfe können unbestreitbar die Kluft zwischen ihnen nur erweitern und die Abneigung nähren; zum Besten beider Parteien sollte dieß aber vermieden werden. Beide, Europäer und Eingeborne sind Kinder Gottes und die Bande brüderlicher Liebe sollten sie verknüpfen. Reichet uns denn, Ihr Europäer, die Hand zu einer Gemeinschaft, auf die wir vollen Anspruch haben.

„Sollten aber unsere christlichen Freunde fortfahren, unsern Nationalcharakter zu schmähen und alles Morgenländische mit Mißtrauen und Haß zu betrachten, so erkläre ich hiemit, daß ich mich durch diesen Tadel nicht im Geringsten entehrt fühle. Ich freue mich vielmehr, ja ich bin stolz darauf, ein Asiate zu sein. War nicht Jesus Christus ein Asiate? Waren nicht seine Jünger Asiaten? Waren nicht alle zur ersten Ausbreitung des Evangeliums in Bewegung gesetzten Kräfte asiatischen Ursprungs? Ja, das Christenthum wurde durch Asiaten und in Asien gegründet. Wenn ich dieß bedenke, wird meine Liebe zu Jesus noch hundertmal inniger, ich fühle Ihn meinem Herzen näher, tiefer mit meinen nationalen Sympathien verwoben. Wie sollte ich mich schämen, mich zu dem Volksstamm zu bekennen, zu dem Er sich bekannte? Soll ich nicht vielmehr sagen, daß Er meiner orientalischen Natur verwandter, meinen orientalischen Gewohnheiten, Gedanken und Gefühlen theurer ist? Kann nicht ein Asiate die Bildersprache und Gleichnisse des Evangeliums in ihren Anspielungen auf Natur, Sitten und Gewohnheiten mit

größerem Interesse und vollerem Verständniß ihrer ganzen Kraft und Schönheit lesen als ein Europäer? In Christus sehen wir nicht nur die Erhabenheit der menschlichen, sondern auch die Größe, deren die asiatische Natur fähig ist. Uns Asiaten geht daher Christus doppelt an, und seine Religion muß uns als eine vorzugsweise asiatische Angelegenheit erscheinen. Je mehr dieß erwogen wird, desto mehr wird, wie ich hoffe, der Widerwille europäischer Christen gegen asiatische Völker schwinden und das Interesse der Asiaten für die Lehre Jesu wachsen. Und so dürften denn Europa und Asien, der Osten und der Westen in Christo ihre Einigung und Verschmelzung finden!

„Ich fühle mich daher aufgefordert, gegen die unter den zum Christenthum bekehrten Eingebornen so allgemeine Entnationalisirung zu protestiren.*) Mit der Religion ihrer heidnischen Voreltern entsagen sie gewöhnlich auch den Sitten und Gebräuchen ihres Landes, um mit dem Christenthum zugleich auch europäische Manieren anzunehmen; selbst in Kleidung und Nahrung geben sie sich einen gezwungenen ausländischen Anstrich, der sie ihren Landsleuten entfremdet. Absichtlich und freiwillig schließen sie sich von der Gesellschaft der Eingebornen aus, sobald sie getauft sind, und die unvermeidliche Folge davon ist, daß sie für alles Morgenländische eine Art Abneigung fassen, für alles Europäische eine schwärmerische Bewunderung hegen. Sie scheinen sich ihres Landes und Volkes zu schämen. Sie vergessen, daß ihr Meister ein Asiate war, und daß, um seine Jünger zu werden, sie nicht nöthig haben, sich von ihrem Land oder Volk zu scheiden. Ich bitte sie inständig, den Geist des Christenthums nicht mit den Formen abendländischer Civilisation zu verwechseln. Mögen sie nach der Ehre trachten, dem Beispiel ihres großen Meisters zu folgen, der obgleich er der ganzen Menschheit die allgemeine Wahrheit brachte, es nicht verschmähte, als ein armer, einfacher Asiate zu leben und zu sterben!"

Wir wollen dieser Rede keine weiteren Bemerkungen beifügen. Nur zur Vervollständigung des Bildes, welches sie uns von dem aufgeklärten Haupt der Brahmisten zu geben geeignet ist, stehe hier ein Auszug aus einer andern seiner Reden, welcher zeigt, was der Mann vom Götzendienst hält.

*) Der Babu redet von dem, was er in Hauptstädten wie Calcutta, Madras ꝛc. gesehen hat. In den Landgemeinden, d. h. unter 9/10 der christlichen Hindu's ist von Entnationalisirung kaum eine Spur zu finden.

„Der Götzendienst ist der Fluch Hindustans, der tödtliche Krebs, der in die edelsten Theile unserer Gesellschaft sich eingefressen hat. Es wäre eine Beleidigung eures Bildungsgrades, wenn ich auch nur andeutete, als habet ihr Glauben an Götzen, heget in euren Herzen noch irgendwelche Achtung vor den Göttern und Göttinnen des indischen Pantheons, oder glaubet an die tausend Abgeschmacktheiten unserer väterlichen Religion. Allein wie sehr auch eurem Verstand der Götzendienst eurer Ahnen widerstehen, wie sehr er euren Geschmack anekeln mag, fürchte ich doch, daß ihr sein tödtliches Gift noch nicht gehörig aus sittlichen Gründen verabscheut. Es ist nicht genug, die Lehren der Abgötterei mit spekulativem, passivem Unglauben zu verwerfen und von sich fern zu halten, ihr müßt mit derselben als mit einer gefährlichen Sünde, einem wahren Greuel, entschieden brechen, müßt sie als ein unreines Ding völlig abschütteln. Ihr müßt ihr entgegentreten, dawider zeugen und kämpfen und sie aus eurem Lande verjagen." Dieß ist doch kaum die Sprache eines bloßen Phrasendrechslers, sondern eines Mannes, der für seine Ueberzeugung einsteht.

Skizzen aus der Mission in Urumia.

1. Die Nestorianer.

In dem weitverzweigten Arbeitsfeld der großen amerikanischen Missionsgesellschaft im Orient hat ein Gebiet in mehrfacher Hinsicht besondern Anspruch auf unsere Theilnahme, — wir meinen den östlichsten Ausläufer des ganzen Werks an der türkisch-persischen Grenze. Sind es doch die ehrwürdigen Reste einer uralten, von vielen späteren Menschensatzungen bis auf den heutigen Tag frei gebliebenen Kirche, denen dort, im wildesten Theil der kahlen, himmelanstrebenden Gebirge Kurdistans und in der schönen sich ostwärts daran anlehnenden Ebene die amerikanischen Missionare die Bruderhand reichen, und unter reichem Segen von Oben das durch tiefe Unwissenheit verdunkelte Licht des Evangeliums wiederzubringen bemüht sind! Und hatten nicht überdieß auch die ersten Basler Missionare gerade auf jene, von der kleinasiatischen Küste her nicht anders als durch eine mehr als 300stündige Landreise voll Mühen und Ge-

fahren zu erreichenden, von der südrussischen Provinz Kara Bagh aber nur durch den Grenzfluß Aras getrennten Gegenden von Schuscha aus ihr Auge gerichtet!

Die Nestorianer, — wie man im Abendland jenes kaum 150,000 Seelen zählende Christenvölklein zu bezeichnen pflegt, — oder die Nasrani, Chaldäer, wie es selbst mit einigem Stolz auf seine alttestamentliche Verwandtschaft sich nennt, während es der Sprache halber auch Suriani heißt, — rühmen sich, das Evangelium aus dem Mund des Apostels Thomas empfangen zu haben, und weisen daher mit Entrüstung die Zumuthung zurück, den Namen eines spätern Kirchenlehrers zu tragen, der ihnen von den katholischen Kirchen des Morgenlandes nur beigelegt wurde, um sie als Ketzer zu kennzeichnen. Das aber hatten sie mit Nestorius, dem im fünften Jahrhundert in der Verbannung gestorbenen Aeltesten von Antiochia und Bischof von Constantinopel gemein, daß ihnen die Jungfrau Maria nur die Christusgebärerin, nicht die Mutter Gottes war, und daß sie den schon damals an Abgötterei streifenden Mariendienst entschieden verwarfen. Dazu kam später ihr Widerstand gegen allen Bilderdienst, gegen die Lehre vom Fegfeuer, gegen die Ohrenbeichte und gegen die Austheilung des heiligen Abendmahls in Einerlei Gestalt, so daß man sie nicht ganz mit Unrecht schon die Protestanten Asiens genannt hat. Und sie stellten ihr Lichtlein nicht unter den Scheffel; über ein Jahrtausend lang waren sie bemüht, das Evangelium in den Ländern Hinterasiens nach dem Maaß ihrer Erkenntniß zu verbreiten. Ihr Eifer hielt nicht an den Grenzen inne, die dem Ehrgeiz der persischen und griechischen Eroberer gesetzt waren: schon vor der Mitte des siebenten Jahrhunderts drangen sie nach China vor, wo mit kaiserlicher Erlaubniß bald in den meisten Städten das Christenthum verkündet wurde. Im neunten Jahrhundert fanden sich christliche Kaufleute da und dort in den Südprovinzen China's, wie an den Küsten Indiens vor, und glaubwürdigen Nachrichten zufolge war die nestorianische Kirche mehrere Jahrhunderte lang in der Mongolei und Turkestan fest gegründet. Im dreizehnten Jahrhundert fanden päpstliche Gesandte an den chinesischen Kaiser, welche zugleich den Nestorianern Briefe zu überbringen hatten, die Letzteren so mächtig und so entschlossen, ihren Einfluß zu behaupten, daß sie den römischen Priestern nicht gestatten wollten, Kirchen zu errichten und ihre Lehre zu verkünden. Von den muhammedanischen Herrschern den übrigen christlichen Kir-

chen gegenüber bevorzugt und auch von den mongolischen Khans im Lager und am Hof zu hohen Stellen erhoben, wurden jedoch die Nestorianer im westlichen Asien durch Timurs Vernichtungszüge nahezu zermalmt; während auch in Ostasien ihre Spur verschwindet. Das Glaubensleben war längst gewichen; die von aller Verbindung mit ihren Brüdern abgeschnittenen Zerstreuten schlossen sich andern Religionen an, wie die Nestorianer in Malabar 1599 sich von Rom unterjochen ließen und nachher, als sich ein Theil frei machte, durch Versehen in der Wahl ihres Kirchenhaupts unbemerkt zu Jakobiten wurden.

Die übriggebliebenen Kirchen auf der türkisch-persischen Grenze wurden durch Zwistigkeiten geschwächt, die sogar (seit 1575) in der Wahl zwei einander feindlich gegenüberstehender Patriarchen durch zwei verschiedene Parteien endeten. Seither gab es lange Zeit einen Mar (Herr) Eliah in Elkosch bei Mosul, und einen Mar Simeon zu Urumia jenseits der kurdischen Berge. Der Eine von diesen wandte sich um Hilfe nach Rom, das freudig diese Gelegenheit ergriff, einen Theil der Nestorianer unter sein Joch zu beugen. So bestand denn seit 1681 auch ein päpstlicher Patriarch, mit dem Amtsnamen Mar Jusuf, dessen Kirche zum Unterschied von der unabhängig gebliebenen die chaldäische genannt ward; sein Sitz wurde Diarbekir in Nord-Mesopotanien. Von nun an aber war der Ränke und Anstrengungen der Jesuiten zur Ausbreitung ihres Einflusses kein Ende, und nach einer Kette von Händeln und Verwirrungen, die sie gestiftet, gelang es ihnen wirklich, mit dem Patriarchen von Elkosch einen zweiten Zweig der nestorianischen Kirche, obgleich widerstrebend, unter römische Oberhoheit zu bringen. Seit 1840 ist nun jene aus dem dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammende Felsenwohnung (s. Abbildung) der Sitz des unirt-nestorianischen oder chaldäischen Patriarchen, und in dem Kloster des Rabbi Hormuzd gehen 50 katholische Mönche aus und ein, während der Patriarch der in ihrer Unabhängigkeit beharrenden Nestorianer bei Dschulamerk, einem der unzugänglichsten östlicheren Gebirgsdörfer, wohnt.

Die nicht unirten Nestorianer lebten theils auf türkischem, theils auf persischem Gebiet beinahe völlig abgeschieden von der übrigen Christenheit, als vor 36 Jahren die ersten amerikanischen Sendboten sie besuchten. Unabhängig waren damals auch in politischer Beziehung noch die Bergnestorianer in ihren unzugänglichen Felsennestern;

aber der tiefgewurzelte Haß gegen ihre muhammedanischen Nachbarn, den deren unaufhörliche Raubanfälle beständig nährten, hatte, verbunden mit ihrer Unwissenheit und dem Mangel an aller wahrhaft geistlichen Leitung, sie zu eben solchen Wildlingen gemacht wie ihre kurdischen Feinde, denen sie alles Böse reichlich und überreichlich vergalten. Die Sorge für die immer aufs Neue bedrohte leibliche Existenz seiner Pflegebefohlenen beschäftigte den Patriarchen mehr als die für ihre Seelen, wenn er auch seinen Stutzer nicht sowohl trug, um sich der Kurden, als um sich der im Gebirge hausenden Bären, Wölfe, Hyänen und Wildschweine zu erwehren. Auch einen Bischof konnte man auf feurigem Roß, das Schwert an der Seite und den Hirtenstab in der Hand einherreiten sehen, oder einen andern sich entschuldigen hören, daß die Nothwendigkeit, unaufhörlich über die Sicherheit seiner Heerde zu wachen, ihm nicht gestatte, lesen zu lernen. Dennoch aber glaubte Dr. Grant, den sein Herz vorzüglich zu den Bergnestorianern zog, auf Pisga's Gipfel zu stehen, als es ihm im Oktober 1839 endlich gelungen war, tief im Gebirge auf schwindlichem Pfade eine jener Höhen zu erklimmen, die kein Maulthier zu ersteigen vermag, ja wo selbst der menschliche Fuß stellenweise nur in härenen Sandalen einen Haltpunkt findet, und er nun das Land seiner Sehnsucht in all der wilden Schönheit seiner Schluchten und Tiefthäler überschauen konnte. Hier im Anblick der Heimat von hunderttausend Christen, um welche die Hand des Allmächtigen jene schneebedeckten, himmelhohen Schutzwehren aufgeworfen, die am äußersten Horizont in die Wolken hinaufragten, schweiften seine Gedanken von der traurigen Gegenwart, in der das Lichtlein auf den Altären kaum noch brannte, rückwärts zu den Tagen, in denen nestorianische Missionare das ganze Morgenland durchzogen, und vorwärts zu der seligen Zeit, wo, wie er hoffte, alle diese Schlünde und Felsen vom Lobe Gottes wiederhallen und die Nestorianer zum zweiten Male die Herolde des Evangeliums in Asien werden würden. Er ahnte damals nicht, wie nahe die Schreckenstage waren, in denen jene bisher für unbezwingbar gehaltenen Thäler vom Feinde überfluthet werden sollten. — Der blutigen Fehden müde, die zwischen den kurdischen Emirs unter einander wie zwischen Kurden und Nestorianern kein Ende nehmen wollten, sann nämlich die türkische Regierung auf Mittel, ihre Macht unter den seither nur dem Namen nach unterworfenen Bergvölkern zu befestigen. Indem sie Beder Khan, einem machtlosen und

wenig bekannten, aber stürmischen und unternehmenden Kurdenhäuptling ihren Arm lieh, sich die Emirs um sich her zu unterwerfen, gründete sie durch ihn ihre eigene Herrschaft in der Provinz Butan. Und nun benützte sie ihren Vasallen, der sich mit dem Häuptling der Hakkari-Kurden verband, zur Unterjochung der Nestorianer. So rückten denn im Jahr 1843 die Feinde von drei Seiten vor, und schlachteten unter entsetzlichen Gräueln wohl ein Viertheil der Berg-Nestorianer hin. Aehnliche Auftritte wiederholten sich, als jene 1846 eine Empörung gegen ihre Unterdrücker wagten, und 1849 beim Tode des Königs von Persien. Seit übrigens 1850 die Türken mit ihren eigenen Heeren in Kurdistan einrückten, die Kurden wieder vertrieben, in die Festen Garnisonen legten und dadurch friedliche, gesicherte Zustände herstellten, verschmerzen die Bergnestorianer gerne ihre Unabhängigkeit, und für die Mission unter ihnen sind nun neue Hoffnungen eröffnet.

Zwei Ausläufer des soeben geschilderten Gebirgs umschließen amphitheatralisch die 4300 Fuß über dem Meeresspiegel liegende Hochebene von Urumia (auch Urmy genannt), die im Osten der Silberspiegel des gleichnamigen Sees begrenzt. Durch trefflich ausgebeutete Flüsse und Flüßchen reich bewässert, breitet sie sich — ein wahres Paradies von Fruchtbarkeit — am Fuße der kahlen, baumlosen Berge aus, die nur stellenweise grüne Triften zieren. Auf dem im Ganzen etwa 130 Quadratmeilen fassenden Raum liegen zwischen üppigen Waizenfeldern, Melonenbeeten und köstlichen Wein- und Obstgärten mehr als 300 Nestorianerdörfer versteckt. — Die Stadt Urumia, das alte Thebarma, ist nicht weit vom Mittelpunkt der Ebene entfernt und gleich den meisten Dörfern von Gärten, Obstbaumwäldchen und langen Reihen von Pappeln, Weiden und Sykomoren umgeben. Ein Fremder, der von einem Bergvorsprung auf die schattige Landschaft hinabblickt, hat Mühe zu glauben, daß die drei Millionen Bäume auf derselben sämmtlich von Menschenhänden gepflanzt sind. Und doch ist dem so. — Die Häuser der Stadt sind größtentheils nur aus übertünchtem Lehm gebaut. Unter ihren 25,000 Einwohnern befinden sich 2000 Juden und nur 600 Nestorianer. Zur Befestigung, aber nicht zur Gesundheit des Orts dient eine hohe Lehmmauer mit rings umherlaufendem Wassergraben. — Der von Norden nach Süden 34 Stunden lange und etwa 13 Stunden breite See ist kaum weniger salzhaltig als das todte Meer; seine Ufer sind mit dicken Salz-

krusten bedeckt, die zuweilen in der Sonne wie Diamanten schimmern; in seinen Wassern lebt kein Fisch, aber in den Salzsümpfen an seinem Südende ergehen sich Schaaren von Flamingo's, und auf seinen zahlreichen Inseln nisten Schwärme wilder Enten. An seinem Nordende will man bei niederem Wasserstand wenige Fuß tief unter der Oberfläche schon ein beinahe von einem Ufer zum andern reichendes Riff gesehen haben, womit vielleicht die Sage der Nestorianer zusammenhängt, der Apostel Thomas sei auf seinem Wege nach Indien von Urumia aus quer über den See gegangen. In der Hoffnung, seiner Verdienste dadurch theilhaftig zu werden, kommen auch an einem gewissen Tage des Jahrs große Gesellschaften zum See, um in demselben zu baden. Die warmen Schwefelquellen in der Nähe des Sees sowohl als die Natur der Felsen deuten auf vulkanischen Ursprung, und die Erdstöße, die man zuweilen in Urumia, viel heftiger aber in dem etwa 45 Stunden nordöstlicheren Tebris spürt, zeugen davon, daß das unterirdische Feuer noch immer in Thätigkeit ist. Das Wasser des Sees selbst enthält außer Salz eine große Menge Schwefelwasserstoff, woraus sich vielleicht theilweise das ungesunde Klima der Ebene erklärt.

---

2. Eintritt der amerikanischen Missionare.

Das also ist der Boden, auf dem die Amerikaner ihre Arbeit damit begannen, daß sie im Jahr 1830 die beiden Geistlichen Smith und Dwight zunächst auf eine Untersuchungsreise hinsandten. Diese fanden bald, daß die Mission hier in Wahrheit den Armen das Evangelium zu verkünden habe. Denn einem Perser gegenüber hat ein Nestorianer keinerlei Rechte. Es wird ihm kein Platz im Bazar gestattet, somit ist er vom Handel ausgeschlossen; auch in den Gewerben kann er sich nicht höher hinaufarbeiten als zum Maurer oder Zimmermann. Die Frucht seines Fleißes verzehren gar oft die muhammedanischen Dränger; als die Missionare nach Urumia kamen, konnte ein Nestorianer nur dann ungefährdet anständige Kleider tragen, wenn er sie unter einem Ueberzug von Lumpen verbarg. Ein nestorianisches Haus ist daher auch eine gar armselige Wohnstätte. Gewöhnlich besteht es nur aus einem einzigen großen Gemach, das von Eltern, Großeltern und Kindern zugleich bewohnt wird. Eine Oeffnung im Dach läßt etwas Licht ein und dient zugleich zum Kamin. Der obere

Theil der Wände nnd das Dach sind so mit Glanzruß überzogen, daß man glauben könnte, sie seien schwarz angestrichen und dann gefirnißt worden; Boden, Mauern und das flache Dach, das bei nassem Wetter oft eine Art Kothregen durchsickern läßt, sind von Lehm. Noch schlechter sind die halb unterirdischen Steinwohnungen der Bergnestorianer bestellt, in denen im Winter auch das Vieh bei der Familie Platz findet. — Kein Wunder, daß unter solchem Druck das Volk haufenweise den wohlwollenden Fremden zuströmte und von ihnen Erlösung aus seiner leiblichen Noth hoffte! Mehr als einmal wurden sie auch von Priestern und Diakonen gefragt, ob sie die Zeit nahe glauben, in denen die christlichen Könige die Erde regieren werden, und erst allmählich merkten sie, daß diese irdische Erwartung bei ihnen unserer Hoffnung auf die zweite Zukunft des Herrn entsprach.

Wie in ihrem leiblichen, so fanden die Missionare die Nestorianer auch in ihrem geistlichen Leben in tiefem Elend. „Wenn von frommem Gerede auf wahre Frömmigkeit zu schließen wäre," sagt zwar Miss. Perkins, der nach einem Vorbereitungsjahr in Tebris sich 1835 zuerst bleibend in Urumia niederließ, „hätten wir solcher in diesen Gegenden weit mehr gefunden, als in den gefördertsten Christengemeinden unseres Landes." Wie patriarchalisch klingt nicht schon ihr Gruß: „Gott stärke Dich." Selbst wenn zwei Knaben einander begegnen, ruft der Eine dem Andern zu: „Friede sei mit Dir!" und erhält die Antwort: „Friede sei auch mit Dir." Beim Eintritt in ein Haus ist die übliche Formel: „Gott lasse Dich wachsen und schenke Dir glückliche Tage;" und der Besuch wird mit dem Wunsche empfangen: „Gott sei mit Dir." Für eine erhaltene Freundlichkeit, ja schon für einen Glückwunsch dankt der Nestorianer mit den Worten: „Gott schenke Dir sein Himmelreich." Ebenso bereit sind sie stets, sich auf längere religiöse Gespräche einzulassen. Dabei aber haben sie mit den geschmeidigen Formen ihrer persischen Nachbarn auch manche von deren Lastern, namentlich die des Lügens und Schwörens sowie der unmäßigen Geldgier, angenommen. Einzelne leben auch in Vielweiberei, wozu die bestochenen Bischöfe das Auge zudrücken. Trotz ihren strengen Fasten, die nahezu die Hälfte des Jahrs ausfüllen, ist Unmäßigkeit eine sehr verbreitete Sünde unter ihnen, und die von ihnen ungemein werth gehaltenen, theilweise sehr alten Handschriften des Wortes Gottes sind für die meisten ein todter Schatz. Die Sprache der heutigen Nestorianer ist das Neu-ostsyrische, eine rauhe

mit vielen persischen und türkischen Wörtern vermischte Mundart des Altsyrischen. Beim Gottesdienst wird aber das vom Volke nicht verstandene Altsyrisch gebraucht. Aehnlicher Widersprüche ließen sich noch manche anführen: sie verwerfen den Bilderdienst, aber sie rufen die Heiligen an; sie glauben nicht ans Fegfeuer und beten doch für die Todten; sie haben die richtigen Ansichten vom heiligen Abendmahl, aber auch eine Art Messe. Auf den sittlichen Zustand des Volkes also, in dem auch die Besten wie schwache Kinder mit großer Geduld getragen werden mußten, konnten die Missionare keine Hoffnung gründen; aber die Ehrfurcht der Nestorianer vor dem Worte Gottes, ihre Lernbegierde bei tiefster Unwissenheit und ihre rührende Bekenntnißtreue bot einen schönen Boden, ja einen schon gelegten Grund zum Weiterbauen dar. Perkins sah mit an, wie ein Mann eine grausame Bastonade erduldete, weil er seine Tochter einem Muhammedaner, der nach ihr verlangte, nicht zur Frau geben wollte, und hörte, wie trotz aller Gewaltthaten und Lockungen von persischer Seite unter den Nestorianern solcher Abscheu vor Verläugnung herrscht, daß ein freiwilliger Abfall sehr selten vorkommt. Wie zu allen Zeiten, so erwies sich auch hier Druck und Verfolgung als ein Stärkungsmittel des Glaubens. Perkins sah daher auch in dem muhammedanischen Joch, das auf den Bewohnern der Ebene lastete, eher einen Vortheil für die Mission, während er von der unter den Bergnestorianern wenig hoffte, so lange sie den Launen eines halbwilden und dem Geiste Gottes entfremdeten Volks preisgegeben blieb. Und wie lieblich klang es ihm, wenn auf seine Erklärung, er komme, um ihnen in Verbreitung der heiligen Schrift und in der Errichtung von Schulen behilflich zu sein, Priester und Bischöfe mit zum Himmel gerichtetem Auge sprachen: „Willkommen, bestens willkommen! Gerade das ists, was wir gehofft und um was wir gebetet haben; so hat also der Herr unsere Gebete erhört."

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Mission in Radschputana.

Etliche und dreißig Stunden östlich von Adschmir auf dem Wege nach Agra liegt die Stadt Dschaypur, Hauptstadt des gleichnamigen

Radschputana-Staates. Vor etwa 150 Jahren von dem durch seine wissenschaftliche Bildung, namentlich durch seine astronomischen Kenntnisse berühmten Dschay Sing erbaut, ist sie mit ihren 150,000 Einwohnern eine der schönsten rein indischen Städte. Die Hauptstraße, welche sie von Osten nach Westen in ihrer ganzen Ausdehnung durchzieht, ist 150 Fuß breit und wird von gleich breiten Straßen durchschnitten, an deren Kreuzungen sich ebensoviele Marktplätze befinden. Der in der Mitte der Stadt gelegene Palast besteht aus einer eine Viertelstunde langen Reihe von Prachtbauten, deren Vorderseite 7—8 Stockwerke hoch ist. Im Innern befinden sich mehrere geräumige Höfe; der Audienzsaal ist ganz aus weißem Marmor erbaut und stößt an einen großen, schön angelegten Garten. Der nicht viel über dreißig Jahre alte Maharadscha wuchs unter dem Einfluß der Engländer auf, die während seiner Minderjährigkeit den etwa 1 ½ Mill. Einwohner zählenden Staat regierten. Er ist sehr besorgt für das Wohl seines Volkes und thut, was in seinen Kräften steht, sowohl für die Erziehung desselben als für die Entwicklung der verschiedenen Hilfsquellen des Landes. Stadt und Staat sind den neuesten Nachrichten zufolge nun plötzlich in der unerwartetsten Weise einem weitgreifenden christlichen Einfluß geöffnet worden. Doch wir lassen den im Dienste der unirten presbyterianischen Kirche Schottlands stehenden Missionsarzt Dr. Valentine, der auf dem Wege von Adschmir dort festgehalten wurde, selbst berichten. Sein Name ist uns von früher her (Miss.-Mag. 1864, S. 459) vielleicht noch in Erinnerung.

Dschaypur, 5. Mai 1866.

Sie werden ohne Zweifel erstaunt sein, meinen Brief statt von den Bergen von hier datirt zu finden. Ich traf am 10. April hier ein und wurde von Herrn und Frau Beynon mit großer Güte aufgenommen. Hauptmann Beynon, der englische Agent hier, ist der Sohn eines Missionars (in Belgam), der gegen vierzig Jahre in Indien arbeitete, ohne einen Besuch in der Heimat zu machen; seine Frau eine Tochter des General Lawrence und Nichte des jetzigen General-Gouverneurs. Beide sind lebendige Christen, Lichter in der sie umgebenden Finsterniß. Mein Plan war, nur ein paar Tage hier zu bleiben und dann weiter zu reisen. Den Morgen nach meiner Ankunft jedoch theilte mir Hauptmann Beynon mit, daß im Laufe des Nachmittags die Studenten der Medizin im Palast des Maharadscha ein mündliches Examen bestehen sollen, und ersuchte mich, demselben

beizuwohnen. Ich sagte zu, wurde bei Seiner Hoheit eingeführt, und nach kurzem Gespräch begann die Prüfung. Obgleich ich heftiges Kopfweh hatte, betheiligte ich mich doch bei derselben, und allmählich zeigte sichs, daß ich unter allen Anwesenden der einzige war, der mit Sachkenntniß zu den Studenten sprechen konnte, so daß ich nicht nur in meinem eigenen Namen, sondern auch in dem der übrigen Herren Fragen an sie richtete. Da es ihr Schluß-Examen war, benützte ich die Gelegenheit, ihnen ein paar Worte über die Art zu sagen, wie sie ihren Beruf nicht blos im Blick auf irdischen Gewinn oder Ruhm ausüben sollten. Ich führte ihnen zu Gemüth, daß die Erziehung, die sie genossen haben, ein Geschenk Gottes sei, das Er ihnen nicht zu ihrer Selbstverherrlichung, sondern zum Wohle Anderer habe zu Theil werden lassen. Sie können gewiß nachfühlen, welche Freude es mir war, zu dieser Versammlung zu sprechen. Der Maharadscha war sehr befriedigt, faßte Zuneigung zu mir, drang in mich, meinen Aufenthalt zu verlängern, und nahm mir das Versprechen ab, ihn am andern Morgen zu besuchen und mich von ihm photographiren zu lassen.

Ich kam und er machte selbst die Aufnahme, von der ich Ihnen einen Abdruck beilege.*) Dann erzählte er mir, seine Gemahlin sei seit 8 — 9 Monaten krank und von den eingebornen hakim's und beid's (muhammedanischen und indischen Quacksalbern) aufgegeben. Der Regierungsarzt habe sie auch behandelt, aber wie ihm scheine mit geringem Erfolg. Er bat mich, sie zu besuchen und ihr eine Verordnung zu geben. Ich that es, fand ihren Zustand gerade wie ich mir denselben gedacht hatte, und fieng eine neue Behandlungsweise mit ihr an. Ihr Befinden bessert sich sichtbar. Als ich sie vor etwa drei Wochen zum erstenmal sah, konnte sie sich nicht ohne Hilfe in ihrem Bett aufrichten; jetzt verläßt sie ihr Zimmer und ergeht sich in der Morgen- und Abendkühle in ihrem Garten. Es ist mir dafür viel Lob und Schmeichelei zu Theil geworden; aber ich habe das Lob immer dem Herrn zugeschrieben. Neulich sagte ich zu ihr in der Zenana: wie der Landmann, der den Samen ausstreue, nicht machen könne, daß derselbe keime, weil das Gottes Sache sei, so können auch die Aerzte nur Arzneien geben, und Gott allein eine heilsame Wirkung.

*) Die Kommittee hält diese Photographie für die beste, die sie je aus Indien erhielt.

Doch ich greife vor. Zuerst hatte mich der Maharadscha gebeten, nur noch etliche Tage zu bleiben; Hauptmann Beynon aber merkte bald, daß sie mich länger festzuhalten wünschten, und drang in mich, mir die Sache reiflich zu überlegen. Es öffnete sich da in ganz ungewöhnlicher Weise ein Arbeitsfeld von hohem Interesse. Ich dachte über die Sache nach und bat den Herrn, mir Licht darüber zu geben und meinen Entschluß zu leiten. Der vor mir liegende Wirkungskreis war umfassend und in manchen Beziehungen hoffnungsvoll. Durch niederere und höhere Schulen hat die Bildung bedeutende Fortschritte gemacht, und in Verbindung mit diesen Anstalten steht eine Anzahl intelligenter, in Missionsschulen gebildeter junger Bengalen. Diese Männer haben eine Gesellschaft gegründet, in der sie Gegenstände, wie die Erziehung des weiblichen Geschlechts, die Einrichtungen der Zenana's u. s. w. besprechen — lauter Fragen, die früher oder später eine völlige Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse Indiens herbeiführen werden. Hauptmann Beynon war überzeugt, daß der Radscha mich an die Spitze aller dieser Anstalten stellen werde, wenn ich in Dschaypur bleibe. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie mir's Angesichts all dieser Betrachtungen ums Herz war. Biawar und unsere theure Mission auf der einen Seite, und auf der andern Dschaypur mit seinen 150,000 Heiden! „Biawar, liebes, süßes Biawar," wie unsere holde Marie es zu nennen pflegte. Mein Ehrgeiz strebte nie weiter. Unter unsern lieben eingebornen Christen aus- und einzugehen, bei ihnen in ihren Erdhütten zu sitzen, an ihrer Freude mich mitzufreuen und bei ihren Sorgen mitzuweinen, und wenn des Herrn Zeit käme, auf dem kleinen, stillen Friedhof der Station zur Ruhe gelegt zu werden, das waren meine Gedanken, und um mich herschauend hätte ich sprechen mögen: „Hier ist meine Ruhe, hier laßt mich bleiben; hier bin ich gern." — Aber Dschaypur mit seinen Heiden, mit seinen schönen, noch nicht vom christlichen Geiste getragenen Anstalten, die, recht geleitet, für den ganzen Nordwesten Indiens ein Segen werden könnten?

Unterdessen hatte ich mit dem Radscha einige lange, anziehende Gespräche über religiöse Gegenstände. Er hatte den Wunsch ausgesprochen, ein Exemplar der hl. Schrift zu besitzen und zu lesen. Von Tag zu Tag bekam ich tiefere Eindrücke von der Wichtigkeit dieses Arbeitsfeldes, und Zeit und Umstände schienen dem Missionswerk günstig. Hauptmann Beynon hatte schon Winke erhalten, daß der

Radscha wünsche, ich möge mich bleibend in Dschaypur niederlassen, da aber keine bestimmte Anfrage an mich gelangt war, fühlte ich mich auch nicht zu einer Aeußerung darüber aufgefordert. Doch die Zeit kam, in der ich mich entscheiden mußte; ich entschied mich für die Weiterreise und beschloß, meine Kameele nach Agra zurückzusenden. Da sandte mir der Radscha eine Botschaft durch seinen ersten Minister, der in eigener Person kam, um mir zu sagen, wie gerne der Radscha mich festhalten würde, und daß im Fall meines Bleibens er mir die Leitung der Erziehungs- und Unterrichtsanstalten übergeben würde und ich in allen dieselben betreffenden Angelegenheiten mich direkt an ihn wenden dürfte. Meine Antwort war ausweichend; ich fühlte, welche Verantwortlichkeit ich mit derselben übernahm. Ich betete darüber und sagte endlich für ein Jahr zu, indem ich mein Verhältniß zur Mission, sowie die Ansichten und Zwecke der Missionare offen darlegte. Ich bin hier allgemein als der Padre-Doktor bekannt. Die Akademie und die Erziehungsanstalten sind unter meine Aufsicht gestellt worden und zur Errichtung einer Bibliothek und dem Ankauf physikalischer Instrumente ist bereits die Summe von 10,000 Rupies bewilligt.

Ich habe die Absicht, in verschiedenen Theilen der Stadt und in den benachbarten Dörfern eine Anzahl Schulen, ferner in der Stadt ein großes Hospital und in den Dörfern Heilungsstätten zu gründen. Die hier anwesenden Europäer haben sich zu einer kleinen Gemeinde zusammengeschlossen, deren Gottesdienste nach dem Ritus der englischen Kirche gehalten werden, und zu der ich einige Worte spreche. Mit der Hilfe Hauptmann Beynons sammle ich statistische Notizen, um darüber ins Klare zu kommen, wie wir unsere Erziehungsplane am besten durchführen können. Es sind schon verschiedene Verbesserungen in Angriff genommen worden, die, wie ich hoffe, mit der Hilfe Gottes gute Folgen haben werden.

„Aber wie können Sie erwarten," so höre ich im Geiste Sie fragen, „daß die Kommittee Alles gut heißen wird, was Sie, ohne um Rath zu fragen, auf eigene Verantwortung übernommen haben?" Es ist mir nicht im Traume eingefallen, aus der Mission zu scheiden. Ich bin mit Gewalt in Verhältnisse hineingeführt worden, in denen ich (wenigstens schien mir so) die Hand Gottes mir einen bestimmten Weg vorzeichnen sah, ohne Anweisung, ja vielleicht sogar gegen die Weisung von zu Hause. Ich habe auf eigene Verantwortung so ge-

handelt. Will die Kommittee mir erlauben, ihr auch ferner zu dienen, so wird es mich herzlich freuen. Die Worte: „ihr seid nicht euer selbst", haben mir seit Monaten in die Ohren geläutet, und mein Gebet ist das des Apostels Paulus gewesen: „Herr, was willst du, daß ich thun soll?" Ich glaube, daß Er mich zu einer großen Arbeit hieher gesandt hat; möge Sein Geist mit mir sein und mir durchhelfen." —

Dieser anspruchslosen Erzählung fügt Miss. Robson von Adschmir unter dem 14. Juni bei:

Ende Mai brachte ich eine Woche in Dschaypur zu. Schon lange hatte ich einen Besuch in dieser Stadt beabsichtigt und versprochen, und Dr. Valentine's Aufenthalt dort machte mich nur um so verlangender darnach. Die Hitzvakanz in der Schule verschaffte mir einige freie Zeit. Ich legte den ganzen Weg in zwei Nächten zurück und verweilte den größten Theil des Tages in Dudhu, gerade in der Mitte zwischen Adschmir und Dschaypur. Bei der Schnelligkeit, mit der ich reiste, hatte ich außer in Dudhu keine Gelegenheit, unterwegs zu predigen. Von dem Nutzen aber, den in diesen Gegenden ein reisender Missionsarzt stiften könnte, bekam ich dennoch einen Eindruck. Ich hörte von dem Besuch reden, den Dr. Valentine vor einiger Zeit da gemacht habe, von den Schaaren von Leuten, die sich einfanden, sobald sie hörten, es sei ein Arzt da, und wie dieser ihnen zuerst aus seinem Buch vorgelesen und ihnen dann Verordnungen für ihre Krankheiten gegeben habe. Man nannte einige Fälle, die besonders erfolgreich behandelt worden seien, und versicherte, wenn der Doktor wiederkäme, würden mehr als hundert Personen ihn sogleich aufsuchen.

Dr. Valentine wird Ihnen selbst Alles berichtet haben, und wie er fast gegen seinen Willen festgehalten wurde. Einige Betrachtungen darüber drängten sich mir jedoch unwiderstehlich auf. Stadt und Fürstenthum Dschaypur haben nahezu die vierfache Einwohnerzahl von Stadt und Provinz Adschmir. Der Radscha ist ein Mann, dem es ganz und gar nicht darum zu thun ist, im alten Geleise indischer oder radschputanischer Vorurtheile weiter zu machen. Er macht eifrige Versuche, die Straßen seines Landes zu verbessern und allen Klassen seiner Unterthanen einigen Unterricht zugänglich zu machen. Ich sah in Dschaypur mehrere, eine schöne Zukunft verheißende Zeichen von Leben und Fortschritt. Ueber die Geneigtheit des Radscha und seiner

Unterthanen, das Christenthum zu prüfen, kann ich nicht viel sagen. Es ist Dr. Valentine erlaubt zu bleiben unter der Bedingung, daß er thut, was in seinen Kräften steht, seine Religion auszubreiten, und der Radscha hat ihn auf einen Posten gestellt, der ihm, mehr als jeder andere, Einfluß auf das heranwachsende Geschlecht sichert, indem er ihm die Oberleitung des ganzen Erziehungswesens übertrug. Er hat in Dschaypur selbst eine von etwa 400 jungen Leuten besuchte Akademie unter sich und bekommt alle neu zu errichtenden Dorfschulen zu beaufsichtigen, was für ihn die Veranlassung werden wird, das Land in seiner ganzen Länge und Breite zu bereisen. Als Hofarzt wird ihm überdies das Ohr des Königs immer offen stehen.

Ich sah mit Freuden alle die Gelegenheiten, Gutes zu thun, die sich ihm darbieten, und hoffe, die Kommittee werde ihn als unsern Arbeiter in Dschaypur anerkennen. Er kann der Mission in der ihm vom Radscha anvertrauten Aufgabe, er kann ihr aber auch in freier Weise dienen. So lange ich bei ihm war, hatte er im Vollauf übrige Zeit, die er auf direkte Missionsarbeit verwendete. Für Andere wäre es vielleicht jetzt noch nicht rathsam hinzugehen, aber ich hoffe, daß wir in kurzer Zeit eine große Anzahl Arbeiter auf diesem Felde haben werden. —

Ein dritter Missionar endlich, Shoolbred, spricht sich darüber in einem vom 1. Juni datirten Schreiben folgendermaßen aus:

Es gibt Zeiten, in denen Gottes Vorsehung vor einem Manne eine weite Thüre und eine große Laufbahn erschließt und ihn zugreifen heißt, ehe die Gelegenheit für immer vorbei ist. Solch eine Gelegenheit ist unserm theuren Bruder geschenkt worden; hätte er sie durch Unentschlossenheit oder Zögern versäumt, so wäre sie vielleicht nie wiedergekehrt. Der Radscha, dessen Herz durch die glückliche Kur, die unter Gottes Segen mit seiner Gemahlin vorgenommen wurde, erweicht und gewonnen war, bat ihn zu bleiben, bot ihm die Oberleitung aller Unterrichts- und Heilanstalten an, und willigte ein, seine Dienste als die eines anerkannten Dieners unserer Missionsgesellschaft anzunehmen. Das war ein zu großer Wirkungskreis, um müßig versäumt zu werden; es galt vielmehr das Sprichwort anzuwenden: „Man muß das Eisen schmieden, so lange es heiß ist;“ und ich denke, unser Bruder hat wohl daran gethan, die ganze Verantwortlichkeit seines Entschlusses allein zu übernehmen, und sich damit

der liebevollen Nachsicht der Kommittee und der Brüder zu empfehlen. Was uns zu thun bleibt, ist wie mir scheint, seinen Schritten auf einem anerkannt schweren, von vielen Schlingen und Gefahren umgebenen Pfade mit dem inbrünstigen Gebete zu folgen, daß der Herr ihn auf demselben leiten, stärken und mit Seinem Segen begleiten wolle, und unsererseits durch unsere Mittheilungen den Keil, dessen Spitze so wunderbar nach Dschaypur hingetrieben worden ist, vollends hineinzuschlagen.

Ich brauche kaum zu sagen, wie sehr wir Alle unsern geliebten Bruder hier vermissen werden, und wie tief wir aus rein persönlichen Gründen seine Abwesenheit bedauern. Aber dennoch sehen wir ihn freudig dem Werke folgen, zu dem er berufen wurde, und richten unsere Blicke heimwärts nach der Kommittee, damit sie, soweit das möglich ist, die in unserm Kreis entstandene Lücke ausfülle, indem sie in möglichster Eile weitere Missionare aussendet. —

Diese Nachrichten bewogen die Kommittee, den Beschluß Dr. Valentine's zu billigen, und ihm, indem sie ihn noch mit Freuden zu ihren Missionaren zählt, für ein Jahr dem Maharadscha von Dschaypur zu überlassen, in der Hoffnung, daß dadurch dem Evangelium in diese wichtige Provinz der Weg gebahnt werde.

(U. P. Miss. Record.)

Missions-Zeitung.

Die Hungersnoth in Orissa.

Immer entsetzlichere Berichte laufen über die Hungersnoth in Orissa ein. „Seit ich Calcutta verließ," schreibt ein Correspondent, „habe ich überall nur Eine Geschichte gehört. Meine Palankinträger, Eingeborne von Balasor, erzählten mir zuerst, und jede Seele, die aus jener Gegend kommt, bestätigt es, daß ungefähr zwei Drittel der Bevölkerung in jedem Dorf in der Nähe von Balasor und dem angrenzenden Distrikt von der seit dem Monat März ausgebrochenen Hungersnoth weggerafft worden sind. Und doch wollen die Beamten des Landes nichts davon wissen! Ich bin versichert, daß die Vorboten der drohenden Noth sich schon im Dezember und Januar zeigten." In einem andern Blatte heißt es: „In allen Dörfern war die Stimme des Klagens und Trauerns, und jeden Weg entlang ein Geschrei bitterer Todesnoth; ein ganzes Volk starb in unsäglichem Elend dahin, und dennoch dauerte, ja dauert bis auf diesen Tag das System volkswirthschaft-

licher Sparsamkeit fort, als ob nicht jeder Verhungerte den Staat auch um seinen Antheil an den Abgaben ärmer machte. . . Mißgriffe verschiedener Art, worunter die Zusendung von Schiffen ohne die nöthigen Vorkehrungen, sie den Fluß hinauf zu bugsiren, und der Unfall eines Schiffes, das des Sturmes wegen nicht landen konnte, hatten zur Folge, daß die endlich begonnene Zufuhr von Reis wieder eine Zeit lang aufhörte und die armen Eingebornen sich mit 500 Säcken gemeinerer Kornarten begnügen mußten. Diese Nahrung verursachte eine allgemeine Diarrhöe, welche abermals viele Hunderte wegraffte. Schon vorher war die Sterblichkeit groß genug; jetzt ist der Mahānadifluß mit Leichen bedeckt, und an seinen Ufern liegen die verwesenden Opfer des Hungers in solcher Menge umher, daß sie die Luft verpesten. Menschen und Thiere meiden den Fluß; die Kapitäne der Dampfboote weigern sich, ihn noch hinaufzufahren; den Alligators sogar wird die schreckliche Speise zum Ekel, mit der seine Fluthen sie überschwemmen." Fällt ein Regen, so stürzt alles über die Lachen her, um fortgeschwemmte weiße Ameisen heraus zu fischen und zu verzehren. Die abgemagerten Gestalten kämpfen um diese Nahrung, fallen hin und sterben. Gras und Blätter werden allgemein verzehrt. Der Sekretär der zur Unterstützung der Nothleidenden zusammengetretenen Hilfsgesellschaft kann nun zwar berichten, daß in der Woche vom 18. — 25. September nicht weniger als 32,505 Personen, die noch zu leichter Arbeit fähig waren und solche leisteten, und 170,024 zu jeder Arbeit Untüchtige unterstützt wurden; dennoch aber belief sich auch in jener Woche die amtlich ermittelte Zahl der Verhungerten auf 818 Seelen; auf 300 Seelen des Tags berechnen sie die Kundigen. Mehr als 400,000 Menschen sind dem Hunger erlegen, auf ⅓ der ganzen Bevölkerung (ja die Hälfte in etlichen Districten) berechnet den Verlust ein kundiger Beamter: jedenfalls eine viel schauerlichere Heimsuchung, als je in diesem Jahrhundert eine über Indien kam.

Aus dem ebenso hart wie Balasor betroffenen Katak schrieb schon unter dem 31. August Miss. Buckley: „Die Hand des Herrn liegt sehr schwer auf Orissa; es ist eine Zeit der Demüthigung für uns, in der wir Sein Angesicht ernstlich suchen und um die Hilfe schreien müssen, die nur Er uns senden kann. Die Berichte, die wir vom Lande erhalten, sind der traurigsten Art. Mütter haben ihre Knäblein um eine Handvoll Reis oder um einen Schoppen Milch verkauft, und sind, nachdem sie die Milch getrunken, todt umgesunken. Ganze Familien sind ausgestorben; in manchen Bezirken stehen Dörfer nahezu verödet. In einem Hause fand ein Besuchender keinen Bewohner mehr; in einem andern waren von 7 — 8 Personen 2 oder 3 arme, sieche Geschöpfe übrig geblieben: ein drittes stand wieder leer. War einer seiner früheren Bewohner dem Hungertod oder der Cholera entgangen, so hatte er sich wahrscheinlich an einen Ort

geflüchtet, wo mehr Aussicht auf Hilfe war. Vor einem Monat belief sich die Zahl der allein im Katak-Distrikt in einer Woche Gestorbenen auf 3000, einigen Berichten nach sogar auf 4000. Damals hoffte ich einige Linderung der Noth, die wirklich eingetreten ist, aber wie ich glaube nur in Folge der großartigen Unterstützungen, die jetzt einlaufen; würden diese unterbrochen, so stünden ohne Zweifel die Sachen schlimmer als je. Unsere anderweitigen Hoffnungen sind sämmtlich getäuscht worden. Die Regenzeit hat angefangen und dauert in erwünschter Weise fort: der Fluß ist offen und Boote mit Getreide können von Sambalpur und noch westlicheren Plätzen herabkommen, aber die Zufuhr, die wir auf diesem Wege hofften, ist nur in geringem Maße eingetroffen. Ich sehe keine Aussicht auf anhaltige, allgemeine Hilfe, bis die nächste Ernte im Dezember eingebracht ist. Möge Gott in Seiner Gnade uns eine reichliche schenken."

Von dem noch südwestlicheren Russellkonda endlich berichtet Missionar Goadby außer von der Hungersnoth auch von der Gluthitze des verflossenen Sommers, an die keine seiner seitherigen indischen Erfahrungen auch nur von ferne grenzte. Kleidungsstücke und Geräthschaften glühten im Schatten, wie wenn sie stundenlang der Sonnenhitze eines englischen Sommers ausgesetzt gewesen wären. Einmal fielen auf dem Heimweg aus der Schule zwei Knaben todt nieder. Abgemagerte, geisterhafte Gestalten wanken auch dort um die Bazars und Reisläden her und haschen gierig nach jedem Körnlein, das sie finden. Moose, gestoßene Obstkerne, Blätter, Gras, Regenwürmer und Schnecken müssen Vielen zur Nahrung dienen. Auch die Mutterliebe wich dem Selbsterhaltungstrieb. Schaudernd sah Goadby bei einer Reisaustheilung eine Mutter ihren verhungernden Kindern nur einige Körnlein geben und alles Uebrige selbst verschlingen. Das letzte der armen Kleinen ist nun in das Missionswaisenhaus aufgenommen, das sich leicht mit Hunderten füllen würde, wenn die Missionare die Mittel zu ihrem Unterhalt hätten. Daß Mütter ihre Kinder um etliche Kreuzer verkaufen, ist etwas Alltägliches.

Entsetzlich ist auch, was von Calcutta verlautet, daß die öffentlichen Dirnen der Stadt nun ganze Haufen von Mädchen zusammenkaufen. Auch sonst nährt sich die Bosheit der Menschen von dem Jammer der Brüder; die Fässer und Säcke werden unterwegs bestohlen und auf jede Weise vermindert. Freilich ein Pfund Reis kostete zuletzt 1/3 Thaler! Der Gouverneur von Bengalen aber, Herr Beadon, scheint durch Kränklichkeit verhindert, selbst an Ort und Stelle zu sein, um in Person nachzusehen, daß durch die ungeheuren Beiträge auch wirklich geholfen werde.

Ueber die Hungersnoth in Orissa laufen immer neue Trauerberichte ein. So schreibt Miss. Buckley unter dem 14. September aus Katak:

„Die Angst wuchs, bis im April die Theurung zur Hungersnoth wurde, und zwar zu einer, so weit unsere Kenntniß reicht, in diesem Lande in solchem Grade nie dagewesene Hungersnoth. Außer in Verbindung mit der Belagerung von Jerusalem habe ich auch nie so haarsträubende Dinge gelesen oder gehört, wie ich sie in dieser Zeit des Jammers mit ansah. Tag für Tag haben wir unsere Arbeit inmitten der Hilferufe und flehenden Bitten armer verhungernder Geschöpfe fortgesetzt, zu deren Unterstützung wir nur wenig thun konnten, und die in vielen Fällen schon zu elend waren, um Hoffnung auf ihre Wiederherstellung zu lassen. Waisenkinder wurden sterbend vor unsere Thüre gebracht; Viele, die wir aufnahmen, waren schon zu nahe am Hungertod, um durch Arznei und Pflege wiederhergestellt zu werden, und starben nach wenigen Tagen weg. Zarte Frauen, die wir in unserer Veranda liegend fanden, haben mit herzdurchdringendem Geschrei um Reis oder um Geld gebeten, um solches zu kaufen. Zwei Fälle von Menschenfresserei sind bekannt geworden. In dem einen war die betreffende Person wahnsinnig; im andern aß ein Kind, das einige Tage darauf selbst starb, geröstete Stücke von der Leiche seines Vaters. Mütter haben ihre Kinder auf dem Düngerhaufen liegen und da sterben lassen, oder sie um etliche Groschen verkauft. Ein einziger Sohn wurde in dieser Weise um eine Maaß Milch verkauft; die Mutter leerte den Topf, gab ihr Kind her, machte noch einige Schritte und sank todt nieder. Sterbende und Todte lagen in den Straßen umher, obgleich das hier in Katak nicht so oft vorkam wie in Balasor und einigen andern Städten. In Puri war es etwas Gewöhnliches, daß die Polizei Morgens in den Straßen und Gassen 70—80 Leichen fand. Im Katak-Distrikt wurden von einer Woche 3000 Todesfälle durch Hunger und Seuchen berichtet, und man glaubt allgemein, in Balasor und Puri sei die Noth noch größer gewesen als hier. In einigen Gegenden ist es jetzt schwer zu reisen, weil man beinahe keine Träger mehr findet. Von ganzen Familien ist kein einziges Glied übrig geblieben; Dörfer stehen nahezu verlassen. Die Sterblichkeit hat einen erschreckenden Grad erreicht. In Ermanglung genauer statistischer Angaben fürchte ich mich, Zahlen zu nennen; aber gewiß sind Hunderttausende dem Hunger und den Seuchen zum Opfer gefallen. Inmitten dieser Jammerscenen ist es unser Trost gewesen, in der köstlichen Gewißheit zu ruhen, daß der Herr im Regimente sitzt, und zu hoffen, daß Er durch diese furchtbaren Strafgerichte das Kommen Seines Reichs, um das wir täglich bitten, fördern will. Unsere Sorge um die eingebornen Christen und um unsere Schulkinder war oft sehr groß, aber seit die Regierung in diese Provinz Reis gesandt hat, sind uns die immer noch bedeutenden Kosten zur Fortführung unseres Werks wesentlich erleichtert worden. Es gefiel Gott, in der Zeit der größten Noth Freunde zu erwecken, die uns hal-

sen, so daß unsere Waisenhäuser fortbestanden, und Hunderte eingeborner Christen, die sonst hätten verhungern müssen, von uns gespeist werden konnten. Auch für die armen Hungernden, die vergeblich zu ihren Göttern um Hilfe schrieen, konnten wir Einiges thun. Die Regierung hat sich überdieß verpflichtet, die uns zugesandten Waisenkinder zu erhalten. Doch sind unsere Prüfungen nicht zu Ende; drei schwere Monate liegen noch vor uns. Ach, möge es Gott gefallen, uns im Dezember eine reichliche Ernte zu schenken. Das wäre die größte Erleichterung, die uns werden könnte; aber Orissa wird noch Jahre lang unter den Folgen dieser furchtbaren Heimsuchung zu leiden haben."

Nach der niedersten Berechnung ist ein Viertheil der Bevölkerung Orissa's dem Hunger und seinem Gefolge erlegen!

Der Gouverneur von Bengalen, Sir Cecil Beadon, halte Monate lang mit seinen Maßregeln gezögert und die Privatwohlthätigkeit eher gehemmt als ermuthigt. Es scheint, er trug sich immer mit der Hoffnung, es werde nicht zum Schlimmsten kommen, gerade wie er im Jahr des großen Aufstands den neueingetretenen Lord Canning bewog, in einer Proklamation zu erklären, die Unruhen werden in einigen Wochen gedämpft sein. Noch am 23. Aug. schrieb er dem Vicekönig, voraussichtlich werde die Sommerernte zur Nahrung Bengalens reichen, bis die Haupternte (des Decembers) reif sei; gewiß aber werden durch diese Ernte die Preise um 50—100 Procent zurückgehen. Soviel sei außer allem Zweifel, daß diese — nach allgemeiner Ueberzeugung — „reichlich ausfallende Ernte der Noth abhelfen und alle Furcht zerstreuen werde. In 14 Tagen werden wir sicherer hinaussehen; scheint es dann nöthig, die Unterstützungen auch nach September noch fortzuführen, so werde ich die Calcutta Committee unverweilt ersuchen, nicht blos in Indien, sondern auch in England um weitere Hilfe sich umzuthun." — Der Regen kam nun nur zu reichlich und ein großer Theil der gehofften Ernte gieng durch Ueberschwemmung zu Grunde. Die Noth stieg furchtbar. Durch Telegramme hat dann der indische Minister den Vicekönig ermächtigt, nach Bedürfniß Gelder vorzustrecken.

Der Fehler ist aber besonders in dem Schlendrian früherer Verwaltungen zu sehen. Sir Arthur Cotton, der große Ingenieur, der 45 Jahre lang für Bewässerung in Indien überaus eifrig gearbeitet hat, gibt eine eingehende Beschreibung des Nothstandes, unter dem Indien leidet. „Solche Hungersnöthen kommen vielleicht alle zehn Jahre in einem oder dem andern Theile Indiens vor, und einige davon sind fürchterliche Heimsuchungen geworden. Besehen wir einen der 130 Distrikte, aus denen das jetzige Indien besteht, Guntur. Es hatte im Jahr 1831 eine Bevölkerung von 512,000 Einwohnern, im Jahr 1833 nur 255,000 — Verlust durch Hunger 257,000! Im Jahr 1838 zählte man erst 300,000 Einwohner, da die Ausgewanderten nun zurückgekehrt waren, und im Jahr 1850 endlich

570,000. Man darf also anehmen, daß 200,000 Seelen durch den Hunger hinweggerafft wurden, ausschließlich der vielen Tausende im nahen Reiche Haidrabad. Ebenso sind 1860 im Nordwesten mehr als 200,000 Menschen Hungers gestorben. In diesem Jahr der Gnade 1866 hat man in einem Amte wöchentlich 2500 Todte gezählt, und in den Straßen der Stadt Balasor an Einem Morgen 900 Leichname aufgefunden. Wie viele aber vom Ganges bis nach Madura hinab in den betroffenen 30—40 Distrikten sterben, läßt sich nie berechnen. Der Verlust an Geld belief sich 1833 in Guntur auf 22½ Millionen Rupies, 1860 im N.W. auf 32½. Was aber die Regierung an Ansehen verloren hat, läßt sich nie berechnen.

„Abhilfe kann nur in Einer Weise geschafft werden, — durch Bewässerung. Guntur hat einen herrlichen Fluß, der das ganze Land mit nie fehlenden Ernten bereichern könnte, wenn man das Wasser nicht so lange hätte ins Meer laufen lassen. Der Verlust an Einkünften durch Eine solche Hungersnoth ist aber für die Regierung größer, als der Aufwand, den die herzustellenden Kanäle kosten würden. Am Godawarifluß hat man solche Kanäle für fünf Millionen Rupies gegraben, die eine Million Morgen Lands bewässern und jenen Distrikt der Sorge vor solchen Heimsuchungen überheben, ja noch 50 und 100 Procent Ertrag abwerfen."

Zugleich erhellt jetzt, daß die einträglichen Baumwolleernten während der Dauer des amerikanischen Kriegs die Bauern Indiens mit einer solchen Lust nach Geld bezaubert hatten, daß sie ungeheure Strecken der Getreidekultur entzogen, um dafür Baumwolle zu pflanzen. Während man aber in dieser Weise Erzeugnisse für die Ausfuhr mehrte, vergaß man für die nöthigen Nahrungsstoffe zu sorgen, daher die Kornpreise fast in ganz Indien sich zu einer durchaus abnormen Höhe steigerten. — Die nördlichste Provinz von Madras, Gandscham, die gleichfalls schwer heimgesucht war, ist durch die zweckmäßigen Maßregeln des Gouverneurs vor größerer Sterblichkeit bewahrt worden. Doch sind auch dort wohl 2000 Personen Hungers gestorben; und viele Waisenkinder werden an protestantische und katholische Missionen abgegeben. Mit Betrübniß sahen Europäer überall das unbeschäftigte fette Vieh ungestört herumwandeln, neben Leichengestalten, die doch lieber sterben, als Hand an einen Ochsen oder eine Kuh legen wollten; doch kam es häufig vor, daß Landleute ihren Ziegen wieder und wieder Blut abzapften und dasselbe tranken. Dankbar wurde allenthalben die Hilfe der Regierung anerkannt und man hörte sogar den Ausruf: es ist kein Gott außer dem Sarkār (die Regierung).

[Indische u. engl. Zeitungen.]

Vom Kaplande.

Zu Anfang des Jahrs 1866 reiste der treffliche Miss. Tiyo Soga von Emgwali in britisch Kaffraria, selbst ein bekehrter Kaffer, der in Schottland zum Prediger gebildet worden war, nach der

Kapstadt, um zu sehen, ob er dort durch eine Luftveränderung, möglichste Ruhe und ärztlichen Rath unter Gottes Segen nicht Heilung von einem schmerzlichen Halsleiden finden könnte, das ihn seit zwei Jahren befallen hat. In einem vom 11. Juni datirten Brief kann er bereits von einiger Besserung sprechen, die ihm erlaubte, auch dort nicht ganz müßig zu sein. Wir entnehmen diesem Schreiben einige Stellen über seinen dortigen Aufenthalt und seinen Verkehr mit den weißen Brüdern, die uns zeigen mögen, was doch aus einem Kaffer werden kann.

„Ich wohne hier bei H. G. Morgan, dem einzigen Prediger der presbyterianischen Kirche in dieser Stadt, der mir mit seiner Familie viel Liebe erweist. Es thut mir nur leid, daß ich ihm von seiner Arbeitslast nichts abnehmen kann, indem ich für ihn predige. Es würde mich sehr verlangen, seinem einflußreichen Zuhörerkreis unser Missionswerk an der Grenze ans Herz zu legen; aber ich darf jetzt noch nicht anhaltend sprechen. Ich fühle seit meiner Ankunft hier, und seitdem ich mit Christen der verschiedensten Benennungen in Berührung gekommen bin, die nichts von unserem 300 Stunden entfernten Arbeitsfeld wissen, daß mir hier eine schöne Gelegenheit zu Theil wird, etwas für die Sache Christi zu thun. Meine persönlichen Verhältnisse machen Viele begierig zu hören, was ich über diese große Frage zu sagen habe. Diese Theilnahme trat kürzlich bei zwei sehr lieblichen Veranlassungen zu Tag.

„Kurz nach meiner Ankunft machte ich die Bekanntschaft des bekannten Botanikers Dr. Brown, und seiner vortrefflichen Gattin. Selbst von warmem Missionseifer beseelt, führte diese mich in einen Kreis christlicher Frauen ein, die an ihren Bestrebungen Theil nehmen, um mit ihnen eine vertrauliche Besprechung über das Missionswerk in Kaffraria zu haben. Diese Zusammenkunft gewährte mir große Freude. Es waren etwa 25 Frauen anwesend, als deren Sprecher Dr. Brown verschiedene Fragen an mich richtete, auf die ich wohl eine Stunde lang zu antworten hatte.

„Die zweite Einladung wurde mir gleich bei meiner Ankunft von einem Verein christlicher Jünglinge zu Theil, die mich baten, ihnen, sobald meine Gesundheit es erlaube, einen öffentlichen Vortrag zu halten Vor einer Woche nun hielt ich vor einer dicht gedrängten Versammlung eine Rede über 'einige jetzt vorherrschende Zeitanschauungen in Betreff der Religion.' Dieser Vortrag wurde, so schwach er ausfiel, ungemein günstig aufgenommen. Missionare wie Geistliche müssen zuweilen zeigen, daß sie auch andere Fragen behandeln können als die, bei denen sie zunächst betheiligt sind. [Tiyo Soga sandte eine Abschrift des Vortrags an die Committee, die darin eine ansprechende, klare und kräftige Abhandlung über die wichtigsten Arten des Glaubens und des Unglaubens erkennt.]

„In der Kapstadt selbst und in ihrer Umgebung habe ich treffliche Männer aller christlichen Benen=

nungen kennen gelernt. Fast am besten gefiel mir ein Schullehrer der englischen Kirche, so innig und zart war sein Christenthum. Ich bin auch in eine köstliche Gemeinschaft getreten mit den Geistlichen verschiedener Kirchen, die seit 25 Jahren alle 14 Tage zu einer Gebetsversammlung zusammenkommen. Die erste dieser Versammlungen, der ich anwohnte, werde ich nie vergessen; bis heute klingt die Erinnerung an diese selige Stunde in meiner Seele nach. Die Geistlichen der holländisch-reformirten, der presbyterianischen, der wesleyanischen, der Independenten- und zuweilen auch die der englisch-bischöflichen Kirche kommen hier brüderlich zusammen. Man sagt, und ich glaube das vollkommen, daß die lieblichste Eintracht unter ihnen herrscht."

(U. P. Ch. Miss. Record.)

Missions-Literatur.

C. G. Barth, Dr. th., nach seinem Leben und Wirken gezeichnet von K. Werner. 2r Band. Calw 1866. (Preis 1 fl. 12 kr.).

Dieser zweite Theil der trefflichen Biographie des sel. Barth, der uns seine Möttlinger Zeit, die Jahre 1824—38 schildert, hat für den Missionsfreund ein besonderes Interesse. Wir sehen hier die Anfänge all der vielverzweigten Thätigkeit, in welcher der unvergeßliche Mann seine Kraft verzehren sollte. Wir begegnen ihm auf den Basler Festen, besuchen ihn auf seinem Arbeitszimmer, wo er mit Missionaren korrespondirt und aus ihren Briefen sein Calwerblatt zusammenbaut, erfahren, wie er selbst auch Jünglinge für den Missionsdienst gewinnt, treffen an seinem Tische mit zurückgekehrten Missionaren zusammen oder lauschen seiner gewichtigen Stimme über die bedeutendsten Fragen, welche damals die Missionswelt bewegten.

Man hat sich schon über die Weitläufigkeit des Werks aufgehalten und sogar von einer Menschenvergötterung reden wollen. Es ist wohl möglich, daß sich das Leben des Mannes auch kürzer und bündiger hätte schreiben lassen; aber daß gerade die Ausführlichkeit der Erzählung auf eine Vergötterung des Menschen hinauslaufe, wird keiner behaupten, der sie wirklich gelesen hat. In kurzem engem Rahmen läßt sich wohl ein solches Bild idealisiren; dagegen ist durch das gewissenhafte Eingehen auf Einzelheiten im Voraus dafür gesorgt, daß die dem Original anklebenden Mängel nicht verborgen bleiben. Andrerseits ist der Verfasser schon getadelt worden, daß er sich des Urtheils über allerhand bedenkliche Punkte doch allzusehr enthalte. Für den aufmerksamen Leser aber enthält der Gang der Ereignisse

selbst ein unverkennbares Gottesurtheil. Denn der merkwürdigste Abschnitt unseres Bandes ist doch wohl der, welcher den Heimgang Osianders erzählt und uns einen Blick in die Folgen dieses Todes eröffnet; wie nämlich Barth, von diesem Schlag im Innersten getroffen, alsbald am Herzen erkrankte und ihn sich nur „als eines der größten Räthsel in der Regierung Gottes" (S. 296) gefallen lassen konnte. Kein Christ kann sich in jene wahrhaft tragische Situation hinein versetzen, ohne davon mit erschüttert zu werden; über welche Menschlichkeiten aber damit ein Gericht ergieng, wollen wir uns einigermaßen deutlich zu machen suchen, um so mehr, da sie mit der Mission im innigsten Zusammenhange stehen.

Der alte Goßner sagte einmal: Auf den lieben Gott kann man sich eben gar nicht verlassen! Der geübte Christ merkt schon, wie das zu verstehen ist: nämlich man kann sich nicht darauf verlassen, daß Er thut, was Seine treusten Knechte für Seine Gedanken gehalten haben. Das mußte auch der theure Barth durch schwere Leiden lernen. Das vorliegende Werk zeigt uns auf mancher Seite, mit welchen Hoffnungen sich die beiden Freunde, Barth und Osiander, trugen. Letzterer ist ganz erfüllt von der hohen Bestimmung Israels (S. 171); welch große Erwartungen Barth in dieser Beziehung hegte, erhellt schon aus dem ersten Band, wird uns aber im zweiten genau entwickelt. Daß die Apokalypse in Würtemberg seit hundert Jahren zu Haus ist, scheint ihm ein Segen, der Würtemberg vor allen andern Ländern auszeichnet und gegen den die einzelnen Verirrungen auf das Extrem in keinen Betracht kommen (166). Wohl bescheidet er sich, in Betreff der Zeit nicht sicher hinauszusehen, aber was Alles geschehen soll und in welcher Aufeinanderfolge, ist ihm gewiß. Alles hängt vom Tempelbau in Jerusalem ab (196); glaubige Israeliten unternehmen diesen und richten einen jüdisch-christlichen Gottesdienst ein (204); das Opfern im Tempel kommt wieder in vollen Gang (195). Dazu dient das Auftreten der zwei Zeugen, während zugleich sich der Mensch der Sünde erhebt, das Papstthum wieder emporbringt ꝛc. (204). Von diesem Augenblick an sollen sich bis auf den Tag gewisse Berechnungen anstellen lassen (196). Daher richtet sich nun der Blick der Hoffnung nach dem Morgenland, aufmerksam wird jede Gährung unter den Juden verfolgt (216), die offenbarsten Einleitungen zur großen Entscheidung werden in Kurzem erwartet (217); ein Bergungsort für die Christen wird am Kaukasus gesucht und Ruß-

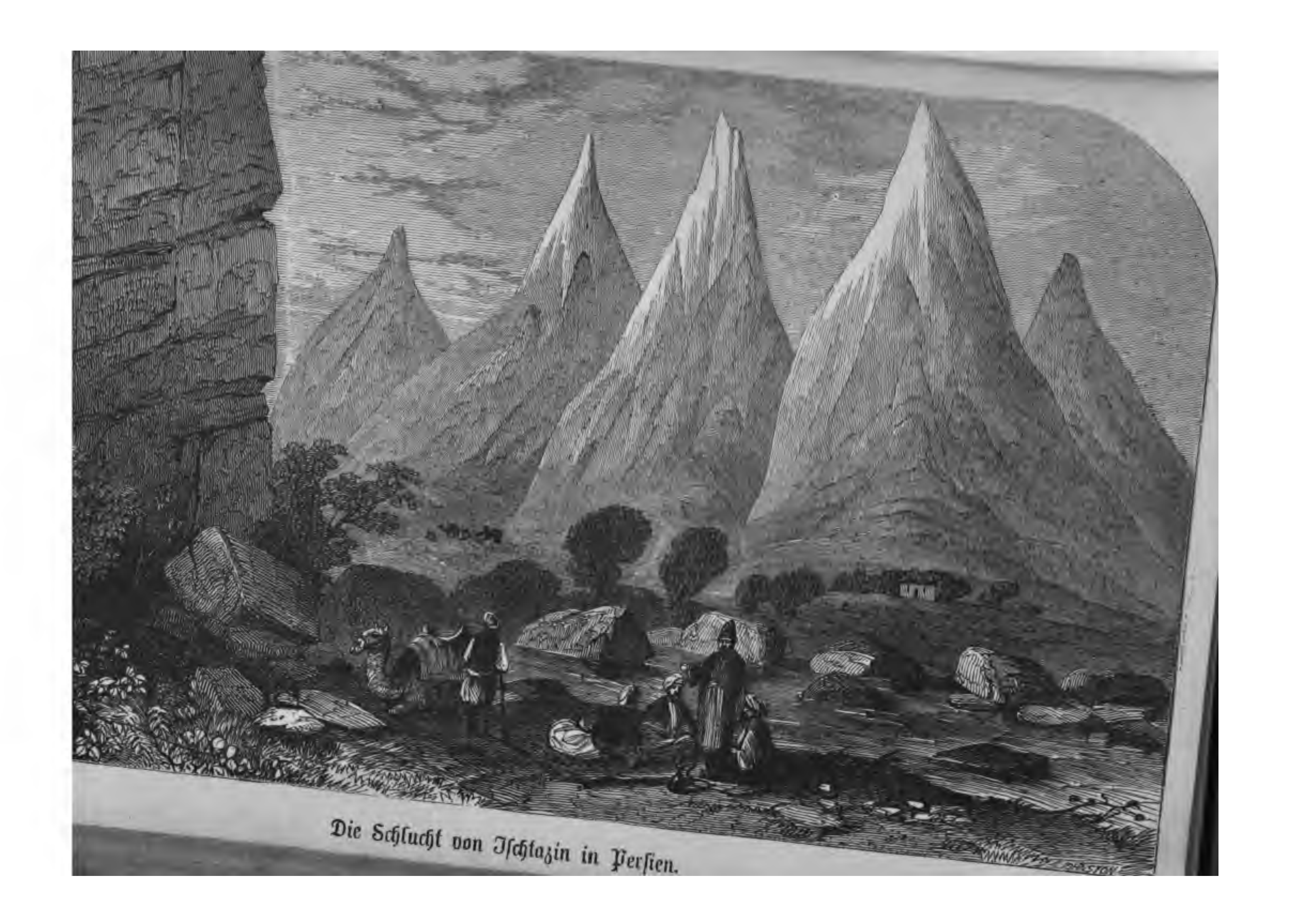
land für das Reich gehalten, über welches sich die Macht des Antichrists nicht erstrecken darf (219). Selbst über die Personen der zwei Zeugen tagt es ihm mehr und mehr, wie das überschwengliche Lied S. 24 merken läßt. Aber auch die Zeit dieser Entscheidung wird wenigstens so weit berechnet, daß einem Jüngling, der im Jahr 1831 sich auf den Missionsdienst vorbereitet, erklärt werden kann, daß er gewiß nicht mehr nach Indien kommt (S. 181. Hier ist L. 13 v. u. statt 1834 das Jahr 1831 zu lesen).

Was sollen wir zu dem Allen sagen? Die Beschäftigung mit der Offenbarung war gewiß kein Fehler, aber die Gewißheit, für das Einzelne die rechte Deutung gefunden zu haben, war eine Selbsttäuschung. Daß solche Selbsttäuschungen trotz allem Gebet um Gottes Beistand beim Forschen in der h. Schrift entstehen, sich festsetzen und neben allem Licht, das der Verlauf der Dinge in einem Menschenalter darüber verbreitet, mit dem innern Leben des redlichsten Jüngers so verwachsen können, daß erst der leibliche Tod ihnen ein Ende macht, das ist eine unläugbare, warnungsreiche Thatsache, welche das Leben dieses guten Mannes uns mit lauter Stimme predigt. Ferne sei von uns der Gedanke, ihn darob richten zu wollen; richten wir vielmehr uns selbst, damit die laute Warnung wenigstens an uns ihre Wirkung nicht verfehle. Es ist schon oft geklagt worden, daß auch dem Betrieb der Mission etwas Ungesundes, Unreales sich anhänge. Wir können es mit den Händen greifen, wie die Gedanken und Entschlüsse älterer Missionsfreunde allzu abhängig waren von apokalyptischen Ansichten. Entwickelte sich dadurch in ihnen eine besondere Innigkeit und Brünstigkeit des Glaubenslebens, eine wirklich überirdische Geistesrichtung, so kam doch auch unvermerkt ein irdischer Beigeschmack dazu. Derselbe tritt nunmehr in widerlicher Weise zu Tag in dem groben und feinen Mormonismus unserer Zeit, d. h. in dem Prahlen mit der besonderen Erkenntniß der Weissagung, und dem Streben, dieselbe mit unsern Großthaten zu verwirklichen. Er klebt aber auch noch manchem der bescheidenen Jünger an, die wohl wissen, daß unsere Aufgabe nicht ist, die Weissagung zu verwirklichen, sondern allein, das Gebot Jesu Christi erfüllen, sintemal es sich von selbst versteht, daß wir so gut wie die Juden (Apg. 13, 27) die Stimmen der Propheten einmal irgendwie erfüllt haben werden, ob wir nun gehorsam waren oder nicht. Ueben nicht bloße Namen, wie Israel, Jerusalem &c. auf weite Kreise der Glaubigen eine unerklärliche Macht aus, welche auch

ihr Handeln in bedenklicher Weise beeinflußt? Es ist ja gut, wenn auch in Jerusalem das Evangelium verkündigt wird; warum aber sollten wir dort größere Frucht davon erwarten als anderswo? Den wenigen Aussätzigen in Jerusalem wird ein Haus gebaut, nach den Listen der Beiträge zu schließen, ein geräumiges; warum sollen sie so gar viel voraus haben vor den zahlreichen Aussätzigen der Tropenländer? Wie wird so reichlich geholfen, wenn einige tausend Juden und Muhammedaner in Jerusalem Hunger leiden; warum macht es geringern Eindruck, wenn Hunderttausende in Orissa Hungers sterben? Mischt sich nicht auch dem Werk der christlichen Liebe ein Gefühl bei, als sei Palästina bereits wichtiger als andere Länder und habe größeren Anspruch an die Brüder? und liegt diesem Gefühl nicht eine Erwartung zu Grunde, als müßten die Zeiten der Heiden, da Jerusalem zertreten wird, bald vorüber sein und habe man gerade hier dem lieben Gott vorzuarbeiten? Leicht aber könnte es Ihm gefallen, von all dem erwarteten Außerordentlichen nichts eintreten zu lassen; wären darum die Weissagungen falsch gewesen, so daß wir klagen müßten: Man kann sich eben auf den lieben Gott nicht verlassen?

Wir halten für recht, je mehr vom Jahr 1867 in gewissen Kreisen erwartet wird, vor diesen apokalyptischen Deutungen und dem Einfluß, den ihnen auch die besten Christen einräumen, gerade jetzt um so lauter zu warnen. Es sollen freilich „mehr als 70 der frömmsten und schrifterleuchtetsten Knechte des HErrn den Zeitraum von 1866—75 als denjenigen bezeichnet haben, wo der zweite Advent des HErrn nach der heiligen Schrift stattfinden würde". Auch Juden und Muhammedaner thuns, ohne doch — so viel wir sehen — ihre Lenden zu gürten und ihre Lampen anzuzünden. Wir lassen uns auf keinen Streit ein — sind doch apokalyptische Dispute die aller unfruchtbarsten — fürchten aber, daß viele sich leicht zu hohen Erwartungen begeistern lassen, deren Nichterfüllung sie dann um so unheilbarer dem gefährlichsten Schlummer überliefert.

Lernen wir lieber von dem sel. Barth, uns auf die Zukunft Christi bereit zu halten, als dürfte sie heute eintreffen, und die Brüder aller Zungen und Arten zu lieben und ihnen zu dienen, wie Gott Kraft und Gelegenheit gibt! Seine Zeugen zu sein von Jerusalem bis an das Ende der Erde, das ist die klare Aufgabe der christlichen Kirche; und wenige Männer haben sich derselben so treu und selbstvergessen hingegeben bis zum letzten Athemzug wie der Vollendete. Wie hat er so früh seinen Samen gesät und noch am späten Abend seine Hand nicht abgelassen; daher ist ihm auch so Manches gerathen, woran er seine Lust sehen wird, wenn sich einst Alles zusammenfindet in der großen Ernte. Da dürfte dann freilich verschiedenen Brüdern, die reicher begabt waren als Barth oder sich der untadeligsten Nüchternheit beflissen, ein und andere Beschämung nicht erspart bleiben.



Die Schlucht von Tschlazin in Persien.



Skizzen aus der Mission in Urumia.

(Schluß.)

3. Erste Missionsthätigkeit.

Ehe wir auf die Wirksamkeit der amerikanischen Missionare übergehen, müssen wir indeß noch einen Blick auf die kirchlichen Einrichtungen der Nestorianer werfen. Ihr geistliches Oberhaupt, der Patriarch, Mar Schimun, wird aus den Gliedern einer einzigen Familie gewählt und darf sein Leben lang keine andere animalische Nahrung genießen, als Milch und Eier. Selbst die Mütter der Knaben, die eine solche Wahl treffen könnte, müssen, so lange sie dieselben stillen, auf Fleischspeisen verzichten. Er allein wird nicht durch Handauflegung geweiht. Er hält viel darauf, daß die Glaubigen das Wasser trinken, in dem er seine Füße gewaschen hat. Von den 18 Bischöfen, die unter ihm stehen, wohnen 4 unter den sich etwa auf 40,000 Seelen belaufenden Bewohnern der Ebene, die übrigen im Gebirge. Auch sie sind beinahe denselben Speisegesetzen unterworfen wie der Patriarch. Sie weihen durch Handauflegung die niedreren Geistlichen, die meist in großer Armuth von ihrer Hände Arbeit leben, und haben ihren Sprengel zu überwachen und die kirchlichen Angelegenheiten desselben zu ordnen. Gewöhnlich wird bei der Wahl eines Bischofs den Wünschen der Gemeinden Rechnung getragen.

Dir Kirchen der Nestorianer, meistens tausendjährige steinerne Gebäude, sind halb unterirdisch, und haben einen so engen niedrigen Eingang, daß man sich kaum hindurchdrängen kann, um an die Worte des Herrn zu erinnern: „Die Pforte ist enge und der Weg ist schmal, der zum Leben führt.“ Die innere Einrichtung

entspricht einigermaßen den verschiedenen Abtheilungen des salomonischen Tempels. Von dem Raum, den die Gemeinde einnimmt, getrennt ist das Heilige, das blos Priester, und auch sie nur nach einer Vorbereitung durch Fasten und Beten betreten dürfen. Das Allerheiligste dient einzig zur Aufbewahrung eines Kreuzes. Das ganze Jahr hindurch findet jeden Tag zwei-, und während der Fastenzeit dreimal Gottesdienst statt. Durch Anschlagen an ein Brett wird die Gemeinde zur Kirche gerufen. Die Eintretenden nehmen die Schuhe ab, küssen die Schwelle des Heiligthums, das auf dem Altar liegende Evangelium, das Kreuz und endlich die Hand des Geistlichen. Dann stellen sie sich auf die Matten, die den Boden bedecken, und der fast ganz aus Gebeten, Gesängen und Responsorien in altsyrischer Sprache bestehende Gottesdienst beginnt. Während desselben fällt die Gemeinde öfters zur Erde nieder, macht das Zeichen des Kreuzes und scheint in stillem Gebete zu verweilen. Zum Schluß übersetzt manchmal der Priester einen Abschnitt des Evangeliums in die Volkssprache, und verbindet damit wohl auch Erklärungen oder Legenden, deren sie eine Menge besitzen. Dann wird die Gemeinde mit dem Segen entlassen. Bei der Feier des heiligen Abendmahls wird der Wein mit Wasser vermischt, in Erinnerung an das Wasser und Blut, das aus der Seite Jesu floß. Wenn Brod und Wein im Heiligthum geweiht und von einem Priester und Diakonen hergebracht ist, tritt jeder Anwesende der Reihe nach zum Altar oder Abendmahlstisch, und der Priester reicht ihm das Brod, der Diakon den Wein. Dabei wird sorgfältig ein Tuch untergehalten, daß nichts davon verloren gehe; in der ganzen Handlung liegt jedoch nichts Abgöttisches, wie in andern morgenländischen Kirchen. Werden doch selbst bei gewöhnlichen Mahlzeiten die Brosamen immer sorgfältig aufgehoben, damit nach dem Gebot des Herrn „nichts umkomme“. — Nicht so schriftmäßig wie vom heiligen Abendmahl sind die Ansichten der nestorianischen Bischöfe von der Taufe; wenigstens sah Bischof Johanan, der bald einer der eifrigsten Schüler der Missionare wurde, in dem dreimaligen Untertauchen des Kindes wirklich die Wiedergeburt vollendet, von der Christus in seinem Gespräch mit Nikodemus redet. Dem Inhalt ihrer alten Kirchenbücher nach bekennen sie sich zu den sieben Sakramenten der römischen Kirche; jetzt wissen sie aber dieselben kaum aufzuzählen. Bei der Trauung wird die in der hintersten Ecke stehende Braut gegen die Mitte der über zwei Stunden

dauernden kirchlichen Feier von mehreren Frauen mit Gewalt an den Altar geführt, wo sie sich noch eine Weile sträubt, ehe sie ihre Hand von dem Bäutigam ergreifen läßt. Nach dem Gottesdienst erhalten die Neuvermählten zuerst von dem Bischof, dann von den übrigen Anwesenden einen Kuß. Die nachfolgenden Festlichkeiten dauern zuweilen vierzehn Tage und verschlingen in manchen Fällen das ganze Vermögen einer Familie.

Die nestorianischen Begräbnisse dagegen haben viel Schönes. Im Hause des Verstorbenen, auf dem Wege zum Gottesacker, am Grabe selbst und bei der Rückkehr nach Hause werden Gebete gesprochen. In der Grabliturgie heißt es u. A.: „Der Tod ist ein Kelch, aus dem Alle trinken müssen. Der Heiland sagte: ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir; doch Dein Wille geschehe. Er trank ihn und benahm ihm das Herbe seiner Bitterkeit. So wollen denn auch wir sagen, wenn dieser Kelch uns durch Wegnahme unserer Liebsten dargereicht wird: 'o Herr, Dein Wille geschehe.'" Weiterhin wird darin der Tod eine Brücke genannt, über die wir Alle gehen müssen, und dabei mit großem Nachdruck hervorgehoben, daß der Mensch Buße zu thun und Christum anzunehmen habe, ehe er über diese Brücke gehe, denn jenseits derselben sei kein Raum mehr zur Buße. — Verschiedene abergläubische Gebräuche, durch welche die Hinterbliebenen meinen den Todten noch eine Wohlthat erweisen zu können, gehören mit zu den schon oben berührten Widersprüchen.

Es ist nicht unsere Absicht, hier eine ins Einzelne gehende Geschichte der nestorianischen Mission zu geben, oder auch nur die Namen aller der Friedensboten zu nennen, die dem Theologen Perkins und dem Arzt Grant auf dieses Arbeitsfeld nachfolgten; nur in wenigen Zügen sei gesagt, wie sie das Werk angriffen, und mit welchem Segen der Herr es krönte.

Einen Sprachlehrer, der, um selbst zugleich das Englische zu lernen, bereit war, ihn auf ein Jahr nach Tebris zu begleiten, fand Perkins zu seiner höchsten Ueberraschung bei seinem ersten Besuch in Urumia an Mar Johanan, dem Bischof von Gawalan, dem Smith und Dwight das meiste verdankten, was sie von den Nestorianern in Erfahrung brachten. Sie hatten viele Unterredungen über göttliche Dinge mit ihm gehabt, und obgleich sie den Mann lieb gewannen, immer gefunden, daß er in Betreff der wichtigsten Heilswahrheiten in großer Unwissenheit war. Was sie auch über die Recht-

fertigung durch den Glauben sagen mochten, er kam immer darauf zurück, daß Christus uns doch eigentlich nur von der Erbsünde erlöst habe, und wir die wirklichen Sünden durch unsere guten Werke sühnen müssen, unter denen er allerdings aufrichtige Buße obenan stellte. Sie hatten auch ein syrisches Testament bei ihm zurückgelassen, das er nach ihrer Abreise sorgfältig mit seiner Handschrift verglich und so übereinstimmend fand, daß er Perkins gleich mit den Worten begrüßte: „Wie könnet Ihr in Eurem Lande Bücher für uns machen, da Ihr doch unsere Sprache nicht versteht?" Als am Morgen der Abreise Perkins ihn keine Vorbereitungen zum Aufbruch treffen sah, wurde er fast wieder zweifelhaft an seiner Bereitwilligkeit, mit ihm zu ziehen; aber Mar Johanan erwiederte lächelnd: „Ich brauche nichts als eine Bettdecke und drei Bücher, und die sind gleich bereit;" und wirklich saß er noch vor den Andern reisefertig zu Pferd. Sein Eifer in der Erlernung der englischen Sprache, und der eines andern Priesters, den er theils zu seiner eigenen Bedienung, theils deßhalb mitnahm, um demselben auch Gelegenheit zum Umgang mit Perkins zu verschaffen, machte Letzterem große Freude, und bald zeigten sich auch Spuren eines neuen Lebens in ihren Herzen. Auch in äußerlichen Dingen suchten sie sich der Sitte des Hauses anzubequemen, in dem sie Aufnahme gefunden hatten, obgleich ihnen dabei Manches so neu war, daß sie zuerst oft wie Kinder laut auflachten. — Nach der Niederlassung der Missionare in Urumia mußte es ihnen natürlich ein Hauptanliegen sein, sich mit den Geistlichen ins Vernehmen zu setzen, denen sie den Samen des Evangeliums reichlicher wollten ausstreuen helfen, als es bisher geschehen war. Da gab es denn sehr verschiedenartige Begegnungen; die Einen ergriffen freudig dankbar die dargereichte Hand; Andere hielten sich mehr mit unwesentlichen Fragen auf; ausgesprochene Feindschaft aber trat höchst selten zu Tage. Auch der Patriarch Mar Schimun (Simeon), den Grant 1839 besuchte, war wenigstens anfangs freundlich gesinnt.

Hauptsächlich aber waren es zwei Männer, deren Bekanntschaft in Perkins schöne Hoffnungen erweckte: der damals schon 50jährige, ehrwürdige Bischof Mar Elias von Gjog Tepeh, der gelehrteste Mann des Landes und der einzige, der sich bemüht hatte, in seinem Sprengel etwas für Schulen zu thun, und der Priester Dunka, der als kleiner Knabe im Gebirge von einem Oheim im Lesen unterrichtet, vom Vater aber hart angelassen oder gar geschlagen worden war, wenn er

später über seinem Manuscript ertappt wurde, und dennoch nicht müde wurde, beim Hüten der Heerden die edle Kunst fortzutreiben. Er war es, der am Grabe seiner Frau die oben mitgetheilte Liturgie in die neusyrische Sprache übersetzte und, als ihn Perkins besuchte, mit bebender Stimme sprach: „Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen; der Name des Herrn sei gelobet." — „Es ist wenig oder keine Liebe Gottes unter unserem Volk," klagte er kurz darauf, „und seine Gebete und Fasten sind umsonst. Liebe ist die Hauptsache, sagt Paulus, und ohne diese sind alle äußeren Formen kein nütze." Auch in andern höheren Geistlichen erwachten ähnliche Gefühle, und ihre Bemühungen, die Leute im Wort Gottes zu unterweisen und vor den Gefahren ihres Zustandes zu warnen, stimmten ziemlich mit jenen Gefühlen überein. So öffnete sich denn den Missionaren seit 1840 eine nestorianische Kirche nach der andern. Wie wallte ihnen das Herz, wenn sie in diesen einfachen Denkmälern früherer Jahrhunderte ihren Platz zwischen dem Bischof und Priester einnehmen und der Kopf an Kopf auf dem Boden gelagerten Gemeinde das Wort des Lebens verkünden durften! Das Verlangen war so groß, daß jeder der Sprache mächtige Missionar Sonntags in drei verschiedenen Dörfern predigte. Bald fiengen einige nestorianische Geistliche an, nicht nur in Begleitung der Missionare, sondern auch allein an den Sonntagen mit apostolischer Kraft und Salbung in verschiedenen Gemeinden das Evangelium zu predigen und die Leute zur Buße zu rufen.

Ein kostbares Geschenk, das Perkins, ehe er im Jahre 1841 eine Erholungsreise nach Amerika antreten mußte, den Nestorianern noch machen konnte, war die Uebersetzung des Neuen Testaments in ihre Volkssprache, die erst durch ihn zur Schriftsprache erhoben wurde. Gedruckt wurde das Neue Testament im Jahre 1846. Sechs Jahre später war auch das Alte Testament dem Volke zugänglich gemacht und zwar in der alten und neuen Mundart, indem beide Uebersetzungen in Parallelkolumnen gedruckt wurden.

Ein anderer Zweig der Missionsthätigkeit war die Gründung von Dorfschulen und die Errichtung eines Seminars für künftige Lehrer und Prediger. In den zwölf Dörfern, die zu Mar Johanans Sprengel gehörten, war keine einzige Schule, und so sah es fast auf der ganzen Ebene aus, als die Missionare die ihren eröffneten. In diesen Schulen haben sie der Menschheit einen Dienst gethan, der

weit über das jetzt lebende Geschlecht und über die Grenzen des eigentlichen Nestorianer-Gebiets hinausreicht.

---

4. Die Schulanstalten der Mission.

Hören wir, wie Perkins selbst im Rückblick auf nicht volle dreißig Jahre die Geschichte dieser Anstalten erzählt.

„Zu Anfang des Jahrs 1836, ungefähr zwei Monate nach unserer Niederlassung in Urumia, eröffneten wir unsere erste Missionsschule, die sich bald zu unserem blühenden Seminar erweiterte. Wir fiengen sie im unteren Gemach oder vielmehr im Keller meiner Miethwohnung mit sieben kleinen Knaben an. Dieses Lokal war kein unpassendes Sinnbild der dichten Finsterniß, die uns umgab. Unsere Schüler begannen mit dem Alphabet der ehrwürdigen altsyrischen Sprache. Ihre Zahl wuchs schnell bis auf 50 an. Um sie das noch ungeschriebene Neusyrische zu lehren, mußte ich ihnen Lesestoff auf große Wandtafeln schreiben, um die dann je 8 — 10 buchstabirend im Halbkreis herumstanden. Ihre Fortschritte waren in jeder Beziehung sehr ermuthigend. Gewiß sind in der ganzen Welt keine hoffnungsvolleren Kinder zu finden als unter den Nestorianern. Die Ankunft unserer Presse im Jahre 1840 versah schnell sowohl unsere Centralschule als die in verschiedenen Dörfern ins Leben getretenen Schulen mit den nöthigen Büchern. Die erste Presse, die wir erhalten sollten, war zu schwer gewesen, um auf Pferden über die Gebirge Kleinasiens und Armeniens transportirt zu werden; daher mußten wir auf eine andere warten, die in kleinere Stücke zerlegt werden konnte. So lange mußten mehrere eingeborne Kopisten unsere Wandtafeln anfertigen, deren hauptsächlichster Inhalt Stellen aus der heiligen Schrift waren.

„Ich werde nie den Tag vergessen, an dem die Presse ihr Werk begann. Es hatte sich eine große Menge versammelt, um die aus der neuen Welt gekommene Wundermaschine zu sehen. Als nun die gewandte Hand des amerikanischen Setzers in rascher Reihenfolge die ersten Druckbogen eines Schrifttraktats hervorzog, da neigten sich unwillkührlich alle Anwesenden in freudigem Staunen und riefen: 'Ehre sei Gott.' 22 Jahre sind seither verflossen, und in dieser Zeit hat sie den nach Erkenntniß hungernden Nestorianern eine christliche Lite-

ratur von 100,000 Bänden, worunter 20,000 heiliger Schriften in alt- und neusyrischer Sprache geliefert.

„Doch zurück zu unserer Anstalt. Ich kann kein unbedingtes Urtheil über den innern Stand der Lehrer und Zöglinge in jenen ersten Jahren abgeben. Beide haben mir später mit Reuethränen bekannt, wie sie Wein in unser Missionsgehöfte einzuschmuggeln pflegten, und in später Nacht, wenn der Aufsicht habende Missionar schlief, sich mit Spielen und Gelagen vergnügten. Es sind das Dinge, die unter dem unschuldigen Namen jugendlichen Frohsinns auch von den ausgelassenen Schülern höherer Anstalten in ganz andern Umgebungen vorkommen. Die arme Menschennatur ist überall und zu allen Zeiten dieselbe, und der Geist des Herrn allein kann ihre Krankheiten heilen.

„Im Jahr 1840 schienen in mehreren Zöglingen des Seminars tiefere religiöse Bedürfnisse zu erwachen, und es fanden wirklich einige Bekehrungen statt; aber erst im Winter 1846 trat eine allgemeine Geistesregung ein. Die Anstalt stand damals unter der Leitung des wahrhaft himmlisch gesinnten Miss. Stoddard, dessen Liebe und Eifer für die Sache Christi seit den Tagen der Apostel wohl selten übertroffen worden ist. Jene Erweckung war wunderbar tief und mächtig, und als die erste Gnadenheimsuchung neuerer Zeit in diesem umnachteten Land besonders lieblich. Es kamen dabei so überwältigend feierliche Auftritte vor, wie ich sie nie anderswo sah. Etwa 30 unserer Zöglinge wurden, wie wir hoffen, in dieser Zeit der Erquickung gründlich bekehrt; auch einige Dörfer wurden gewaltig ergriffen. Mit einem so leuchtenden Vorbild christlichen Wandels vor Augen wie Miss. Stoddard, konnten jene jungen Männer im Feuer der ersten Liebe sich nicht wohl mit einem niederen Standpunkt der Heiligung begnügen. Es war ein großer Segen für sie, eine so völlige Hingabe an die Sache Christi verkörpert vor sich zu sehen, und so wurden auch sie vom Anfang ihrer Bekehrung an brennende und scheinende Lichter inmitten ihres Volks. Im Jahr 1847 wurde unser Seminar der gesunderen Lage wegen aus der Stadt auf den Berg Seir (zwei Stunden weit) verpflanzt. Es durfte in den folgenden 16 Jahren noch 12 deutlich zu unterscheidende Erweckungen erfahren, worunter mehrere von großer Kraft und Lieblichkeit. Jedem unserer Zöglinge sind also wiederholt Erfrischungszeiten vom Angesicht des Herrn zu Theil geworden, die in den meisten Fällen ihnen ein Geruch des

Lebens zum Leben wurden. So ist ihnen und uns der Berg Seir in diesem alten Lande der Magier eine Art Zion geworden, und als Frucht dieser herrlichen Geistes-Ausgießung stehen nun nicht weniger als 70 junge nestorianische Geistliche in der Arbeit, die auf der Ebene von Urumia und in den Gebirgsschluchten Kurdistans den guten Samen ausstreuen und die reifen Garben einsammeln.

„Natürlich war es die heilige Schrift, die unsere Presse zuerst für die Nestorianer druckte, und obgleich wir seither eine ziemliche Anzahl Schulbücher verfaßt haben und der Umfang der Lehrfächer ein ziemlich bedeutender geworden ist, bleibt doch die Bibel in alt- und neu-syrischer, hebräischer und persischer Sprache das Hauptstudium in unserem Seminar, und es ist mein Gebet und meine Hoffnung, daß sie es immer bleibe. Wir haben es von Anfang an nicht für wünschenswerth gehalten, daß unsere Schüler viel Zeit auf die Erlernung der englischen Sprache verwenden, und nur wenige haben sich überhaupt damit befaßt. Wir machen eifrig vorwärts, ihnen aus den reichen Schätzen der englischen Literatur Manches in ihrer eigenen Sprache zu bieten; die unsere auch nur erträglich zu erlernen, würde für sie einen Zeitaufwand in sich schließen, der nicht im Verhältniß stünde zu dem Nutzen, den sie davon in ihrer Heimat hätten, in der wir sie — freilich in Verbindung mit unserem Missionskreis — leben und wirken sehen möchten.

„Seit dem Heimgang des sel. Stoddard steht unser Seminar unter der umsichtigen und treuen Leitung Miss. Cochrans, der vereint mit jenem theuren Bruder schon längere Zeit an demselben gearbeitet hatte, so daß seine ganze, nun 17jährige Missionslaufbahn mit diesem Werke zusammenfällt. Die gegenwärtige Zahl unserer Zöglinge beläuft sich auf 50. Je nach den Kenntnissen derselben bei ihrem Eintritt oder der Wahl ihres spätern Berufs erstreckt sich der Lehrkurs auf 5—7 Jahre. Er umfaßt neben den gewöhnlichen Unterrichtsfächern anderer Anstalten einen besondern theologischen Kursus für diejenigen Zöglinge, welche sich als Priester oder Evangelisten der Verkündigung des Evangeliums widmen wollen.

„Ich brauche kaum zu sagen, daß diese gesegnete Anstalt ein mächtiger Hebel zur Wiederbelebung der tief gesunkenen nestorianischen Kirche geworden ist, und wir glauben, daß sie das immer mehr werden wird, bis nicht nur diesem Volk, sondern auch den andern Völkern, in deren Mitte dieser Rest einer einstigen Missionskirche so wunderbar

erhalten worden ist, wieder die Predigt des lautern Evangeliums erschallt. Schon jetzt bringen die Strahlen des Lichts nach allen Richtungen in die Finsterniß hinaus. Noch immer fällt der Thau von Oben auf unser Seminar herab und bringt die jugendlichen Herzen zum Gehorsam der Wahrheit. Ebenso dauern in manchen Dörfern die Erweckungen fort, und der Herr vergißt nicht diesem schwer gedrückten Volke gnädig zu sein. Auch in diesem Theurungsjahr gedenkt Er Seiner Verheißungen. Viele hungern und dürsten nach dem Brod und Wasser des Lebens, an dem kein Mangel ist, und fröhliche Gesänge bezeugen es, daß der Herr die Seinen erquickt, wenn sie mitten in der Angst wandeln und ihnen hilft mit seiner Rechten. Die allgemeine Beobachtung der Gebetswoche scheint uns ebenfalls neue Segnungen zu verheißen."

An der sittlichen Hebung auch des weiblichen Geschlechts arbeiteten die trefflichen Gattinnen der Missionare und einige unverheirathete Lehrerinnen treulich mit, und es war das dringendes Bedürfniß. Wie die meisten asiatischen Frauen, lebten auch die Nestorianerinnen in tiefster Unwissenheit und in knechtischer Unterwürfigkeit dahin. Wenn die Männer im Kreise herumsaßen und auf einem vor ihnen ausgebreiteten Ziegenfell die Schüssel stand, aus der Jeder mit seinem großen hölzernen Löffel schöpfte, durften die Frauen nicht theilnehmen an ihrer Mahlzeit, obgleich sie sich nicht wie in Indien mit den Ueberresten begnügen mußten, sondern ihre eigene Schüssel bekamen. Der Schmutz in ihren Wohnungen war unbeschreiblich; die reinigenden Eigenschaften des Wassers schienen ihnen kaum bekannt zu sein. Wiederholt kam es vor, daß Mütter, deren Töchter von den Missionaren erzogen wurden, diese verwundert fragten: „Aber wie macht Ihr sie denn so weiß?" Die Ausbrüche ihres Zorns waren furchtbar. „Keiner, der ihre gellenden Stimmen gehört oder ihre wüthenden Geberden gesehen hat," heißt es in einem der früheren Berichte, „wird sie je vergessen oder sich wundern können, warum die Alten die Furien als weibliche Wesen darstellten. Es ist unmöglich, eine solche Scene mit Worten wiederzugeben. Das Haar der Rasenden flattert im Wind, und die herumschwirrenden Steine und Erdschollen scheinen nur die Verkörperung des höllischen Geschreis und Geheuls zu sein, das die Luft erfüllt." Daneben aber entdeckte Perkins an ihnen doch auch sehr ansprechende Charakterzüge, namentlich ein gewisses Streben nach Ehrenhaftigkeit und eine ungemein zärtliche Liebe

zu ihren Kindern. Das Hauptmittel, wodurch man auf diese armen Wesen zu wirken suchte, war eine Erziehungsanstalt für Mädchen, zu der 1838 durch eine kleine Tagschule der Anfang gemacht wurde. Ein lieblicher Anblick war es da, nestorianische Mütter ihre Töchterchen zur Schule führen und oft eine halbe Stunde mit Ergötzen weilen zu sehen, um sie lesen zu hören. Die Letzteren zeigten sich sogar gelehriger und lenksamer als die Knaben. Nachdem sie einmal einige Bemerkungen über die Schicklichkeit oder Unschicklichkeit der plumpen Schmucksachen, mit denen sie sich zu beladen pflegten, gehört hatten, legten sie dieselben ohne weitere Veranlassung von Seite ihrer Lehrer von selbst ab. Das lebendige Beispiel der Missionsfrauen wirkte natürlich in dieser wie in vielen andern Beziehungen mehr, als bloße Worte vermocht hätten. Namentlich bewies sich die Demuth, die ungeheuchelte Frömmigkeit, die opferfreudige selbstvergessende Liebe und der überaus selige Heimgang der Frau Grant zu Anfang des Jahrs 1839 an den Herzen der Eingeborenen als eine segenbringende Kraft.

Erst als 1843 mit einer neuen Verstärkung der Mission Frl. Fisk, eine allgemein geschätzte Lehrerin einer höhern Töchter-Anstalt in den Vereinigten Staaten, in Urumia eintraf, wurde die dortige Schule in eine förmliche Erziehungsanstalt verwandelt. Zuerst waren es nur zwei Mädchen, die Nahrung und Kleidung von der Mission erhielten. Allmählich aber wurden sie dazu angehalten, für dieses und jenes kleine Bedürfniß selbst zu sorgen, bis sie im Stande waren, sich zunächst selbst zu kleiden. Nach und nach kam man auch so weit, sie für ihren Unterricht ein mäßiges Schulgeld entrichten zu lassen. Die Zahl der Zöglinge wuchs überraschend schnell, und ihr Kreis war es, in dem bei der großen Erweckung des Jahrs 1846 die ersten Lebensregungen sich zeigten. — In ihrer Weise nicht minder gesegnet als das Lehrerseminar, wirkt diese Anstalt bis auf die neueste Zeit fort; jedoch sind es jetzt nicht mehr sowohl verwahrloste Kinder als die hoffnungsvollen Töchter nestorianischer Helfer und anderer frommer Familien, die darin erzogen werden, und ein beträchtlicher Theil der Kosten wird von den Eltern selbst getragen. In der ganzen Einrichtung der Anstalt zeigt sich in nachahmungswürdiger Weise der gesunde, praktische Sinn, der viele amerikanische Missionsunternehmungen auszeichnet. Wie in dem Seminar für die männliche Jugend, so wird auch in der Mädchen-Anstalt vor Allem der Zweck im Auge

behalten, daß die Zöglinge nicht durch ausländische Sprache und Sitten ihrem eigenen Volke entfremdet werden. Wohl haben einige besonders Begabte auch Englisch fertig sprechen gelernt; aber keine Scheidewand in Nahrung, Kleidung und häuslichen Einrichtungen trennt sie von dem Kreise, in dem sie zu wirken bestimmt sind, damit jede ungebührliche Selbstüberhebung auf der einen, wie jedes eifersüchtige Mißtrauen auf der andern Seite im Keim erstickt werden möchte.

Man begnügte sich aber nicht mit der Arbeit an dem nachwachsenden Geschlecht, auch die Mütter sollten gewonnen werden. Einen Begriff von den Schwierigkeiten, die dabei zu überwinden waren, können uns die ersten Versuche geben, die Frl. Fisk machte, einiges Interesse für das Wort Gottes unter ihnen zu wecken. Sie setzte sich in ihrer Mitte auf den Boden nieder und schlug ihnen vor, zuerst einen Vers aus der Bibel vorzulesen und sie dann darüber zu fragen, um zu sehen, ob sie ihn verstanden hätten. Aber auf jede Frage hieß die Antwort immer: „Wir sind Frauen“, d. h. wir wissen nichts. In einer andern Versammlung schien es schon eine Unmöglichkeit, nur so viel Stille zu erhalten, daß die Stimme der Lehrerin gehört werden konnte. Je mehr sie darum bat, desto lauter schrie jede der Anwesenden ihrer Nachbarin zu: „Schweig doch!“ bis der Lehrerin endlich einfiel, ihre unruhigen Zuhörerinnen die Finger auf den Mund legen zu lassen. „Ich fühlte Mitleid mit meinen armen Schwestern, ehe ich zu ihnen gieng,“ schrieb Frl. Fisk an eine Freundin, „aber als ich nun wirklich in Berührung mit ihnen kam, wurde mir angst und bange; ich wünschte nicht, sie zu verlassen, aber ich mußte mich fragen, ob in solchen Herzen auch je das Bild Jesu Christi eine Gestalt gewinnen könne.“ — In welcher Weise das in der Folge geschah, zeigt am schönsten der Abschied, der Frl. Fisk zu Theil wurde, als sie nach 15jähriger treuer Arbeit mit gebrochener Gesundheit nach Amerika zurückkehren mußte.

Am Tage ihrer Abreise von Urumia versammelten sich 70 Frauen in ihrem Zimmer und fragten, ob sie nicht noch eine Betstunde mit ihr haben könnten. Sie antwortete, heute sei sie zu schwach, sie könne die Versammlung nicht leiten. Da hieß es: „Das ist nicht nöthig; heute wollen wir Dich tragen.“ Sofort sangen sie ein Lied, und sechs von ihnen ergriffen nach einander das Wort zum Gebet. Eine von ihnen betete, daß wenn Elias gen Himmel fahre,

sie doch Alle seine Rosse und Wagen sehen und seinen Mantel ergreifen möchten, statt hinzusitzen und zu weinen, oder ihm in die Gebirge Boten nachzuschicken, um ihren Meister zu suchen; besser wäre es, über den Jordan zu gehen und sich an die Arbeit zu machen. Sie betete, der Heiland, der Seinen Jüngern versprochen habe, sie nicht Waisen zu lassen, möchte zu ihnen kommen und bei ihnen bleiben, wenn ihre Lehrerin jetzt gehe. Dann gedachte sie der langen Reise, welche die Scheidenden vor sich hatten, und bat, daß sie des Tags die Sonne und in der Nacht der Mond nicht stechen möge, damit sie ihren Fuß nicht an einen Stein stoßen, und daß, wenn sie durchs Wasser gehen, die Ströme sie nicht ersäufen dürften; um ihr Zelt her aber möchten sich die Engel Gottes lagern, wie um die Bundeslade. Und weiter betete sie, daß auf dem „Feuerschiff" die Flamme sich nicht entzünde, und daß auf dem „Flügelschiff", wenn auch die Wellen sich himmelhoch thürmten und Abgründe bis zur Hölle hinab sich erschlössen, Er sie in Seiner Hand halten und sicher in den Hafen bringen wolle. Endlich betete sie noch, daß alle Angehörigen ihrer Lehrerin, namentlich ihre betagte Mutter, erhalten werden mögen bis zum Wiedersehen, und daß diese dann, wenn sie ihre Tochter in die Arme geschlossen habe, wie Simeon sprechen dürfe: „Herr, nun lässest Du Deine Dienerin in Frieden fahren."

Hier hielt sie inne, und Frl. Fisk glaubte, sie sei zu Ende; aber die Beterin fuhr fort: „Laß die Asche unserer Lehrerin einst nicht bei der ihres Vaters und ihrer Mutter, sondern bei der ihrer Kinder ruhen; laß sie zu uns zurückkehren, mit uns den Schall der Posaune hören, und mit uns dem Herrn entgegengerückt werden in der Luft, um alle Zeit bei Ihm zu sein."

Ein geistreiches Gebet um das andere erfrischte die abgearbeitete Lehrerin, bis sie selbst noch einfallen mußte, den Herrn zu loben für Alles, was er durch ihren schwachen Dienst gewirkt hatte.

Lassen wir uns nun auch durch einen deutschen Missionar, der im Auftrag der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft 1850 das Land der Nestorianer besuchte,*) in den Kreis der damals in Urumia und Seir versammelten Missionsfamilien einführen.

„Das Missionsgebäude in Urumia liegt im Christenviertel, dessen

*) C. Sandreczky, Dr. phil., Reise nach Mosul und durch Kurdistan nach Urumia. Stuttgart 1857. Dritter Theil.

weiter Haupthof von prachtvollen Sykomoren beschattet ist. Es nimmt sich stattlich aus, obwohl es wie alle Häuser nur aus übertünchten Lehmmauern besteht. Die Missionswohnungen sind von niedlicher Einfachheit und befinden sich bis auf eine alle im Hauptgebäude, das von drei Seiten große Höfe mit einigen Nebengebäuden hat. Von der Mädchen-Anstalt sah ich wegen der Ferien leider nur die äußere Einrichtung. Doch waren zwei der am weitesten geförderten Zöglinge anwesend, deren Bildung und Anstand Töchtern europäischer Anstalten als Vorbild empfohlen werden könnte. Sie sprachen fließend englisch, und zwei Aufsätze, über die Rettung und den Verlust der Seele, die sie in syrischer Sprache für das Monatsblatt geschrieben hatten, und die ich in englischer, von Frl. Fisk verfertigter Uebersetzung las, setzten mich in Erstaunen über die christliche Erkenntniß und Gefühlstiefe, die sich in ergreifender und würdevoller Sprache darin ausdrückte.

„Welch ein Segen für die Nestorianer ist auch die Presse und Schriftgießerei! Aber auch welch ein Verein von Männern und Frauen, denen Allen das Werk so sehr am Herzen liegt! Ich habe in ihrer Mitte viel gelernt. — Dr. Perkins, der Senior der Urumia Mission, hat seinen bleibenden Aufenthalt in Seir, wo er auch das Seminar für die männliche Jugend leitet, in dem eben jetzt zu meinem Bedauern auch Ferien sind. Das Familienleben in seinem gastlichen Hause mit seiner Stille und Ordnung und besonders auch der Anblick der Kinder that mir überaus wohl. Gleich am folgenden Tage war ich ganz zu Hause und namentlich auch von den nestorianischen Dienstboten als ein Glied der Familie angesehen. Zum Mittagessen waren wir alle bei Evans, deren Wohnung nur eine Thüre weiter ist. Die Missionsfamilien scheinen solche Einladungen der Reihe nach zu machen, und es erhält und fördert das die Traulichkeit des Umgangs und das Gefühl, daß alle zusammen gleichsam eine Familie ausmachen. Die innige Liebe, die sie alle verbindet, war recht offenbar, und die Kinder schienen überall gleichmäßig zu Hause. An dem Sonntag, den ich in Seir verlebte, war der Familiengottesdienst Morgens mir übertragen. Bald nach dem Frühstück hielt Dr. Perkins den Gottesdienst für die nestorianischen Dorfbewohner, die vorher, Groß und Klein, Sonntagsschule gehabt hatten. Um 11½ war englischer Gottesdienst für die Missionsfamilien und einige Seminaristen. Miss. Evan predigte über die Worte: 'Sehet, das ist

Gottes Lamm,' und zwar recht von Herzen. Abends war allgemeine Gebetsversammlung der Missionsfamilien und Betrachtung der Stelle Off. 2, 4. — Nie kamen mir die hochkirchlichen Gegner dieser Männer Gottes so klein und armselig vor, als seit ich diese frommen und frohen Sendboten in ihrem gesegneten Wirken vor Augen habe, durch das nun schon Tausende von Nestorianern mit Bischöfen und Priestern aus tiefer Finsterniß, Geisteslnechtschaft und Rohheit zum Lichte, zur Freiheit des Wortes Gottes und gar Viele auch schon zu einem entsprechenden Wandel gebracht worden sind.

„Beim Rückblick auf den ruhigen Fortgang der beiden höhern Bildungsanstalten, der Menge der Dorfschulen, der Verkündigung des Wortes Gottes und der Druckerei selbst in der Zeit, in welcher die von Jammergeschrei erfüllten Thäler des Gebirgs von Blut rauchten, könnte ein oberflächlicher Beobachter leicht zu dem Schlusse kommen, den Missionaren von Urumia sei gleich in den ersten Jahren ihrer Wirksamkeit ein ganz ungewöhnlich glückliches, fast beneidenswerthes Loos zugefallen. Die Missionare selbst aber sahen tiefer auf den Grund und erkannten wohl, daß sie zwar viele Uebel aufgedeckt, Vielen das Gewissen geweckt hatten, aber die Wurzeln des Bösen noch fest saßen, und nur Wenige, sehr Wenige noch an einen ernsten Kampf gegen sich selbst, an eine aufrichtge Nachfolge Christi dachten. Das 'Herr, Herr!' Sagen, mit Allem, was es an gedankenlosem Lippendienst" oder geradezu erheuchelter Demuth und Gottseligkeit in sich schließt, war Vielen, deren Erkenntniß allerdings gewachsen war, gar geläufig; aber unter der Tünche blieb der alte Moder und Graus.

„Die einem geknechteten Volke besonders zäh anhängenden Laster der Lüge und des Durstes nach gröbstem Sinnengenusse, durch welchen man sich einen zeitweiligen Ersatz für fast ununterbrochenen Druck verschaffen will, so wie der Geldgierde, welcher man ohne heikle Wahl der Mittel fröhnt, um sich entweder die erwähnten Genüsse verschaffen zu können oder sein Herz an den vergrabenen Schatz zu hängen, der um so köstlicher dünkt, je mehr man auch den Schein des Besitzes vermeiden muß, übten bei den Meisten noch eine fast unbestrittene oder höchstens schwach bekämpfte Herrschaft aus. So fehlte es den Missionaren an täglich ihre Seelen mit Kummer und Schmerz erfüllenden Erfahrungen, an einer Seelsorge voll Kampf und Mühe keineswegs; auch Anfechtungen durch äußere Widersacher blieben nicht aus. Kurz, die Mission hatte durch alle jene Schwierig-

keiten und Bitterkeiten sich Bahn zu machen, welche vom Kampf gegen Finsterniß und Lüge unzertrennlich sind. Doch der Same des Guten ward in immer weitern Kreisen ausgestreut und fiel nicht immer auf den Weg oder steinigten und dornigen Grund; und die Strahlen des Lichts, das nun einmal angezündet war, konnten nicht mehr verhindert werden, überallhin, auch in die geheimsten Winkel und verborgensten Falten der Herzen zu dringen und das Dasein einer Finsterniß zu bestätigen, welche man bisher aus Leichtsinn oder Unwissenheit zu übersehen oder aus Verkehrtheit zu läugnen gewohnt war.

„Das Jahr 1846 war ein besonders gesegnetes, namentlich für die beiden Hauptanstalten und das Dorf Gjog Tepeh, das sich unter der Leitung des Bischofs Mar Elias vor allen andern durch geistigen Fortschritt auszeichnete. Die Missionare hatten sich wohl gehütet, bei ihren Ermahnungen zur Herzenserneuerung auf die Gemüther eines ohnehin reizbaren Volkes stark aufregend einzuwirken; um so mehr durften sie denn auch den Aeußerungen tiefer Reue Vertrauen schenken, mit welchen viele Zöglinge und andere Personen ihren Entschluß, ein neues Leben zu führen, an den Tag legten. — Mit Recht mögen wir bei solchen gleichsam öffentlichen und allgemeinen religiösen Aufregungen das Gesetz 'die Geister zu prüfen' besonders streng beobachten, überhaupt auch einem stillen Entwicklungsgange den Vorzug geben; aber dieselben ohne Weiteres als gefährliche Schwärmereien und künstlich angelegtes Strohfeuer erklären, zeugt von einer völligen Unkenntniß des menschlichen Herzens, das einem unterseeischen Vulkane ähnlich, nicht bloße Lavaklippen emporhebt, die es, wenn das Feuer ausgetobt, selbst wieder verschlingt, sondern auch, wenn es in seiner tiefsten Tiefe aufgeregt ist, Schöpfungen bildet, die kräftig fortdauern und die herrlichsten Früchte tragen. Es zeugt auch, wo nicht von feindseligem Unglauben, doch von jener oft orthodoxen Unduldsamkeit, die auch dem Geiste Gottes genau Maß und Ziel und Wege vorschreiben will, nach welchen und auf welchen Er zu wirken hat. Solche Richter müssen jede geistige Bewegung polizeiwidrig finden, da sie ja nicht wissen, woher sie kommt, noch wohin sie führt; ihnen müssen aber auch die Anfänge des Christenthums, jene apostolische Massenbekehrung, als reine Schwärmerei gelten."

Die Biographie des sel. Stoddard, die wir unsern Lesern nächstens zu bieten gedenken, wird uns auf die hier nur angedeuteten Ereignisse eingehender zurückführen.

5. Säulen der Kirche.

Am 6. Dezember 1863 entschlief sanft und selig der gute 85jährige Mar Elias, eine Zierde des Christenthums, wie sie nur immer unser oder ein früheres Jahrhundert gesehen haben mag. „Als ich vor 30 Jahren kaum erst in Urumia angelangt war," schreibt Perkins, „erhielt ich den Besuch eines etwa 50 Jahre alten Nestorianers, dessen edles Gesicht und ganzes Auftreten mich unwillkürlich an die Bilder alttestamentlicher Propheten erinnerte. Das war Mar Elias, der in seinem zwei Stunden entfernten Dorfe gehört hatte, es sei ein Missionar mit Büchern in der altsyrischen Sprache angekommen, und sofort mich aufsuchte, begleitet von vier seiner jungen Schüler. Diese stellte er vor mir auf, und bat mich, ihnen die vier Evangelien zu geben. Zu meinem Erstaunen konnten sie fließend lesen. Mar Elias und seine Schüler hatten nie zuvor ein gedrucktes Buch gesehen, sondern besaßen nur handschriftlich Bruchstücke der heiligen Schrift. Ihre Freude und Dankbarkeit für mein Geschenk ist nicht zu beschreiben; sie küßten die Bücher und drückten sie voll Ehrfurcht an ihre Brust. So war meine Bekanntschaft mit dem Manne gemacht, der als ein brennendes und scheinendes Licht wie ein alter Simeon mitten in ein ungläubiges und verkehrtes Geschlecht hineingestellt, auf das Heil Gottes wartete. Er war ein Elias nicht nur dem Namen nach; sein Eifer um die Ehre Gottes mahnte mich oft an jenen alten Propheten.

„Etwa zwei Jahre vor meiner Ankunft in Urumia war ein Bischof der päpstlichen Kirche, gebürtig aus Mesopotamien, aber in Rom erzogen, dorthin gelangt. Im Namen des Papstes wollte er die Nestorianer zwingen, sich unter das römische Joch zu beugen. So erlaubte er sich einmal, die Nestorianerkirche in Gjog Tepeh zu betreten und die Wände mit allerlei Bildern der Maria und vieler Heiligen zu behängen. Mar Elias folgte ihm nach, zerriß in heiligem Eifer die Bilder und trieb den Jesuiten, als dieser sich durchaus nicht auf andere Weise fortbewegen ließ, zuletzt mit Schlägen zur Kirche hinaus.

„Gerade um die Zeit, als ich nach Urumia kam, hatte sich ein anderer päpstlicher Bischof dort niedergelassen, der sich für einen Nestorianer ausgab und alle andern Bischöfe der Provinz zu einer Versammlung einlud, auf der er sie überreden wollte, ihn zu ihrem

Patriarchen zu erwählen. Allein der alte Mar Elias hatte ihn schon durchschaut und warnte seine Kollegen vor dem Wolf in Schafskleidern, der sich auch bald entlarvte.

„Zwei Jahre darauf kam der Jesuit Boré, mit dem Titel und in der Uniform eines französischen Obristen und suchte die Nestorianer-Kirchen mit List und Gewalt an sich zu ziehen. Aber auch er fand an Mar Elias seinen entschiedensten und gewaltigsten Gegner, so daß die Nestorianer noch heute sagen: 'Wenn unser frommer Bischof nicht gewesen wäre, hätten wir doch zuletzt uns vor dem Papste gebeugt.'

„Ein hervorragender Zug in dem schönen Charakter dieses Mannes war seine große Liebe zur heiligen Schrift. Je älter und schwächer er wurde, desto mehr widmete er seine ganze Zeit nur ihr. Sie war ihm in der That Speise und Trank. Seine Gedanken und Reden waren ganz von ihr durchdrungen. Oft, wenn ich ihm zuhörte, fiel mir die Bitte Jesu ein: Heilige sie in Deiner Wahrheit; Dein Wort ist die Wahrheit. Ja, durch dieses Wort der Wahrheit war sein ganzes Leben geheiliget und sein Pfad helle gemacht worden.

„Das Wohl seines Volkes und die Erziehung der Jugend lagen ihm besonders am Herzen. Als wir unsere Schule in Urumia eröffneten, schloß er die seine nicht nur, um den vierzehn Zöglingen derselben bessern Unterricht zuzuwenden, als er ihnen zu geben fähig war, sondern auch um die Missionare im Kampf mit manchen Schwierigkeiten zu ermuthigen. An Erziehung der weiblichen Jugend dachte damals in Persien noch Niemand, und als wir endlich diese Frage anregten, erhob sich ein Sturm von Widerreden und Vorurtheilen. Mar Elias aber stand uns als treuer Gehilfe zur Seite und gewiß hat die Mission es großentheils seinem Einfluß zu danken, daß ihre Wirksamkeit in diesem wichtigen Zweige so reichlich mit Erfolg gekrönt wurde. Ebenso dürfen wir die verschiedenen Erweckungen, die in unserer Gegend stattgefunden haben, als eine Erhörung der brünstigen Gebete des theuren Bischofs betrachten. Bei allen neuen Unternehmungen der Mission war stets Mar Elias der Erste, der sich von Herzen der Sache annahm. Während unserer 30jährigen innigen Freundschaft ist ihm meines Wissens nicht ein einziges Wort entfallen, das hätte verletzen können, so sehr war er ein Kind des Friedens. Er freute sich über Alles, was dem Reich Gottes Ehre oder Nutzen bringen konnte, und kümmerte sich nichts darum, wenn er selbst in den

Lebens zum Leben wurden. So ist ihnen und uns der Berg Seir in diesem alten Lande der Magier eine Art Zion geworden, und als Frucht dieser herrlichen Geistes-Ausgießung stehen nun nicht weniger als 70 junge nestorianische Geistliche in der Arbeit, die auf der Ebene von Urumia und in den Gebirgsschluchten Kurdistans den guten Samen ausstreuen und die reifen Garben einsammeln.

„Natürlich war es die heilige Schrift, die unsere Presse zuerst für die Nestorianer druckte, und obgleich wir seither eine ziemliche Anzahl Schulbücher verfaßt haben und der Umfang der Lehrfächer ein ziemlich bedeutender geworden ist, bleibt doch die Bibel in alt- und neu-syrischer, hebräischer und persischer Sprache das Hauptstudium in unserem Seminar, und es ist mein Gebet und meine Hoffnung, daß sie es immer bleibe. Wir haben es von Anfang an nicht für wünschenswerth gehalten, daß unsere Schüler viel Zeit auf die Erlernung der englischen Sprache verwenden, und nur wenige haben sich überhaupt damit befaßt. Wir machen eifrig vorwärts, ihnen aus den reichen Schätzen der englischen Literatur Manches in ihrer eigenen Sprache zu bieten; die unsere auch nur erträglich zu erlernen, würde für sie einen Zeitaufwand in sich schließen, der nicht im Verhältniß stünde zu dem Nutzen, den sie davon in ihrer Heimat hätten, in der wir sie — freilich in Verbindung mit unserem Missionskreis — leben und wirken sehen möchten.

„Seit dem Heimgang des sel. Stoddard steht unser Seminar unter der umsichtigen und treuen Leitung Miss. Cochrans, der vereint mit jenem theuren Bruder schon längere Zeit an demselben gearbeitet hatte, so daß seine ganze, nun 17jährige Missionslaufbahn mit diesem Werke zusammenfällt. Die gegenwärtige Zahl unserer Zöglinge beläuft sich auf 50. Je nach den Kenntnissen derselben bei ihrem Eintritt oder der Wahl ihres spätern Berufs erstreckt sich der Lehrkurs auf 5—7 Jahre. Er umfaßt neben den gewöhnlichen Unterrichtsfächern anderer Anstalten einen besondern theologischen Kursus für diejenigen Zöglinge, welche sich als Priester oder Evangelisten der Verkündigung des Evangeliums widmen wollen.

„Ich brauche kaum zu sagen, daß diese gesegnete Anstalt ein mächtiger Hebel zur Wiederbelebung der tief gesunkenen nestorianischen Kirche geworden ist, und wir glauben, daß sie das immer mehr werden wird, bis nicht nur diesem Volk, sondern auch den andern Völkern, in deren Mitte dieser Rest einer einstigen Missionskirche so wunderbar

erhalten worden ist, wieder die Predigt des lautern Evangeliums erschallt. Schon jetzt bringen die Strahlen des Lichts nach allen Richtungen in die Finsterniß hinaus. Noch immer fällt der Thau von Oben auf unser Seminar herab und bringt die jugendlichen Herzen zum Gehorsam der Wahrheit. Ebenso dauern in manchen Dörfern die Erweckungen fort, und der Herr vergißt nicht diesem schwer gedrückten Volke gnädig zu sein. Auch in diesem Theurungsjahr gedenkt Er Seiner Verheißungen. Viele hungern und dürsten nach dem Brod und Wasser des Lebens, an dem kein Mangel ist, und fröhliche Gesänge bezeugen es, daß der Herr die Seinen erquickt, wenn sie mitten in der Angst wandeln und ihnen hilft mit seiner Rechten. Die allgemeine Beobachtung der Gebetswoche scheint uns ebenfalls neue Segnungen zu verheißen."

An der sittlichen Hebung auch des weiblichen Geschlechts arbeiteten die trefflichen Gattinnen der Missionare und einige unverheirathete Lehrerinnen treulich mit, und es war das dringendes Bedürfniß. Wie die meisten asiatischen Frauen, lebten auch die Nestorianerinnen in tiefster Unwissenheit und in knechtischer Unterwürfigkeit dahin. Wenn die Männer im Kreise herumsaßen und auf einem vor ihnen ausgebreiteten Ziegenfell die Schüssel stand, aus der Jeder mit seinem großen hölzernen Löffel schöpfte, durften die Frauen nicht theilnehmen an ihrer Mahlzeit, obgleich sie sich nicht wie in Indien mit den Ueberresten begnügen mußten, sondern ihre eigene Schüssel bekamen. Der Schmutz in ihren Wohnungen war unbeschreiblich; die reinigenden Eigenschaften des Wassers schienen ihnen kaum bekannt zu sein. Wiederholt kam es vor, daß Mütter, deren Töchter von den Missionaren erzogen wurden, diese verwundert fragten: „Aber wie macht Ihr sie denn so weiß?" Die Ausbrüche ihres Zorns waren furchtbar. „Keiner, der ihre gellenden Stimmen gehört oder ihre wüthenden Geberden gesehen hat," heißt es in einem der früheren Berichte, „wird sie je vergessen oder sich wundern können, warum die Alten die Furien als weibliche Wesen darstellten. Es ist unmöglich, eine solche Scene mit Worten wiederzugeben. Das Haar der Rasenden flattert im Wind, und die herumschwirrenden Steine und Erdschollen scheinen nur die Verkörperung des höllischen Geschreis und Geheuls zu sein, das die Luft erfüllt." Daneben aber entdeckte Perkins an ihnen doch auch sehr ansprechende Charakterzüge, namentlich ein gewisses Streben nach Ehrenhaftigkeit und eine ungemein zärtliche Liebe

andere Hilfsmittel benützen; dennoch zeigen seine Predigten, mit denen er mehrere Bände in seiner feinen Handschrift angefüllt hat, daß er es meistens vorzog, seinen eigenen Gedankengang einzuschlagen. Und die Gedanken waren alle klar, die Lehre gesund, das Herz redete überall mit, voll Liebe und Barmherzigkeit. In den Tagen der Verfolgung, die Mar Simeon über die Gläubigen verhängte, stand er eine Zeitlang fast allein dem Sturme ausgesetzt; damals wurde seinem jüngsten Kinde die Bestattung auf dem Kirchhof versagt, so daß er die Leiche nach Seir flüchten mußte, um sie zu begraben. Aber nie verlor er das Mitleid mit andern, nie das Gefühl seiner eigenen Unwürdigkeit.

Noch auf dem Todbette nannte er sich den elendesten aller Sünder, ohne doch einen Augenblick an seiner Seligkeit zu zweifeln. Er wußte auch sterbend, an wen er geglaubt hatte, und daß der HErr das, was er ihm anvertraut habe, bewahren werde auf Seinen Tag. Alles beweinte seinen Verlust und fühlte, wie mächtig er auch im Sterben zu seinen Brüdern redete; Mar Johanan insbesondere hat einen Eindruck davongetragen, der ihn wieder mehr zu dem macht, was er in besseren Tagen gewesen ist.*)

Und auch im letzten Sommer hat die Cholera, die dießmal fürchterlicher wüthete als je zuvor und bis in die hohen Gebirgsthäler Kurdistans hinaufdrang, einige der edelsten Gehilfen hinweggerafft. Ihre unerschütterliche Zuversicht und die fröhliche Hoffnung des ewigen Lebens, die sich auf ihrem Sterbebette kundgaben, haben auf die eingeschüchterten Massen einen unvergeßlichen Eindruck gemacht, der für Gottes Reich noch große Erfolge in Aussicht stellt.

---

6. Hawar in Kurdistan.

Um das Werk der Missionare auf den Außenposten zu belauschen, begeben wir uns einmal auf die Außenstationen, die im türkischen Gebiet liegen. Sie umfassen jedenfalls den rauhsten Theil der Aufgabe, die den Missionaren gestellt ist.

*) Mar Johanan (S. 51) ist der älteste Bekannte der Missionare, der Dr. Perkins vor etlichen 20 Jahren nach Amerika begleitete, ein Mann von guten Gaben, der doch das Evangelium mehr mit dem Kopf als mit dem Herzen auffaßte. Er war der erste Bischof, der es wagte, 1860 in den heiligen Ehestand zu treten, aber auch seither zu Zeiten in bedenkliche Schwankungen gerieth.

Mitten in den kurdischen Gebirgen, 30 Stunden von Urumia, liegt der Distrikt Gawar mit der Stadt Dißa, einer Sommerstation der Mission. Einer der Missionare (bisher J. Shedd) wohnt gewöhnlich dort im Sommer, kehrt aber vor der Zeit, da der Winter ihn einschneien würde, regelmäßig nach Seir zurück. Durch die großartigsten Bergpässe überschreitet man hier die persische Grenze und erreicht die schöne und fruchtbare Gawar-Ebene, wohl 12 Stunden lang und 3 Stunden breit, umkränzt von fast 14,000′ hohen Bergspitzen. Hier liegt das armenische Städtchen Dißa, das gegenwärtig auch eine Garnison von etlichen hundert türkischen Soldaten oder Steuereintreibern beherbergt. An Sonntagabenden kommen einige Armenier zu dem Missionar auf seinen das Städtchen überragenden Hügel und hören ihn das Evangelium in türkischer Sprache auslegen. Doch die meiste Zeit bringt er sammt seinen Gehilfen in den umliegenden fünfzehn Dörfern zu, welche die Nestorianer bewohnen; und von Zeit zu Zeit reist er in die fernen Thäler und Schluchten.

Da ist z. B. das Dorf Memikan, früher (1851—57) Jahre lang als Missionsstation besetzt, wo noch die Gräber von Bruder Crane und Schwester Rhea am schönen Hügelabhang neben der Dorfkirche bezeugen, wie sehr sich diese Amerikaner das Heil Kurdistans angelegen sein lassen. Der Priester dieser Kirche hat zur Gattin eine gründlich gebildete Tochter aus dem Seminar, die den besuchenden Missionaren ein ausgesuchtes Mahl bereitet und ihre Gastfreundschaft mit viel mehr Geschmack und Reinlichkeit würzt, als dieß sonst in Nestorianer-Häusern der Fall ist.

Da ist das Dorf Karpil, berühmt durch das Fest eines armenischen Heiligen, das Armenier und Nestorianer, wilde Kurden und Türken, auch Juden zu wildem Jubel und ausgelassenem Schwelgen vereinigt. Männer und Weiber tanzen Hand in Hand, und jeder Nationalunterschied verschwimmt zuletzt in der allgemeinen Angetrunkenheit. Doch nein! jetzt treten noch die armenischen Priester vor und schließen das Fest durch — eine Feier des heiligen Abendmahls, die auf und nieder einer Verspottung des Sacraments gleichsieht!

Ein anderes Dorf Merbischo mit 400 nestorianischen Häusern rühmt sich des besten Honigs in diesen blumenreichen Bergen, noch mehr aber der uralten Kirche eines gleichnamigen Heiligen, welche gleichfalls an seinem Jahrestag Pilger von weiter Ferne anzieht, ein Mittelpunkt alles Aberglaubens. Umsonst hat die Mission gesucht,

hier einen Gehilfen einzuführen; denn die Familie der Kircheneigenthümer fürchtet das Licht, das ihrer Tyrannei über die Thalbewohner ein Ende machen würde. Mit priesterlicher Strenge treiben sie vom ganzen Thal den Zehnten ein und halten jede freie Regung nieder. Und doch sind auch hier drei Frauen, welche die Jahre, die sie im Seminar zugebracht haben, nicht vergessen können, und die Missionsfrau wenigstens darf sie besuchen und sie im gewonnenen Glauben stärken.

Mitten nun in dieser rohen Einwohnerschaft wirken nestorianische Gehilfen, und einmal in der Woche versammeln sie sich um den Missionar oder — eigentlich — um die heilige Schrift, um den früher erhaltenen Unterricht aufzufrischen oder zu vervollständigen. Priester und Diakone, auch Bischöfe schließen sich diesem Bibelunterricht an und wundern sich, da so viel Neues zu finden und zu hören, daß sie sich ihrer bisherigen Wirksamkeit schämen müssen. Sie haben freilich oft von schweren Nöthen zu berichten: bald sind es die räuberischen Kurden, welche Heerden oder Reisende überfallen haben; bald suchen französische Lazaristen in die Gemeinden sich einzudrängen, vielleicht unterstützt von einem schurkischen Nestorianer-Priester, der um eines Mords willen bei ihnen Zuflucht gesucht hat; bald regt sich das wilde Selbstgefühl in den früher unbezwungenen Stämmen von Tiari und Techoma und droht auch die evangelischen Kurden mit Aufruhrgelüsten anzustecken, während der eifersüchtige Patriarch Mar Simeon in Kotschannes die Fremden anschwärzt, als seien sie an der Unterjochung des Volkes schuld, und die Gemüther gegen die friedliebenden Gehilfen aufregt; bald ist auch unter den evangelischen Predigern ein Zwiespalt ausgebrochen, der nach der Art dieser Naturkinder zuerst alles in Flammen zu setzen droht, sich aber durch rechtzeitige Hilfe wieder ebensoschnell ausgleicht; Versöhnungen gehen hier rascher vor sich als in civilisirten Ländern, man hat aber auch öfter Gelegenheit, sie zu wiederholen!

Die Missionare finden es übrigens viel schwerer, das Evangelium hier in derselben Weise zu verbreiten als auf dem persischen Gebiet. Denn der Patriarch wohnt in diesen Bergen und hat nach türkischem Recht ein ausgedehntes, fast unbeschränktes Recht über seine Diöcese. Wohl gelingt es manchmal durch den Einfluß des britischen Vertreters in Mosul, Herr Rassam, ihn zu mäßigen, aber im Grunde verfolgt er doch jede freie Regung im Gebirge mit den ihm zu Gebot stehenden fleischlichen Mitteln; hat auch schon daran gedacht, sich der

englischen Hochkirche in die Arme zu werfen, nur um das Werk der Amerikaner zu hindern. So haben die Missionare sich schon darauf gefaßt gemacht, im Nothfall sich zur Lostrennung der Evangelischen vom Patriarchenstuhl zu entschließen und eine protestantische Gemeinschaft zu bilden, die von der türkischen Regierung die Zusage der Gewissensfreiheit einholen könnte.

Hundert Männer von verschiedenen Ortschaften vereinigten sich auch wirklich im Oktober 1865 zu einer protestantischen Gemeinde. Sie brachten ihre Angelegenheit vor den türkischen Mudir und wählten zu ihrem bürgerlichen Oberhaupt (Malek) den Gehilfen von Dißa. Der Stellvertreter hat sie freundlich anerkannt, worauf sie öffentlich am Fasttage speisten, um ihre Lossagung von der alten Kirche zu besiegeln. Jedenfalls ein folgenreicher Schritt.

Es mag einem wohl warm werden, wenn man z. B. von einer Abendmahlsfeier im Januar hört, bei der die Predigt allein zwei Stunden lang dauerte. Reichliche Thränen strömten über die bärtigen Angesichter der Zuhörer. Ein Gehilfe fragte seinen Nebensteher, der sehr dünn und ärmlich gekleidet war, — und die Kirche, ein elender Bau mit Lehmwänden, war entsetzlich kalt —: „Frierst du nicht?“ „Ach,“ war die Antwort, „ich weiß es nicht, man kann hier nur hören, und fühlt sonst nichts.“ — Für die in den Seminarien gebildeten jungen Prediger aber, wie für ihre Frauen, ist es keine kleine Aufgabe, die milden Ebenen Persiens zu verlassen, um in dieser rauhen Umgebung dem HErrn zu dienen. Für solch ein junges Pärchen ist ein derartiger Auftrag eine Aufgabe, ganz derjenigen vergleichbar, welche Missionare auf sich nehmen, wenn sie ins unwirthliche Grönland oder nach Westafrika sich abordnen lassen. So wohnen ein paar liebe Seelen in der tiefen Schlucht von Ischtazin, wo die Sonne nur von 10 Uhr bis 2 Uhr Nachmittags sichtbar ist; so gewaltig thürmen sich die umgebenden Bergkegel gegen das Himmelszelt, als müßten sie, Säulen gleich, es tragen; während im Winter der Donner der Lawinen über ihnen und um sie her gar oft den Schlaf oder die Arbeit unterbricht, bis man sich auch daran gewöhnt hat. (Siehe die Abbildung.)

Der Rückweg von dieser Ebene Gawar führt durch noch furchtbarere Gebirgsthäler in die schöne wellenförmige Hochfläche von Tergawer. Dort liegt Hakkie, die Heimat des apostolischen Diakonus Gewergis (Georg), dessen müder Leib nun im Schatten der einfachen

Dorfkirche ruht. Wie hat der theure Mann, einst ein Räuber, aber bekehrt durch die freie Gnade, sich nicht bemüht, in alle Berge und Thäler das lebendige Wort Gottes zu tragen, und seine Arbeit ist nicht vergebens gewesen im HErrn. Statt seiner wirkt jetzt dort der treue Diakon Jakob, der an Gewergis Tochter eine würdige Gehilfin gefunden hat; sie geht als eine der eifrigsten Bibelfrauen von Haus zu Haus und hat offenen Eingang zu den Weibern der ganzen Umgegend.

7. Politische Verhältnisse.

Im Jahr 1865 wurde Prinz Ahmed Mirza, der Onkel des persischen Königs, zum Gouverneur von Urumia ernannt; den Missionaren war er augenscheinlich nicht gewogen, so viele Vorurtheile gegen sie hatte man ihm beizubringen gewußt.

Nun war aber der sogenannte Beschützer der Nestorianer, Mirza Nedschif Ali, ein bigotter Feind der Mission, schon so nahe daran, seinen Plan zu ihrer Vertreibung auszuführen, daß er in seiner Sicherheit die ihm sonst eigene Vorsicht völlig vergaß. Zehn Jahre lang hatte er bereits mit persischer Schlauheit der Mission entgegengearbeitet; zuletzt aber rühmte er sich offen, wie er so leicht mit ihr fertig werden wolle, und sandte seine Leute in ein Dorf, um eine Schule ohne weiteres aufzulösen, in ein anderes mit dem Befehl, dem treuen evangelischen Priester sein Haus abzubrechen.

Alle Gehilfen strömten zum Missionar und fragten zitternd, was daraus werden solle. Er aber fragte sie, ob sie den 37. Psalm im Gedächtniß haben. Sie konnten sich nicht augenblicklich daran erinnern; so wurde er ihnen vorgelesen und wirkte mächtig beruhigend auf die erregten Gemüther. „Es ist noch um ein Kleines, so ist der Gottlose nimmer; wohl war er trotzig und breitete sich aus und grünete wie ein Lorbeerbaum. Da man vorüber gieng, siehe da war er dahin ꝛc.“ Diese und andere Worte trafen die Erschreckten wie ein elektrischer Schlag; sie sahen sich an, und nach vereintem Gebet trennten sie sich mit erleichtertem Herzen.

Eben hatte der gottlose Agent für den Patriarchen Simeon eine höchst willkührliche Besteurung vorgenommen und die Widerstrebenden festbinden und schlagen lassen. Viele eilten zum Prinzen und klagten, worauf ihm demüthigende Befehle zugeschickt wurden, die seinem

Treiben vorerst Einhalt thaten. Nun läßt aber der stolze Mann einen armenischen Kaufmann, der sich ihm nicht mit Geschenken empfohlen hatte, binden und unbarmherzig prügeln, so laut sich derselbe auch auf seine russische Unterthanenschaft beruft. Die Armenier klagten beim Prinzen, und dieser ließ den Agenten vorfordern; Rußland darf ja von Persien nimmermehr gereizt werden. Als der übermüthige Beamte sich der Vorladung entziehen wollte und zuletzt floh, mußte er auf das Verlangen des russischen Gesandten gebunden nach Tebris gesendet werden, und die Gemeinden hatten nun Ruhe vor dem Treiber. Freilich brütet er nun, obwohl entlassen, über Rache und sucht, wie er in irgend welcher Weise das Werk des HErrn hindern könne.

Prinz Ahmed Mirza aber schien nach und nach ein Interesse an den Missionaren zu nehmen. Bald ließ er sich herbei, nach ihrem Wohlbefinden fragen zu lassen und sie zu sich einzuladen. Und endlich, im April 1866, hat er ihnen auch einen Besuch abgestattet. „Seine Königliche Hoheit hielt sich dritthalb Stunden im Missionsgehöfte auf, und schien sich die ganze Zeit hindurch nicht im mindesten zu langweilen. Man zeigte ihm die Bilder des Präsidenten Lincoln, seiner Minister und Generäle, und ließ die Elektrisirmaschine ihre Wunder aufspielen. Es interessirte ihn, im Töchterseminar die Lektionen in Erdkunde und Arithmetik mit anzuhören und sich zum Harmonium Lieder singen zu lassen. Beim Lesen im persischen Neuen Testament sah der Prinz fleißig in sein Buch und korrigirte die Aussprache der Mädchen, wo es nöthig schien. Daß Kinder, die von den Dörfern in thierischer Unwissenheit nach Urumia kommen, hier durch Schulbildung so gehoben werden, schien ihm aller Anerkennung werth. Frau Labaree mußte ihm dann auch die Nähmaschine zeigen, und in der Druckerei sah er dem Setzen und Drucken des Monatsblatts zu. Am meisten frappirte ihn das Freispital mit all den Arzneivorräthen (schade nur, daß wir keinen Arzt dazu haben!). Nicht nur wünschte uns der Prinz beim Abschied Gottes reichen Segen auf unsere menschenfreundliche Bemühungen, sondern er bot uns auch allen Beistand an, der in seiner Macht liege.

„Andere Große haben gehört, daß der britische Gesandte uns besuchen und die Klagen der so vielfach bedrückten Nestorianer untersuchen werde, und gegenwärtig beeilt sich Alles, uns Freundlichkeit zu erzeigen. So hat der muhammedanische Gutsherr von Gjog Tepeh

sich die Schule daselbst beschaut und den Zöglingen 15 Dollar geschenkt; ja am Sonntag trat er selbst in die Kirche und trug gleichfalls zu dem monatlichen Opfer bei, das eben eingesammelt wurde."

Die römische Partei hatte die Nestorianer aus einer Kirche in Ardischai (nahe bei Urumia) verdrängt; die letzteren wieder einzusetzen, schien nicht mehr möglich. Dafür hat der britische Gesandte, Alison, den Schah bewogen, den Nestorianern einen passenden Platz zu einer neuen Kirche zu schenken; und Seine persische Majestät haben selbst 1200 fl. zum Kirchenbau beigetragen. Ferner hat der König statt des heimtückischen Agenten einen christlichen Chan georgischer Abkunft zum Vertreter der Nestorianer ernannt, wodurch vielen Bedrückungen ein Ende gemacht sein dürfte. Noch ist der neue Agent durch hohe Aufträge am Hof des Schahs zurückgehalten, indessen hat er einen energischen Stellvertreter nach Urumia gesandt, der jedenfalls „herrlich lautende Befehle zur Beschützung der christlichen Unterthanen Seiner Majestät" mitbrachte. Es ist freilich kein Verlaß auf Menschen, doch für ein Land wie Persien sind die Aussichten dermalen gut zu nennen.

Unter solchen Umständen schließt sich das erste Menschenalter der nestorianischen Mission. Am 20. November 1865 waren es 30 Jahre, daß Dr. Perkins Urumia besetzte; 18 Jahre auch, seit Fräulein Rice die Leitung der Mädchenanstalt übernahm, welche sie diese ganze Zeit ununterbrochen bedienen durfte. „Es war eine Feier," schreibt Perkins, „die zahllose Erinnerungen wach rufen mußte. Zehn meiner Mitarbeiter, alle jünger als ich selbst, sind schon mit vier Gehilfinnen in die Ewigkeit vorangegangen; andere, die mir unendlich theuer waren, sind dem Missionsfeld entrückt; ich komme mir beinahe wie ein verknorrter Stamm vor, der allein übrig bleibt, wo einst ein frischer Wald heranwuchs." Allein umsonst waren diese edlen Kräfte nicht verschwendet worden; in 74 Filialen standen jetzt wahrhaft gebildete, zuverlässige Gehilfen, und die Zahl der Kommunikanten belief sich auf 633, während über 2000 Seelen für das Evangelium gewonnen waren. Das mögen Manchem kleine Zahlen scheinen. Wer aber weniger auf die Massen sieht, welche noch vom Evangelium zu durchsäuern sind, und mehr untersucht, ob das Salz, das unter sie gestreut wird, rechter Art ist, der wird — Alles erwogen — an diesem Resultat dreißigjähriger Arbeit seine Freude haben. Ein solcher dankt Gott, daß durch nestorianische Kolporteure nun auch unter den Armeniern bis Hamadan hin das Evangelium verbreitet,

und manchem Muhammedaner Gelegenheit geboten wird, sich damit bekannt zu machen. Unter beständigem Kampfe ist der Grund gelegt worden; hoffen wir, daß es den treuen Männern gelinge, wenigstens unter den persischen Nestorianern das Werk der Kirchenerneuerung zu vollenden, ohne bei ihnen eine neue Form der Gemeindebildung einzuführen! Es wäre ein großer Triumph für die evangelische Mission, wenn sie wenigstens in Einem Gebiete der alten Kirchen dem Vorwurf des Proselytismus dadurch entgehen könnte, daß sie mit ebenso viel Kraft als Mäßigung des Liebeseifers die alten Formen geschont, aber neues Leben des Geistes in sie gegossen hätte.

Das Haupthinderniß der Mission am obern Nil.

Es ist der Mühe werth, den Sklavenhandel am weißen Nil sich von dem glücklichen Reisenden Samuel Baker*) schildern zu lassen. der mehr als irgend einer seiner Vorgänger die Dinge, die dort vorgehen, beim rechten Namen genannt hat!

Das ganze Sudan mit der Hauptstadt Chartum hat für die Egypter keinen Werth, außer sofern es ihnen Sklaven verschafft. Der Sklavenhandel, wie er besonders in Gondokoro betrieben wird, einer Kolonie von Gurgelabschneidern, 10 Grade südlich von Chartum, — eine vollkommene Hölle nennt sie Baker, beschäftigt fast alle Ansiedler in Sudan: Syrer, Kopten, Türken, Tscherkessen, selbst einige Europäer. Man nennt ihn beschönigend „Elfenbeinhandel", was sich in folgender Weise erklärt:

Geld ist so rar in Sudan, daß der Zinsfuß sich auf 36—80 Procent beläuft und also von ehrlicher Unternehmung oder Spekulation nicht die Rede sein kann. Aller Handel liegt in den Händen reicher Kapitalisten oder armer Abenteurer, welche beide einander in die Hände arbeiten. Der Abenteurer z. B. entlehnt Geld zu 100 Procent und verspricht es dem Kapitalisten in Elfenbein zum halben Marktpreis zurückzubezahlen. Er miethet etliche Schiffe, bemannt sie mit 100—300 Arabern und Auswürflingen aller Länder, kauft

*) Siehe Miss. Mag. 1866. S. 482.

Waffen, Munition und etliche 100 Pfund Glasperlen, und zahlt seinen Leuten ein Handgeld aus.

Im Dezember fährt er den Fluß hinauf, landet, wo es ihm gefällt, und sucht im Innern irgend einen Negerhäuptling auf, mit dem er sich verbündet. Dieser benützt die neuen Freunde, um sich an irgend einem feindlichen Nachbar zu rächen. Man marschirt in der Nacht, umringt ein Dorf, zündet die Grasdächer vor Sonnenaufgang an und feuert Flintensalven in die Flammen. Entsetzt stürzen die Bewohner aus ihren Häusern, und die Männer werden gemächlich niedergeschossen, während man die Weiber und Kinder packt und bindet; darauf befestigt man jene mit den Hälsen in gegabelte Stangen, bindet diese mit Stricken um den Hals an jene und bildet so eine lebendige Kette, die mit den eingefangenen Viehheerden dem Hauptquartier zugetrieben wird.

Nun sucht man in den stehengebliebenen Hütten nach Elfenbein, gräbt in ihnen nach Eisenhacken, dem größten Schatze der Neger, schneidet den Erschlagenen die Hände ab, um ihnen die Kupfer- und Eisenringe leichter abzustreifen, und kehrt mit der Beute zu dem Neger-Bundesgenossen zurück. Freut sich dieser schon über die Vernichtung des Feindes, so versetzt ihn nun das Geschenk von 30—40 Stück Vieh und etwa einem gefangenen Mädchen auf den Gipfel des Glücks.

Doch der Handel fängt nun erst an. Man hat vielleicht 2000 Stück Vieh gefangen, und der Neger wünscht sie zu haben. Nun, er mag sie kaufen, etwa eine Kuh um einen Stoßzahn, und von allen Seiten geht Elfenbein ein. Ein Drittheil des Viehs gehört der Mannschaft und diese schachert ebenso drauf los. Jeder kauft Sklaven und Sklavinnen nach Bedürfniß, verkauft und vertauscht sie wieder nach Belieben. Auf dem Papier, das die Rechnung des Unternehmers mit jedem Theilnehmer enthält, erscheint aber nie ein Sklave, — man fürchtet sich vor europäischen Spionenaugen —, sondern wer einen Sklaven für 1000 Piaster gekauft hat, erhält statt dessen etwa folgende Rechnung:

Rechnung:	Seife	50	Piaster
	Tarbusch (Kappe) . .	100	"
	Arrak	500	"
	Schuhe	200	"
	Zeuge	150	"
	Summe	1000	Piaster.

Flieht ein Sklave, so straft man ihn mit Schlägen, hängt oder erschießt ihn, um die andern zu warnen.

Gewöhnlich führt aber eine solche Razzia zu Händeln mit dem Neger-Bundesgenossen, der dann seinerseits ermordet und geplündert wird. Der Händler kann in dieser Weise, wenn es ein günstiger Winter ist, mit 150 Miethlingen 20,000 Pfund Elfenbein zusammen bringen, die ihm in Chartum 48,000 fl. eintragen, während er noch 4—500 Sklaven (zu 60—70 fl. das Stück) übrig behält.

Die Boote werden mit der Menschenladung bepackt und kehren nach Chartum zurück, während vielleicht die Hälfte der Miethlinge sich in einem Lager nahe bei ihrer letzten Schlachtstätte niederläßt, um weiter zu morden und zu rauben, bis die nächste Flotte kommt. Die rückfahrenden Boote aber landen ihre Sklaven auf verschiedenen Punkten, ehe man Chartum erreicht, um sie an arabische Agenten oder Käufer abzugeben. Diese führen sie weiter nach Sennaar, Kairo, über das rothe Meer, bis nach Persien hinüber. Indessen landet der „friedliche" Händler in Chartum mit seinem Elfenbein, zahlt damit das Anlehen von 12,000 fl. zurück und fängt mit dem übrigbleibenden Kapital nun unabhängige Unternehmungen an. In dieser Weise wird aus dem Abenteurer ein Kapitalist.

Natürlich ist ganz Chartum für diesen Handel begeistert und sieht mit eifersüchtigem Argwohn auf den Fremden, der dieses heilige, d. h. der Sklavenjagd und jedem möglichen Verbrechen geweihte Land betritt.

Die türkischen Behörden geberden sich als Feinde der Sklaverei, während ihre Häuser mit Sklaven gefüllt sind und ihr Gehalt oft in Sklaven ausbezahlt wird. Jeder egyptische Beamte hält im Grunde die Sklaverei für ein nothwendiges Institut, und den europäischen Konsuln sind die Hände, oft auch die Augen gebunden. Der östreichische Konsul in Chartum, Herr Natterer, hatte umsonst seiner Regierung die Scheußlichkeit dieses Handels berichtet; er bekam von derselben keine Antwort. Regt sich ein Konsul, so tritt ihm der Vertreter einer andern Macht in den Weg; man darf ja der türkischen Regierung ihre vielen Schwierigkeiten nicht noch vermehren, darf nicht für irgend eine europäische Macht besondern Einfluß beanspruchen. So bleiben alle diese Greuel am weißen Nil unbestraft.

Warum doch? Mit zwei Dampfern, die auf dem Flusse kreuzen würden, ließe sich jeder weitere Sklavenhandel verhindern, und ein

Weg für rechtmäßigen Handelsverkehr stünde offen bis in den Albert-See hinauf.

Erwähnt sei noch, daß Sir S. Baker die Neger geradezu für eine unverbesserliche Art von Menschen hält, eine Ansicht, welche neulich Oberst Playfair, der britische Konsul in Sansibar, öffentlich zu bestreiten Gelegenheit gefunden hat. Playfair ist der Mann, der Bischof Tozer veranlaßte, Sansibar zum Hauptquartier seiner Mission zu machen; auch ihm steht fest, daß mit erwachsenen Ostafrikanern fast nichts anzufangen sei, dagegen zeige die Erfahrung, daß man junge Neger zu tüchtigen und guten Menschen heranziehen könne. Doch zurück zu unserm Gegenstand!

Aehnliche Berichte über den Sklavenhandel am obern Nil enthält eine interessante Mittheilung von Miss. Bühler,*) der nun schon zwei Jahre in Gallabät weilt. Es ist dieß das Ländchen der Tagruri, deren Schech Dschuma in Matamma weilt, und an Habesch 4000 Thaler, an Egypten 7000 Thaler Tribut zahlt, während er noch egyptische Beamte und französische Dragomane gelegentlich beschenken muß. Was sind nun seine Einkünfte? „Den meisten Zoll werfen die Sklaven ab, die aus den Gallaprovinzen über Gondar oder Gubbe hieher geschleppt werden, meist geraubte, zum Theil auch von den eigenen Eltern und Verwandten verkaufte Knaben und Mädchen. Seit dieser abscheuliche Handel am weißen Nil sinkt [?] und hier oben naturgemäß sich hebt (dies Jahr giengs in die Tausende mit dem Verkauf des Ebenbildes Gottes), werden auch mehr und mehr Abessinier geliefert, von denen viele, wie wohl vergeblich, gegen ihren Verkauf protestiren und sich öffentlich zu Christo bekennen.

„Tausende von Sklaven werden unter unsern Augen hier verkauft und nach Chartum geschleppt. Noch nie war dieser abscheuliche Handel so im Flor als gerade jetzt, und er geht nicht ohne Wissen der egyptischen Regierung und der löblichen europäischen Konsulate vor sich. Ja, die höchsten egyptischen Beamten sind meist auch die größten Sklavenhändler, die ihr verpöntes Geschäft allerdings nicht in eigener Person, um so eifriger aber durch eine Menge von Agenten betrieben. Tritt ja einmal ein Staatsdiener gegen den hoch und theuer verbotenen Menschenhandel auf, so thut ers nur, um eine außergewöhnliche Summe von den Sklavenhändlern zu erpressen; der

*) In Gelzer's protestantischen Monatsblättern. Juli 1866.

Sklave indessen ist und bleibt Sklave oder vielmehr Vieh, wie der Hieländer sich kurz ausdrückt.

„Tag für Tag sehen wir 30, 50 und 100 Menschen an unserm Hause vorbeischleppen. Was uns am meisten nahe geht, ist, daß unter diesen Tausenden von Heiden sich auch Hunderte von Christen befinden, meist Kinder, die geraubt nicht nur ihren Eltern und ihrer herrlichen Heimat, sondern auch ihrer Religion entfremdet werden. Selbst Erwachsene theilen nicht selten dies Loos. Erst vor Kurzem wurde ein Jüngling, sowie eine Frau mit zwei Kindern, die sich öffentlich zu Christo bekannten und gegen ihre Wegführung in die Sklaverei protestirten, trotz der eifrigsten Verwendung meines Kollegen Eipperle verkauft und weggeführt.

„Ich weiß nicht, ists mehr Unmuth über die eigene Unmacht oder Entrüstung über die Schläfrigkeit der europäischen Regierungen und ihrer Vertreter, was mir das Herz bewegt. Was sollen und wollen alle die papiernen Verträge, wo man mit 50 Mann die Menschen und Völkerrechte ganzer Nationen wahren kann? Von Kairo aus läßt sich allerlei Schönes und Beruhigendes nach Europa schreiben, es ist aber Thatsache, daß man in Bulak (Kairo's Vorstadt am Nil) auf den Schiffen jeden Tag Sklaven auftreiben kann, soviel man will. Freilich die Dampfschiffe, Karossen und Landhäuser, die der Vicekönig zu verschenken hat, sind auch nicht unansehnlich.

„Schmach über alle die hochchristlichen, hochcivilisirten Schwätzer, die nur winken, nur einen tüchtigen Mann mit den gehörigen Vollmachten ausrüsten dürften, um den Menschenhandel, hier zu Lande wenigstens, mit Einem Male thatsächlich aufzuheben! Wenn keine Regierung etwas thun will, sollte da nicht in unserer Zeit der Vergesellschaftung sich auch irgendwo ein Verein zu solchem Zwecke bilden können, so gut wie zur Abschaffung der Thierquälerei? Was wirds denn kosten, um etwa 50 junge thatenlustige Europäer zu einem derartigen Zwecke auszurüsten? An jungen Leuten für ein solches Unternehmen fehlt es nicht, das weiß ich, und daß 50 Mann den Sklavenhandel in Gallabat Angesichts ganz Egyptens niedertreten könnten, das weiß ich noch besser."

Miss. Bühler nun hat schon zu bemerken geglaubt, wie wenig einzelne Personen über das wunderliche Land und seine oft wunderlichen Bewohner vermögen. Daher wünscht er, daß dort eine eigenkräftig in sich abgeschlossene Kolonie von 20—30 jungen tüchtigen

Bauers- und Handwerksleuten gegründet werde. Eine solche wohlgeordnete Kolonie von wahren Christen, hofft er, dürfte nicht nur im Stande sein, dem Menschenhandel wirksam entgegenzutreten, sondern könnte auch dereinst durch kleine Vorposten den Weg in's weite Gebiet der Galla öffnen und offen erhalten. An der nöthigen Beisteuer zu einem solchen vielseitigen Unternehmen sollte es namentlich in den höheren Kreisen nicht fehlen, die man bis jetzt wohl zu wenig um ihre Opferwilligkeit in derartigen Dingen gefragt habe.

Wir fürchten, unser Missionar unterschätzt die Schwierigkeiten, und überschätzt die Opferwilligkeit, welche bei diesem Unternehmen zur Sprache kommen. Der Missionseifer muß noch ganz anders brennen als bisher, wenn für die Christianisirung einer muhammedanischen Grafschaft von etlichen tausend Familien eine solche Kolonie gegründet werden soll. Aber das glauben wir ihm und Sir S. Baker aufs Wort, daß es nur der ernstlichen Anstrengung einer christlichen Großmacht bedarf, um an der Südgrenze des egyptischen Staates dem Sklavenhandel in wenig Jahren ein Ende zu machen. Und damit wäre für das Gedeihen der christlichen Mission im Innern Ostafrika's der erste unumgänglich nöthige Grund gelegt.

Aeltestes und Neuestes aus dem englischen Guayana.

1. Mittheilungen eines englischen Offiziers.*)

Das Missionshaus in Waramuri am Moruccafluß gewährt einen malerischen Anblick; es ist auf einem steilen Sandhügel erbaut, an dessen Rande sich ein gewaltiger Muschelhaufen erhebt. Missionar Wilh. Heinr. Brett, der schon seit 26 Jahren unter den Indianern Guayana's arbeitet, wollte sich versichern, ob dieser künstliche Hügel ein altes Grab oder etwas wie die altdänischen Muschelhügel (Kjökkenmöddinger) enthalte, und drang durch einen etwa 20 Fuß weiten Einstich von oben ins Innere ein. Man ge-

*) In Mission-Field, October 1866.

langte durch eine Schichte kleiner Muschelschaalen von Strandmondschnecken und Venusarten mit Krabbenscheeren, Fischgräten und Resten von Landthieren auf eine Masse von menschlichen Knochenüberbleibseln in wunderlicher Verwirrung. Unter ihnen fanden sich auch mehrere Steinärte, Klumpen von rother Farbe und andere Produkte des menschlichen Kunstfleißes. Der Missionar sandte einen Bericht und Proben seiner Entdeckungen nach Georgetown, worauf der Gouverneur, Francis Hincks, beschloß, diese Ueberreste eines verschwundenen Menschengeschlechts mit einigen Freunden an Ort und Stelle in Augenschein zu nehmen. Am 26. (Februar oder März 1866) fuhr er im Schooner Petrel nach dem Morucca ab, begleitet vom Bischof der Diöcese und etwa einem Dutzend anderer Herren.

Vor 9 Uhr Vormittags warf man an der Mündung des Morucca Anker und bestieg die Boote, an deren lange Reihe sich manches Kanoe harrender Indianer anschloß, während man die Windungen des Flusses hinauffuhr. Um Mittag kam die Missionsstation in Sicht. Der Hügel von reinem weißem Sand senkt sich an den Kanal herab, der sich vom Flusse hinzieht. Indianer aller Essequibo-Stämme, über 1800 an der Zahl, standen in zwei Reihen, fünf oder sechs Mann hoch, bereit, den Gouverneur zu empfangen. Am Landungsplatz mündete die Gasse, welche sie bildeten, in einen Halbkreis, in welchem man die Häuptlinge, den Archidiaconus, Missionar Brett und seinen tüchtigen Katechisten, Duncan Campbell, und hinter ihnen das Ehrengeleite einer Anzahl Flintenträger unterscheiden konnte. Der Gouverneur landete in voller Uniform und wurde, als er auf den Sand stieg, mit Freudensalven und begeisterten Jubelrufen empfangen. Er mußte sich dazu hergeben, von Jedermann sich die Hände schütteln zu lassen, ein Willkomm, den die einfachen Leute für unentbehrlich hielten und mit großer Feierlichkeit vollzogen. Bald kam die Reihe auch an die Weiber und sie bestanden darauf, daß auch ihre Kinder den großen Mann begrüßten. Manche von diesen nahten sich entschlossen und boten ihre Händchen mit großem Ernste dar; gelegentlich begab es sich auch, daß ein Junge mit plötzlichem Schreckensschrei unter die Beine der Umstehenden sich verkroch, ohne doch seinem Schicksal entrinnen zu können; denn die zürnenden Mütter fischten ihn sicherlich wieder auf und stellten ihn der Excellenz vor.

Etwas ermüdet von dieser umständlichen Begrüßung begab sich der Gouverneur an den Hügel, wo nun mit voller Einwilligung aller

Indianerstämme Nachgrabungen angestellt werden sollten. Derselbe steht, wohl 25 Fuß hoch und 500 Fuß im Umkreis messend, auf der sandigen Höhe, welche die Missionsgebäude einnehmen. Zunächst fand man alle die oben angezeigten Ueberreste ein- und zweischaaliger Muscheln, auch Austern (die jetzt an der Küste Guayana's fast unbekannt sind), lauter eßbare Arten, wie sie Küstenbewohnern zur Speise dienen konnten. Es sind nicht solche Arten, wie sie etwa auf Muschelbänken zusammenlebten, die im Laufe der Jahrhunderte gehoben wurden, sondern augenscheinlich durch Menschenhände zusammengebrachte. Fischgräte, Schuppen, Kohlen und Röthel kamen dann in großer Mannigfaltigkeit zum Vorschein; endlich auch Ueberreste von Menschen, ein Beil von einer nicht sehr harten Steinart, die sich jetzt nicht in der Umgegend findet, auch Pfeilspitzen, die unter dem Mikroscop sich als Haifischzähne zeigten. Alle Menschenschädel und Knochen waren zertrümmert, in einer Weise, die auf Kannibalismus schließen ließ. Wie in den europäischen Ueberresten des frühesten Menschengeschlechts die Thierknochen verrathen, mit welcher Lust jene Alten das Mark genossen, so hier die Menschenknochen. Und die indianische Ueberlieferung behauptet, an dieser ganzen Küste haben einst Kannibalen gewohnt, welche die Beine ihrer Opfer zerschlugen, um das Mark herauszuschlürfen.

Miss. Brett hat am Waini-Fluß, am Accawini und am Siriki (welche beide in den Pomerun fallen), endlich auch auf der andern Missionsstation Cabacaburi, ähnliche, theilweise noch größere Schalenhügel entdeckt, und alle zeugen gleichermaßen von der Menschenfresserei der früheren Bewohner. Die Schädel, welche man hier findet, sind klein, aber außerordentlich dick, und der vollkommenste darunter zeichnet sich durch fast gänzlichen Mangel der Stirne und eine vorragende Schwulst um die Augenhöhlen aus (ähnlich wie bei den Funden in Dänemark).

Mit der Dämmerung hörte die Arbeit auf und der Mond beleuchtete eine überraschende Scene. Auf dem Hügel, den der Morucca umfließt und in dem Walde, der sich bis an die See hinzieht, funkelten ringsum die Wachtfeuer der Indianer, während auf der breiten Sandfläche vor dem Missionshaus kleine Rothhäute in hellen Schaaren mit lautem Jubel sich umtrieben. Einer von uns zeigte den Indianern Pharaoschlangen, die ein ungeheures Staunen und endlich unmäßige Freude hervorriefen. Fast nicht geringere Verwunderung wurde

durch das Eis veranlaßt, das Einer von uns austheilte; jeder Indianer beleckte ein Stück — höchst feierlich — und gab es dann weiter, bis es in unerklärlicher Weise verschwunden war. Doch bald waren die Reisenden müde und begaben sich in ihre Hängematten; Schweigen herrschte allenthalben.

Nachdem am nächsten Tag die Ausgrabungen vollendet waren, vertheilte man Geschenke an die Indianer, welche sich in Reihen vier Mann hoch aufgestellt hatten; die Männer erhielten Angeln, Messer, Pulver, Tüchlein und Hemden, die Weiber Scheeren, Spiegel, Parfüme (die in hohen Ehren stehen), Kleider ꝛc., während auch die Jugend nicht leer ausgieng. Dann wurden auf der weiten Ebene vor dem Haus die indianischen Spiele in Angriff genommen. Etwa hundert Mann wetteiferten im Bogenschießen, und zwar schossen sie am liebsten zusammen, da Jeder seinen Pfeil kennt. Wettrennen wurden mit großem Eifer gehalten; am interessantesten aber schien dem Europäer das Hahagefecht (in der Warausprache Isahi genannt), ein Scheinkampf mit großen Schilden aus Eta-Palmen, da der Gegner durch bloße Kraftanwendung niedergestoßen wird. Die Kämpfer zeigten hierin außerordentliche Fertigkeit. Die Knaben trieben sich als Zuschauer herum, meist zwei und zwei, wie Busenfreunde in unsern Seminarien, und schlanke Mädchen, mit duftenden Blumen im schimmernden Haar, bewegten sich in leichten Gruppen, die Arme um der Freundinnen Hüften geschlungen, auf und nieder wie englische Schulmädchen.

Abends ließ sich eine Violine hören, die vom Schooner mitgekommen war, und das junge Volk tanzte im Mondschein. Dort aber auf der Accaway-Seite erschallt ein feierlicher Choral, und Alles eilt dorthin. Die Zöglinge der Missionsschulen sangen ein liebliches Weihnachtslied, das ein sehr verständiger Accaway-Jüngling, Philipp, Strophe um Strophe vorsagte. Dann nahm er seine Bibel und las Matth. 7 in englischer Sprache, indem er jeden Spruch seinen Landsleuten in ihre Sprache übersetzte und erklärte. Wie wurde er doch so warm, als er ihnen vorlas: „Welcher ist unter euch Menschen, so ihn sein Sohn bittet um Brod, der ihm einen Stein biete? So denn ihr, die ihr doch arg seid, könnet dennoch euern Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten." Die Indianer haben eine außerordentliche Liebe zu ihren Kindern, und diese Berufung auf elterliche Zärt-

lichkeit schien Allen außerordentlich zu Herzen zu gehen. Ein ernstes Beifallsmurmeln zeigte, welchen Anklang gerade dieses Wort in den Herzen fand, und Philipp ergieng sich in seinem Thema mit einer Herzlichkeit, die auf seine Zuhörer augenscheinlich gewaltige Wirkung ausübte.

Wie wunderbar kontrastirt doch eine solche Scene gegen diejenigen, welche unter den Erbauern jenes Schaalenhügels alltäglich gewesen sein müssen. Damals muß die ganze waldbedeckte, morastige Ebene vor uns noch Seegrund gewesen sein, und die tosenden Wellen des atlantischen Meers bespülten den Fuß des Waramuri-Hügels, der wahrscheinlich eine Insel bildete. Ein schmutziges, verkommenes Geschlecht von Wilden trieb sich am Ufer hin und lebte von Schaalthieren; wenn es ihnen aber gelang, einen benachbarten Stamm zu überfallen, verschlangen sie auch das Fleisch ihrer Gefangenen und labten sich an ihrem Mark. Und jetzt stieg von derselben Stelle der Lobgesang eines milden, gutmüthigen Völkchens empor, das in kindlicher Einfalt die wunderbare Liebe dessen kennen lernt, der der rechte Vater ist für Alles, was Kinder heißt auf der ganzen Erde.

---

2. Die Missionsarbeit unter den Indianern Südamerika's.*)

Dieser Nachricht fügen wir noch Einiges aus den Erfahrungen jener Mission bei, und das um so lieber, je vereinzelter in jenem weiten Kontinent noch immer eine Mission unter den so zahlreichen Ureinwohnern ist. Einst das beliebteste und gepriesenste Arbeitsfeld der katholischen Mission, ist es bis jetzt von der evangelischen Mission kaum berührt worden.

Das englische Guayana besteht aus den Gebieten der Flüsse Essequibo, Demerara und Berbice und ist fast nur in den niederen Strecken, welche sich längs der Küste und der Ströme hinziehen, einigermaßen angebaut. Man zählt jetzt 172,907 Einwohner, unter welchen die Europäer theils englischen, theils holländischen Ursprungs sind; Portugiesen, welche seit zwanzig Jahren von Madeira auswanderten, haben gleichfalls durch ihren Fleiß zur Hebung der Kolonie

*) Hauptsächlich nach den Jahresberichten der Society for Promoting Christ. Knowlege.

beigetragen. Neben ihnen leben viele Neger und Mulatten; sie waren früher Sklaven und bilden jetzt die Masse der Arbeiter, welche aber neuerdings durch Einführung von indischen und chinesischen Kuli's — im Belauf von mindestens 33000 Seelen — noch buntscheckiger geworden ist. Nirgends sonst auf der Erde findet man in dieser Weise die Kinder der vier großen Welttheile zusammengesellt.

Während nun unter all diesen Einwanderern im äußeren Sumpfgürtel eine rührige Missionsthätigkeit sich entwickelt hat, welche schöne Früchte erzielt,*) ist doch die viel schwierigere Arbeit an den Ureinwohnern noch immer auf wenige Punkte beschränkt. In der herzbeweglichen Lebensbeschreibung des sel. Johannes Meyer (s. Miss.-Mag. 1858—59) ist ihrer bereits gedacht, mit Ausnahme der oben erwähnten Thätigkeit von Miss. Brett. Die Arawäken nämlich, welche in der östlichen Hälfte des Landes wohnen (rechts vom Essequibo), sind zuerst von der Brüdergemeine besucht worden und haben sich 70 Jahre lang ihrer treuen Pflege erfreut, während doch zuletzt die von allerhand Mißgeschick heimgesuchte Gemeinde sich zerstreute, daher schon im J. 1815 die Station am Waironi aufgegeben wurde. Außerdem wissen wir nur von den eifrigen Plymouthbrüdern J. Meyer († 1847) und Aveline, daß sie die Arawaken am Berbice und Waironi bedienten, während auch die Londoner Gesellschaft in Maria Henrietta eine indianische Gemeinde gesammelt hatte, die zuletzt 80 Kommunikanten zählte. Das war im Jahr 1862; und seither ist die Station für uns verschollen. Es hat eine traurige Wahrheit, was ein Missionshistoriker von diesen Indianermissionen gelegentlich bemerkt**): „Sie tragen eine bedeutende Aehnlichkeit mit den Stämmen, an welchen sie arbeiten. Sie haben nämlich während der Arbeit Früchte geliefert, aber das Element der wiedererzeugenden Kraft geht ihnen ab. Sie haben sich nicht durch eine gesunde Entwicklung

*) Nur beiläufig erwähnt sei hier, daß ein anglikanischer Geistlicher, W. T. Beneß, schon im Jahr 1863 von Skeldon (am Corentyn) berichtet, wie die 400 Einwohner eines chinesischen Dorfs, welche von dem früheren Missionar Lobscheid beredet, nach Guayana ausgewandert waren, ein wahrer Segen für zwei dortige Pflanzungen geworden seien. Obwohl nur theilweise getauft, hatten doch viele von ihnen durch den Unterricht der deutschen Missionare bedeutend gewonnen, und „meine Arbeit an ihnen," schreibt Beneß, „gehört zu meinen angenehmsten Erinnerungen in diesem Lande."

**) Ch. Miss. Intelligencer 1852, p. 17.

fortgepflanzt oder ausgedehnt, wie ja auch jene Indianerstämme der Zähigkeit, die gedeihlichen Fortbestand verspricht, zu ermangeln scheinen." Und doch muß man wünschen, daß die Missionen nicht eher aussterben, als die Stämme, zu deren Dienst sie gegründet wurden. Ja, und man darf hoffen, daß nicht alle Völker jenes Welttheils so kurzlebiger Art sind, wie sich einige bis jetzt erwiesen haben.

Westlich vom Essequibo, an verschiedenen Punkten seines Laufs und seiner Zuflüsse haben die Missionare der kirchlichen Gesellschaft, der tapfere Youd (seit 1833), dann die Deutschen Bernau und Lohrer, zwanzig Jahre lang unter Accaway's und Macusi's gearbeitet und nirgends ohne sichtbaren Erfolg. Dennoch hat nach dem Heimgange der treuen Männer die Gesellschaft ihre Thätigkeit in Guayana aufgegeben, theilweise wohl, weil eine Schwestergesellschaft derselben Kirche mit bedeutenderen Kräften in die Lücke zu treten bereit war, zunächst aber, weil sich keine Arbeiter für diese Mission meldeten.

Die Schwestermission ist die der Ausbreitungsgesellschaft, welche im Jahr 1839 den begabten Missionar W. H. Brett an den Pomerun sandte, in die Westhälfte der Kolonie. Ungefähr 15 Stunden von der Mündung jenes Flusses, da wo der Arapiaco sich in ihn ergießt, begann er 1840 seine Arbeit unter großen Entbehrungen und Entmuthigungen. Aber eines Tags überraschte ihn ein Indianer mit der Bitte, seinen Sohn, ein fünfjähriges Bürschlein, zu unterrichten. Brett hatte den Mann noch nie gesehen; derselbe war erst jetzt nach langer Abwesenheit zurückgekehrt und freute sich zu finden, daß etwas für die Hebung seines Volks geschah. Es zeigte sich, daß er selbst Zauberer gewesen war; aber als er mit Europäern bekannt wurde, lernte er die abergläubischen Gebräuche seiner Nation verachten, zerbrach seine Zauberflasche (einen ausgehöhlten Kürbis) und warf sie weg, noch ehe er von etwas Besserem gehört hatte. Dieser Mann nun, Saci Barra oder Schönhaar genannt, brachte gleich am nächsten Sonntag seine Frau zum Gottesdienst, und seinem Einflusse war es zu verdanken, daß schon in der folgenden Woche seine Verwandten ihm nachzogen und sich zum Hören des Wortes einfanden, während sie ihre Kinder zur Schule sandten. Wohl war mancher Widerstand zu überwinden und die Zauberer wehrten sich nach Kräften; Cholera und eine ansteckende Negerkrankheit decimirten die Niederlassung wieder und wieder und rafften namentlich 1857 die älteren Bekehrten weg. Dennoch hat sich hier eine Gemeinde von Arawäken und Kariben ge-

sammelt, die in aller Stille dem Herrn dient und auch — wie durch den Bau einer Kirche — beträchtliche Opfer für ihn bringt. Schon im December 1862 konnte Brett die Arawäken für beinahe ganz christianisirt erklären.

Brett gab sich auch alle Mühe, die Indianer mit Büchern in ihrer eigenen Sprache zu versehen. Er übersetzte zunächst für die Arawäken die vier Evangelien, einen Theil des ersten Buches Mosis und die Apostelgeschichte. Diese Schriften wurden 1856 in England gedruckt und erhielten noch einen besonderen Werth durch die für Naturkinder so ansprechenden Holzschnitte. Sie fanden solchen Eingang allerwärts, daß Brett auf den Gedanken kam, auch Bögen und Karten zu drucken, welche das Glaubensbekenntniß, das Vaterunser, die zehn Gebote enthielten, mit passenden Schriftscenen am Rande verziert. Diese Bildersprache, durch eine Reihe von Lektionen erklärt, redete dermaßen zu dem Völklein, das in jenen Urwäldern haust, daß auch andere Stämme, die bei wandernden Arawäken diese Schätze gesehen hatten, etwas Aehnliches in ihrer Sprache verlangten. Also führte Brett im Caribi, Accawoio und Warau denselben Gedanken durch, und in den Jahren 1861—62 wurden auch diese Bilderbögen gedruckt.

In dieser Weise fuhr nun Brett fort, Abrahams Geschichte, Elia's Erlebnisse, Daniel unter den Löwen („besonders wichtig für ein Volk, das mit dem Tougar, dem gefleckten Jaguar und der allergefürchtetsten Katzenart, dem schwarzen Jaguar, im täglichen Kampfe lebt") und ebenso neutestamentliche Bilder den Wilden mund- oder augengerecht zu machen. „Diese Bilder sind uns gewissermaßen dienlicher als zehn Lehrer, sofern die Indianer sie einander zutragen und in weiten Fernen besprechen und erklären werden, wohin keiner meiner Lehrer in einer Lebenszeit vordringen könnte."

Eine noch westlichere Station, das obengenannte Waramuri, wurde im Jahr 1845 am Morucca-Flusse gegründet. Sie war durch Hunger und Dürre, auch durch Seuchen wiederholt mit Aussterben bedroht, und die schmutzigen Warau's, unter welchen sie wirkte, schienen sich kaum zu neuer Hoffnung beleben zu lassen. Dennoch hat sie jetzt sich so befestigt, daß für ihre Fortbauer nicht mehr gefürchtet wird. Ein tüchtiger Arawäk-Häuptling, Cornelius, steht der Niederlassung mit Umsicht vor. Es war hier besonders, daß in den Jahren 1863 und 64 eine große Bewegung unter den nahen Acca-

way's oder Acawoio's, den Anwohnern der Flüsse Waine, Barama und Cuyuni, sich zu verspüren gab. Dieses mächtige Volk, das sich in 17 Stämmen vom Orinoko bis zum Amazonenstrom umtreibt und bald Handel treibt, bald auch vom Raube sich nährt, scheint von den Veränderungen, welche in den schwachen Ueberbleibseln der Küstenstämme vor sich gehen, mächtig angelockt zu sein. Schon im J. 1856 fanden sich mehrere Familien von einem ihrer Stämme, den Waika's, ein, die nach vier Jahren sämmtlich getauft waren. In großen Haufen kamen sie — ganz nackte, aber reinliche und rüstige Leute — zu den Missionaren auf beiden Stationen, um lesen zu lernen und dann Bilder und Bücher mitzunehmen. Einige von ihnen, wie der vorerwähnte Philipp, bleiben auch bei den Lehrern zurück und bilden sich selbst zu solchen aus. In der Schule wird natürlich Englisch gelehrt, da dieses allein Aussicht hat, mit der Zeit die Sprache der Kolonie zu werden. — Später (1865) zeigten sich auch die fernen, edel aussehenden Majongkongs von dem Erfolg der Mission unter ihren Stammverwandten angezogen und suchten wenigstens für ihre Kinder nach Taufe und Unterricht.

Der Bischof schrieb im Jahr 1864: „Gerade komme ich von den Indianerstationen zurück. Das ist eine wunderbare Bewegung, die ich dort unter den Acawoio's verlebte. Wie von einem mächtigen Anstoß getrieben, kommen sie in unsere Missionen, und fragen vor allem nach den Glaubenskarten. Ich selbst unterrichtete ihrer sechzig von allen Altersklassen in der Sonntagsschule von Waramuri, fast lauter Fremde aus großer Entfernung. Eben hatte eine andere Streifpartie Cabacaburi verlassen, um mit ihrem Pack Büchlein an den Cuyuni zurückzukehren und dort auszubreiten, was sie hier gelernt haben. Sie wollen sieben Monate ausbleiben und dann sich bleibend bei uns niederlassen. — Etliche Majongkongs, die ich zuvor noch nie gesehen hatte — sie wohnen weit über unsere Grenzen hinaus — haben sich mit ihnen eingefunden und baten um die Taufe für ihre Kinder.

„Ich weiß nicht, was daraus werden soll. Unsere Missionare freuen sich natürlich, sind aber fast wie von Staunen gelähmt, so sichtbar ist Gottes Finger in der Sache. Möge auch dieser gefürchtetste aller Stämme in die Kirche unseres HErrn gesammelt werden!"

Von einer Reise, die er im August 1865 mit dem Bischof machte, erzählt Brett: „Wir sind da mit viel mehr Indianern zu-

sammen getroffen, als wir je gesehen hatten; wohl 600 in Cabacaburi und über 900 in Waramuri. Dazu haben die schön ausgestatteten „Glaubenskarten" viel beigetragen, indem Gott sie wunderbar gesegnet hat. Viele wilde Familien sind von ungeheuren Entfernungen gekommen, fast bezaubert von den schönen Bildern und begierig, durch das lebendige Wort ihre volle Bedeutung und Alles, was wir ihnen noch weiter darüber sagen können, zu vernehmen. Wir hatten mit einem Viertel der eingebornen Bevölkerung zu thun, wie man sie nämlich bisher zu schätzen pflegte; es stellt sich aber heraus, daß man sie um zwei Drittel zu niedrig angeschlagen hat. Wir haben viele Taufen, Hochzeiten und Konfirmationen gehabt, was natürlich mich am meisten anstrengte, da ich die Katechisationen in unsern vier Sprachen vorzunehmen hatte. Dazu mußten wir die Stämme vertheilen, denn unsere jetzt vollendete Kapelle konnte nur ein Drittel aller Versammelten fassen.

„Sodann unternahmen wir einen Ausflug an den Waine; es gelang uns, ihn zu erreichen und noch überzusetzen, obwohl fast die ganze Gegend unter Wasser war und das ganze Jahr hindurch so bleibt. Die ganze Ebene ist eine traurige Savanna mit hohem Rohr bedeckt, oder üppiger Urwald, und nirgends ein Plätzchen, die Füße auszuruhen, bis man die verschlungenen Bäche hinauffährt und in weiten Entfernungen da und dort auf leichten Erhöhungen ein offenes Indianerzelt findet, in dem man schlafen kann."

Im Mai sodann hat Brett die längste aller seiner Missionsreisen ausgeführt, indem er den Berbice bis zu den Wasserfällen hinauffuhr, die weiter landeinwärts liegen, als in irgend einem andern Strom zwischen dem Amazon und dem Orinoko. Es lag ihm daran, die dort wohnenden Acawoio's zu erreichen, die er nach achttägiger Anstrengung endlich fand. Trotz einiger dialektischer Unterschiede, welche die Mittheilung erschwerten, thaten auch dort die Glaubenskarten gute Dienste und wurden völlig verstanden. Man war nun versichert, daß die Acawoio's an ihrem östlichsten Ende aus diesen Lehrmitteln denselben Vortheil ziehen können, wie ihre Brüder an der Westgrenze. „Alle baten um Exemplare dieser Karten für abwesende Freunde und Verwandte, wir ließen ihnen auch welche für fremde Besucher, die sicherlich hingelangen werden, sobald sich die Nachricht von unserm Besuch verbreitet. Hin und her reiste ich im

Ganzen etwa 250 Stunden Wegs; den Berbice sind wir etwa 90 Stunden weit hinaufgefahren."

Haben andere Missionen unter den Ureinwohnern aufgehört, so zeigt doch diese in der Zahl von 916 Getauften eine Frucht, die wohl neue Hoffnung wecken darf, wenn auch freilich Brett der einzige Missionar ist, der in jenem Klima 26 Jahre ausgedauert hat, während andere um ihn her oft nur kurze Zeit sich nützlich machen konnten. Auch am Mahaiconi (in Kibleri seit 1844), in Cabacaburi (seit 1860) und sonst sind Außenstationen in sicherem Fortschritt begriffen, und Bernau's frühere Station, Bartica Grove (mit 330 Kirchengliedern), wird auch von Sendboten derselben Gesellschaft bedient. Die Missionare geben ihren Indianern das Zeugniß, daß sie zusehends fleißiger werden, ihre Lehrer mit Nahrungsmitteln (Cassawa und Fischen) versehen und beim Bau und Repariren von Kirchen, Schulen und Missionshäusern willige und geschickte Hilfe leisten.

Man kann es füglich für eine noch ungelöste Frage erklären, ob die Indianer Südamerika's in der That einem ähnlichen Loose entgegengehen wie die der Vereinigten Staaten. Wiederholt ist von Ethnographen eingesehen und bezeugt worden, daß in Peru und Bolivia wenigstens das indianische Element gegenwärtig einen sichereren Aufschwung nehme als das europäische. Mögen einzelne Stämme wie die Arawäken durch ihre Berührung mit den weißen Ansiedlern dem Untergange nahe gekommen sein, leicht dürften andere Völker dort eine bessere Zukunft vor sich haben. Der edle Reisende Schomburgk, der uns Guayana mehr als irgend ein Anderer aufgeschlossen hat, wagte es offen auszusprechen: „es hängt nur vom Europäer ab, was aus den Indianern wird, wenn er mit ihnen zusammentrifft. In der Nähe der Kolonie richtet sie der Trunk zu Grunde; die Protektoren aber, welche für ihre Wohlfahrt sorgen sollten, haben sich meist die gröbsten Betrügereien zu Schulden kommen lassen und ihr Amt zum größten Nachtheile ihrer Schutzbefohlenen verwaltet." Sehr oft hörte man auch von einem Indianer dort sagen: Er weiß zu viel Englisch, d. h. ist aus der Einfalt gefallen, nicht zuverläßig. Da sind nun doch die Aussichten wesentlich besser geworden. Jedenfalls wissen wir von den meisten der südamerikanischen Völker noch sehr wenig und von ihrem Verhalten zu einer fortgesetzten evangelischen Einwirkung — da eine solche bisher fast nirgends möglich war — noch unendlich weniger. Während wir daher uns freuen, daß eine

„südamerikanische Missionsgesellschaft" in Patagonien (Carmen) und Feuerland (Keppelinsel), in Araucaria (Lota) und Uruguay (Paysandu) sich neben der eingewanderten Bevölkerung auch der Ureinwohner annimmt und ihren Wirkungskreis noch weiter auszudehnen bemüht ist, wünschen wir zugleich der im Raume so viel enger umgrenzten, in ihrer Einwirkung auf die Rothhäute so entschieden intensiveren und erfolgreicheren Mission der Ausbreitungsgesellschaft gesegneten Fortgang.

Brett's Freunde klagen über einen Punkt, daß er nämlich so wenig von seiner Arbeit berichte. Am ehesten schreibt er noch, wenn es gilt, für Bedürfnisse seiner Mission, wie z. B. den Druck und die Ausstattung seiner Lehrmittel, zu sorgen. So sind denn auch die vorstehenden Angaben mühsam aus Bruchstücken aller Art zusammengestellt. Er war schon einmal, im Jahr 1849, genöthigt, zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit ins Vaterland zurückzukehren, und er benützte diese Mußezeit, seine Beschreibung der Indianermission*) herauszugeben. Seither hat er seine Kenntnisse von diesem Gebiet bedeutend erweitert, findet aber keine Zeit, darüber weitläufige Berichte abzustatten. Wiederholt haben seine Freunde gefürchtet, er arbeite sich noch zu Tode. Aber wenn das im besten Sinne, mit aller Rücksicht auf die Erfordernisse des Werks, geschieht, so wird uns das nur ein Grund zur Freude und zum Danken. Er schreibt darüber zuletzt: „Mein Befinden ist nicht schlimmer; im Gegentheil hat es sich einigermaßen gebessert durch eine anstrengende Tour von fünfzehn Tagen, da ich mit dem Bischof durch überschwemmte Wälder, Savannen und Moräste unter brennender Sonne halbwegs bis zum Orinoko reiste. Finden wir dann, zurückgekehrt, die neuen Beweise von der Theilnahme unserer Freunde in der heimischen Kirche, so gießt das frische Kraft in alle Glieder." Danken wir dem HErrn, daß Er uns dieses Rüstzeug bisher so wunderbar erhalten, so reich gesegnet hat!

Mögen Missionare und Missionsgesellschaften immer mißtrauischer gegen die Ansichten werden, die nach zehn- oder auch zwanzigjähriger Arbeit schon da und dort laut geworden sind, „als sei gerade dieses Volk ein überaus harter Boden; es habe das Evangelium gehört und nicht angenommen; es scheine ein alter Fluch auf ihm zu ruhen und der Untergang breche unaufhaltsam über es herein! Daher dürfe

*) Indian Mission in Guiana. London 1851.

man nun den Staub von den Füßen schütteln und weiterziehen." Vielleicht handelt es sich nur darum, daß erst der rechte Mann an die rechte Stelle komme. Am Ende wird doch die geduldigste Arbeit sich auch als die lohnendste erweisen, und dem rechten Mann wenigstens vorgearbeitet zu haben, mag auch dem schwächer begabten Missionar ein genügender Trost bleiben. Dem rechten Manne aber, in unserem Falle dem tüchtigen Veteranen Brett, wünschen wir von Herzen, was er selbst sich vor Allem erbitten wird, daß Gott es ihm nicht an einem wackern Nachfolger fehlen lasse!

Missions-Zeitung.

Die Londoner Mission in China.

Dem Berichte des bekannten Dr. Mullens, der vor seiner Rückkehr nach Europa im Auftrag der Londoner Missionsgesellschaft, deren Sekretär er nun geworden ist, noch die südindischen und chinesischen Missionsstationen besuchte, entnehmen wir über das letztgenannte Arbeitsfeld Folgendes:

„Die treue Verkündigung des Evangeliums durch unsere Brüder ist nicht ohne Segen geblieben. Der Herr hat sich zu Seinem Wort der Gnade bekannt; unsere Brüder dürfen rühmen: 'Gott sei gedankt, der uns allezeit Sieg gibt in Christo, und offenbart den Geruch seiner Erkenntniß durchaus an allen Orten.' Auf allen Stationen sind Gemeinden gegründet worden. Auf den drei älteren, nach dem Vertrag von 1842 gegründeten Stationen, sind sie bereits erstarkt, und in den erst in Folge des Kriegs von 1859 ins Leben getretenen stehen die jungen Gemeinden in lieblichem Wachsthum. Aus nachstehender Tabelle ist ersichtlich, daß den zuletzt gegründeten Stationen gleich zum Anfang Bekehrte geschenkt wurden, und daß die Zahl derselben im Ganzen schon beträchtlich ist:

	Gründungsjahr	Eingeborne Christen
Hongkong	1843	153.
Amoy	1843	560.
Schanghai	1843	360.
Canton	1860	100.
Pokko	1858	201.
Hankau	1861	50.
Tientsin	1861	33.
Peking	1862	53.

Diese Bekehrten gehören nicht ausschließlich den ärmeren Klassen an, aus denen sich allerdings Viele in der Nähe von Amoy, in den Dörfern um Schanghai her und in den Gemeinden des Pokko-Distrikts anschlossen. In den Städten aber sind auch viele Personen aus den mittlern Ständen, Handwerker und kleine Kaufleute Christen geworden. In Hongkong sind einige wenige Gemeindeglieder Männer von Vermögen; in Peking, Tientsin und Hankau haben Gelehrte und Schriftsteller sich dem Evangelium zuge-

wandt und verkünden es nun auch Andern. In Beziehung auf ihren Charakter gleichen sie den Heidenchristen Indiens und anderer Länder. Ihr sittlicher Maßstab ist natürlich niederer als der europäischer Christen, und kann durch die unter ihren heidnischen Landsleuten herrschenden Ansichten und Gewohnheiten nur Schaden leiden. In durchaus götzendienerischen und weltlichen Städten ist es schwer für sie, ohne harten Strafen zu verfallen, den Sonntag gewissenhaft zu halten. Einige, die fein gelaufen waren, sind rückfällig geworden, Andere haben die Gemeinden verlassen, um in entfernte Provinzen zu ziehen, und sind dadurch den Missionaren aus den Augen gekommen; bei noch Andern hat weltlicher Sinn und Verführung die Reinigkeit des Herzens ertödtet, aber die große Mehrzahl der Bekehrten ist fest und standhaft geblieben, in der Gnade gewachsen und hat dieselben Beweise von Aufrichtigkeit und Liebe zum Heiland geliefert, die in christlichen Ländern zu Tage kommen. Die neuere Missionsgeschichte kennt wenig wahrhaft ergreifendere Beispiele von inniger Frömmigkeit und brennendem Eifer als die Geschichte des alten Tsche, des Märtyrers von Pokko. Es war mir eine hohe Freude, an dem Gottesdienst dieser jungen Gemeinden theilzunehmen, ihre gespannte Aufmerksamkeit auf die Worte des Predigers zu sehen, ihren einfachen Gesang zu hören und Zeuge zu sein von ihrer Inbrunst beim Gebet."

In Beziehung auf die eingebornen Katechisten schreibt Mullens: „Es ist eine Aufforderung zu großem Dank gegen Gott, daß auf jeder, selbst auf der jüngsten Station der chinesischen Mission, der Geist Gottes solche Männer erweckt hat. Auch die kleinste Gemeinde hat ihren Beitrag geliefert zu der Zahl derer, die ihren Landsleuten das Evangelium verkünden wollen, das sie selbst empfangen. Im Ganzen stehen ihrer jetzt 40 im Dienste der Londoner Gesellschaft in China, und zwar in

Hongkong	2	Schanghai	7
Canton	3	Hankau	4
Pokko	5	Tientsin	3
Amoy	14	Peking	2

Unter diesen Brüdern zähle ich den ordinirten eingebornen Prediger Tsun Schin in Hongkong nicht mit. Daß aus den älteren Gemeinden eine Anzahl Nationalgehilfen hervorgegangen ist, mag als natürlich angesehen werden, daß aber auch die jüngern Gemeinden solche aufzuweisen haben, dürfen wir wohl mit Verwunderung und Preis erkennen. Ich hörte mehrere dieser Brüder predigen; einige von ihnen, schon vor ihrer Bekehrung dem einheimischen Gelehrtenstand angehörig, sind geschickte und beredte Leute. Mir war das eine Erscheinung von großem Interesse, da sie in Indien nur sehr selten vorkommt. Andere dieser Evangelisten sind zwar keine Gelehrten, aber nüchterne, erfahrene Männer in reifem Alter. Als ich den Brüdern die Wichtigkeit ordinirter eingeborner Prediger für eingeborne Gemeinden vorstellte, zeigte sichs, daß in den verschiedenen Missionen sieben oder acht Männer schnell für eine solche Stellung heranreifen. In Peking

und Tientsin, in Amoy, Canton und Poklo sind Männer dieses Schlags, Leute von wahrer Frömmigkeit, die Gott fürchten und die fleischlichen Lüste hassen, treue Menschen, die da tüchtig sind auch andere zu lehren; und ich hoffe, daß in nicht ferner Zeit sie Alle zum Predigtamt ausgesondert und unter die ordinirten Arbeiter der Gesellschaft eingereiht werden können. Die Zahl der Theologie Studirenden beträgt auf vier Stationen dreizehn.

„Unsere Brüder in China haben sich von jeher durch ihre werthvollen Beiträge zur englisch-chinesischen Literatur ausgezeichnet; außer Dr. Morrisons großem Wörterbuch und seiner Bibelübersetzung haben wir Dr. Medhursts Wörterbuch des Dialekts von Fokien, die von einer Kommission gefertigte Uebersetzung der Bibel und andere Werke, die von den Forschern in chinesischer Literatur benützt werden. In diesen schätzenswerthen Bestrebungen fahren unsere Brüder noch immer fort. Viele von ihnen haben an dem kleinen Vorrath entschieden christlicher Werke mitgearbeitet, der durch die chinesische Traktat-Gesellschaft veröffentlicht wurde. Eben jetzt hat Miss. Edkins seiner Grammatik des Schanghai-Dialekts eine Grammatik und Uebungsstücke in der Mandarinensprache folgen lassen und nimmt eifrigen Antheil an der Uebersetzung der heiligen Schrift in dieselbe. Dr. Legge hat den dritten und vierten Band seiner mühevollen Ausgabe der chinesischen Klassiker fertig gebracht, ein Denkmal der Gelehrsamkeit, des Scharfsinns, der Forschung, das kein anderer Meister der chinesischen Sprache je aufzuführen versuchte, und an das sich außer ihm auch sehr Wenige hätten wagen können. Ferner hat Hr. A. Stronach mit großem Fleiß ein sehr vollständiges Wörterbuch des Fokien-Dialekts ausgearbeitet, das, wie ich hoffe, zum Besten derer, die diese wichtige und weitverbreitete Mundart zu erlernen haben, bald im Druck erscheinen wird. Das sind nur die Zugaben zu einem geschäftsvollen Missionsleben; während sie aber unsern Brüdern zur Vervollkommnung ihrer eigenen Bekanntschaft mit der chinesischen Sprache und Literatur dienen, sind sie auch Andern, die im Regierungs- oder Missionsdienst nach demselben Ziele streben, von wesentlichem Nutzen."

(Report Lond. Miss.)

Christliches Eherecht in Indien.

Am 23. März 1866 ist im gesetzgebenden Körper in Kalkutta der nun schon seit zwei Jahren in Erwägung gezogene Gesetzesvorschlag über die Wiederverheirathung bekehrter Hindu's, falls der heidnische Theil auf Trennung beharrt, endlich zum Beschluß erhoben worden. Die eingebornen Christen befanden sich in dieser Beziehung seither in einer sehr mißlichen Lage. Manchmal zwar blieb das heidnische Weib aus Liebe zu ihrem Mann und aus Furcht vor der Bitterkeit eines einsamen Wittwenstandes auch dann bei jenem, wenn er Christ wurde; in andern Fällen aber verließ sie ihn und der Missionar traute ihn später mit einer andern Frau. Ueber die gesetzliche Giltigkeit einer solchen zweiten Ehe aber herrschte

große Ungewißheit. Es war zweifelhaft, ob solch ein wiederverheiratheter Hinduchrist von den weltlichen Behörden nicht könnte wegen Vielweiberei zur Rechenschaft gezogen werden, während der Missionar ihn versichert hatte, jener Schritt sei vollkommen erlaubt. Die peinlichsten Folgen konnte diese Unklarheit für die unschuldigen Kinder haben, die möglicherweise nicht als rechtmäßig anerkannt wurden. Dem neuen Gesetz nach soll nun, wenn ein Theil wegen des Religionswechsels des andern auf Scheidung besteht, der Uebergetretene eine Eingabe an den Richter machen, der sodann den Fall prüft und ein Jahr Bedenkzeit anordnet, während dessen von ihm erwählte Personen, die auch Frauen sein können, sich zu versichern haben, daß der die Trennung wünschende Theil freiwillig auf seinem Entschluß beharrt. Am Ende des Jahrs hat sodann der Antragsteller vor Gericht zu erscheinen mit dem Beweis, daß seine Verstoßung andauert, und wenn der sich weiteren Zusammenlebens weigernde Theil, d. h. in den meisten Fällen die Frau, dem Richter ihrerseits nochmals erklärt, daß sie nichts mehr von ihrem Manne wolle, wird diese Erklärung als endgiltig angenommen und die Ehe somit als aufgelöst betrachtet. — Hat aber die Verlobung in der Kindheit stattgefunden, so darf die Scheidung ohne Verzug sogleich ausgesprochen werden; und ist hiefür das Alter der Discretion bei Mädchen auf 13 Jahre, bei Knaben auf 16 festgestellt. Appellation an das Obergericht ist für alle Fälle gestattet.

Nur wenige Stimmen bekämpften an jenem denkwürdigen 23. März den sich ganz an die Vorschriften des Apostels (1 Kor. 7.) anlehnenden Gesetzes-Entwurf, und merkwürdiger Weise kamen dieselben aus dem Lager der hochkirchlichen Partei, die dadurch mit den bigottesten Hindu's, welche in den bekehrten Eingebornen nur elende Auswürflinge sehen, gemeinsame Sache machte. Diese allerdings nicht zahlreichen indischen Fanatiker giengen so weit, es als ein entsetzliches Unglück zu bezeichnen, wenn eine Hindufrau gezwungen sei, auch nur einige Augenblicke mit dem unreinen europäischen Richter dieselbe Luft zu athmen, und den Vorschlag zu machen, daß das Verbrechen des Uebertritts zum Christenthum mit sieben Jahren Gefängniß bestraft werde. Dagegen haben zwei einflußreiche Radschas, die im Geist der modernen Freisinnigkeit durch einen Parlamentsbeschluß Sitz und Stimme im gesetzgebenden Körper haben, bei der Ausarbeitung des Entwurfs mitgeholfen und denselben bei der Berathung warm vertheidigt. Die wenigen Missionare der englisch-kirchlichen und der Ausbreitungsgesellschaft, die sich gegen den Gesetzes-Entwurf erhoben, scheinen im Gegensatz zu allen andern evangelischen Missionen, ja sogar zu dem von den Katholiken befolgten kanonischen Recht, unter allen Umständen die Scheidung und Wiederverheirathung von Christen für unerlaubt zu halten.

Die Times fügt bei: Bekannt ist ja, daß die ostindische Handelsgesellschaft aus Engherzigkeit und

Angst Alles that, um Bekehrungen zum Christenthum zu verhindern. Ein eingeborner Christ hatte geradezu keinerlei Rechte, bis Act. XXI vom Jahr 1850 erklärte, daß er durch seine Bekehrung keines seiner bürgerlichen Rechte einbüße. Doch that das Gesetz nichts, dem eingebornen Christen zu seiner Gattin zu verhelfen, die als Wittwe gewöhnlich zur H... wurde.*) Missionare nun trauten solche Männer ohne Gesetz; Polygamie war ja durch kein Gebot verpönt. Aus diesem chaotischen Gesetzeszustand wurde die christliche Gemeinde durch das Gesetz vom 1. Mai 1864 erlöst (marriage act), das schwere Strafen über jeden verhängte, der einen eingebornen Christen traue, welcher eine Heidin zur Gattin habe, wie unwillig sie auch wäre, ihm zu folgen. So war ein weiteres Gesetz nöthig geworden, und nun erst ist damit dem Christen die Hoffnung eröffnet, seine Frau wieder zu gewinnen. Der Antragsteller, Herr Maine, sprach sich in öffentlicher Rede dahin aus: „Weil die Bekehrten Christen sind, darum wird ihnen jeder Schritt erschwert. Das christliche Gesetz aber erlaubt ihnen die Scheidung, im Fall der andere Theil hartnäckig im Heidenthum beharrt. Wir wollen gewiß Niemand zwingen, Christ zu werden, versuchen auch Niemand zu solchem Schritt zu verlocken. Wählt ihn aber ein Eingeborner, so wäre es eine Schande für uns, wenn wir ihn nicht dabei schützten in all den Gewissensrechten, die wir zuerst in Indien eingeführt haben, und deren alleinige Besitzer in diesem Lande wir sind."

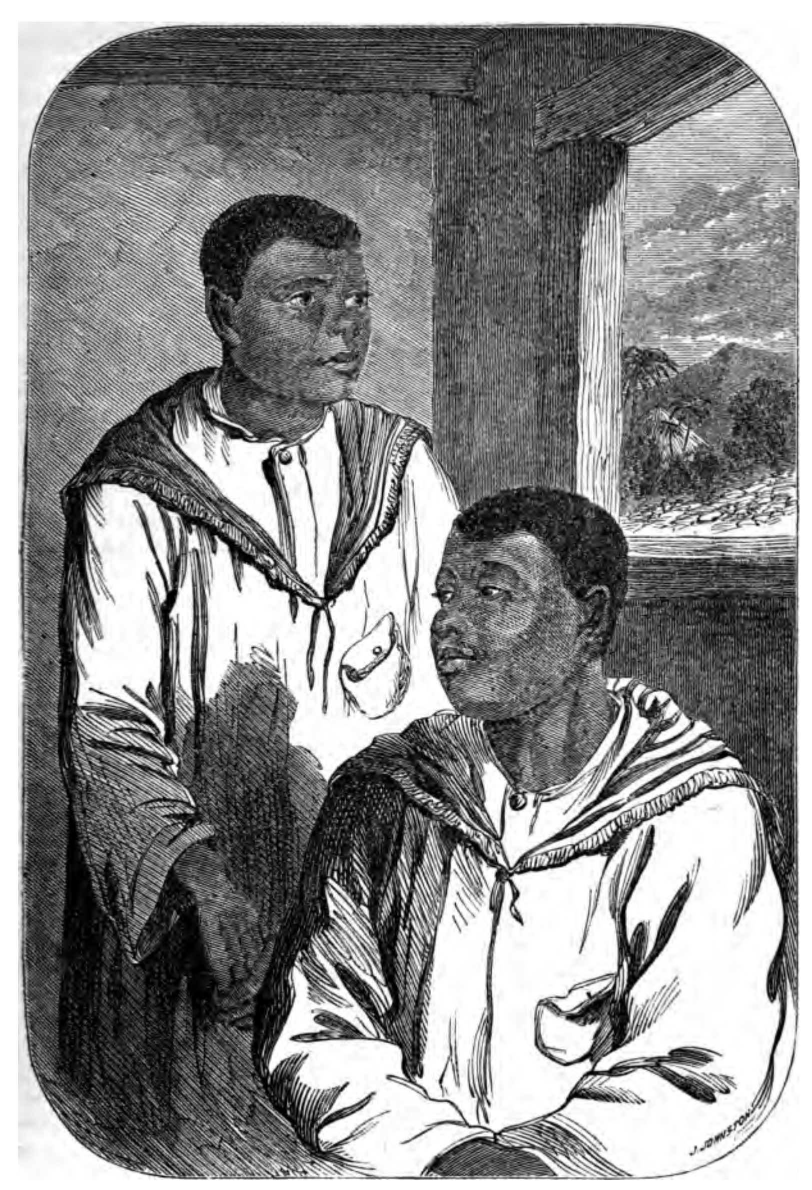
(Bapt. Mag.; Times etc.)

*) Es ist amtlich erhoben, daß von den 36000 Prostituirten in Kalkutta 25000 Wittwen sind.

Literatur.

Heinrich Zeller. Ein schwäbisches Zeit- und Lebensbild. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß entworfen von G. Kemmler, Diakonus in Nagold. Calw, Vereinsbuchhandlung 1 Thl.

Wir wünschten, die Heidenmission hätte in jeder Stadt oder jedem Amt einen Freund, wie der unvergeßliche Heinrich Zeller einer war! Wie dieser Mann in immer weiteren Kreisen die Sache des Reiches Gottes gefördert, und durch die Offenbarung seiner Lindigkeit und Mildthätigkeit nach allen Seiten hin auch sein Wirken für die fernen Heiden nachhaltig und unangreifbar gemacht hat, das wolle der Wißbegierige selber nachlesen und, wenn er dazu den allein zwingenden Beweggrund von Oben empfangen hat, nach dem Maaße seiner Kräfte und Gaben nachzuahmen suchen! Es ist das nicht blos im Interesse der Mission gesagt, die leider an solchen Dienern keinen Ueberfluß hat, sondern hauptsächlich im Interesse der lieben Leser selbst. Denn wo wäre sobald ein Mann zu finden, der um seines ununterbrochenen, feuerbeständigen Glückes willen so wahrhaft beneidenswerth genannt werden dürfte, wie der Apotheker von Nagold.



Andamanen-Insulaner.

Die Andamanen.*)

Südwestlich von den Mündungen des Irawady liegt in der Bai von Bengalen gerade auf dem Wege der von der Südspitze Afrika's kommenden Schiffe die Gruppe der Andamanen. Ihre trefflichen Häfen scheinen wie dazu geschaffen, in dem oft von furchtbaren Stürmen aufgeregten Meer dem Seefahrer eine sichere Zufluchtsstätte zu bieten; dessenungeachtet hat England seit der Gründung seiner Herrschaft in Ostindien bis zum Jahr 1858 nichts gethan, diesen kostbaren Besitz auszubeuten und zugleich für das Wohl der noch auf der niedersten Stufe der Gesittung stehenden Eingebornen zu sorgen. Schon Ptolemäus, der von der Gruppe unter dem Namen der Glücksinseln redet, nannte dieselben Menschenfresser, und zwei muhammedanische Reisende des 9. Jahrhunderts berichteten über sie: „Sie essen rohes Menschenfleisch; ihre Hautfarbe ist schwarz, ihr Haar kraus, ihr Aussehen greulich.“ In diesem Rufe blieben sie denn auch bis auf die neueste Zeit; und Thatsache ist, daß der Anblick eines Wracks ihnen immer willkommen und die Ermordung der etwa lebend in ihre Hände fallenden Schiffbrüchigen eine Waide war.

Erst die Nothwendigkeit, für die bei dem großen Militäraufstand des Jahres 1857 gravirtesten Sipahi's einen passenden Verbannungsort zu suchen, lenkte die Blicke der Regierung auf die Andamanen-Inseln und führte zu einer genauen Untersuchung ihrer Küsten. Die ganze Gruppe besteht neben vielen kleineren aus zwei Hauptinseln, deren nördlichere, das dreigetheilte Groß-Andaman, etwa 60 Stunden lang und 8—9 Stunden breit ist, während die südlichere, Klein-

*) A visit to the Andaman Islands. By a Government Commissioner. In Good Words, May 1866.

Andaman, 12 Stunden Länge und 7 Stunden Breite hat. Die Umrisse der Inseln sind im Allgemeinen die wellenförmiger Hügelländer. Auf Groß-Andaman erhebt sich der reichbewaldete Sattelberg bis zu 2400′ über die Meeresfläche; beinahe überall ist Ueberfluß an kostbaren Hölzern. Dem Meere kehren die Inseln harte Sandsteinmassen zu, um die sich überall, wo sie das Ufer berühren, Korallenkrusten gebildet haben; im Innern der Inseln fand man, so weit dasselbe bis jetzt bekannt ist, in verschiedenen Tiefen gleichfalls schon Korallen und Muscheln, zuweilen mit Granit, Kalkstein und verschiedenen Lava-Arten vermischt. Auf der Barreninsel steht ein immer thätiger Vulkan, der zwischen den Feuerbergen von Java und Sumatra und dem vulkanischen Distrikte Barma's liegt. In der fetten Dammerde, die durch den Regen von den Hügeln hinabgewaschen wird und sich mit dem Ufersand vermischt, wachsen da und dort Wurzelbäume von beträchtlicher Höhe.

Auf keiner der Inseln wurden Dörfer oder bleibende Wohnsitze gefunden, da die Eingebornen unaufhörlich von einem Platz zum andern wandern. In Banden von Fünfzig bis zu mehreren Hundert gehen sie ihrer Nahrung nach und bleiben selten mehr als etliche Tage am gleichen Ort. Eine andamanische Hütte ist so ziemlich der roheste Versuch des menschlichen Geschlechts, sich einigen Schutz vor dem Wetter zu verschaffen. Sie besteht aus etlichen in die Erde gesteckten, oben zusammengebundenen Pfählen, über die man eine leichte Decke von Baumzweigen und Blättern wirft; oder es werden auch die Spitzen des langen Schilfrohrs, das überall am Ufer wächst, kegelförmig zusammengeknüpft und der Raum unter dem so gebildeten Dach geklärt. In beiden Fällen wird auf der dem Winde abgekehrten Seite eine Oeffnung gelassen, gerade weit genug, um hindurch zu kriechen; der Boden wird mit dürren Blättern bestreut. An dem Dache sind die Häute der erlegten Wildschweine aufgehängt, sonst kaum etwas; denn ihre Waffen nehmen die Bewohner beim Weiterziehen mit. Sie haben keine feuerfesten Geschirre; die harte Frucht der Wurzelbäume und andere eßbare Kräuter und Wurzeln zerstampfen sie nur in einem mit Wasser gefüllten Loch, um sie zur Speise zuzubereiten. Ihre Hauptnahrung jedoch besteht in Fischen, Schalthieren, Ratten, Eidechsen und Schlangen. Sie sind in ihrer Art ausgezeichnete Fischer, habe Handnetze und Weidenkörbe, scheinen aber weder Angel und Lein noch große Fischernetze zu kennen. Zur Zeit der Ebbe fangen sie t

in den Pfützen der unebenen Korallenbucht zurückgebliebenen Fische oder sie schießen bei Fackelschein ihre Pfeile ins Wasser nach ihnen ab; manchmal tauchen auch Einige von ihnen unter und greifen mit einem zugespitzten Stück eines eisernen Reifes sogar den Haifisch an.

Finden sie an einem Platz nicht mehr den nöthigen Unterhalt, so brechen sie nach einem andern Theile der Küste auf. Ihre Kähne sind meist durch Feuer und scharfe Werkzeuge aus Stein, Korallen oder Muscheln ausgehöhlte Baumstämme. Die größten, die man bis jetzt sah, faßten acht Personen und hatten einen nebenherschwimmenden Sparren angebracht zur Sicherung ihres Laufs. Ihre einzigen Waffen sind mit hartem Holz, Fischgräten oder scharfen Muscheln beschlagene Speere und Pfeile.

Beide Geschlechter gehen völlig nackt; nur Wenige tragen ein aus Fasern verfertigtes Seil mit Quasten um die Hüften. An dem Seil befestigt ist dann der Zahn eines Ebers, eine scharfe Muschel oder ein spitziges Stück Eisen. Sie kennen keine andere Beschäftigung als auf Speise auszugehen und zu schlafen. Morgens beschmieren sie sich vom Kopf bis zu den Füßen mit Koth oder wälzen sich gleich Büffeln in demselben herum, um sich vor Insektenstichen zu sichern. Während dann die Frauen am Ufer auf den Eintritt der Ebbe warten, jagen die Männer in den Wäldern oder lauern hinter Klippen auf einen großen Fisch, den sie aus der Ferne schießen könnten, oder auf solche, die ihnen nahe genug kommen, um von ihnen tauchend erhascht zu werden. Mit Lanze und Pfeil verfehlen sie nie ihr Ziel.

Gegen Fremde sind sie durchaus feindselig gesinnt. Manchmal geben sie ihren Widerwillen durch Lärmen und drohende Geberden zu erkennen; zuweilen tragen sie aber auch auf die hinterlistigste Weise große Demuth zur Schau, und stellen sich ganz geneigt, in freundlichen Verkehr zu treten. Haben sie dann die angebotenen Geschenke in Empfang genommen, so schießen sie unter wildem Geschrei plötzlich die Pfeile nach den Gebern ab. Bei Annäherung eines Boots halten sie sich gewöhnlich am Ufer versteckt und schicken einige der Ihren ans Wasser, um die Fremden herbeizulocken. Gelingt das, so stürmen Alle vor. Einige springen ins Meer, um sich des Boots zu bemächtigen, und Andere fallen in wilder Blutgier über ihre Opfer her, packen sie mit Händen und Zähnen an der Kehle, durchbohren ihren Körper mit ihren Waffen und zerarbeiten sie mit Steinen. Man

hat für diesen tödtlichen Haß schon zweierlei Erklärungsgründe angeführt, die vielleicht beide richtig sind. Nach dem einen hätte sich unter den Andamanen die Erinnerung fortgepflanzt, daß sie einst in der Sklaverei gelebt haben und von einem verunglückten Sklavenschiff, dessen Kapitän und Mannschaft sie erwürgten, auf diese Insel entronnen seien; nach dem andern wären sie fortwährend in Furcht, die Fremden, die ihre Insel besuchen, kommen in der Absicht, sie in die Sklaverei fortzuführen. Thatsache ist, daß während des Nordost-Monsuns malayische Schiffsgesellschaften von der Küste Sumatra's auf den Andamanen eßbare Vogelnester, Seeschnecken oder Trepang (Holothurien) holen, und dann wirklich die Eingebornen, deren sie habhaft werden können, als Sklaven fortführen.

Uebrigens scheint deren Aehnlichkeit mit den afrikanischen Negern sehr übertrieben worden zu sein. Oberst Fytche, der englische Regierungsbevollmächtigte für die Provinzen Tenasserim und Martaban, der einige nach Rangun verpflanzte Andamanen zum Gegenstand seines besondern Studiums machte, fand ihren Vorderkopf wohlgestaltet und keineswegs nach hinten zurücktretend, ihre Lippen weder auffallend dick noch hervorstehend, ihre Nasenlöcher nicht groß, die Ohren klein und das krause Haar der sogenannten afrikanischen Wolle unähnlich, in einzelne Büschel getheilt und ohne Neigung zum Wachsen. Zum Bartwuchs bemerkte er bei ihnen nicht die mindeste Anlage; an den kleinen Füßen vermißte er die hervorstehende Ferse des ächten Negers; die Hautfarbe schien ihm eher rußig als tief schwarz. Dazu paßt freilich nicht in allen Punkten die Schilderung eines andern englischen Offiziers, des Oberst Symes, der sie in ihrer Heimat sah und von ihnen sagt: „Sie sind eher unter als über fünf Fuß groß, haben hohe Schultern und breite Köpfe, flache Nasen, dicke Lippen, kleine rothe Augen, lange ungleiche Hundszähne, eine rußig schwarze Hautfarbe und in ihrem Ausdruck eine grauenhafte Mischung von Hunger und Wildheit.“ Man hat dann angenommen, daß die Andamanen ein Rest des einst über das südöstliche Asien und seinen Archipel weitverbreiteten Negrito- oder Papua-Geschlechts sind, das von höher gebildeten Stämmen großentheils aus seinen ursprünglichen Wohnsitzen in die natürlichen Bergfesten oder auf entlegene Felsen zurückgedrängt wurde und jetzt seinen Hauptsitz in Neu-Guinea und den übrigen Inseln des innern australischen Gürtels hat, aber auch noch im Innern Hinterindiens und auf verschiedenen malayischen Inseln ge-

funden wird. Ein deutscher Forscher dagegen*) findet, daß sie weder in der Schädelbildung noch sonst bedeutende Aehnlichkeit mit den Papua's verrathen, und möchte sie lieber sammt den näher verwandten Semang auf der Halbinsel Malakka für einen versprengten Zweig vorderindischer Ureinwohner halten. Aus den bisher mitgetheilten spärlichen Sprachproben hat sich noch kein sicherer Schluß auf Stammesverwandtschaft ziehen lassen.

Die Religion der Andamanen besteht nach Symes in einem einfachen Naturdienst, der sich in der Anbetung der Sonne und des Mondes, der in den Wäldern lebenden Geister u. s. w. ausspricht. Stürme schreiben sie dem Einfluß eines bösen Geistes zu, dessen Zorn sie, wenn der Südwest-Monsun mit ungewöhnlicher Heftigkeit tobt, zu besänftigen suchen, indem sie am Meeresufer oder auf den überhängenden Felsen wilde Chöre anstimmen. Mit der Voraussetzung, sie seien gewohnheitsmäßige Menschenfresser, scheint man ihnen entschieden Unrecht gethan zu haben, denn es ist jetzt erwiesen, daß sie ihre Todten begraben. Auch Leichname erschlagener Feinde wurden schon unberührt gefunden, von andern dagegen freilich nur Bruchstücke. Daraus ist jedenfalls zu schließen, daß, wenn sie das Fleisch ihrer Feinde fressen, es nur aus Hunger und nicht aus Vorliebe für diese entsetzliche Kost geschieht. Man sah sie zwar schon oft an Bambustäben Fische über dem Feuer braten; wenn man aber bedenkt, daß in ihren Wäldern sich kein anderes Thier als das Wildschwein findet, und daß sie den Boden in keiner Weise anbauen, so läßt sich wohl annehmen, daß sie oft bittern Mangel leiden. —

Indische Verbrecher sind nun freilich keine Nachbarn, von denen sich für dieses arme Volk viel Gutes hoffen läßt. Doch haben die mit der Anlegung und Ueberwachung der Kolonie beauftragten Beamten durch ihr menschenfreundliches Benehmen die anfangs durchaus feindseligen Eingebornen bereits dahin gebracht, daß sie nicht mehr bei Tag offen die Arbeiter anfallen oder sich bei Nacht katzenartig herbeischleichen, um sie zu bestehlen, sondern, Einzelne wenigstens, schon schüchterne Versuche zu freundschaftlicher Annäherung machten. Es ist nicht uninteressant, über diese verschiedenen Begegnungen Einiges zu hören.

Zur Gründung der Verbrecherkolonie wurden drei Inseln in

*) Dr. Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker V, 1. Leipzig 1865.

Port Blair, einer herrlichen, waldumsäumten Bucht an der Ostküste der Südinsel gewählt. Gerade an der Einfahrt in den Hafen liegt die etwa eine halbe Stunde lange und nicht ganz so breite Roß-Insel. Die Chatham-Insel, in der Mitte der Bai, ist von so tiefem Fahrwasser umgeben, daß ein tausend Tonnen haltendes Schiff beladen an ihren Ufern hinsegeln kann; noch näher beim Lande liegt die Schlangen-Insel. Nachdem diese drei Eilande durch die Verbrecher geklärt waren, wurden letztere auf die Hauptinsel hinübergeschickt, um auch den zwei Stunden langen Wald zu lichten, der Port Blair von einer ihm an der Westseite der Insel gegenüberliegenden, weiten Bucht trennt, und dadurch eine freiere Luftströmung herzustellen. Den Eingebornen war streng untersagt, bewaffnet auf eines der kleinen Eilande zu kommen, aber freundlicher Empfang zugesichert, falls sie unbewaffnet kämen. Das hinderte sie jedoch nicht, wiederholt feindselige Besuche auf der Schlangen-Insel zu machen. Bei einer dieser Veranlassungen wurden einmal vier Männer und eine Frau festgenommen. Der Frau gelang es vermittelst ihrer Behendigkeit und des freien Gebrauchs ihrer Zähne und Nägel schnell, sich wieder los zu machen; auch einer der Männer, obgleich mit schweren Handeisen gefesselt, entschlüpfte unbemerkt seinen Wächtern, die erst aufmerksam wurden, als sie einen Fall ins Wasser hörten und dann ihren Gefangenen in einiger Entfernung zum Athemholen auftauchen sahen; die drei Uebrigen wurden auf die Roß-Insel gebracht. Dort schienen sie sehr düster und niedergeschlagen, verschlangen aber gierig, was man ihnen zu essen gab. Brachte man ihnen Fische, so öffnete und reinigte sie einer von ihnen mit den Zähnen und vertheilte sie dann gleichmäßig. Bei Nacht blieb immer Einer wach, um eine Gelegenheit zur Flucht zu erspähen. Gleich in der zweiten Nacht weckte ein solcher Spion seine Kameraden in der Meinung, die Wache schlafe; aber eine tüchtige Ohrfeige überzeugte ihn bald vom Gegentheil. Bei ihrer Gefangennehmung waren sie völlig nackt; am folgenden Sonntag wurden sie in reinliche weiße Hemden und Strohhüte gekleidet und in das Haus des Kommandanten gebracht. Erst hier waren sie etwas überrascht, namentlich grinsten sie einen großen Spiegel an, in dem sie ihr Bild erblickten; was sie vorher Neues gesehen hatten, schien kaum einen Eindruck auf sie gemacht zu haben. Metall erregte in solchem Grade ihre Bewunderung, daß sie sich nach einiger Zeit nicht einmal ihre Handeisen wollten ab-

nehmen lassen. Von allen Arbeiten, die sie mit ansahen, interessirte sie nur die des Schmieds und des Kesselflickers. Einer von ihnen nahm einem Kindsmädchen ohne weiteres die silberne Kette vom Halse, die er natürlich wieder hergeben mußte; ein ander Mal faßte er einen der Offiziere am Bart und suchte sich mit der Hand zu versichern, ob er nicht unter dem Hemd eine Kette trage; einem zweiten Offizier gab er sogar durch Zeichen zu verstehen, daß er um seines goldenen Ringes und seiner Kette willen ihm gerne den Hals abschneiden würde. Sich irgendwie anzueignen, was ihnen gefiel, schien ihnen überhaupt ganz natürlich; so verlangte Einer von ihnen eine Engländerin, die er sah, sogleich zu küssen. — Gegen Thiere legten sie große Zärtlichkeit an den Tag und trugen fast immer eine Katze oder einen Hund in den Armen herum. Ihr Appetit grenzte ans Unglaubliche, obgleich sie Anfangs argwöhnisch nur ungekochte Speisen zu sich nehmen wollten. Bei einer einzigen Mahlzeit waren sie im Stand, außer dem ihnen verabreichten Fleisch 18 Pfund Paradiesfeigen zu versorgen. Was sie von Lebensmitteln erhielten, aßen sie immer augenblicklich, auch wenn ihnen bedeutet wurde, es sei jetzt nicht Zeit dazu. Konnten sie nicht mit Allem fertig werden, so wickelten sie das Uebrige in ein Stück Zeug und suchten es zu verstecken. Bekamen sie einmal keinen Fisch, so war große Betrübniß; dann gaben sie wohl auch durch einen Kuß ihre Wünsche zu erkennen. Abends pflegten sie oft zu tanzen; mit besonderem Eifer thaten sie das beim ersten Neumond, der von ihnen, wie es scheint, festlich begangen wird.

Wiederholte Anfälle bewaffneter Eingebornen nöthigten zu etwas strengeren Maßregeln, in Folge deren drei neue Gefangene gemacht wurden. An einem derselben, der einige Zeit vorher eine Wunde in den Rücken erhalten hatte, versuchte einer der älteren Gefangenen mit gutem Erfolg seine Heilkunde. Er wusch ihm den Rücken, machte mit einem scharfen Stück Glas verschiedene Einschnitte darein, was den Patienten sichtbar erleichterte, wusch ihm dann das Blut ab und gab ihm zu essen. Gleich am folgenden Tag machten die beiden Andern einen Fluchtversuch. Dem Einen gelang es wirklich, mit den kostbaren Handfesseln, die er abgestreift hatte, aber nicht dahinten lassen wollte, schwimmend auf die Hauptinsel zu entkommen; der Andere wurde im letzten Augenblick noch erwischt. Von da an be-

kamen die Gefangenen auch leichte Fußeisen, worüber sie sich durch allerlei Zeichen bitter beschwerten.

Drei von ihnen wurden in der Folge nach Rangun geschickt, damit sie dort einen Eindruck von der britischen Macht bekämen, der sie von der Nothwendigkeit überzeuge, sich ihr gegenüber ruhig und friedlich zu verhalten. Als sie bei der Landung einen Reiter sahen, waren sie außer sich vor Entzücken und wollten Alle zugleich auf dem Rücken des Thieres Platz nehmen. Sie untersuchten aufmerksam Augen und Maul und krochen unter dem Bauch des Thieres durch. Die Neugierde, mit der die Barmanen sie betrachteten, brachte sie nicht im geringsten aus der Fassung. Sie zu unterrichten, gelang aber trotz ihrer entschiedenen Nachahmungsgabe nicht, weil ihr Bestreben, jede Silbe, die sie hörten, nachzusprechen, fast alle Gelegenheit abschnitt, Worte ihrer eigenen Sprache kennen zu lernen. Nur wenn sie sich mit einander unterhielten, konnte man einen kleinen Begriff von deren durchaus nicht verworrenen oder undeutlichen Lauten bekommen. So brachte man sie denn nach Maulmein, weil dort mehr Wahrscheinlichkeit war, eine Gelegenheit zu ihrer Zurücksendung in die Heimat zu finden. Sie zeigten sich im Ganzen gutmüthig, lenksam und sehr zärtlich gegen Kinder. Allmählich aber begann ihre Gesundheit zu wanken und sehnsuchtsvoll blickten sie unverwandt in der Richtung der Andamanen ins Meer hinaus. Einmal, in einer so stürmischen Nacht, daß sich kein Boot hinauswagte, vermißte sie ihr Wächter. Es fand sich, daß sie am Ufer des Flusses aus einigen Brettern ein Floß zusammengebunden und sich darauf mit einer einzigen Yamswurzel als Proviant davongemacht hatten. Drei Polizeiboote, die den Flüchtlingen sogleich nachsetzten, erhielten an der Mündung des Flusses Kunde, daß man sie dort auf ihrem Floße habe ins Meer stoßen sehen, daß aber die Wellen dasselbe gleich zertrümmert haben und die drei Männer wieder ans Land geschwommen seien. Als muthmaßliche Ausreißer wurden sie von dem Aeltesten des Dörfleins, das sie erreicht hatten, sicher wieder nach Maulmein abgeliefert. Dort zeigten sie nicht die mindeste Verlegenheit über das Vorgefallene, wie sie denn auch den Abend zuvor ganz besonders gut aufgelegt schienen und in ihrer Muttersprache plaudernd verschiedene englische Offiziere vertraulich auf die Schulter geklopft hatten.*) Kurz

*) Church Miss. Gleaner. Juni 1862.

darauf starb der Eine an einem Lungenübel, derselben Krankheit, die seit der Einführung europäischer Kleidung auch schon so viele Südsee-Insulaner wegraffte. Die beiden andern Andamanen (s. Abbildung) wurden auf ihre Heimatinsel zurückgebracht und reichbeladen mit allerlei Geschenken, die ihren Landsleuten erwünscht sein konnten, entlassen. Sie bezeugten große Freude, als sie sich wieder in Freiheit sahen, trugen sorgfältig einen Bündel nach dem andern aus dem Boot ans Ufer, schüttelten den Bootsleuten die Hand, nahmen, so viel sie von ihren Habseligkeiten tragen konnten, auf die Schultern und verschwanden im Dickicht.

So harmloser Art waren aber, wie schon angedeutet, die Berührungen der Engländer mit den Eingebornen nicht immer. Gleich im April 1858 wurden 248 Sträflinge von 200 Eingebornen bei der Arbeit überfallen. Da die Ersteren unbewaffnet waren, wurden fünf von ihnen erschlagen, fünf verwundet und die übrigen in die Flucht gejagt, worauf die Eingebornen sich ihrer Werkzeuge bemächtigten. Kurz darauf machten 1500 Wilde mit jenen Aexten und andern gestohlenen Waffen neben ihren eigenen Bogen und Pfeilen einen Angriff auf 446 Sträflinge, die sich nicht ohne Verlust unter dem Feuer des zu ihrem Schutze daliegenden Bootes zurückzogen. Ein auf die Niederlassung Aberdeen (Roßinsel) von 2500 Wilden beabsichtigter Angriff wurde das Jahr darauf durch einen Sipahi verrathen, der 17 Tage nach seiner Landung (April 1858) mit 130 Andern in der Meinung entlaufen war, der diese Insel regierende Radscha werde sie in seine Dienste nehmen. Einige Wenige nur blieben übrig, um, wie er, die Geschichte ihrer Leiden zu erzählen. Wir lassen den sofort begnadigten brahmanischen Deserteur Dutanath selbst reden:

„Wir nahmen so viele Lebensmittel mit, als wir tragen konnten, verloren aber den größten Theil derselben auf unserm Weg durch das Dickicht. Vierzehn Tage hielten wir zusammen und kamen in große Noth durch Mangel an Speise und Trank; dabei fraßen uns Blutegel und anderes Ungeziefer fast auf. Am vierzehnten Tag wurden wir von einem Haufen Eingeborner umringt und angegriffen, und obwohl wir sie durch flehende Geberden zu versöhnen suchten, drangen sie wüthend auf uns ein, um uns Alle niederzumachen. Ich erhielt drei Wunden, einen Schlag auf den Kopf, der mich niederstreckte, einen Stich in die Brust und einen Schnitt in den rechten Arm.

Ich stellte mich todt, bis die Wilden fort waren, dann stand ich mit drei andern Schwerverwundeten auf und kroch fort, wir wußten nicht wohin. Als wir Eingeborne nahen sahen, suchten wir uns zu verstecken, aber sie hatten uns schon bemerkt und schossen ihre Pfeile nach uns ab. Zwei meiner Kameraden fielen, und ich selbst erhielt zwei weitere Wunden. Dann kamen die Wilden herbei, und sprachen viel mit einander, als sie mich noch am Leben fanden. Aus einem mir unbekannten Grunde verstopften sie hierauf meine Wunden mit rother Erde, richteten mich auf, indem sie meine Arme mit den ihren stützten, brachten mich in ein Boot und führten mich auf eine zwei Stunden entfernte Insel, wo sie mich in eine Hütte legten. Dort erholte ich mich bald. Die ganze Zeit, die ich unter ihnen verlebte, gieng ich nackt wie sie und mußte mir von einer der Frauen mit einem Stückchen Glas das Haar knapp abscheeren lassen. Anfangs betrachteten sie mich mit Argwohn, und wenn ich einen ihrer Bogen anrühren wollte, nahmen sie ihn weg und hießen mich sitzen. Aber nach vier Monaten gab mir Putiah seine Tochter Lipah, und ein anderer Mann seine Tochter Dschidscha zur Frau.

„Ich denke, ich werde im Ganzen auf den verschiedenen Inseln 15,000 Eingeborne, Männer, Weiber und Kinder gesehen haben; man begegnet gewöhnlich je nach einer oder zwei Stunden einem ihrer Lagerplätze, die meistens in der Nähe der Küsten sind. Von dort gehen täglich Gesellschaften in den Wald nach Früchten und Wildschweinen aus. Sie scheinen alle zu Einem Stamme zu gehören und sprechen eine und dieselbe Sprache. Sie sind weder Menschenfresser, noch essen sie ungekochte Speisen, und obgleich grausam gegen Fremde, sind sie freundlich gegen einander. Mir schien es nicht, als hätten sie irgend eine Religion. Von Scham haben sie keinen Begriff; dabei sind sie kühn und furchtlos. Ihre wenigen Bedürfnisse sind leicht befriedigt, da sie nur von wilden Früchten, Beeren und Fischen leben. Die Frauen gehen selten mit den Männern in den Wald, sondern bleiben am Ufer, um zu kochen, und manchmal über eine Stunde weit in Bambusrohren Wasser zu holen. Sie sind die Barbiere des Stamms, die mit einem scharfen Stückchen Glas von der Gestalt einer großen Bohne rasiren und tätowiren, und ebenso die Doktoren, die äußerlich rothe Erde und Schildkröten-Oel anwenden und bei jeder Krankheit mit ihrem Stückchen Glas schröpfen. Sie tragen ihre Kinder mit einem gewissen Bast gebunden auf dem Rücken und legen große Zärt-

lichkeit für dieselben an den Tag. Wenn eines stirbt, ist große Betrübniß. Die Beerdigung findet gewöhnlich unter Thränen und andern Aeußerungen der Trauer von Seite der Verwandten den Tag nach dem Tode statt. Die Leiche wird mit Riemen so zusammengebunden, daß sie möglichst wenig Platz einnimmt, dann wird sie in ein Loch versenkt und mit Erde bedeckt. Einige Monate nachher werden die Gebeine wieder ausgegraben und unter die Angehörigen des Verstorbenen vertheilt.

„Es ist viel, wenn eine Gesellschaft vier Tage am gleichen Ort verweilt. Sie sind ein starkes Geschlecht; erklettern die Bäume wie Affen; sind behende Läufer, geschickte Fischer und Jäger, geübte Schwimmer und Taucher. Vier oder fünf von ihnen vermögen einen großen Fisch an die Oberfläche zu bringen. Sie haben scharfe Sinne; ihr Auge namentlich bringt tief ins Dickicht und ins Meer. Ich sah sie nie im Mangel, und kann daher nicht sagen, was sie in dieser Beziehung ertragen können. So lange ich bei ihnen war, herrschte keine ansteckende Krankheit unter ihnen, obgleich sie oft an Fieberanfällen und Unordnung in der Verdauung litten.

„Als ich ein Jahr und 24 Tage unter ihnen gelebt hatte, wurde ich ihrer Gesellschaft müde und es ergriff mich eine große Sehnsucht nach meinen Kameraden. Obgleich ich meine beiden Frauen, besonders die zwanzigjährige Lipah, liebte, suchte ich jetzt doch immer Gelegenheit zu entkommen, und bald zeigte sich eine solche. Ich hörte, daß eine große Versammlung Wilder einen Angriff auf Aberdeen verabredete, in der Hoffnung, die ganze Niederlassung zu zerstören. Nach vielen Tagen hatten sich ungefähr 2500 Eingeborne zu diesem Zweck vereinigt, und es gelang mir, den Tag vor der Ausführung zu entfliehen und die Behörden von der drohenden Gefahr in Kenntniß zu setzen.“ *)

In wohlthuender Weise reiht sich an diesen Bericht der eines (einst rebellischen) Sipahi-Offiziers, aus welchem hervorgeht, daß auch in den Herzen mancher indischen Sträflinge sich Theilnahme regt für die armen Andamanen. Jener Offizier sah vier bewaffnete Eingeborne sich in in einem Kahne der Schlangen-Insel nähern und durch Zeichen zu verstehen geben, daß sie zu landen wünschten. Er erwiederte diese Zeichen, hielt sich aber doch mit seinen Leuten vorsichtig hinter Bäu-

*) Vergleiche hiemit die im Magazin 1860, S. 234 ff. gegebene Mittheilung.

men versteckt, um vor den Pfeilen der Wilden gesichert zu sein. Als dann erst Einer von ihnen, dann zwei Andere, ihre Waffen zurücklassend, behutsam landeten, näherte er sich ihnen freundlich, und sobald sie ihren Wunsch nach Kleidern zu erkennen gaben, band er ihnen ein Stück Zeug um den Kopf und eines um die Lenden, so daß sie Madras-Leuten nicht unähnlich sahen. Dann brachte er Süßigkeiten herbei, von denen sie mit sichtbarem Behagen ein wenig aßen, das meiste aber in den so eben erhaltenen Zeug wickelten, um es mitzunehmen. Da ihre Zeichen, man möchte ihrem im Boote zurückgebliebenen Gefährten auch etwas schicken, unverstanden blieben, kam dieser endlich selbst herbei. Viele der Sipahi's schaarten sich jetzt um die merkwürdigen Gäste, und was diese nur immer begehrten, wurde ihnen sogleich geschenkt. In ihrer Freude über so reichen Besitz gaben sie dann ihrerseits den Sipahi's alle Schmucksachen, die sie um den Hals trugen. Als sie Wasser sahen, wünschten sie zu trinken; man reichte ihnen solches in einem messingenen Lota, und sah, daß ihnen der Gebrauch dieses Gefäßes nicht unbekannt war. Eine aus dem Felde genommene und ihnen angebotene Gurke wollten sie anfangs nicht berühren; als sie sie dann aber gekostet hatten, schienen sie höchst befriedigt und suchten durch Zeichen zu erfragen, ob das ganze Feld solche Früchte trage. Man lud sie hierauf ein, in eines der Häuser zu kommen; sie zögerten, folgten dann aber doch den Sipahi's nach, als diese vorangiengen. Jedes Stückchen rothen oder weißen Zeuges, das sie da sahen, wollten sie sogleich haben; keiner der Sipahi's wollte aber auch zurückbleiben, ihnen je nach seinen Mitteln ein kleines Geschenk zu machen. Eine zerbrochene Flasche hob einer der schwarzen Gäste als eine Kostbarkeit auf; sogar nach den Fußeisen der Sträflinge wurden sie lüstern. Von dem Offizier erhielten sie auch diesen sonderbaren Schmuck, und nach 2½ stündigem Verkehr war alle Scheu von ihrer Seite weg. Die Sipahi's hätten sie nun gerne im Triumph auf eine der andern Inseln zum Kommandanten geführt, dessen freundliche Gesinnungen gegen die Eingebornen sie kannten; ihr Offizier aber glaubte dessen Sinn besser zu treffen, wenn er keinerlei Nöthigung gestattete, sondern das gewonnene Vertrauen dadurch befestigte, daß er sie jetzt frei wieder heimkehren ließ. Er schätzte ihr Alter nicht viel über sechszehn Jahre; ihre Gesichter waren mit rothem Sand bedeckt wie die indischen Götzenbilder, ihre Arme tätowirt wie die der Barmanen.

Damit schließen wir diese Mittheilungen. Von einer Mission unter den bemitleidenswerthen Insulanern ist vorerst noch nicht die Rede, und man könnte fragen: wozu dann überhaupt von ihnen erzählen? Zur Antwort ließe sich sagen: einmal darum, daß wir unsere Brüder, unsere Vorfahren und uns selbst besser kennen lernen. Es ist wohl der Mühe werth, den schon vielfach gerühmten Naturmenschen in der Nähe zu beobachten; man lernt aus der Vergleichung der verschiedenen Menschenstämme, welche Arbeit Gott auch schon vor ihrer Evangelisirung auf die einen und andern verwendet hat, um sie für die Annahme der frohen Botschaft empfänglich zu machen. Was anders ist es als seine erziehende Gnade, wodurch sich z. B. der Karene von seinem Nachbarstamme auf den Andamanen unterscheidet? Dem halbcivilisirten Barmanen mögen beide als Waldmenschen gleich verächtlich scheinen; aber den Einen führt ein geheimnißvoller Zug zur fröhlichen Aufnahme der weißen Fremdlinge, der Andere haßt sie noch wie giftiges Gewürm. Wie viel ist an den Bewohnern der deutschen Wälder geschehen, bis sie aus der Rohheit des bloßen Nahrungssuchens zum Forschen und Streben nach bessern Gütern erwachten! — Dann aber scheint es am Platze zu sein, von Zeit zu Zeit wieder an die Bedürfnisse so bemitleidenswerther Bruderstämme zu erinnern, ob nicht da oder dort fromme Wünsche und Gebete für sie aufsteigen möchten, die dann im Verlauf der Führungen Gottes zu Entschlüssen sich verdichten, aus welchen Thaten der dienenden Liebe geboren werden. Daß der wüthende Fremdenhaß überwunden werden kann, hat die Geschichte der Wildeninsel gezeigt. Noch 1843 wurde dort dem Besuch eines Missionars mit Speeren und Keulen entgegengetreten und 1863 war der letzte Insulaner Christ geworden. Es wäre doch an der Zeit, daß Christen sich der Andamanen annähmen, ehe am Ende die Sipahi-Sträflinge ihnen zuvorkommen und die Insulaner durch einigen Aufwand von beharrlichem Entgegenkommen zum Hinduismus bekehren.

Tod des Bischofs von Calcutta.

Am 6. Oktober 1866, einem Samstag, wars, daß Dr. Cotton, nachdem er eine Visitation der Kirchen in Assam vollendet hatte, sich

in Kuschtia, 60 Stunden östlich von Calcutta, auf einem Flußdampfer einschiffen sollte. Doch wollte er noch zuvor Abends den neuen Kirchhof einweihen und blieb darum mit seiner Gattin am Lande. Nachdem er die Ceremonie mit einer warmen Rede geschlossen, in der er die Sicherheit des wahren Christen rühmte, ob er auch auf dem Schlachtfeld oder in der Wüste sterbe, wünschte er den begleitenden Freunden gute Nacht. Auf dem 30 Fuß langen schwankenden Brett, welches zum Boot führte, war er zuletzt in der Dämmerung gesehen worden, wie er mit seinem Stock den Weg fühlte; vor ihm gieng ein Knecht mit der Laterne. Dann fiel er unbemerkt, ohne ein Laut von sich zu geben. Sein Arzt hörte nur, wie der Körper ins Wasser stürzte, und eilte nach der Stelle. Allein der gute Mann wurde nicht mehr gesehen; die starke Strömung des Gorbi Arms riß ihn fort und der Leichnam blieb verschwunden, eine Beute der Fische.

Der Vicekönig schreibt über diesen Tod: „Es wird kaum ein Glied der christlichen Kirche in Indien geben, das den allzufrühen Tod dieses Kirchenleiters nicht als eine persönliche Heimsuchung fühlte. Selten haben Christen in irgend einem Lande sich an einer ähnlichen Verbindung der mannigfaltigsten Gaben mit so ernstlicher Frömmigkeit und so unermüdeter Thatkraft zu erbauen Gelegenheit gehabt. Gewiß werden auch Viele von Ihrer Majestät Unterthanen in Indien, die den Glauben des Bischofs nicht theilten, sein ausgebreitetes Wissen, seine Aufrichtigkeit und reiche Liebe hinlänglich schätzen gelernt haben, um sich mit uns in der Trauer über diesen großen Verlust zu vereinigen."

Geboren am 29. Oktober 1813 in Chester verlor er seinen Vater, einen tapfern Hauptmann, schon vierzehn Tage später, da derselbe in der Schlacht an der Nivelle fiel. Der stille ernste Jüngling machte sich schon in Cambridge, wo er seit 1832 studierte, durch seine Tüchtigkeit allgemein beliebt. Es zog ihn früh zu dem Beruf eines Schullehrers; denn Christen heranzuziehen, schien ihm die köstlichste Aufgabe eines Mannes zu sein. Dr. Arnold in Rugby wurde sein Vorbild, dem er auch unter allen Unterlehrern der berühmten Schule am nächsten kam. Seit 1852 führte er dann eine höchst bedeutende Umbildung der Marlborough Schule durch. Jeder Christ schien ihm berufen, ein Missionar für seine Umgebung zu sein; dazu, meinte er aber, brauche er besonders in unserer Zeit eine geistige so gut wie eine sittliche Befähigung; nur liege neuestens die Gefahr nahe, die

Zöglinge mehr zu kräftigen Denkern als zu ernsten Christen heranzubilden. Mit großer Entschlossenheit hat er sowohl die Anarchie, wie die Stagnation bekämpft, welche sich in den höhern Schulen so leicht festsetzen; er wußte sich immer die rührigsten Mitarbeiter zu gewinnen und seinen edeln, strebsamen Geist der Jugend mitzutheilen, bis die tief gesunkene Anstalt in wenigen Jahren für die beste in England gehalten werden konnte. Als er dann zum Metropolitan Indiens berufen wurde, durfte er selbst seinen Nachfolger an dieser Schule ernennen.

Der gute Bischof kam im Jahr 1858 nach Indien mit einem bedeutenden Namen als Gelehrter. Man hielt ihn aber für etwas kaltherzig und unmittheilsam, weil er in der ersten Zeit mehr beobachtete als sich aussprach. Bald jedoch durften alle Geistlichen erfahren, welch ein treues und volles Herz ihnen entgegenkam. Er machte in seiner Liebe keinen Unterschied zwischen den Christen verschiedener Kirchen, sondern pflegte mit warmer Entschlossenheit ein inniges Verhältniß zu allen, denen die Evangelisirung Indiens am Herzen lag.

Der Missionsveteran Dr. Duff, der die drei letzten Bischöfe Calcutta's zu seinen vertrauten Freunden rechnen konnte, und ihre drei Vorgänger aus den zuverläßigsten Nachrichten kannte, spricht es unverholen aus, daß Cotton von allen der größte war. „Er besaß die reife Gelehrsamkeit, den durchdringenden Verstand und das Organisirungstalent Middletons; die liebenswürdige, freundliche Art Hebers; den ruhigen praktischen Sinn von James und Turner; endlich die warme Begeisterung für die wesentlichen Lehren des Evangeliums, welche Wilson auszeichnete. In einzelnen Talenten und Wissenszweigen war ihm der Eine und Andere überlegen; keiner aber vereinigte so wie er die vorragenden Eigenschaften Aller, während er von den sie neutralisirenden Mängeln sich frei erhielt. Er war gelehrt ohne pedantischen Beigeschmack; fest ohne Anmaßung und Dogmatismus; ruhig und mild ohne Charakterschwäche; eifrig fromm ohne die glühende Hast, die so leicht zu unbedachten Aeußerungen und Handlungen hinreißt. Niemand so beständig bereit wie er immer zu lernen, so überzeugt von der menschlichen Schwachheit und Fehlbarkeit; er konnte hitzige, ja oft bittere Verhandlungen mit größter Ruhe anhören; wenn aber seine Gelegenheit gekommen war, gab er in wenigen wohlerwogenen Worten eine Entscheidung, die in den meisten Fällen allen Parteien einleuchtete.“

Christum zu verkündigen, hielt er für das einzige Heilmittel Indiens. So schloß er z. B. seine letzte Rede an die versammelte Geistlichkeit der vier Diöcesen Calcutta, Madras, Bombay, Colombo mit den Worten: „Ob Pastoren an christlichen Kirchen, ob Evangelisten für die Heiden, laßt uns doch Alle den Herrn Jesum Christum predigen mit unsern Worten, noch mehr aber mit unserm Leben. Predigt ihn in der ganzen Fülle seiner Vollkommenheiten, als Wort des Vaters und Licht der Welt, als die allgenugsame Versöhnung, das unschuldige und unbefleckte Lamm, den Gottes= und Menschensohn, der alle Gerechtigkeit erfüllte und darum als das vollkommene Opfer angenommen wurde, das die Sünde der Welt wegträgt. Predigt ihn als den guten Hirten, der sein Leben für die Schafe gibt und sie in der Wüste zusammensucht. Predigt ihn als den ewigen Hohenpriester und Mittler, der uns beim Vater vertritt und den Geist der Wahrheit und Heiligkeit in unsere Herzen schickt. Predigt ihn als den König, Propheten und Lehrer seines Volks, als das wirksame Beispiel für Leben und Sterben. Predigt ihn als den Richter, der wiederkommen und alle unsere Gedanken, Worte und Werke abwägen wird. Wendet euch an die Herzen und Gewissen eurer Hörer und fragt sie, ob dieses Bild Christi nicht ihrem höchsten Sehnen, ihren tiefsten Bedürfnissen entspreche. Wenn ihr es so angreift, wird jedes Stück von Gottes Offenbarung seine richtige Stelle finden. Fragen dann die, welche Christum so gelernt haben, nach der Geschichte der Religion, welche ihr predigt, so werdet ihr ihnen zeigen, daß sie sich keiner Prüfung entzieht, und daß der Gang der Weltereignisse göttlich geordnet war, dem HErrn den Weg zu bereiten. Dieß halte ich für die uns angewiesene Ordnung des christlichen Unterrichts, für den rechten Beweis von der Inspiration der heiligen Schrift. Gott gebe, daß wir durch den Geist der Kraft befähigt werden, in solcher Weise viele zur Gerechtigkeit zu leiten und sie zu dem Genuß der Liebe Gottes in Christo Jesu unserm HErrn zu bringen."

Während nun diese gleichmäßige reiche Begabung und die schöne Harmonie seines Charakters ihm überall leichten Eingang verschaffte, arbeitete er sich mit großem Eifer in seine Aufgabe als Bischof hinein. Indem er zunächst seinen Amtspflichten geräuschlos oblag, sammelte er sich eine solche Masse seiner Beobachtungen, daß sich daran wie von selbst die Vorbereitung ausgedehnter wohlerwogener Maßregeln anschloß. Das rasche Wachsthum der britischen Armee nach Unter=

drückung des Sipahi-Aufstands und die vielen Uebelstände, welche sich an den Aufenthalt einer solchen Menge meist unverheiratheter Männer in einem Lande knüpften, wo das Klima die meisten für einen großen Theil ihrer Zeit zum Müßiggang verurtheilt, ließen ihn einen Plan ausarbeiten, nach welchem den Soldaten durch Lesevereine, Bibliotheken, Vorträge und andere vernünftige Erholungen und Beschäftigungen ihre Zeit nützlich ausgefüllt würde. Für alle Christen im Lande, für Beamte, Kaufleute, Schreiber und Angestellte in Comptoirs und Pflanzungen, bei Eisenbahnen und Flußdampfern, für Straßenaufseher und Baubeschäftigte, für jede Klasse hatte er weise Rathschläge und wußte zur Verbesserung ihrer Lage mitzuwirken. Besonders ließ er sich den Unterricht der christlichen Jugend in den heißen Ebenen wie auf den gesunden Bergstationen angelegen sein und errichtete dafür eine Centralbehörde (Educational board).

Ebenso besorgt war er für alle Klassen der eingebornen Bevölkerung, für Hindu's, Muhammedaner und wilde Bergstämme, und ließ sich ihre geistige und sittlich religiöse Förderung angelegen sein. Dorfschulen für die Bauern zu errichten, empfahl er der Regierung aufs dringendste. Ebenso stand er für die Millionen der vernachlässigsten Töchter Indiens ein. Viele Zeit widmete er der Regelung des höheren Unterrichts in Verbindung mit der Calcutta Universität. Das Missionsseminar der Kathedrale wurde von ihm auf wahrhaft christlicher Grundlage gestiftet. Tief schmerzte ihn die Entfremdung, welche in Calcutta zwischen gebildeten Eingebornen und Europäern um sich griff, daher er durch freundlichen Privatverkehr, öffentliche Vorträge und Einladungen der hervorragenden Glieder beider Gemeinschaften in den Bischofspalast, sie in jeder Weise zu bekämpfen bemüht war.

Mit größter Energie suchte er das Werk der Mission zu fördern und zu ermuthigen. Und zwar nicht blos in seiner eigenen Kirche. Alle evangelische Missionen konnten auf seine lebendigste Theilnahme rechnen, alle Missionare durften bei ihm brüderlichen Empfangs gewiß sein; er wußte alle zu ermuntern, freute sich ihrer Erfolge und schied von ihnen mit Segenswünschen und Gebeten.

Besonders zärtliche Aufmerksamkeit widmete er den eingebornen Christen. Tief fühlte er die Opfer, die sie zu bringen hatten, suchte ihre Beziehungen zu den europäischen Missionaren zu regeln, und ihnen zu einem Geist der Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu

verhelfen. Immer hielt er ihnen vor, wie sie alle, wenn nicht im Namen, doch im Wesen Missionare für ihr Volk sein sollten, die das Evangelium durch Rede und Einfluß, freilich nicht in Kirche und Bazar, verkündigten und Jedermann zu dem von ihnen gefundenen Schatze einlüden.

So wurde sein Leben ein immer ausgebreiteterer Strom von Nutzbarkeit. Eben hatte er Klagen vernommen, wie die europäischen Theepflanzer in Asam mehr und mehr geistlicher Verwilderung anheimfielen, und er wollte, wie gewöhnlich, an Ort und Stelle seine Beobachtungen machen, um wirksame Hilfe zu leisten. Trotz der stürmischen Regenzeit machte er sich auf den Weg und wo der Dampfer nicht höher hinauffahren konnte, da ließ er sich in einem offenen Boot 60 Stunden weit in die Dschangal rudern. Seine Reise war vollendet, eine Masse von Thatsachen gesammelt, da wurde plötzlich seinem Wirken ein Ziel gesteckt, und zwar an einem Platze, wo er nicht von ferne an Gefahr denken konnte. Wie war er doch durch Sturm und Wetter, durch brennendheiße Ebenen und den Schnee des Himalaya's immer so fröhlich und sicher gereist, auf einem Arbeitsfelde, das 33 Breitegrade und 16 Längengrade umfaßt. Plötzlich sollte er in der heiligen Ganga sein Grab finden, in der vollsten Manneskraft, auf der Mittagshöhe seines Wirkens, gerade der Mann, den Indien am wenigsten entbehren konnte!

H. Venn, der Secretär der kirchlichen Missions-Gesellschaft, hat noch keinen Missionar gekannt, der nach Indien gegangen wäre vollkommener ausgerüstet mit all den Eigenschaften, welche zur Förderung des Gottesreiches auf einem solchen Gebiet wünschenswerth scheinen. Gerade vor seinem Ende hatte Cotton noch in einem Briefe die Aeußerung gethan: „Obwohl der Versuch eines eingebornen Bischofs zuerst in Südindien gemacht werden muß (d. h. zunächst unter der Verantwortlichkeit des Bischofs von Madras), so bin ich doch darüber im Reinen, daß dies für Indien ein wesentlicher Fortschritt ist, und je bälder wir solche Bischöfe hier haben, desto besser.“ — Lehranstalten, welche (mit einem Aufwand von 50,000 Pfd. St.) für die christliche Bildung der Kinder ärmerer Europäer und der noch vielfach vernachlässigten Mischklassen auf gesunden Bergstationen gegründet werden sollen, werden den Namen des guten und großen Mannes in dem Lande seines Dienstes und Todes verewigen.

Seinem Nachfolger hat er eine ungeheure Aufgabe hinterlassen.

Was man von einem solchen erwartet, deutet am bezeichnendsten die Thatsache an, daß 21 Kirchendienern nacheinander die Stelle des Metropolitans von Indien angetragen wurde, ohne daß sich einer zur Annahme gereizt fühlte. Man mußte zu niedereren Pfarrern herabsteigen, bis endlich der Vikar (Unterpfarrer) Robert Milman sich willig finden ließ. Derselbe gilt für einen hochkirchlich gesinnten Ritualisten, ein Umstand, der in der kritischen Lage, worin sich ohne Zweifel die anglikanische Kirche gegenwärtig befindet, gerechte Bedenken rege macht.

Die englisch-presbyterianische Mission in China.*)

Seit dem Frieden von Nanking, der im Jahr 1842 das vorher für alle Fremden unzugängliche chinesische Reich erschloß, haben sich bekanntlich außer den schon bestehenden Missionsgesellschaften in Deutschland, England und Amerika noch viele besondere Vereine ausschließlich für China gebildet. Auch die englisch-presbyterianische Kirche bewegte etliche Jahre lang betend den Gedanken, eine Mission in China zu gründen. Schon war sie im Begriff, wieder davon abzustehen, da sich noch immer nicht der rechte Mann dazu gefunden hatte, als der junge Prediger Burns sich ihrer Synode vorstellte, und auf die Frage, wie bald er sich zur Abreise bereit machen könnte, auf seine Reisetasche deutend erwiederte: „Morgen." Er wurde

*) Narrative of the Mission to China of the Engl. Presb. Church, by D. Matheson. London 1866. Eine werthvolle Monographie, welcher Mac-Gowan's Bemerkungen über das geistige Leben der Chinesen, und Dr. Carnegies Winke über das Klima und die Ausrüstung eines Missionars für China beigefügt sind, um ein Handbüchlein für angehende Sendboten im Reich der Mitte herzustellen. Die Erzählung aber will eine möglichst bündige Antwort auf Fragen geben, wie sie nun oft von Journalen gestellt werden: „Was habt ihr ausgerichtet? Sagt es kurz: wie viele Bekehrte habt ihr? Und was sind es für Leute? So beschreibt denn den neuen Absenker eurer Kirche in dem frischen Boden, in den er gepflanzt ist."

mit Freuden angenommen und ordinirt, und ist bisher ein allzeit rüstiger Reiseprediger von fast mönchischer Einfachheit geblieben.

Im November 1847 langte er in Hongkong an, wo er die Pflege einer kleinen englischen Gemeinde übernahm und zugleich die chinesische Sprache so eifrig lernte, daß er nach einem Jahr sich schon auf Predigtreisen wagen konnte. Nach einem vergeblichen Versuch, in Canton den geeigneten Platz zu einer Missionsniederlassung zu finden, entschloß er sich im Jahr 1851 nach Amoy überzusiedeln. Es ist das eine vier Stunden lange und etwa eine Stunde breite Insel an der felsigten Südostküste China's, der Insel Formosa gegenüber und nur durch einen kleinen Kanal vom Festland getrennt. Andere kleine Inseln liegen am Eingang des geräumigen Hafens zerstreut, der sich hier zwischen hohen Bergrücken gegen vier Stunden landeinwärts erstreckt. Amoy selbst besteht dem größeren Theile nach aus einem Haufen seltsam gestalteter Hügel, auf denen in wilder Verwirrung ungeheure Felsblöcke umhergeworfen sind. Und dennoch haben auf diesem engen Raum gegen hundert Dörfer und eine Stadt mit 150,000 Einwohnern Platz gefunden. Die gesammte Bevölkerung der Insel beläuft sich auf nahe an 400,000 Seelen, meist elend aussehende Leute, die in großer Armuth dahinleben. Die benachbarten Küsten sind dürr und unfruchtbar; Gewerbsfleiß ist auch nicht viel da, somit beschränkt sich die Ausfuhr auf eingemachte und eingesalzene Gemüse und zum Götzendienst gehörige Artikel; die Einfuhr auf Lebensbedürfnisse, wie Reis, Baumwolle u. s. w., zu denen dann noch das fluchwürdige Opium, das Verderben so vieler Familien kommt. Es sind auf der Insel nicht weniger als 600 öffentliche Lokale zum Opiumrauchen, und auch in den Privatwohnungen soll dieses Gift viel gebraucht werden.

Zwar hatten sich in Amoy bereits amerikanische und Londoner Missionare niedergelassen, dessenungeachtet fehlte es nicht an Arbeit für neue Kräfte. Recht willkommen war dort im März 1850 Dr. Young, ein Glied von Burns Gemeinde in Hongkong, das sich auch der Mission anschloß und seine Thätigkeit mit der Eröffnung von zwei Schulen begann. Die 30 Knaben, welche dieselben anfangs besuchten, wuchsen bald zu 80 an, und mit der Zeit durfte Young die Freude erleben, einige derselben zum Christenthum übertreten zu sehen. In einer von ihm errichteten Freiapotheke erhielten die Hilfesuchenden von zwei bekehrten Eingebornen auch geistliche Berathung; Young

selbst erfand ein Mittel zur Heilung der Opiumraucher, das seither auch von Andern vielfach mit Erfolg angewendet wurde. Als dann nach anderthalb Jahren Miss. Burns seinem Freund nach Amoy folgte, stellte er auf eigene Kosten eine kleine Kapelle her, und fieng an, sobald er die dortige Mundart sich angeeignet hatte, nicht nur auf der Insel selbst, sondern auch in den benachbarten Orten des Festlandes zu predigen. Manchmal blieb er eine Woche oder länger vom Hause weg und wurde in dieser Zeit in den Dörfern, die er besuchte, gastfrei bewirthet, so daß sich an ihm die Worte erfüllten, mit denen der Herr seine Jünger aussandte: „Ein Arbeiter ist seiner Speise werth." An Einem Tage predigte er da oft in sechs verschiedenen Dörfern, und überall schaarten sich Haufen aufmerksamer Zuhörer um ihn. Gewöhnlich sandte er seine Nationalgehilfen voraus, Blättchen mit den zehn Geboten auszutheilen; kam er dann selbst nach, so wies er gleich auf den einzigen Weg hin, auf dem der Uebertreter der göttlichen Gesetze Vergebung und ewiges Leben finden könne. Obgleich die Leute im Allgemeinen nur einen sehr dunkeln Begriff von einem höchsten Wesen hatten, in den sich viel heidnischer Aberglauben mischte, öffneten sie ihre Herzen doch schnell der christlichen Belehrung, um sich die Eigenschaften Dessen verkünden zu lassen, der da spricht: „Sehet ihr nun, daß Ich es allein bin und ist kein Gott außer mir."

Zu Hause beschäftigte sich Burns mit literarischen Arbeiten, wie er denn Bunyans Pilgrim und eine besonders bei Kindern beliebte Liedersammlung herausgab. Eine Unterbrechung erlitten diese verschiedenen Arbeiten nur, als im Mai 1853 die Taiping-Rebellen Amoy besetzten, das im Grunde mit ihnen sympathisirte. Die kaiserlichen Truppen eroberten es aber am 15. October, und mordeten Hunderte in der Nähe der Missionsgebäude, bis die Bemannung eines englischen Kriegsschiffes dem Blutbade Einhalt that. Ein schon halbgeköpfter Chinese aus Tschiobei genas wunderbar unter der Pflege des Missionars und wurde später das Mittel zur Einführung des Christenthums in seinem Dorfe.

Besonders gesegnet war eine Predigtreise, die Burns am 9. Januar 1854 antrat. Seine Begleiter auf derselben waren zwei eingeborne Christen, deren Geschichte sich's wohl lohnt, kurz zu berichten. Der eine, Tscheng-Tschoan, war ein früherer Wahrsager von sehr beredten Lippen. Als ihn das erste Mal die Neugierde trieb, der Predigt in der Kapelle zuzuhören, verscheuchte ihn eine Bemerkung

des Thürhüters, der unglücklicher Weise selbst kein Christ war. Nach einem Jahre kehrte er wieder. Da fragte ihn einer der bekehrten Eingebornen: „Ist dir wohl? Hat dein Herz Frieden?“ Ach nein, er fühlte, daß dem nicht so sei. Er lauschte der Botschaft von der Vergebung der Sünden, glaubte, und widmete nun seine ungewöhnliche Rednergabe dem Dienste Gottes. — Der andere, Tiek Tschoan, war Soldat gewesen, und hatte es rein unbegreiflich gefunden, daß die Geschichten dieser neuen Religion dem Volke umsonst erzählt wurden. Es gibt nämlich in China eine Klasse von Leuten, die umherzieht, um Geschichten zu erzählen, aber am schönsten Punkt, wenn die Neugierde der Zuhörer aufs Höchste gespannt ist, plötzlich inne hält und ihr Geld einsammelt. Warum es diese fremden Erzähler nicht auch so machen, das mußte unser Tiek Tschoan ergründen. Er kam, hörte und glaubte.

Mit diesen beiden Gehilfen also brach Burns nach Petschuia, einem etwa acht Stunden entfernten Städtchen von 5000 Einwohnern auf. Es war ein reizender Weg; erst durch die von einem majestätischen Vorgebirge und mannigfaltig gestalteten Inseln eingeschlossene Bucht, dann die Krümmungen eines schönen Flusses hinauf. Angekommen, miethete Burns ein Haus, von dessen Zimmern er eines als Versammlungssaal gebrauchen konnte. An den drei wöchentlichen Markttagen fanden sich Tausende zum Kaufen und Verkaufen ein, und unter ihnen immer auch Einige zum Hören des Wortes Gottes. An den Zwischentagen giengen die Prediger in die volkreichen, benachbarten Dörfer hinaus. Ueberall fanden sie freundliche Aufnahme und willige Hörer, man spürte, daß der Geist Gottes an den Herzen arbeitete. Namentlich wurden einige Jünglinge angefaßt, die man zuweilen mitten in der Nacht mit großer Inbrunst beten hören konnte; einer von ihnen verbrannte einen Götzen, wofür er zwar von den Eltern Schläge erhielt, bald aber sie überzeugte, wie nichtig ein Gott sei, der sich nicht selbst helfen könne. Aus ihm ist jetzt ein Missionsarzt, Lam Sang, geworden. Einmal kam es vor, daß Burns, nachdem er an einem Markttage (deren es zwölf in jedem Monate gibt) Vormittags einer großen Versammlung in Petschuia gepredigt hatte, Nachmittags in eines der umliegenden Dörfer hinausgieng. Da versammelten sich während seiner Abwesenheit die wahrheitsuchenden Seelen allein in seiner Wohnung, und als er heimkehrte, fand er sie fröhlich singend und das Wort Gottes betrachtend.

Bald trat die ganze Familie eines Tuchhändlers, die Mutter und drei Söhne, so entschieden mit ihrem Bekenntniß hervor, daß sie regelmäßig am Sonntag ihren Laden schloß, selbst wenn es gerade Markttag war. Sie hatten schon allerlei Trübsal erfahren, die ihre Herzen empfänglich machte für den Samen des Evangeliums. Von der Vergänglichkeit irdischen Besitzthums wenigstens wußten sie zu zu sagen; denn zwei Mal hatten ihnen Räuber ihre ganze Habe genommen, und das zweite Mal, um ihren Rückzug zu decken, sogar das Haus in Brand gesteckt, so daß die ganze Familie vom obern Stock auf die Straße hinabspringen mußte. — In einer andern Familie waren buchstäblich Zwei gegen Drei und Drei gegen Zwei; der ältere Bruder und seine Frau widerstanden dem Evangelium, die Mutter und ihre beiden jüngern Söhne thaten ihm ihre Herzen auf. Der zweite Sohn, der bis dahin in Verbindung mit dem ältern Bruder Götzenbilder machte, gab diesen Handel auf, sobald er angefangen hatte, die Wahrheit zu suchen, und fieng in der einen Hälfte ihres gemeinschaftlichen Ladens ein anderes Geschäft an. Sonntags war dann ein Theil des Lokals geschlossen, der andere stand offen. — In einer dritten Familie waren Vater, Mutter und die drei Söhne Gongela, Kwaia und Soma schon vor ihrer Bekehrung durch ein inniges Liebesband verknüpft. Als der Vater nach Amoy gieng, um sich dort taufen zu lassen, bat ihn Soma, er möchte ihn doch mitnehmen, daß er auch die h. Taufe empfange. Man sagte ihm, dazu sei er noch zu jung, und er könnte leicht seinem Bekenntniß untreu werden, wenn er es schon als Knabe ablege. Da gab er die rührende Antwort: „Jesus hat versprochen, die Lämmer in Seinen Armen zu tragen; da ich nur ein kleiner Knabe bin, wird es ja um so leichter für Ihn sein, mich zu tragen." Mehr brauchte der Vater nicht; Soma durfte ihn begleiten und wurde bald darauf getauft. Die Mutter, die dem öffentlichen Gottesdienst nicht beizuwohnen wagte, erhielt ihren ganzen christlichen Unterricht von ihrem Mann und ihren drei Söhnen, die ihr wieder erzählten, was sie hörten. Sie war die erste Eingeborne, die sich taufen ließ. — Aber auch noch für eine andere Mutter war der Sohn das Mittel, sie zu Jesus zu bringen. Es müsse ein köstliches Ding sein, sagte sie, mit einer Person, wie Jesus, bekannt zu sein, weil dadurch mit ihrem Sohne eine so wunderbare Veränderung vorgegangen sei. Ueberhaupt war es bei dem ganzen Gnadenwerk in Petschuia ungemein lieblich, wie durch Ein

Familienglied auch die andern zum Forschen angeregt wurden, während ein brünstiger Gebetsgeist und ein eifriges Verlangen nach tieferer Erkenntniß die Neubekehrten beseelte.

Etwa vier Monate nach dem Anfang jener Bewegung wurden 20 Personen getauft. Es geschah das erst, nachdem die Missionare häufig drei bis vier Stunden lange Versammlungen mit den Taufbewerbern gehalten hatten, in welchen die Einzelnen abtheilungsweise aufs Gründlichste sowohl über ihre Erkenntniß der christlichen Heilswahrheiten als auch über das befragt wurden, was sie von der Arbeit des h. Geistes an ihren eigenen Herzen erfahren hatten. Diese Prüfungen fielen sehr befriedigend aus, und einige der Erstlinge der kleinen Petschuia-Gemeinde fiengen bald darauf an, selbst an der Bekehrung ihrer Landsleute zu arbeiten. So unter Anderen der Evangelist Si-bu. Seine frühere Beschäftigung war es gewesen, kleine Götzenbilder aus Holz zu schnitzen; aber die Liebe Christi drang ihn, diesem Verdienst zu entsagen. Er legte sich nun aufs Schnitzen von Armbändern und andern Zierathen, wodurch er bald wieder in den Stand gesetzt wurde, sich selbst und seine Mutter zu erhalten. Dabei aber trieb er die Predigt des Evangeliums. Einige kleine Messer und eine Handvoll künstlich geschnitzter Olivensteine, die er zum Verkauf anbot, genügten zu seinem Unterhalt, wenn er das Evangelium verkündend umherzog. Als dann im Jahr 1857 aus Singapur die Bitte um einen bekehrten Chinesen kam, der dort unter seinen Landsleuten wirken könnte, entschloß sich Si-bu, diesem Rufe zu folgen. Schon der Beginn der Reise war ermuthigend, denn der chinesische Waarenaufseher des Schiffs, auf dem er seinen Platz zur Ueberfahrt genommen hatte, gab ihm sein Geld zurück mit der Bemerkung, von einem „Prediger des Worts“ wolle er keine Bezahlung. Dann gab es unterwegs Gelegenheit, vor seinen Mitpassagieren von dem Namen Jesu zu zeugen, was Viele von ihnen gerne hörten; zwei derselben ließen sich bald darauf taufen. In Singapur kam Khun-Hian, ein Arbeiter aus den Zinngruben von Banka, der dort ein römischer Katholik geworden war, in Si-bu's Kapelle, lernte da das lautere Evangelium kennen, überzeugte sich von den Irrthümern des Pabstthums und wurde ein ernster Christ. Doch war Si-bu's Aufenthalt in Singapur nur von kurzer Dauer; in seine Heimat zurückgekehrt, predigte er im Swatau-Distrikt dem Stamm der Hakka's, dem er selbst angehörte. — Ein anderer Evangelist, Tien-hong, der

auch England einmal besuchte, ist 1865 bei der Eroberung von Tschang-tschau, wo er eine Gemeinde bediente, ein Opfer seines treuen Eifers geworden. Im Ganzen zählte die Gemeinde in Pe-tschuia im Jahr 1857 dreißig Seelen, und im nahen Amoy bildeten sich unter der Leitung der amerikanischen Missianare elf bekehrte Jünglinge aus der Gegend zu Evangelisten aus.

(Schluß folgt.)

Missions-Zeitung.

Ein Erzbischof der armenischen Kirche.

Während die amerikanischen Missionare in der Türkei die Erfahrung machten, daß die alten Kirchen dort sich kaum anders erneuern lassen als durch den Austritt der Heilsbegierigen aus ihrer die Gewissen beengenden Gemeinschaft, hat Bischof Gobat einen andern Weg versucht, besonders solchen Armeniern das Evangelium nahe zu bringen, welche an der bischöflichen Verfassung ihrer Kirche noch fest hängen. Sein Abgesandter, Carabet, hat nun an manchen Orten sehr willige Hörer gefunden, und da und dort einen bischöflichen Gottesdienst eingerichtet. An einem Ort trat eine ziemlich große Gemeinde zusammen, die aber in Cholera-Zeiten für Taufen und Begräbnisse die Dienste der armenischen Priester in Anspruch nahm. Gar zu gerne hätten sie einen eigenen Geistlichen gehabt, allein es wollte sich nicht machen.

Nun erhielten sie neulich einen Trostbrief von einem ihnen wohlbekannten Mann, der erst vor einem Jahr in Konstantinopel gewesen war und dort die Weihe zum Erzbischof empfangen hatte. Dieser Mann ermahnte sie, doch ja das Licht des Evangeliums unter ihnen nicht auslöschen zu lassen. Sie sinds gewiß, daß dieser Mann von Gott bekehrt worden ist, um die armenische Kirche zu erleuchten.

Dieser Erzbischof hat selbst auch (23. September 1866) an Gobat geschrieben: „Wir halten es für die Pflicht eines Jeden, vor Allem für das Heil seiner Seele zu sorgen; wer das nicht thut, hat nicht den Geist Christi. Wer aber die Wahrheit erkennt und doch im Finstern wandelt, wird schwere Strafe leiden (Röm. 1, 18). Ich habe vor sechs Jahren mich überzeugt, daß die englische Liturgie auf die heilige Schrift gegründet ist, und die bei euch geltenden Gebräuche mit den Anordnungen der heiligen Apostel übereinstimmen. Daher wünsche ich, daß diese Kirche hier in unserem Lande aufgerichtet werde und ich ihr Diener sei, meine Seele und die Seelen etlicher meiner Brüder, die der Wahrheit noch ferne stehen, selig zu machen.

„Sie haben unsern Bruder Carabet gesandt, auch hier das Evan-

gelium zu predigen, wovon er bedeutenden Erfolg sehen durfte. Alles dankt Gott für diese Kirche, und viele schlossen sich ihr gern an. Seit aber Carabet abgereist ist, gab es etwas Verwirrung unter den Leuten. Daher bitten wir Sie, unsre Angelegenheiten zu berathen und für das Bedürfniß der Kirchen in dieser Gegend zu sorgen. Und möge Gott seinen Geist, den Geist der Gnade auf uns ausgießen durch seinen lieben Sohn Jesum Christum. Amen."

Gobat hat ihm nun gerathen, die armenische Kirche nicht zu verlassen, außer er würde durch den Drang der Umstände oder durch sein Gewissen hinausgedrückt; sondern lieber an ihrer Reformation zu arbeiten, indem er unter den erleuchteteren Bischöfen und Priestern Gehilfen an solchem Werke suche, und vielmehr durch Gottes Wort einen festen Grund zu legen, als die Irrthümer und Vorurtheile des Volks zu bekämpfen. Dazu hat er ihm jenen Prediger Carabet geschickt, ihn noch vollständiger in seinem Sinn zu berathen und zu belehren.

Es mag damit wohl etwas Neues sich vorbereiten, wenn man auch nicht alsobald außerordentliche Erwartungen hegen darf; denn so hohe Herren gehören — im Morgenlande wie bei uns — gar selten zu den Einfältigen, durch welche Gott Seinem Worte neue Wege bahnt.

(Record.)

Negermissionen.

Denjenigen, welche es für unmöglich halten, daß die Neger je sich zu der Höhe der Japhetiten und Semiten aufschwingen, wünscht die African Times, sie möchten dem letzten Examen des Predigerseminars der Basler Mission in Akropong beigewohnt haben, da fünf Zöglinge in Griechisch und Hebräisch, Kirchengeschichte, Exegese, Logik rc. geprüft wurden. Die Antworten wurden rasch, klar und ausführlich gegeben, und bewiesen, daß diese Jünglinge, von denen vier Vollblutneger sind, ihre Aufgabe befriedigend gelöst haben. Sie werden nun einige Jahre als Katechisten dienen, ehe sie die Ordination empfangen. Da die Prüfung größtentheils in Englisch gehalten wurde, konnten die anwesenden Europäer sich selbst ein Urtheil über den Fortschritt der Jünglinge bilden.

Interessant ist auch die Rede, welche der Negerbischof Dr. Crowther vor seiner schwarzen Geistlichkeit an den Ufern des Niger gehalten hat. Sie gibt einen klaren Ueberblick über die schweren Prüfungen, welche die Mission zu überwinden hatte, ehe sie sich an dem Gestade dieses Stromes festsetzen konnte. Jetzt bestehen dort sechs Stationen mit 146 Getauften und 56 Taufcandidaten, (darunter 89 Communikanten), während 272 Erwachsene und 149 Schulkinder im Unterricht stehen. Crowther zeigte auch, wie die Einführung civilisirter Gewerbe neben der Predigt dem Evangelium treffliche Dienste leisten. In aller Einfalt entwickelt der Bischof die richtige Methode, wie das Evangelium den Heiden nahe zu bringen sei, und betont dabei namentlich die Anwendung, die von den herrschenden Opfergebräuchen sich

machen lasse; dann behandelt er die hauptsächlichsten Hindernisse der Mission, den Mangel der Schrift, die Polygamie, den Einfluß der Alten, die Lockungen des Islam ꝛc. Er zeigt ferner, auf welche Punkte bei der Errichtung neuer Stationen das Hauptgewicht zu legen sei, und schließt mit einer warmen Schilderung des Elendes derer, die ohne Gott in der Welt leben und sterben. Die Rede ist ein merkwürdiger Beitrag zur Charakteristik des Mannes, der einst ein Sklavenknabe, nun der erste Bischof der afrikanischen Kirche geworden ist, während schon ihre Existenz den reichen Segen beweist, der auf der Missionsthätigkeit in Westafrika ruht. (Record.)

Literatur.

Ein Evangelist in Brasilien. Aus dem Nachlaß des vormaligen Pfarrers der deutsch-evangelischen Gemeinde in Rio de Janeiro, Hermann Billroth, von A. Billroth. Mit einem Bild und einer Karte. 488 S. Bremen, C. E. Müller, 1867.

Das Leben eines treuen Zeugen Christi, wie der sel. Billroth einer war, verdiente wohl beschrieben zu werden, obgleich derselbe schon im 32sten Lebensjahre zu seiner Ruhe eingehen durfte. Dem hinterlassenen Zwillingsbruder war es nicht blos ein Herzensbedürfniß, sondern ein „heiliger Beruf“, aus dem Nachlasse des Verstorbenen ein vollständiges Bild seiner kurzen Wirksamkeit zusammenzustellen. Wenn nun auch für den gewöhnlichen Leser die Ausführlichkeit der Darstellung etwas Uebertriebenes haben mag, dem Missionsfreunde jedenfalls ist es gerade recht, daß ihm durch das wenig gesichtete und kaum überarbeitete Material ermöglicht wird, über die Zustände Brasiliens und namentlich der deutschen Kolonieen in jenen weiten Regionen sich selbst eine Ansicht zu bilden.

Im Juni 1861 kam der sel. Billroth in Rio de Janeiro an; im Januar 1864 hat er es krank verlassen, um nicht wiederzukehren. Eine kurze Zeit, die auch unter den günstigsten Umständen kaum hinreichte, auf einem so neuen und schwierigen Boden einen festen Grund zu legen. Doch ist es dem Seligen möglich geworden, soviel Kunde von dem zu bearbeitenden Felde einzuziehen und mitzutheilen, daß nun die Brüder im Vaterland sich jedenfalls nicht mit Unwissenheit entschuldigen können, wenn sie dem Nothstande der Landsleute in Südamerika ihr Ohr und Herz verschließen sollten.

Die Anfänge der Rio-Gemeinde reichen in das Jahr 1826

zurück; sie hat es aber nie zu einem rechten Gemeindeleben gebracht, wovon die Schuld am meisten in der unter den Fremden wie bei der eingebornen Bevölkerung herrschenden Weltlichkeit und Unsittlichkeit zu suchen ist. Früher, im Jahr 1835, wurde es noch offen ausgesprochen, die Gemeinde wünsche sich einen Geistlichen, der kein mystischer Kopfhänger sei, sondern rein „biblische Moral predige". Nachdem sie sich aber in den — von Billroth mitgetheilten — Statuten an die preußische Landeskirche angeschlossen hatte, mußten die Wünsche der Majorität, wenn sie auch dieselben blieben, und manche sich noch immer offen Heiden nannten, doch mit mehr Vorsicht ausgedrückt werden. Allein zu einem Einvernehmen mit den Vorstehern brachte es bis jetzt kein wahrhaft geistlicher Prediger, wie auch Pastor Lallemant es 1848 beim Scheiden offen aussprach, dasselbe sei unmöglich geworden, weil er „Buße und Bekehrung predigte und sie einlud zu Jesu Christo ihrem Herrn". Wo, wie am Charfreitag 1854, kein einziger Vorsteher sich zum heiligen Abendmahl einfindet, kann man sich natürlich nur einen Gesellschafter, einen „gemüthlichen Weltlichen" zum Pastor wünschen.

Da nun Billroth sogleich anfieng, Christum zu predigen, leerte sich die Kirche zusehends. Von 4000 evangelischen Deutschen in Rio hatte er Gelegenheit, namentlich durch Begräbnisse, etwa 1000 zu bedienen; 250 Mitglieder allein waren verzeichnet, d. h. solche, welche Beiträge bezahlten. Er nahm sich dann aufs treuste der bisher gründlich vernachläßigten Schule an, welche unter einem religionslosen „Deutschen Hilfsverein" stand, fand ein besseres Local für sie und machte viele Kinder auch durch eine Weihnachtsfeier und fröhlichen Gesang mit ihrem Heiland bekannt. Das war Alles nicht das Rechte; er hätte den Rath befolgen sollen, den ihm ein Kaufmann gab: „Machen Sie es wie N., spielen Sie den Leuten bei ihren Hochzeiten und Taufen Piano zum Tanzen, halten Sie Ihre Predigt, taufen und trauen, kurz betrachten Sie Ihr Amt als ein Handwerk, so können Sie sich in Rio was ersparen und wird Alles gut gehen."

Dazu nun war Billroth nicht nach Brasilien gekommen. Der Hilfsverein, voran zwei Juden, beanspruchte die Leitung der Schule, worüber es zu Streitigkeiten kam. Der neu eingetroffene Gesandte verlangte durchaus Einigkeit der Deutschen und fand den Pastor unbequem, ja erklärte ihm seine Feindschaft mit dürren Worten. Der Oberkirchenrath in Berlin wünschte, daß der Pastor sich vom Rath

und der Weisung des Herrn Gesandten leiten lasse, und vermißte in seinem Thun die nöthige Umsicht. Billroth führte nun die ihm liebgewordene Schule mit eigenen Mitteln fort, während der Hilfsverein eine irreligiöse Schule errichtete und die Mehrzahl der Gemeinde sich vom Oberkirchenrath in Berlin durch Verfassung eines neuen Statuts lossagte. Unter diesen Kämpfen wurde die Gesundheit des Evangelisten durch mehrfache Stürme gebrochen, und er mußte von dem harten Felde scheiden. Doch sind ihm nicht nur viele Kinder angehangen, sondern auch 45 Männer hielten treu zusammen wie Ein Mann. Auch an wahrhaft innigen Freunden hat es Billroth nicht gefehlt.

Er suchte sodann durch einen zweimaligen Aufenthalt auf Madeira die kranke Brust wiederherzustellen, was ihm Gelegenheit zu interessanten Reiseskizzen bot. Allein schon im November 1865 gieng er in Naumburg zu seiner Ruhe ein.

Vorher aber gelang es ihm, über die in den sechs südlichen Provinzen Brasiliens zerstreuten (wohl auf 1/4 Million angewachsenen) deutschen Kolonisten die zuverläßigsten Nachrichten zu sammeln und ihre traurige Vergangenheit, so wie die jetzigen sehr gemischten Zustände derselben zu schildern. Ueber die Verhältnisse Brasiliens, das nun bald an die Aufhebung der Negersklaverei wird denken müssen, lernen wir da fast nur Unerquickliches; von einem gesunden Aufstreben des jungen Staates sind nur wenige zweifelhafte Spuren verzeichnet. Das hoffnungsvollste Element besteht wohl in den eingewanderten deutschen Arbeitskräften; denn der Brasilianer liebt vor Allem das Nichtsthun. Nun sollte man meinen, es müßte der Regierung daran liegen, den Deutschen die Einwanderung möglichst annehmlich zu machen. Sie thut aber gerade das Gegentheil. Der Protestantismus wird mehr gehaßt und gefürchtet als der Atheismus, und der gedankenloseste Romanismus gilt für die festeste Stütze der brasilianischen Nationalität. Wenn ein Gatte katholisch wird, kann er ohne Anstand sich wieder anderwärts verheirathen. Ein Gesetz vom 11. September 1861, das die Eheangelegenheiten der Akatholiken regeln sollte, hat sie nur noch weiter verwirrt; der Einfluß des preußischen Gesandten reichte nicht so weit, daß auch nur eine von protestantischen Geistlichen geschlossene gemischte Ehe irgend welche Gültigkeit hätte. Sogar die rein protestantischen Ehen sind eigentlich nur geduldete Concubinate; ein Protestant darf sich nie und nimmer von seiner Gattin scheiden;

er darf aber, ungeschieden, eine zweite Frau heirathen, ohne des Verbrechens der Bigamie sich schuldig zu machen. Eine Civilehe für Kolonieen, auf denen kein Geistlicher zu finden ist, giebt es nicht; alle katholischen Ehehindernisse gelten unbedingt auch für die Protestanten. Endlich wird ein dreiwöchiges Aufgebot durch den Pastor geboten; wie kann er aber diese Vorschrift vollziehen, wenn er nur auf ein paar Tage eine Colonie besucht! So ist denn Alles darauf berechnet, die Evangelischen entweder in die katholische Kirche hinüberzuziehen, oder sie an die dort eingefleischte Gewohnheit des Concubinats immer fester zu binden. Jenes Ehegesetz vom 11. September und das spätere weitläufige Reglement zu seiner Ausführung vom 17. April 1863, können beide bei Billroth nachgelesen werden. Sehr erklärlich ists jedenfalls, wie bei den unwissenden Brasilianern die wunderlichsten Vorstellungen vom Protestantismus herrschen; was aber den Wandel betrifft, so finden sie in ihren zügellosen Sünden gelehrige Genossen an den meisten Protestanten. Auswanderer sind also jedenfalls vor Brasilien ernstlich zu warnen.

Wie ist aber den dort Eingewanderten zu helfen? Gewiß nur durch lebendige Zeugen des Evangeliums, denen immerhin ein Rückhalt an einer wahrhaft kompetenten Behörde in der Heimat zu wünschen wäre. Der HErr kann ja Beides geben; und von Basel und Barmen, sowie vom Gustav-Adolphsverein und von nordamerikanischen Christen, auch vom Oberkirchenrath in Berlin ist schon Einiges geschehen. Wird auf den Nothschrei unseres Evangelisten dem unermeßlichen Bedürfniß noch weitere Hilfe geschafft, so hat derselbe nicht umsonst gelebt und gelitten.

Die Erwählung der Völker im Lichte der Missionsgeschichte. Eine missionswissenschaftliche Studie von C. H. Chr. Plath, Missions-Inspektor. Berlin 1867. Verlag von W. Schultze.

Eine modern geistreich gehaltene, in die gewählteste Salonsprache gefaßte Flugschrift, welche nicht nur dem an politische, philosophische, ästhetische Leitartikel gewöhnten Publikum, sondern auch nachdenklichen Lesern, die ein Herz für das Evangelium, die Mission und die Politik des Reiches Gottes haben, empfohlen werden kann. Hat auch für manchen einfachen Bruder „der großkirchliche Kosmopolitismus", der hier an ihn herantritt, etwas befremdendes, so wird doch ein

aufmerksamer Missionsfreund, der mit offenen Augen in die Weltgeschichte blickt, diese Blätter nicht aus der Hand legen, ohne vielfache Anregung zum Nachdenken über weit- und tiefgehende Fragen empfangen zu haben.

Der Standpunkt des Verfassers ist die Vogelperspektive, welche einen großartigen, übersichtlichen Blick über die ganze Welt- und Kirchen-Geschichte darbietet, auf die großen Wendepunkte der Völkergeschichte manches neue Licht fallen läßt, fruchtbare Gedanken anregt, aber auch die bedeutendsten Differenzen der Wirklichkeit in eigenthümliche Harmonie auflöst, und Farben, die im thatsächlichen Leben der Welt aufs grellste gegen einander abstechen, in halbdunkler Ferne verschwimmen läßt.

Mittelalterliche römische Kirchen-Verbreitung, spätere Jesuiten-Missions-Eroberungen, neuere protestantisch-kirchliche oder freie Missionsgesellschaften, die Ausdehnung europäischer Herrschaft über die übrige Erde, die großen Auswanderungsströmungen von Europa nach Amerika und Australien, der alte Sklavenhandel, welcher Millionen von Afrikanern in die Gewalt christlicher (!) Eigenthümer gebracht hat, der neue Kulihandel an den Küsten Asiens, der Welthandel und mit wachsender Eile sich anbahnende Universal-Weltverkehr unserer Zeit — Alles gilt dem Verfasser als Verwirklichung des göttlichen Welt-Missions-Planes. Das ganze Menschengeschlecht seit der Fluth theilt sich ihm in schwarze, gelbe, weiße Hams-, Sems- und Japhets-Kinder, wozu noch die räthselhaften Bewohner der neuen Welt kommen. Vom Semitischen Stamm ist das Heil gekommen, durch den Japhetischen wird es über die ganze Erde ausgebreitet. Zuletzt wird auch Ham, der „allgemeine Prügelknabe" in das Gottesreich der Erde aufgenommen. Der Muhammedanismus eilt seinem Ende entgegen, auf Israel wartet die verheißene Bekehrung, — man hört in der Zukunftsferne die Glocken Central-Afrika's die Ewigkeit einläuten. Die Völker, welche der christlich-europäischen Kultur widerstreben, wie Rothhäute und Papu's, sind gerichtet und gehen zu Grunde; die andern werden in den allgemeinen Lebensstrom aufgenommen. Dem göttlich vorherbestimmten Ziel arbeiten die europäische und amerikanische Kulturwelt, sowie römische, russische, germanisch-protestantische Missionen wie große, scheinbar oder auch wirklich sich entgegenlaufende, aber doch Einer großen Heilsmaschine angehörige Räder, welche die eine Triebkraft des göttlichen Gnadenrathes bewegt, zu-

sammen. Obgleich S. 29 die Missionare in der großen Alles umschlingenden Fluth der christlichen Kultur-Völker-Auswanderung beinahe verschwinden, so bleibt doch „natürlich nicht ausgeschlossen, daß die Kräfte der Taufgnade von Seiten der Christen" (der evangelisch-germanischen, wie der römisch- oder griechisch-katholischen Soldaten, Kaufleute, Kolonisten, Abenteurer, Flüchtlinge) „auf die sie umgebenden Heiden im Allgemeinen wirksam seien."

Aber wo sind wir? möchten wir mit dem Verfasser (im Anfang des Kap. VIII) fragen. Der HErr Jesus hat, nach Seinen eschatologischen Reden zu urtheilen, denn doch eine andere Zukunft der Geschichte Seines Reiches und der Welt vor Augen gehabt, als dieses in Morgen- und Abendroth-Farben gemalte Bild; und es würde uns schmerzen, wenn die, welche wissen, wozu Er Mission getrieben haben will, sich je mit einem niederer gesteckten Ziele begnügen würden. Die Welt mit ihrem Ideal von Civilisation beeinflußt in unsern Tagen schon mächtig genug auch solche Jünger, welche wissen, um was es sich bei der Evangelisation eigentlich handelt, nämlich um Sammlung der Auserwählten, um das Zusammenbringen der zerstreuten Gotteskinder; da meinen wir denn, sei alle Vorsicht nöthig, um die äußerste noch erträglich christliche Action von der beginnenden antichristlichen Wirksamkeit scharf zu scheiden. Doch das Einzelne zu beurtheilen, sind wir nicht gewillt, wir wollten aber jedem nachdenklichen Freunde, der eine übrige Stunde hat, rathen, das Büchlein zu lesen und zu überdenken.

Nacht und Morgen. Erzählungen aus der Geschichte der Evangelischen Heidenmission, von G. Leonhardi. Leipzig bei C. Bredt, 1866. Dritte Aufl. 1. Band. (18 Ngr.)

Diese ansprechenden Erzählungen und Anekdoten gesammelt aus allen Gebieten der Mission erscheinen hier in größerer Reichhaltigkeit und empfehlenderer Ausstattung, als in den beiden früheren Auflagen. Wünschenswerth wäre bei dieser wie bei allen ähnlichen Sammlungen eine größere Korrektheit in den Namen (z. B. S. 145 Chimar statt Chunar, Tschunar, S. 12 Gigris statt Grigri) und Verdeutschung der englischen Schreibweise (z. B. Betchuanen S. 145, Betschuanen S. 18; Abdool Messee = Abdul Messih), welche freilich wiederholt versucht, mitunter auch misglückt ist. Dschuggernath (d. h. Dschagannath) dürfte wohl S. 2 von Schiwa getrennt und zu den Formen Wischnu's gestellt werden. Aber das sind kleinliche Mängel, wie sie sich aus der Benützung verschiedenartiger Quellen von selbst ergeben, ohne daß ihnen in der Eile abgeholfen werden könnte. Möge der mannigfaltige Inhalt vielen Lesern beweisen, daß das Evangelium noch immer eine Gotteskraft ist, allenthalben selig zu machen die, welche glauben!



Bischof Mar Johanan von Arumia.

David Tappan Stoddard.*)

1. Seine Jugend.

In einer lieblichen, vom Connecticut durchströmten Gegend liegt im Staate Massachusetts die nach amerikanischen Begriffen schon alterthümliche Stadt Northampton. Ihre unregelmäßig gebauten Straßen und die ehrwürdigen Ulmen, die sie beschatten, lassen in ihr eine der frühesten puritanischen Niederlassungen erkennen, wie auch viele in ihr vertretene Familiennamen eine hervorragende Rolle in der Geschichte Neu-Englands spielen. An die fetten Wiesengründe des Thals, welche in schönen Bogen der vielfach gekrümmte Fluß durchschneidet und theilweise alljährlich überschwemmt, lehnen sich sanft ansteigende Hügel, die einen bewaldet, die andern bis zur Spitze mit üppigen Feldern und Obstgärten bedeckt. Verstohlen blicken aus dem Grün der Bäume die Kirchlein der freundlichen Dörfer hervor, von denen ihre Abhänge besät sind, während im Süden die schroffen Zwillingsberge Mount Tom und Mount Holyoke, die der Fluß auf seinem Weg zum Meere gewaltsam durchbrochen zu haben scheint, ihre Wurzeln noch immer unter dessen Bett verschlingen. Und recht als sollte sich hier mit der Schönheit und dem Reichthum der Natur auch die Entfaltung aller der Kräfte vereinen, die Gott in den Menschen gelegt hat, dehnen sich ein wenig stromabwärts die großartigen Fabriken von East Hampton aus, deren Gründer die erworbenen Kapitalien auf ewige Zinsen anzulegen verstand, indem er einen großen Theil derselben zur Errichtung höherer

*) Memoir of D. T. Stoddard, Missionary to the Nestorians. By J. P. Thompson, Dr. D. Newyork, 1858. Eine gründliche Biographie, die sich über das Niveau der gewöhnlichen erbaulichen Lebensbeschreibungen bedeutend erhebt und besonders für Theologiestudierende berechnet scheint.

und niederer Lehranstalten und zur Erbauung von Kirchen verwandte. Wie ein fortwährender Lockruf an die Jugend glänzen von Osten die Kapelle, die Bibliothek und das Observatorium des Amherst-Collegiums in die Stadt herüber, und damit es auch dem nachwachsenden weiblichen Geschlecht an einem Sporn nicht fehle, steht am Fuße des Mount Holyoke das von der edlen Mary Lyons gegründete Lehrerinnen-Seminar, aus dem schon manche tüchtige Missionarin hervorgegangen ist.

In dieser wohlthuenden und anregenden Umgebung wurde am 2. Dez. 1818 David Tappan Stoddard geboren, der Sohn einer zwei Jahrhunderte lang durch ihre Frömmigkeit, ihre Gaben und ihr hohes Alter berühmten Familie. Sein Urahn, Anthony Stoddard, der 1630 um des Glaubens willen England verließ, war dabei, als 22 Jahre später am linken Ufer des Connectitut den Indianern der Platz abgekauft wurde, auf dem in der Wildniß Northampton erstand; und dessen Sohn Salomo bediente unter großem Segen die dortige Gemeinde 57 Jahre lang als Prediger und Seelsorger, geliebt von den Jungen, hochgeachtet von den Alten, sogar von den Indianern nur mit Ehrfurcht betrachtet. Einem nicht minder alten und guten Stamm gehörte David durch seine Mutter an. Seine Großmutter Tappan, eine Großnichte Benjamin Franklins, und, wie es scheint, diesem an Scharfblick und Geistesklarheit verwandt, rief, als sie beinahe 70 Jahre alt die Geburt ihres Enkels vernahm, voll Freude aus: „Nun, er wird das tausendjährige Reich erleben, das ich immer zu sehen hoffte, aber vor meinem Ende nicht mehr schauen werde!“ So wenig fühlte sie sich bloß als Bürgerin ihres irdischen Vaterlands. Seine ebenso liebenswürdige und demüthige als fromme und thatkräftige Mutter pflegte im 80sten Jahre noch die Armen und Kranken zu besuchen, um sie durch christliche Handreichung und Worte des Trostes zu erquicken; ja sogar am Abend vor ihrem plötzlichen Heimgang sprach sie noch in dieser Weise bei einer leidenden Freundin ein. Ungemein anspruchlosen Wesens war sie am meisten geschätzt, wo man sie am genausten kannte — im Kreise der eigenen Familie, in dem engverbundener christlicher Freunde und unter den Nothleidenden aller Art, deren Loos nach Kräften zu erleichtern sie ihr Lebenlang bemüht war.

Unter der sorgsamen Leitung dieser Mutter wuchs der kleine David heran. Ihr sehnlichster Wunsch war, daß er einmal ein Pre-

diger des Evangeliums werden möchte, und sie betete viel mit ihm und für ihn, daß der Herr selbst ihn vorbereiten und weihen wolle zu Seinem heiligen Dienst. Frühe lehrte sie ihn, in kindlichen Worten alle seine Bedürfnisse und Anliegen seinem himmlischen Vater ans Herz legen, und sobald er lesen konnte, ließ sie sich jeden Tag ein Kapitel der h. Schrift von ihm vorlesen. Sie war es auch, die sein Gedächtniß mit jenem Vorrath geistlicher Lieder ausstattete, den er als einen köstlichen Schatz aus der Heimat aufs Missionsfeld hinausnahm. Bei aller Tiefe des eigenen christlichen Ernstes lag übrigens in der Frömmigkeit beider Eltern nichts, was ein jugendliches Gemüth beengen oder abstoßen konnte. Ihr heiterer, herzgewinnender Ton im Verkehr mit ihren Kindern machte sie diesen viel mehr zum Gegenstand ehrerbietiger Liebe als zu dem der Furcht; auch die Hausandachten wurden in einfacher, der kindlichen Fassungskraft angemessener Weise gehalten. Nur wenn wirkliche Unart zum Vorschein kam, schonten sie auch bei David, dem jüngsten ihrer acht Kinder, die Ruthe der Zucht nicht. Er war im Ganzen ein liebenswürdiger, lenksamer Knabe, aber weder ein kleiner Engel, noch eine sich keines eigenen Willens bewußte Null. Brachen dann zuweilen die feurigen eigenen Wünsche in offene Empörung aus, wobei die zappelnden Hände und Füße sein ungestümes: „Ich will, ich will!“ bekräftigen halfen, so führte die Hand des Vaters oder der Mutter die herrische Stimme schnell zum Ton der Zerknirschung und die widerstrebenden Glieder zur Unterwürfigkeit zurück.

Zu den segensreichen Einflüssen, unter denen David aufwuchs, und die sich in seinem spätern Leben abspiegelten, wie auf einer klaren Wasserfläche die Berge des Ufers und die Gestirne des Himmels, kamen auch noch ahnungsreiche Stimmen aus der Vergangenheit und Gegenwart. Was hatten nicht alles die Grabsteine des Friedhofs zu erzählen, auf den er mit der ganzen Stadt acht Jahre alt seine ehrwürdige Großmutter Tappan begleitete, und wo neben denen vieler ausgezeichneter Männer seiner eigenen Familie auch das zerbrochene Denkmal David Brainerds steht, an dessen Liebeseifer für die Heiden sich einst der eines Henry Martyn entzündete! Und welche Predigt für die ganze Jugend Northamptons war es nicht, als die Mutter des in Sumatra von Mörderhänden gefallenen Miss. Lyman beim Empfang der Todesbotschaft rief: „Ach, hätte ich doch einen zweiten Sohn zu senden!“

Frühe fieng auch schon der Geist Gottes an, an Davids Herzen zu arbeiten. Manchmal konnte man ihn in seinem Zimmer mit Thränen um die Vergebung irgend eines kindlischen Fehlers oder um Kraft zur Erfüllung seiner Pflichten beten hören. Seine Schulgenossen zu Haus und in der Schule wissen sich keines Streites zu erinnern, in dem er der Anführer gewesen wäre, und keines unziemlichen Ausdrucks bei ihren kindischen Scherzen. Aeltere Knaben neckten ihn zuweilen wegen seines fast mädchenhaft sanften, vertrauenden, auch etwas verletzbaren Gemüths, mit dem seine zarte Gestalt, sein feines Benehmen, sein mildes blaues Auge und seine auffallend weiße Hautfarbe im vollkommensten Einklang standen. Bei jugendlichen Abenteuern indeß thats ihm keiner seiner Kameraden an männlicher Kraft und Gewandtheit zuvor; unter Allen war er der beste Schwimmer, der verwegenste Turner, der kühnste Plänemacher. Zehn oder zwölf Jahre alt schwamm er einmal ans andere Ufer des Connecticut hinüber. Ein anderesmal erkletterte er die Spitze des Kirchthurms, welche Handwerksleute nur mit Hilfe eines Gerüstes und Seils bestiegen, oder schwang er sich wie ein Eichhörnchen an den Bäumen auf und ab. Diese unschuldigen, doch oft auch halsbrecherischen Versuche, seinem jugendlichen Feuer Luft zu machen, liefen freilich nicht immer ohne Schaden ab: einmal verrenkt er bei einem Sturz vom Baume die Schulter, ein andermal wird er bewußtlos, mit gebrochenem Arm ins Haus des Arztes gebracht; aber auch solche Erfahrungen dämpfen nicht seine Lebhaftigkeit und seine Liebe zu Abenteuern.

David zeigte zwar schöne Anlagen des Geistes und Gemüths, außerordentliche Erwartungen aber erregte sein frühester Entwicklungsgang nicht. Der hervorragendste Zug seines Wesens war eben jene Mischung von Kraft und Zartheit, die sich wie in seinem Abscheu vor allem Gemeinen, so auch in seinem liebevollen Eingehen auf die Gefühle Anderer aussprach und ihn sogar einen poetischen Versuch gegen die Rohheit machen ließ, einen Menschen von untergeordneter Stellung zur Zielscheibe seines Witzes zu machen. Auch seine technische Erfindungsgabe und Geschicklichkeit verrieth sich bald in den Leuchtkugeln und kleinen Wasserwerken, mit deren Anfertigung er sich oft die Zeit vertrieb.

Die erste Regung eines neuen Lebens, die ihm in einer Weise zum Bewußtsein kam, daß es ihn trieb, sich selbst und Andern Rechen-

schaft davon zu geben, fiel in sein fünfzehntes Jahr. Er war damals in einer jener Zeiten allgemein erhöhten religiösen Interesses, die in Amerika nicht zu den Seltenheiten gehören, auf Besuch bei einem Onkel in New-York. So fremdartig uns Deutsche der Brief anmuthet, den er darüber an einen seiner Brüder schrieb, schalten wir ihn hier ein als charakteristisch für die Art und Weise vieler lieben amerikanischen Christen:

„Ich finde meinen hiesigen Aufenthalt in verschiedenen Beziehungen sehr angenehm. Gleich nach meiner Ankunft sprach Onkel mit mir und forderte mich zur Buße auf. Das war Freitag den 26. April (1833). Abends hörte ich Hrn. F. predigen, was noch mehr Eindruck auf mich machte. Samstag Nachmittag sprach Onkel wieder mit mir, und als wir endeten, versprach ich ihm, dem Herrn zu dienen. Es war mir wirklich Ernst, und Abends besuchte ich mit Br. Wilhelm Hrn. F., dem ich am Schluß unserer Unterredung das Versprechen wiederholte, das ich Onkel gegeben hatte. Ich glaubte damals, es sei mir wirklich so ums Herz, aber jetzt weiß ich, daß es anders war. Sonntags hörte ich drei sehr feierliche Predigten und fühlte mich dabei recht elend, obgleich ich es zu verbergen suchte. Montag Abend gieng ich in eine Versammlung von Angefaßten, und nahm mir da aufs Neue vor, Gott zu lieben. Aber ach, wie verkehrt war mein Sinn! Dienstag Morgen stand ich mit dem Entschluß auf, dem Herrn zu dienen. Im Laufe des Vormittags vertheilte ich einige Traktate, Nachmittags aber fühlte ich, daß ich Jesum nicht liebe. Was mir Noth machte, war, daß ich meinte, ich müsse gewiß sein, Gott zu lieben, ehe ich Ihm diene; jetzt aber sehe ich ein, daß wenn wir Ihm von ganzem Herzen dienen, das ein Beweis ist, daß wir Ihn lieben. Abends besuchte ich Dr. L. Er rieth mir, nicht mehr an mich selbst zu denken, sondern einfach dem Herrn zu dienen; Er werde dann schon dafür sorgen, daß ich in den Himmel komme. Ich nahm mir vor, ihm zu folgen und hoffe, daß mein dießmaliger Entschluß fester ist als die vorherigen. Ich habe in den drei letzten Tagen versucht, in dieser Stadt etwas für den Herrn zu thun, aber ich habe nicht die Hälfte von dem, was ich hätte thun sollen, zu Stande gebracht. Lieber Bruder, schreibe mir bald nach Northampton und komm mir mit deiner Erfahrung zu Hilfe."

Man sieht, es war unserem David in aller Aufrichtigkeit um das

Heil seiner Seele zu thun, aber er hatte noch gar keine Ahnung von dem, was es um ein seliges Ergriffensein von der Liebe Jesu und um eine freudige Herzensübergabe an Ihn als das einzige und höchste Gut ist. Er selbst aber lebte nun eine Zeitlang der guten Zuversicht, er sei jetzt ein wiedergeborener Christ, und äußerte daher gegen seine Eltern den Wunsch, sich aufs Predigtamt vorzubereiten, womit er nur ihren eigenen Gedanken begegnete.

---

2. Studien und Bekehrung.

Gegen Ende des Jahres 1834 trat der nun sechszehnjährige Jüngling in das Seminar in Williamstown ein, wo seine Abtheilung gerade unter der trefflichen Leitung des späteren syrischen Missionars Calhoun stand. Obgleich seine natürliche Lebhaftigkeit und sein einnehmendes Wesen ihn den Gefahren eines so engen Zusammenlebens mit andern jungen Leuten vielleicht in besonderem Grade aussetzten, bewahrte er doch auch dort die Gewissenhaftigkeit und Sittenreinheit, die ihn in seiner Kindheit ausgezeichnet hatte. Dazu trug gewiß viel seine Liebe und Verehrung für Calhoun bei, dem die beschränkte Zahl seiner Zöglinge gestattete, in ein äußerst vertrautes Verhältniß zu ihnen zu treten. Bei den gemeinsamen Mahlzeiten, von denen nicht nur geistige Getränke, sondern auch Thee und Kaffee ausgeschlossen waren, brachte abwechslungsweise jeder der sechs Zöglinge der Stube Morgens eine Bibelstelle und Abends irgend ein geschichtliches Ereigniß als Gegenstand der Besprechung vor, worüber dann Calhoun immer gewinnbringende Bemerkungen machte. Während in Beziehung auf seine übrigen Studien es dem angehenden Seminaristen bald zum Bewußtsein kam, daß es seinen Nachtheil hat, zu jung in eine höhere Altersklasse einzutreten, konnte er in Beziehung auf die naturwissenschaftlichen Fächer und die Mathematik einer seiner Schwestern in der muntersten Laune schreiben: „Diese Studien scheinen mir leicht genug, und es sind nur einige Experimente nöthig, um sie auch unterhaltend zu machen. Wir sind jetzt an der Trigonometrie, das ist diejenige Wissenschaft, durch welche die Entfernung der Sterne, die Höhe der Berge und alle derartigen Dinge ermittelt werden. Vielleicht kann ich nächsten Frühling Mount Tom und Holyoke messen und berechnen, wie weit Northampton von Williamstown entfernt

ist. Glaubst du nicht, meine mathematischen Forschungen könnten noch die Welt umkehren?" Ebenso scherzhaft berichtete er der gleichen Schwester seine Jagd auf einen Luftballon, den er am 4. Juli 1835 zur Belustigung der Seminaristen und der Bewohner von Williamstown hatte steigen lassen. Beim ersten Versuch flog der erst halbgefüllte Ballon in wagrechter Richtung über eine Stunde weit hin und ließ sich dann am Fuß eines Berges nieder, wo der junge Künstler, der ihm zu Pferd athemlos nachkeuchte, gerade noch rechtzeitig ankam, um das Werk seiner Hände vom Untergang zu retten. Bei Einbruch der Nacht ließ er den Ballon, mit Leuchtkugeln ausgestattet, zum zweitenmal steigen. „Es gewährte einen ganz großartigen Anblick, als er wohl eine Stunde über unsern Häuptern sich in den Wolken wiegte. Da er die Studenten zehn Dollars gekostet hatte, machten sich einige von uns auf in der Richtung, in der er vermuthlich sinken würde. Ein paar Augenblicke, nachdem er in Flammen aufgegangen war, kam ich an Ort und Stelle an. Ich hatte mein Auge so fest auf den Ballon geheftet, so lange ich ihm nachjagte, daß ich nicht im Geringsten auf meinen Weg merkte, und somit beim Nachhausegehen ganz und gar nicht orientirt war. Plötzlich befand ich mich bis um die Mitte des Leibes im Wasser, und kaum hatte ich mich herausgearbeitet, so war abermals eine tiefe Pfütze zu meinem Empfang bereit. So irrte ich bis gegen Mitternacht umher. Da endlich gerieth ich auf einen bekannten Fußpfad, der mich in einer kleinen Viertelstunde wieder nach Williamstown brachte. Ueber und über mit Koth bedeckt und vom Regen durchnäßt, kam ich mir bei meinem Einzug vor wie ein armer Auswürfling. Der andere Morgen fand mich in guter Gesundheit und heiterster Laune, meine Abenteuer der vergangenen Nacht herzlich belachend. Nur schade, daß der Ballon verbrannt ist, sonst wäre seine Rettung mein Verdienst."

Wer den schnell aufgeschossenen, in seinem ganzen Wesen noch kindlich weichen Jüngling sah, hätte ihn einer solchen geistigen wie körperlichen Ausdauer kaum fähig geglaubt; die Ganzherzigkeit, mit der er jeden einmal erfaßten Plan verfolgte, kam ihm aber in seinem spätern Leben bei wichtigeren Bestrebungen noch trefflich zu statten.

In seinem christlichen Leben war während seines Aufenthalts in Williamstown eher ein Stillstand als ein Wachsthum fühlbar. Der Stillstand wurde zum entschiedenen Rückschritt, als nach Verfluß eines Jahres Stoddard aus dem kleinen traulichen Kreis, in dem er sich

seither bewegt hatte, in das große Yale-Seminar in New-Haven übertrat. Zu Gunsten besserer Sitten bot er zwar auch dort seinen Einfluß auf. Es war ihm in der Seele zuwider, wenn in dem ungeheuren Speisesaal, nachdem der Tutor mit seiner Gabel das Zeichen zum Anfang gegeben hatte, ein Gebet gemurmelt wurde und dann 400 junge Leute wie heißhungrige Wölfe über die verhältnißmäßig wenigen Schüsseln herfielen, jeder in der Angst, durch eine kleine Gefälligkeit gegen den Nachbar um seine Mahlzeit zu kommen, da meistens ehe Alle fertig waren, noch inmitten der größten Unordnung, die Gabel des Tutors das Signal zu einem zweiten unverständlichen Gebet und zum Aufbruch gab; oder wenn an Winterabenden in dem halbdunkeln Raum zwischen zwei feindlichen Klassen mitunter Speisereste als Waffen hin- und herflogen. Daher erbat er sich von seinen Eltern die Erlaubniß, anderswo zu wohnen und zu speisen. Dieß wurde die Veranlassung, daß etwa fünfzehn andere junge Leute, worunter mehrere von entschieden christlicher Gesinnung, seinem Beispiele folgten, und sich nun, während sie einander seither nur als Studiengenossen gekannt hatten, allmählich zu inniger Freundschaft verbanden. Allgemeiner Liebling in diesem Kreise, wie im Grunde bei seiner ganzen Altersklasse, übte Stoddard bald durch sein freies und doch immer zuvorkommendes Benehmen, seinen geraden, ehrenhaften Charakter und seine harmlos witzigen Einfälle, gerade auf die edleren Geister eine bedeutende Anziehungskraft aus. Auf der andern Seite war aber er selbst auch durchaus nicht unzugänglich für den Geist des Unglaubens, der in dem jugendlichen Leichtsinn und Ehrgeiz einen nur zu empfänglichen Boden findet, und während auch in jener Zeit seines tadellosen Benehmens wegen ihm wohl Niemand den Namen eines bekehrten Christen streitig gemacht hätte, wenn er sich öffentlich der Gemeinde der Gläubigen hätte anschließen wollen, lag seine Bibel wochenlang im Staub, und am Tag des Herrn, den er von Hause aus mit puritanischer Strenge zu feiern gewohnt war, konnte er Romane lesen. „Du würdest schaudern, wenn du wüßtest, was ich einst war," schrieb er seinem Bruder, als die Gnade ihn aufs Neue und kräftiger als vorher erfaßt hatte. „Wenn ich nicht in grobe Vergehungen gerieth, wie Fluchen, Trinken &c., so war daran nicht der Zustand meines Herzens schuld, das ganz den Grundsätzen huldigte, aus denen alle jenen Sünden entspringen, sondern nur die Sorge für meinen guten Ruf."

Dieser Tag der Gnade brach Stoddard im Frühling 1836 an. Beim Herannahen des alljährlich zur besondern Fürbitte für die Seminare bestimmten letzten Februar-Donnerstags zeigte sich unter den wenigen frommen Studenten ein tiefes Verlangen nach geistlichen Segnungen für die ganze Anstalt. Sie beteten öfters zusammen und benützten alle sonstigen Gelegenheiten zu ihrer eigenen Erbauung mit größerem Eifer. Als der 25. Februar endlich da war, kamen sie überein, daß jeder von ihnen einen der unbekehrten Studenten auf seiner Stube besuchen sollte, um mit ihm über seinen Seelenzustand zu sprechen, oder ihm wenigstens einen eben erschienenen Traktat des Miss. Dr. Scudder in Madras zu überreichen und ihn zur Theilnahme an der allgemeinen Betstunde seiner Klasse aufzufordern. Auch Stoddard erhielt einen solchen Besuch, und die herzliche und offene Unterredung endete mit seiner Zusage, den Traktat zu lesen und jenen Tag, an dem ohnedieß keine Vorlesung gehalten wurde, ganz zu ernstem Nachdenken über sein ewiges Wohl zu verwenden. Bei einer zweiten Besprechung am folgenden Tag fühlte sich der Freund schon die Freiheit, den zum Gefühl seiner Sündhaftigkeit erwachten Jüngling zu einem gemeinschaftlichen Gebet aufzufordern; nach der dritten ergriff Stoddard selbst das Wort, um den Herrn um Vergebung, Licht und Frieden anzuflehen, und über die Erfahrungen des folgenden Sonntags konnte er seiner Mutter schreiben:

„Der Herr hat deine Gebete erhört und mich in Gnaden angesehen. Er hat mich, der ich so lange in Unbußfertigkeit dahingegangen war, auf einen gewissen Grad mein Elend erkennen lassen und mich willig gemacht, Sein Heil in Christo anzunehmen. Der gestrige Tag wird mir immer unvergeßlich bleiben als der, an dem ich meine schließliche, wohl bedachte Wahl für Zeit und Ewigkeit getroffen habe. Ist es denn wirklich möglich, daß der dem Vaterhaus Entlaufene, der durch seine Gleichgiltigkeit schon den Geist Gottes vielfach betrübt hat, endlich der Empörung entsagt und seine Waffen gestreckt hat? Ja, ich hoffe, es ist so, und ewiger, nie endender Dank kommt mir zu. Ja, es ist ein Wunder der Gnade, daß Jesus, den ich so lange geringgeschätzt und verschmäht habe, noch willig ist, mich anzunehmen, daß ich noch im Lande der Hoffnung wandle, und mir noch Versöhnung durch Ihn angeboten ist.

„Vor einigen Tagen noch war ich in der Eitelkeit dieser Welt begraben ohne ein Gefühl von der Gefahr, in der ich schwebte. Da

kam T., von dem du mich schon sprechen hörtest *) und der mir jetzt ein theurer Freund geworden ist, und versuchte, mit mir darüber zu reden. Seine liebevollen, von Herzen kommenden Worte verfehlten unter Gottes Segen ihre Wirkung nicht. Ich brachte den Abend in ernster Selbstprüfung zu und kam zu der Erkenntniß, daß fleischlich gesinnt sein wirklich Feindschaft gegen Gott ist. Nun hielt ich mir Seine Gnade, Sein Erbarmen und Seine Willigkeit vor, Alle, die zu Ihm kommen, anzunehmen, und unter diesem Gefühl traf ich die Entscheidung, bei der ich im Leben und Sterben und in alle Ewigkeit zu bleiben hoffe. Ich weiß, daß ich mich einmal getäuscht habe, und mir graut bei dem Gedanken, daß es auch jetzt so sein könnte. Meine einzige Zuflucht ist das Gebet und der Glaube an Den, der uns vor dem Rückfall bewahren kann. Ich weiß, ich bin schwach und elend, nackt und blind. Aber Jesus hat uns verheißen, daß Er uns nicht verlassen, daß Er Seine Arme über uns breiten und uns vor dem Argen bewahren wolle. Ein Leben der Wachsamkeit und des Gebets erwartet den Christen. Aber Sein Joch ist sanft und Seine Gnade wird die Last leicht machen.

„Theure Mutter, frägst du noch weiter nach meinen Gefühlen? Ich habe von Anfang bis Ende gesucht, mich nicht durch Gefühle, sondern durch ruhige Ueberlegung leiten zu lassen. Im Blick auf drei Welten habe ich gleich dem verlorenen Sohne mich entschlossen, umzukehren und zu meinem Vater zu gehen. Nach diesem Entschluß war ich ruhig. Es schien mir ein großes und herrliches Loos, des allerniedrigsten Dienstes im Reiche Gottes gewürdigt zu werden. Gewiß haben diejenigen, welche der Sünde eifrig gedient haben, eine doppelte Verpflichtung, auch der Gerechtigkeit eifrig zu dienen. Gewiß muß jeder, der den Heiland zum Freund zu haben hofft, Ihm seine Liebe auch durch seine Hingabe an Seine Sache beweisen.

„Vielleicht ist es nach allem nur eine Täuschung; aber o, eine selige Täuschung! Ja, es ist selig, einen Christenlauf durch diese Welt vor sich zu sehen. Und wie herrlich ist der Gedanke, daß wenn auch unsere Familie in diesem Leben nicht wieder vereinigt wird, wir einander im Himmel treffen und dort ewig die Liebe preisen werden, die uns mit ihrem Blut gewaschen und uns desselben kostbaren Glaubens theilhaftig gemacht hat. Alle Glieder unserer Familie haben

*) Wohl J. P. Thompson, später Dr. Th. und Stoddards Biograph.

freien Zugang zum Gnadenthron. Wollen sie nicht für mich beten? An dich brauche ich diese Frage nicht zu richten. Ich weiß, daß deine inbrünstigen Gebete unaufhörlich für deinen dich innig liebenden, obgleich unwürdigen Sohn, aufsteigen werden.

„Ich kann nicht schließen, ohne dich noch um Vergebung gebeten zu haben für den Undank und Ungehorsam, womit ich dich mehr als einmal betrübt habe. Meinen beiden theuren Eltern bin ich oft ein widerspenstiges und mürrisches Kind gewesen. Für diese, wie für alle meine andern Sünden erflehe ich Vergebung von Oben, und nicht wahr, ich darf hoffen, daß auch ihr, geliebte Eltern, mir meine Beleidigungen verzeihet?"

Wie sehr Stoddard in der Erinnerung an das in New-York Erlebte vor einer abermaligen Selbsttäuschung bangte, und wie grundverschieden doch seine dießmaligen Erfahrungen von jenen waren, beweist außer diesem Brief an die Mutter auch ein etliche Tage später geschriebener an einen der Brüder, in dem er unter anderem sagt: „Ich weiß, ich habe mich schon einmal getäuscht, und es ist Gefahr, daß ich mich wieder täusche; aber Jesus wird mich davor bewahren, wenn ich mich fest an Ihn halte... Wie unbegreiflich, daß nicht Alles Ihm in die Arme eilt! Durch Ihn ist dem Gesetz Genüge gethan, und der Sünder gerettet. Ich weiß nicht, was ich sagen soll, wenn ich zurückdenke, wie ich siebzehn Jahre lang eine solche Liebe verschmäht, einen solchen Heiland zurückgewiesen habe. Alles was wir thun können, ist, Ihn wieder zu lieben und uns auf ewig Seinem Dienst zu ergeben. Ich fühle, wie kurz dieses Leben ist. Was wir thun wollen, muß schnell gethan werden. An Arbeit fehlt es nicht, nur willige Herzen sind nöthig. O möchte Er mir ein solches Herz schenken, und mich zu einem Herold Seiner Gnade machen, die Wunder der Erlösung zu verkünden, die durch Ihn geschehen ist!"

So war er denn geschehen, der große, selige Wechsel in Stoddards Leben, und die Frage des künftigen Apostels: „Herr, was willst du, daß ich thun soll?" diese Frage, die wohl im Herzen jedes Neubekehrten aufsteigen wird, bewegte nun auch ihn bis in die innersten Tiefen seines Wesens. „Man braucht zur Verkündigung des Evangeliums jetzt viele junge Männer hier und in der Ferne," äußerte er kurz darauf. „Ich weiß, daß die Mutter schon oft die Hoffnung ausgesprochen hat, ich könnte einst Missionar werden, und obgleich es darüber noch viel zu denken und zu beten gibt, ehe ein

Entschluß gefaßt werden kann, schwebt mir doch immer der Gedanke vor, ich werde einst ein Bote Christi an den finstern Oertern der Erde werden dürfen."

Bestimmter sprach er sich hierüber während der nächsten Maivakanz im Elternhaus in einem Brief an seinen Bruder Charles, Committee-Mitglied der großen amerikanischen Missionsgesellschaft, aus. „Schon ehe du selbst die Sache erwähntest," sagt er dort, „hatte ich es in ernste Erwägung gezogen, ob ich nicht als Friedensbote unter die Heiden gehen und ihnen den unergründlichen Reichthum der Gnade Christi verkünden solle, und je mehr ich darüber nachdachte, desto mehr erhielt ich die innere Gewißheit, daß es einst meine Pflicht sein werde, Heimat und Freunde zu verlassen und mein Leben in einem fremden Lande zu verzehren. Alle meine Ueberzeugungen drängten sich in die Frage zusammen: Wie kann ich am meisten zum Kommen des Reiches Gottes beitragen? Und die Gründe, die mich für die äußere Mission bestimmen, sind kurz diese: 700 Millionen Heiden, die nie ein Wort von ihres Heilands Liebe gehört haben, schmachten nach dem Brot des Lebens; in der Heimat dagegen haben wir eine Bevölkerung von nur 13 Millionen Seelen, denen allen die Gnadenmittel mehr oder weniger zugänglich sind. Auch bei uns herrscht zwar großer Mangel und wir könnten Heere junger Männer brauchen, um in den Westen ꝛc. hinauszuziehen; aber ist nicht dennoch, verglichen mit der ganzen Zahl der Diener des Evangeliums, das Häuflein derer, die sich der Mission zur Verfügung stellen, so klein, daß wirklich der Hilferuf der in Todesschatten Sitzenden fast unbeachtet verhallt? . . . Wäre es denen, die sich Nachfolger Jesu Christi nennen, nur halb so ernstlich um die Rettung der Seelen zu thun, als um die vergängliche Ehre dieser Welt, so wären die Reiche dieser Welt bald des Herrn und Seines Gesalbten. Ein allgemeiner Lobgesang würde dem Lamme von Ufer zu Ufer wiederhallen und Seine Liebe in den Herzen thronen. Und sollte es dazu nicht in unsern Tagen kommen können? Sollten nicht unsere Augen das Licht noch schauen und unsere Ohren die lieblichen Töne vernehmen können? Das sind ernste, feierliche Fragen, die sich der Christ zu beantworten hat. Du weißt, mein Bruder, daß unsere ganze Familie auf das Reich Gottes wartet, also darf nicht Selbstsucht unsere Schritte leiten. Auch von den Freunden, mit denen ich darüber gesprochen habe, möchte mich keiner zurückhalten, sie würden mir viel-

mehr Gottes Segen wünschen und mich mit ihren Gebeten begleiten. Daß mir von Eltern und Geschwistern kein Hinderniß in den Weg gelegt wird, scheint mir ein gewichtiger Grund zu Gunsten der Missionslaufbahn zu sein. Wie Viele möchten gehen und können nicht? Ist es dann nicht an denen, die nichts fesselt, für jene einzutreten? Mein himmlischer Vater hat so viel für mich gethan, sollte ich nicht bereit sein, auch in Seinem Dienst darzulegen und dargelegt zu werden? Von dir erwarte ich Rath und Leitung. Du hast schon Erfahrungen gesammelt und bist vielleicht mehr in der Lage, als die andern Glieder der Familie, dir ein Urtheil zu bilden." ...

Bei der Rückkehr aus jener Vakanz legte Stoddard Anfangs Juni in der Seminarkirche öffentlich sein Glaubensbekenntniß ab und ließ sich in die Gemeinde aufnehmen. Schon aber war für ihn auch die Stunde der Sichtung vor der Thüre. An jenem für seinen ganzen fernern Lauf so entscheidenden Donnerstag, an dem zu Hause seine Mutter viel für ihn auf den Knien gelegen hatte, waren noch viele andere junge Leute angefaßt, mehrere derselben auch sogleich Kirchenmitglieder geworden. Das neu erwachte Leben war aber während der Vakanz wieder sehr erkaltet, und bald schaarten Seminarstreitigkeiten, die den Betreffenden nicht minder wichtig schienen als Männern des Volks ihre politischen Händel, manche von denen, die sich schon als Brüder im Herrn die Hand gereicht hatten, unter die Fahnen und Farben verschiedener Verbindungen; ja die Leidenschaftlichkeit, mit der jede Partei ihre Sache verfocht, wurde am Ende so groß, daß sie selbst frühere Herzensfreunde entzweite. Wehmüthig schrieb Stoddard darüber seiner Mutter:

„Ich bin in diese Aufregungen sehr gegen meinen Willen hineingezogen worden und habe die ganze Zeit über ihren ertödtenden Einfluß auf das geistliche Leben unserer ganzen Seminargemeinde gespürt. Als die Händel anfiengen, wohnten die Brüder in Eintracht zusammen und beteten sehnsuchtsvoll mit einander um eine Ausgießung des h. Geistes. Als aber auch solche, die sich zum Herrn bekannten, durch ihre Theilnahme an jenen Zänkereien der Welt gezeigt hatten, wie schwach noch ihre Grundsätze und wie gering ihre Selbstverläugnung und Demuth seien, schien das Streben der Klassen plötzlich eine andere Richtung zu nehmen. Die Hauptfrage wurde nun, wie jeder die Sache seiner Partei fördern und über die Gegner triumphiren könne. Ein Geist der Weltlichkeit beschlich unvermerkt auch die

Gemeindeglieder, und zum Schluß müssen wir Alle bekennen, daß wir über den Dingen dieser Welt die Sorge für die Ewigkeit vernachlässigt haben."

Uebrigens war Stoddard weit entfernt, die Schuld der Abnahme seines eigenen innern Lebens einzig bei Andern zu suchen. „Es schmerzt mich," bekannte er vielmehr einem seiner Brüder, „gestehen zu müssen, daß ich nicht mehr die Liebe und Glaubensfreudigkeit fühle, die ich einst zu besitzen glaubte. Versuchungen häufen sich um mich her, und ich bin nur zu geneigt, ihren Lockungen zu folgen. Dazu mag wohl die Gleichgiltigkeit anderer Christen das Ihrige beitragen, aber der Hauptgrund ist gewiß mein eigenes verderbtes und betrügerisches Herz. Wenn ich sonst nichts gelernt habe, so hat meine kurze christliche Erfahrung mich wenigstens das gelehrt, daß alle menschlichen Vorsätze eitel sind und alle menschliche Kraft lauter Schwachheit ist. Ich weiß aber, wie stark und mächtig zu trösten, zu heiligen und zu segnen Der ist, den wir Vater nennen dürfen. Ich weiß, daß Er mit uns ist, wenn wir auf Ihn trauen, und daß Er uns nur verläßt, wenn wir Ihn verlassen. . . . Manchmal habe ich wieder Freudenstunden wie in den ersten Tagen, und ich glaube mich nach deren Fortdauer zu sehnen. Aber dann kommt wieder die Sünde und scheidet mich von dem Herrn, so daß ich über meine Unfruchtbarkeit und das Verbergen Seines Antlitzes trauern muß."

Seine Studien versäumte Stoddard über der Sorge für seine Seele so wenig, daß in der Folge eher die letztere unter seiner fast leidenschaftlichen Vorliebe für die naturwissenschaftlichen Fächer litt. Eine an Blindheit grenzende Kurzsichtigkeit, die ihn plötzlich befiel, nöthigte ihn, das Seminar für einige Wochen zu verlassen; allein er scheint darin keine neue Weckstimme des Herrn erkannt zu haben, denn er schildert die mit Erfolg gebrauchte Kur seiner Schwester in derselben humoristischen Weise, in der er ihr früher seine Abenteuer mit dem Luftballon beschrieb:

„Northampton war so weit weg, daß ich es vorzog, nach New-York zu Tante F. zu gehen, die mir ja eine zweite Mutter ist. Dort machte ich die Bekanntschaft der Frau Bewegung, einer Dame, die mich kostenfrei überall herumführte. Sie ist eine ausgezeichnete Doktorin und hat in Verbindung mit ihrer Gehilfin, der Frau Einfachheit, schon Wunderkuren vollbracht. Ich gebrauchte sie auch für mein Uebel, und kann nun mit Vergnügen bestätigen, daß sie mir aus-

gezeichnete Dienste geleistet hat. Nach vierzehn Tagen kehrte ich neu belebt nach New-Haven zurück, doch war ich zu einer nochmaligen Störung durch Unwohlsein bestimmt und mußte meine Studien dort aufs neue zehn Tage unterbrechen. Jetzt bin ich zum zweitenmale hergestellt . . . . Unser Examen ist jetzt vor der Thüre und natürlich bin ich mit meinen Vorbereitungen darauf zurück. Obgleich ich nicht aus Ehrgeiz studiere, möchte ich doch um meiner selbst und um meiner Freunde willen alles thun, was in meinen Kräften steht."

Gar manchmal konnte es in dieser Zeit Stoddard begegnen, auch zum stillen Umgang mit dem Herrn bestimmte Stunden auf mechanische Arbeiten, physikalische Experimente oder die Betrachtung des sternenhellen Himmels zu verwenden. Unverkennbar lenkten diese von den bekannten Professoren Olmstead und Silliman freundlichst unterstützten Beschäftigungen bei seiner beweglichen Gemüthsart sein Dichten und Trachten mehr und mehr von dem ab, was er doch als die höchste Aufgabe seines Lebens erfaßt hatte. Dabei aber konnte er gewiß in aller Aufrichtigkeit schreiben: „Es liegt in der Betrachtung der Natur so manches, was den Gedankenkreis erweitert und den Geist zu stillem Nachsinnen stimmt, und in den Gesetzen, nach denen alle Welten sich ein Jahrtausend nach dem andern um ihre Sonnen bewegen, eine solche Majestät und Harmonie, mit einem Wort eine so gewaltige Predigt von der Größe und Weisheit des Schöpfers, daß Keinem, dessen Auge sich in ihre geheimnißvollen Tiefen versenkt hat, ein reicher Gewinn davon entgehen kann."

Wie lockend dem mit seinen Universitätsstudien noch nicht ganz fertigen jungen Manne bei dieser Richtung ein ehrenvoller Ruf sein mußte, die von der amerikanischen Regierung im Sommer 1837 unter Commodore Wilkes ausgesandte Expedition in die Südsee zu begleiten, läßt sich denken. Konnte doch außer dem wissenschaftlichen Gewinn davon auch eine wohlthätige Stärkung seiner noch immer zarten Gesundheit erwartet werden! Nach kurzem Schwanken kam er aber dennoch zu der Ueberzeugung: „Im Dienste Christi kann ich diese Stelle nicht annehmen, weil sie mir voraussichtlich sehr wenig Gelegenheit verschaffen würde, von Ihm zu zeugen und vielleicht meiner eigenen Seele Schaden brächte; im Dienst der Welt aber kann ich nicht gehen, weil ich einen Herrn habe, dem ich mich zum Eigenthum ergeben habe, und an dessen Dienst ich für immer gebunden bin."

Uebrigens fuhr auch nach diesem mannhaften Entschluß Stoddard

fort, seinen Lieblingsneigungen auf Kosten von Wichtigerem und Wesentlicherem zu leben. Seine Stube glich noch immer einer mechanischen Werkstatt, und jeder freie und zudem mancher erstohlene Augenblick wurde zur Anfertigung seiner Teleskope und zum Schleifen seiner Gläser benützt, so daß er von seinen Mitstudenten am Ende den neckischen Beinamen „speculum“ (Spiegel) erhielt. Ganz kurz vor dem Schluß-Examen mußte es dem bis dahin stets mustergiltigen Studenten auch noch begegnen, in sehr demüthigendem Aufzug, aber ziemlich unschuldiger Weise, einen Verweis für die ganze Klasse einzunehmen. An einem heißen Sommermorgen fiel es während der Hora seinen Kameraden ein, sich mit Musik und Eislimonade gütlich zu thun. Stoddard, im untern Stock bis über die Ellbogen in seine öligen und schwarzen Präparate vertieft, springt, wie er ist, die Treppe hinauf, um auch einen Augenblick dabei zu sein. Da hört man plötzlich die Tritte des Tutors, die Schuldigen flüchten, nur Stoddard kann nicht mehr in seine entferntere Stube entwischen und versteckt sich hinter die Thüre, um nicht ohne Rock und mit Schmutz überzogen vor dem Vorgesetzten zu erscheinen, der ihn aber bald entdeckt, ihn erbarmungslos vortreten heißt und seinen Aerger gegen sämmtliche Missethäter über das Haupt dieses Einen ausschüttet.

Unmittelbar nach seinen glücklich beendeten Studien wurde Stoddard durch einen Ruf als Professor der Naturwissenschaften zum zweiten Mal Gelegenheit geboten, eine andere Laufbahn zu erwählen als die des Predigers oder Missionars. Vor der Frage: „Willst du dein Leben mit chemischen Experimenten oder mit der Rettung unsterblicher Seelen zubringen?“ verstummten aber alle andern Stimmen in seinem Herzen, und fester als je stand von nun an sein Entschluß, Christum und nur Christum den Gekreuzigten zu verkünden.

3. Predigtamt und Missionsberuf.

Im folgenden Jahr finden wir Stoddard als Tutor (etwa Repetent) in einem Seminar in Pennsylvanien, wo er sich bemüht, seinen Zöglingen zu sein, was ihm selbst einst Calhoun war, und das Jahr darauf in Andover zu seiner eigenen unmittelbaren Vorbereitung auf den Predigerberuf. Mit der ganzen Glut seines Wesens wirft er sich da auf das seither vernachlässigte Studium der alten Sprachen, so daß er wachend und träumend nur Hebräisch und Grie-

chisch spricht und denkt. Dabei aber stirbt er der Gegenwart und seinen Mitmenschen nicht ab, vielmehr athmen seine Briefe an seine Mutter eine immer innigere und zartere Liebe. — Noch ehe sein erstes Jahr theologischer Studien in Andover beendet ist, führt ihn ein Ruf an das Yale-Seminar in dieselben Räume zurück, in denen er einst als Schüler saß. Er kann dort neben seinem Amt als Tutor seine theologischen Studien aus eigenen Mitteln fortsetzen, und diese Betrachtung bestimmt ihn zur Annahme des Rufes. Obgleich nun schon längst des Umgangs mit der Jugend und des Lehrens gewohnt, empfindet er doch die Verpflanzung aus einem kleinen, traulichen Kreis unter die Studentenschaar in New-Haven in seiner jetzigen Stellung kaum weniger schmerzlich als beim ersten Eintritt.

„Durch meine Teleskopenfabrikation hatte ich mir hier einst einen Namen gemacht; aber der Ruhm ist verraucht, der Knalleffekt vorbei. Ich kann nur trauern über die vielen kostbaren Stunden, die ich mit solchen Dingen vergeudete, und habe keine Lust, aufs neue damit anzufangen.“ Das waren die Gefühle, mit denen er sein Amt antrat. Und in dem ernsten Wunsche, seinem Herrn jetzt treuer zu dienen als während seines ersten Aufenthalts, fieng er gleich eine Bibelstunde an, zu der sich bald allsonntäglich fünfzig Studenten als Zuhörer einfanden.

Tief bewegte ihn die Wiederkehr des 25. Februars. „Der heutige Tag ist für mich ein Tag der Trauer und ein Tag der Freude,“ schrieb er unter diesem Datum seiner Mutter. „Es sind nun gerade fünf Jahre, daß hier die Erweckung anfieng, die mich zu ihren hoffnungsvollen Neubekehrten zählte. Die Erinnerung an jene Tage ist mir süß. Wenn je in meinem Leben, empfand ich damals, wie selig es ist, ein Christ zu sein. Ich war jung, feurig, und fühlte mich in einer neuen Welt. Ich liebte das Gebet, ich liebte meine Bibel, ich liebte den Umgang der Kinder Gottes. Meine Studien und meine Erholungen, alles in mir und alles außer mir predigte mir die Liebe Gottes, und ich lauschte gerne diesen Stimmen. Die ganze Zukunft schien mir nur Freude und Segen. Ich dachte mirs selig, nicht für mich selbst und nicht für die Zeit, sondern für Gott und die Ewigkeit zu leben und zu wirken. Es schien mir so leicht, ein Christ zu sein, daß ichs nicht fassen konnte, warum nicht jedermann herzukomme, dieses Glück zu genießen. Die Bibel warnte mich vor der Gefahr des Rückfalls, und das Beispiel vieler Christen um mich her wiederholte

mir dieselbe Lehre. Aber nein, für mich hatte die Versuchung keine Macht, die Welt keinen Reiz; erst etliche Monate später lehrte mich meine eigene, traurige Erfahrung, wie schwer es ist, ein Christ zu sein.

„Ein Christ zu sein. Wie Wenige, die sich so nennen, wissen, was das heißt! Wie Wenige wandeln wirklich im Glauben und betrachten dieses Leben nur als einen kurzen Pilgerstand! Viele laufen gleich mir anfangs fein, überzeugt, daß sie eine Ausnahme machen, daß sie ihren Herrn nie verlassen oder verläugnen werden! Aber ehe sie sichs versehen, ist die Versuchung da, und sie unterliegen und machen Ihm und den Seinen Schande."

Es war das schon der Vorabend einer neuen Erweckung im Seminar, bei der auch Stoddard selbst eine solche Salbung aus der Höhe zu Theil wurde, daß seine vertrauteren Freunde einen tiefen Eindruck von dem mächtigen Aufschwung seines innern Lebens bekamen. Seine Gespräche wurden immer geistlicher, sein Eifer für die Sache seines Herrn immer brennender. „Fünfundfünfzig unserer jungen Leute sind in den letzten Wochen erweckt worden," schrieb er am 1. April. „Hätte diese Erweckung in einer gewöhnlichen Gemeinde unter einfachen Leuten stattgefunden, so wäre es ja schon Grund genug zur Freude. Aber es sind lauter gebildete und theilweise sehr begabte junge Männer, wie ich hoffe, berufen, einen mächtigen Einfluß auf Andere zu üben und Seelen für den Herrn zu gewinnen. Wie sollten wir Ihn nicht für dieses Gnadenwerk preisen! Mir ist, ich habe noch nie von einer Erweckung gehört, bei der so wenig Aufregung war. Still und ohne äußere Zeichen, aber fühlbar, pflanzte sich die Wirkung des Geistes von Stube zu Stube, von Herz zu Herz fort. Es wurde kein Kolleg ausgesetzt; für das Auge eines oberflächlichen Beobachters gieng alles seinen gewohnten Gang. Aber bald hier, bald dort wurde eine Seele plötzlich zum Heiland der Sünder bekehrt. Beinahe Alle, welche ergriffen wurden, wurden so mächtig gefaßt, daß sie mit Einem Sprung ihre Zuflucht zum Kreuze nahmen. Vor einigen Tagen kam ein Student, der theilweise auf meinen Antrag wegen schlechter Aufführung suspendirt worden war, in mein Zimmer mit dem Bekenntniß: „Seit meiner Strafe habe ich mich nie auf eine Ihrer Vorlesungen vorbereitet, ohne daß mein ganzes Herz voll Bitterkeit und Verwünschungen gegen Sie war. Ich bitte Sie von Herzen um Vergebung, wie ich Gott darum gebeten habe." Er ist jetzt ein leben-

biger Christ. Auch ein Anderer, der zum Auswurf der Klasse gehörte, wurde erweckt und besuchte mich. Ich sprach mit ihm über seine Hoffnungen, seine Versuchungen und das, was er dem Herrn zum Opfer bringen müsse. Wir beteten zusammen, und als wir von den Knieen aufstanden, wandte er sich zu mir und sagte: „Im vorigen Semester, zur Zeit meiner Verirrungen, warf ich Ihnen die Fenster ein; ich bitte Sie, vergeben Sie mir.“ Er hatte bereits Vergebung, und ich freute mich über ihn als über eine wiedergeborne Seele.“

Lieblich spiegeln sich Stoddards eigene Erfahrungen unter diesem Wehen des Geistes in einem vom August (1841) datirten Brief an seinen Bruder:

„Seit der Erweckung im Frühling sind meine Gefühle und Ansichten sehr verschieden von denen der vorhergehenden Jahre, und ich hoffe und bete darum, lebenslang und in der Ewigkeit noch auf diese Zeit als auf einen bedeutungsvollen Abschnitt meines Christenlaufs zurückblicken zu dürfen. Ich war in einen jämmerlichen Zustand von Untreue und Stumpfheit versunken, und mir ist, Gott habe mich hieher geführt, um Zeuge der Ausgießung Seines Geistes zu sein und selbst meinen Theil davon zu empfangen. Ueberschaue ich die fünf Jahre, in denen ich mich nach Jesu Namen nannte, so scheinen sie mir nur Eine öde Wüste, ein für mich selbst ebenso freudloses als für Andere nutzloses Treiben. Vielleicht denkst du, ich drücke mich zu stark aus; wenn ich es thue, so geschieht es, weil ich zu stark fühle; denn ich sage nur, was ich empfinde. Die letzten fünf Monate sind mir im Frieden verflossen, und Dank meines Vaters Güte konnte ich beim Schlafengehen und Erwachen meist in Wahrheit sprechen: Ja es ist selig, ein Christ zu sein.

„Die Zeit fliegt dahin wie ein Traum. Bald werde ich meinen hohen Beruf anzutreten haben, und doch fühle ich mich noch in jeder Beziehung untüchtig, eine so große Verantwortlichkeit zu übernehmen. Es ist keine Kleinigkeit, das Evangelium zu verkünden, wenigstens es mit Treue und Kraft zu verkünden. Zu Zeiten will mir im Blick auf diese Aufgabe das Herz fast entsinken, aber wenn ich dann sehe, was Andere schon gethan haben, und der Verheißungen gedenke, die einem Diener des Evangeliums gegeben sind, fasse ich wieder Muth. Es ist ja nicht sein eigenes Werk, zu dem er berufen ist, und er muß sich nicht auf seine eigene Kraft verlassen; der Herr, für den und in dessen Kraft er arbeitet, ist der Treue und Wahrhaftige. Ich glaube

in Wahrheit sagen zu können, daß mein Hauptwunsch nicht dahin geht, ein gefeierter Prediger zu werden, sondern Seelen für das Lamm zu werben, und zuweilen scheint es mir sehr gleichgiltig, ob meine Gebeine einst friedlich im heimischen Neu-England ruhen oder in den Wüsten Afrika's bleichen werden, wenn ich nur, so lange ich lebe, den Namen Jesu verkünden darf."

Fügen wir diesem Herzenserguß gleich einen Auszug aus einem sieben Monate später, unmittelbar vor Bestehung des theologischen Examens, geschriebenen Briefe bei:

„Ich sehe der Zeit, in der ich das Evangelium werde verkünden dürfen, mit der größten Spannung entgegen. Ein Botschafter Jesu Christi zu sein! O, ich fühle, daß das ein herrliches Vorrecht ist, dem nichts in der Welt verglichen werden kann. Wenn ich darüber in keiner Selbsttäuschung stehe, möchte ich es gegen kein irdisches Gut vertauschen. Und doch möchte ich es noch höher schätzen lernen, möchte ganz aufgehen in dem Wunsche, Sünder unter das Kreuz Jesu zu führen. So groß mir aber die Gnade erscheint, ein treuer Diener des Evangeliums zu sein, fürchte ich sehr, daß es mir nicht gelingen werde. Es wird mir schwer, Predigten zu schreiben, und noch schwerer, sie zu lernen. Frei zu sprechen, ist mir bis jetzt fast nicht gegeben, und ich fürchte, es werde so bleiben. Doch die wichtigste Eigenschaft, die mir und vielen andern jungen Predigern fehlt, ist eine brennende, selbstvergessende Liebe. Ich bin versichert, daß ohne sie der begabteste und gewaltigste Redner nur wenig für seinen Herrn ausrichten wird. Zu einer erfolgreichen Predigt gehört es, daß das ganze Leben mitpredigt."

Er hatte nun vor einem Committee von Predigern des westlichen Massachusetts seine Prüfung zu bestehen. Als ein Zögling von Newhaven war er diesen grauen Häuptern im Voraus verdächtig, weil gerade damals der Einfluß des nun selig verstorbenen Dr. Taylor und seine Lehre über Erbsünde und Wiedergeburt anrüchig geworden waren. Fast drei Stunden lang wurde Stoddard ausgefragt; dann durfte er sich entfernen, und nach einer weiteren Stunde hatten sich die Herren geeinigt, ihn zur Noth passiren zu lassen, obgleich er in einigen Punkten sehr ketzerisch denke; doch da er noch jung sei, hoffen sie, er werde mit der Zeit zurechtkommen. „Sie meinten es wirklich wohl mit mir, waren aber schon mit Vorurtheilen erfüllt, ehe ich den Mund aufthat."

Er trat nun wirklich das Predigtamt an, und zwar mit dem tiefen Gefühl: „Ich kann nicht das Evangelium verkünden und dabei innerlich dahinsiechen, wie ichs seither gethan; nur wenn Leib und Seele ganz meinem hochgelobten Heiland geweiht sind, kann ich ein brauchbarer Arbeiter im Weinberg des Herrn werden.“ —

Der Gedanke an die äußere Mission war Stoddard im Lauf der Jahre, wie schon bemerkt, wieder mehr in den Hintergrund getreten. Gleich eine seiner ersten Predigten aber brachte ihn mit dem Mann in Berührung, der ihn auf sein künftiges Arbeitsfeld einführen sollte. Es war der 4. September 1842, an dem Stoddard, auf Besuch bei seinem Bruder Salomo in Middlebury im Staate Vermont, als Gast die Kanzel eines der dortigen Prediger bestieg. Ohne daß ers ahnte, stand unter den Zuhörern Dr. Perkins, der in Begleitung des Bischofs Mar Johanan eben von Urumia angelangt war, um neue Arbeiter für die Mission unter den Nestorianern zu werben, und sich nur auf einem flüchtigen Besuch in Middlebury befand. Sogleich erkannte Perkins in dem feurigen jungen Prediger den Mann, den er suchte, und als Abends die beiden Brüder Stoddard ein wenig bei ihm einsprachen, rückte er unumwunden mit seinen Wünschen heraus.

„Dr. Perkins möchte gern, daß ich mit ihm nach Persien gehe,“ schrieb Stoddard Tags darauf. „Er drang sehr in mich, die Sache ins Gebet zu nehmen, und ich versprach ihm das. Doch meine ich, ich könnte im Westen mehr Frucht schaffen als in der Mission. Der Hauptpunkt, über den ich sehr im Zweifel bin, ist, ob meine Gesundheit mir überhaupt erlauben wird, in irgend einem Theil des großen Erntefeldes angestrengt zu arbeiten. Ich kann zwar ohne besondere Ermüdung Sonntags zweimal predigen, aber im Ganzen habe ich wenig Körperkraft, und glaube, daß ich bei zwei wöchentlichen Predigten neben allen andern seelsorgerlichen Pflichten bald abgenützt sein werde. Salomo stimmt auch mit mir darin überein, daß ich nie ein großes Amt werde ausfüllen können. Wenn mir ein gutes Blockhaus in den Prairieen draußen, ein treues Weib und mein täglich Brod zu Theil wird, hoffe ich damit zufrieden zu sein.“

In Träumereien von außerordentlichen Dingen, zu welchen er berufen sei, ergeht sich also Stoddard nicht; mit Perkins aber wird er wieder und wieder zusammengeführt. Nicht lange nach der ersten Begegnung trifft er ihn auf der Reise zu einem Missionsfest in Norwich (Connecticut) auf dem New-Yorker Dampfer, und hat, an Ort

Entschluß gefaßt werden kann, schwebt mir doch immer der Gedanke vor, ich werde einst ein Bote Christi an den finstern Oertern der Erde werden dürfen."

Bestimmter sprach er sich hierüber während der nächsten Maivakanz im Elternhaus in einem Brief an seinen Bruder Charles, Committee-Mitglied der großen amerikanischen Missionsgesellschaft, aus. „Schon ehe du selbst die Sache erwähntest," sagt er dort, „hatte ich es in ernste Erwägung gezogen, ob ich nicht als Friedensbote unter die Heiden gehen und ihnen den unergründlichen Reichthum der Gnade Christi verkünden solle, und je mehr ich darüber nachdachte, desto mehr erhielt ich die innere Gewißheit, daß es einst meine Pflicht sein werde, Heimat und Freunde zu verlassen und mein Leben in einem fremden Lande zu verzehren. Alle meine Ueberzeugungen drängten sich in die Frage zusammen: Wie kann ich am meisten zum Kommen des Reiches Gottes beitragen? Und die Gründe, die mich für die äußere Mission bestimmen, sind kurz diese: 700 Millionen Heiden, die nie ein Wort von ihres Heilands Liebe gehört haben, schmachten nach dem Brot des Lebens; in der Heimat dagegen haben wir eine Bevölkerung von nur 13 Millionen Seelen, denen allen die Gnadenmittel mehr oder weniger zugänglich sind. Auch bei uns herrscht zwar großer Mangel und wir könnten Heere junger Männer brauchen, um in den Westen rc. hinauszuziehen; aber ist nicht dennoch, verglichen mit der ganzen Zahl der Diener des Evangeliums, das Häuflein derer, die sich der Mission zur Verfügung stellen, so klein, daß wirklich der Hilferuf der in Todesschatten Sitzenden fast unbeachtet verhallt? . . . Wäre es denen, die sich Nachfolger Jesu Christi nennen, nur halb so ernstlich um die Rettung der Seelen zu thun, als um die vergängliche Ehre dieser Welt, so wären die Reiche dieser Welt bald des Herrn und Seines Gesalbten. Ein allgemeiner Lobgesang würde dem Lamme von Ufer zu Ufer wiederhallen und Seine Liebe in den Herzen thronen. Und sollte es dazu nicht in unsern Tagen kommen können? Sollten nicht unsere Augen das Licht noch schauen und unsere Ohren die lieblichen Töne vernehmen können? Das sind ernste, feierliche Fragen, die sich der Christ zu beantworten hat. Du weißt, mein Bruder, daß unsere ganze Familie auf das Reich Gottes wartet, also darf nicht Selbstsucht unsere Schritte leiten. Auch von den Freunden, mit denen ich darüber gesprochen habe, möchte mich keiner zurückhalten, sie würden mir viel-

mehr Gottes Segen wünschen und mich mit ihren Gebeten begleiten. Daß mir von Eltern und Geschwistern kein Hinderniß in den Weg gelegt wird, scheint mir ein gewichtiger Grund zu Gunsten der Missionslaufbahn zu sein. Wie Viele möchten gehen und können nicht? Ist es dann nicht an denen, die nichts fesselt, für jene einzutreten? Mein himmlischer Vater hat so viel für mich gethan, sollte ich nicht bereit sein, auch in Seinem Dienst darzulegen und dargelegt zu werden? Von dir erwarte ich Rath und Leitung. Du hast schon Erfahrungen gesammelt und bist vielleicht mehr in der Lage, als die andern Glieder der Familie, dir ein Urtheil zu bilden." ...

Bei der Rückkehr aus jener Vakanz legte Stoddard Anfangs Juni in der Seminarkirche öffentlich sein Glaubensbekenntniß ab und ließ sich in die Gemeinde aufnehmen. Schon aber war für ihn auch die Stunde der Sichtung vor der Thüre. An jenem für seinen ganzen fernern Lauf so entscheidenden Donnerstag, an dem zu Hause seine Mutter viel für ihn auf den Knien gelegen hatte, waren noch viele andere junge Leute angefaßt, mehrere derselben auch sogleich Kirchenmitglieder geworden. Das neu erwachte Leben war aber während der Vakanz wieder sehr erkaltet, und bald schaarten Seminarstreitigkeiten, die den Betreffenden nicht minder wichtig schienen als Männern des Volks ihre politischen Händel, manche von denen, die sich schon als Brüder im Herrn die Hand gereicht hatten, unter die Fahnen und Farben verschiedener Verbindungen; ja die Leidenschaftlichkeit, mit der jede Partei ihre Sache verfocht, wurde am Ende so groß, daß sie selbst frühere Herzensfreunde entzweite. Wehmüthig schrieb Stoddard darüber seiner Mutter:

„Ich bin in diese Aufregungen sehr gegen meinen Willen hineingezogen worden und habe die ganze Zeit über ihren ertödtenden Einfluß auf das geistliche Leben unserer ganzen Seminargemeinde gespürt. Als die Händel anfiengen, wohnten die Brüder in Eintracht zusammen und beteten sehnsuchtsvoll mit einander um eine Ausgießung des h. Geistes. Als aber auch solche, die sich zum Herrn bekannten, durch ihre Theilnahme an jenen Zänkereien der Welt gezeigt hatten, wie schwach noch ihre Grundsätze und wie gering ihre Selbstverläugnung und Demuth seien, schien das Streben der Klassen plötzlich eine andere Richtung zu nehmen. Die Hauptfrage wurde nun, wie jeder die Sache seiner Partei fördern und über die Gegner triumphiren könne. Ein Geist der Weltlichkeit beschlich unvermerkt auch die

Gemeindeglieder, und zum Schluß müssen wir Alle bekennen, daß wir über den Dingen dieser Welt die Sorge für die Ewigkeit vernachlässigt haben."

Uebrigens war Stoddard weit entfernt, die Schuld der Abnahme seines eigenen innern Lebens einzig bei Andern zu suchen. „Es schmerzt mich," bekannte er vielmehr einem seiner Brüder, „gestehen zu müssen, daß ich nicht mehr die Liebe und Glaubensfreudigkeit fühle, die ich einst zu besitzen glaubte. Versuchungen häufen sich um mich her, und ich bin nur zu geneigt, ihren Lockungen zu folgen. Dazu mag wohl die Gleichgiltigkeit anderer Christen das Ihrige beitragen, aber der Hauptgrund ist gewiß mein eigenes verderbtes und betrügerisches Herz. Wenn ich sonst nichts gelernt habe, so hat meine kurze christliche Erfahrung mich wenigstens das gelehrt, daß alle menschlichen Vorsätze eitel sind und alle menschliche Kraft lauter Schwachheit ist. Ich weiß aber, wie stark und mächtig zu trösten, zu heiligen und zu segnen Der ist, den wir Vater nennen dürfen. Ich weiß, daß Er mit uns ist, wenn wir auf Ihn trauen, und daß Er uns nur verläßt, wenn wir Ihn verlassen. . . . Manchmal habe ich wieder Freudenstunden wie in den ersten Tagen, und ich glaube mich nach deren Fortdauer zu sehnen. Aber dann kommt wieder die Sünde und scheidet mich von dem Herrn, so daß ich über meine Unfruchtbarkeit und das Verbergen Seines Antlitzes trauern muß."

Seine Studien versäumte Stoddard über der Sorge für seine Seele so wenig, daß in der Folge eher die letztere unter seiner fast leidenschaftlichen Vorliebe für die naturwissenschaftlichen Fächer litt. Eine an Blindheit grenzende Kurzsichtigkeit, die ihn plötzlich befiel, nöthigte ihn, das Seminar für einige Wochen zu verlassen; allein er scheint darin keine neue Weckstimme des Herrn erkannt zu haben, denn er schildert die mit Erfolg gebrauchte Kur seiner Schwester in derselben humoristischen Weise, in der er ihr früher seine Abenteuer mit dem Luftballon beschrieb:

„Northampton war so weit weg, daß ich es vorzog, nach New-York zu Tante F. zu gehen, die mir ja eine zweite Mutter ist. Dort machte ich die Bekanntschaft der Frau Bewegung, einer Dame, die mich kostenfrei überall herumführte. Sie ist eine ausgezeichnete Doktorin und hat in Verbindung mit ihrer Gehilfin, der Frau Einfachheit, schon Wunderkuren vollbracht. Ich gebrauchte sie auch für mein Uebel, und kann nun mit Vergnügen bestätigen, daß sie mir aus-

gezeichnete Dienste geleistet hat. Nach vierzehn Tagen kehrte ich neu belebt nach New-Haven zurück, doch war ich zu einer nochmaligen Störung durch Unwohlsein bestimmt und mußte meine Studien dort aufs neue zehn Tage unterbrechen. Jetzt bin ich zum zweitenmale hergestellt .... Unser Examen ist jetzt vor der Thüre und natürlich bin ich mit meinen Vorbereitungen darauf zurück. Obgleich ich nicht aus Ehrgeiz studiere, möchte ich doch um meiner selbst und um meiner Freunde willen alles thun, was in meinen Kräften steht."

Gar manchmal konnte es in dieser Zeit Stoddard begegnen, auch zum stillen Umgang mit dem Herrn bestimmte Stunden auf mechanische Arbeiten, physikalische Experimente oder die Betrachtung des sternenhellen Himmels zu verwenden. Unverkennbar lenkten diese von den bekannten Professoren Olmstead und Silliman freundlichst unterstützten Beschäftigungen bei seiner beweglichen Gemüthsart sein Dichten und Trachten mehr und mehr von dem ab, was er doch als die höchste Aufgabe seines Lebens erfaßt hatte. Dabei aber konnte er gewiß in aller Aufrichtigkeit schreiben: „Es liegt in der Betrachtung der Natur so manches, was den Gedankenkreis erweitert und den Geist zu stillem Nachsinnen stimmt, und in den Gesetzen, nach denen alle Welten sich ein Jahrtausend nach dem andern um ihre Sonnen bewegen, eine solche Majestät und Harmonie, mit einem Wort eine so gewaltige Predigt von der Größe und Weisheit des Schöpfers, daß Keinem, dessen Auge sich in ihre geheimnißvollen Tiefen versenkt hat, ein reicher Gewinn davon entgehen kann."

Wie lockend dem mit seinen Universitätsstudien noch nicht ganz fertigen jungen Manne bei dieser Richtung ein ehrenvoller Ruf sein mußte, die von der amerikanischen Regierung im Sommer 1837 unter Commodore Wilkes ausgesandte Expedition in die Südsee zu begleiten, läßt sich denken. Konnte doch außer dem wissenschaftlichen Gewinn davon auch eine wohlthätige Stärkung seiner noch immer zarten Gesundheit erwartet werden! Nach kurzem Schwanken kam er aber dennoch zu der Ueberzeugung: „Im Dienste Christi kann ich diese Stelle nicht annehmen, weil sie mir voraussichtlich sehr wenig Gelegenheit verschaffen würde, von Ihm zu zeugen und vielleicht meiner eigenen Seele Schaden brächte; im Dienst der Welt aber kann ich nicht gehen, weil ich einen Herrn habe, dem ich mich zum Eigenthum ergeben habe, und an dessen Dienst ich für immer gebunden bin."

Uebrigens fuhr auch nach diesem mannhaften Entschluß Stoddard

fort, seinen Lieblingsneigungen auf Kosten von Wichtigerem und Wesentlicherem zu leben. Seine Stube glich noch immer einer mechanischen Werkstatt, und jeder freie und zudem mancher erstohlene Augenblick wurde zur Anfertigung seiner Teleskope und zum Schleifen seiner Gläser benützt, so daß er von seinen Mitstudenten am Ende den neckischen Beinamen „speculum“ (Spiegel) erhielt. Ganz kurz vor dem Schluß-Examen mußte es dem bis dahin stets mustergiltigen Studenten auch noch begegnen, in sehr demüthigendem Aufzug, aber ziemlich unschuldiger Weise, einen Verweis für die ganze Klasse einzunehmen. An einem heißen Sommermorgen fiel es während der Hora seinen Kameraden ein, sich mit Musik und Eislimonade gütlich zu thun. Stoddard, im untern Stock bis über die Ellbogen in seine öligen und schwarzen Präparate vertieft, springt, wie er ist, die Treppe hinauf, um auch einen Augenblick dabei zu sein. Da hört man plötzlich die Tritte des Tutors, die Schuldigen flüchten, nur Stoddard kann nicht mehr in seine entferntere Stube entwischen und versteckt sich hinter die Thüre, um nicht ohne Rock und mit Schmutz überzogen vor dem Vorgesetzten zu erscheinen, der ihn aber bald entdeckt, ihn erbarmungslos vortreten heißt und seinen Aerger gegen sämmtliche Missethäter über das Haupt dieses Einen ausschüttet.

Unmittelbar nach seinen glücklich beendeten Studien wurde Stoddard durch einen Ruf als Professor der Naturwissenschaften zum zweiten Mal Gelegenheit geboten, eine andere Laufbahn zu erwählen als die des Predigers oder Missionars. Vor der Frage: „Willst du dein Leben mit chemischen Experimenten oder mit der Rettung unsterblicher Seelen zubringen?“ verstummten aber alle andern Stimmen in seinem Herzen, und fester als je stand von nun an sein Entschluß, Christum und nur Christum den Gekreuzigten zu verkünden.

---

3. Predigtamt und Missionsberuf.

Im folgenden Jahr finden wir Stoddard als Tutor (etwa Repetent) in einem Seminar in Pennsylvanien, wo er sich bemüht, seinen Zöglingen zu sein, was ihm selbst einst Calhoun war, und das Jahr darauf in Andover zu seiner eigenen unmittelbaren Vorbereitung auf den Predigerberuf. Mit der ganzen Glut seines Wesens wirft er sich da auf das seither vernachlässigte Studium der alten Sprachen, so daß er wachend und träumend nur Hebräisch und Grie-

chisch spricht und denkt. Dabei aber stirbt er der Gegenwart und seinen Mitmenschen nicht ab, vielmehr athmen seine Briefe an seine Mutter eine immer innigere und zartere Liebe. — Noch ehe sein erstes Jahr theologischer Studien in Andover beendet ist, führt ihn ein Ruf an das Yale-Seminar in dieselben Räume zurück, in denen er einst als Schüler saß. Er kann dort neben seinem Amt als Tutor seine theologischen Studien aus eigenen Mitteln fortsetzen, und diese Betrachtung bestimmt ihn zur Annahme des Rufes. Obgleich nun schon längst des Umgangs mit der Jugend und des Lehrens gewohnt, empfindet er doch die Verpflanzung aus einem kleinen, traulichen Kreis unter die Studentenschaar in New-Haven in seiner jetzigen Stellung kaum weniger schmerzlich als beim ersten Eintritt.

„Durch meine Teleskopenfabrikation hatte ich mir hier einst einen Namen gemacht; aber der Ruhm ist verraucht, der Knalleffekt vorbei. Ich kann nur trauern über die vielen kostbaren Stunden, die ich mit solchen Dingen vergeudete, und habe keine Lust, aufs neue damit anzufangen.“ Das waren die Gefühle, mit denen er sein Amt antrat. Und in dem ernsten Wunsche, seinem Herrn jetzt treuer zu dienen als während seines ersten Aufenthalts, fieng er gleich eine Bibelstunde an, zu der sich bald allsonntäglich fünfzig Studenten als Zuhörer einfanden.

Tief bewegte ihn die Wiederkehr des 25. Februars. „Der heutige Tag ist für mich ein Tag der Trauer und ein Tag der Freude,“ schrieb er unter diesem Datum seiner Mutter. „Es sind nun gerade fünf Jahre, daß hier die Erweckung anfieng, die mich zu ihren hoffnungsvollen Neubekehrten zählte. Die Erinnerung an jene Tage ist mir süß. Wenn je in meinem Leben, empfand ich damals, wie selig es ist, ein Christ zu sein. Ich war jung, feurig, und fühlte mich in einer neuen Welt. Ich liebte das Gebet, ich liebte meine Bibel, ich liebte den Umgang der Kinder Gottes. Meine Studien und meine Erholungen, alles in mir und alles außer mir predigte mir die Liebe Gottes, und ich lauschte gerne diesen Stimmen. Die ganze Zukunft schien mir nur Freude und Segen. Ich dachte mirs selig, nicht für mich selbst und nicht für die Zeit, sondern für Gott und die Ewigkeit zu leben und zu wirken. Es schien mir so leicht, ein Christ zu sein, daß ichs nicht fassen konnte, warum nicht jedermann herzukomme, dieses Glück zu genießen. Die Bibel warnte mich vor der Gefahr des Rückfalls, und das Beispiel vieler Christen um mich her wiederholte

wortet: Ja, sie können. Das Werk ist Sein und Er wird es hinausführen."

Die Missionare in der Türkei hatten zur Zeit dieses Besuchs gerade besonders schwere Glaubensproben zu bestehen. Die Wahrheit war weithin verkündet worden, aber es hatten nur wenige Bekehrungen stattgefunden. Die Schwierigkeiten mehrten sich, es drohten Gefahren; die Feinde, namentlich die papistischen, traten immer kecker auf. Einigen Missionaren wollte schon der Muth sinken, alle hielten die Lage für ernst. Da war denn Stoddards Erscheinung Vielen eine wahre Erfrischung. „Gott wird euch gewiß reichlich segnen," schrieb, nachdem die Reisenden Konstantinopel verlassen hatten, einer der dortigen Missionare an Dr. Perkins; „daß Er dir einen Mitarbeiter wie Stoddard geschenkt hat, ist ein Beweis, daß er mit euch ist." — Stoddard seinerseits berichtete nach Amerika: „Ich wollte, ihr hättet mit uns in Smyrna und Konstantinopel sein und sehen können, wie viele brüderliche Liebe wir da genossen. Die Missionare sind theure Kinder Gottes, von denen Manche sich schon eine Reihe von Jahren im Dienst des Herrn mühen, und mit Freuden an weitere Arbeitsjahre denken."

Noch ziemlich zeitig im Mai langte die Karawane in Trebisond an, wo die Vorbereitungen zur Landreise getroffen wurden. „Wir kamen," schreibt er am 13. Mai, „auf einem schönen österreichischen Dampfer unter einem höflichen, warmherzigen englischen Kapitän hieher. Es ist doch merkwürdig, jetzt solche Erleichterungen des Verkehrs bis an die Enden der Erde zu finden. . . . Seit wir in Smyrna landeten, habe ich überall so viele theure Freunde und so viele neue Gegenstände der Aufmerksamkeit gefunden, daß es mir nicht zum vollen Bewußtsein kam, wie weit ich von der Heimat entfernt bin. Jetzt aber zerstreuen sich die Täuschungen. Da sind wir am östlichen Ende des schwarzen Meeres unter einem rohen, unchristlichen Volke, und im Begriff, unsere Reise über das Gebirge anzutreten. Der Lärm der Vorbereitungen ist nahezu vorbei. Die Maulthiertreiber sind gemiethet, die Vorräthe eingekauft, die Kisten gepackt. Wir wollen nur noch den Sonntag vorübergehen lassen, ehe wir unsere Pferde besteigen und uns auf den Weg machen. Diese kleine Pause läßt uns Muße, uns hier umzuschauen und unsere Blicke heimwärts schweifen zu lassen. Ja heimwärts, denn meine Heimat bleibt Amerika doch, obgleich mich verlangt, in dem Lande meiner Wahl zu leben und zu

sterben. Hier ist alles dunkel und scheinbar verloren. Nichts bindet mich an solch ein Land als der Wunsch, daß Gott mir Gnade schenken möchte, die Augen der Blinden aufzuthun, von des Heilands Liebe zu zeugen, den von der Sünde Geknechteten Freiheit und den Gebundenen eine Oeffnung zu verkünden. Ja, Christum zu verkünden ist meine Hoffnung, und dieser Hoffnung will ich mich freuen.

„Montag also werden wir, so Gott will, die Weiterreise antreten. Schon sehen wir etliche und zwanzig Stunden vor uns die höchsten Berge, die wir zu übersteigen haben. Ihre Spitzen sind noch mit Schnee bedeckt; wir werden wohl ein wenig schnattern, bis wir die Thäler erreichen, die dahinter liegen. Möchtet ihr euch vielleicht denken können, wie unser Zug aussieht? Nun denn: Unsere Reisegesellschaft besteht außer Dr. Perkins Töchterlein Judith aus sieben Personen. Jedes von uns hat ein Pferd mit amerikanischem Sattel. Hinter uns kommt ein mit unsern Zelten bepacktes Pferd, und dann noch einige andere, die in türkischen Kisten unsern Proviant auf dem Rücken haben. Einige weitere Lastthiere mit unserem Geschirr und sonstigem Gepäck und zwei Männer, die uns forthelfen sollen — der eine ein deutscher Jude und der andere ein Armenier — beschließen den Zug. Die kleine Judith sitzt in einem Korb, über den ich, um sie vor der Sonne zu schützen, eine Art Dach befestigt habe. Wenn wir so durch die engen Gassen hinreiten, wird wohl manche türkische Frau mit dem einen unverschleierten Auge sich neugierig und verstohlen nach den Fremden umschauen. Wollt ihr uns bis zum Ende der ersten Tagereise begleiten, so könnt ihr uns noch in einem schönen Thal am Rande eines klaren Bächleins unsere Zelte aufschlagen sehen ...."

Bald aber kann er von bereits Erlebtem berichten:

„Ihr könnt euch keinen Begriff machen, welche Arbeit jeder Morgen und Abend mit sich bringt. Da ist der Proviant auf- und abzuladen, ein Zelt abzubrechen und aufzuschlagen, zu sorgen, daß Alles an den rechten Platz kommt, daß unsere Betten durch eine Wachstuchdecke vor dem Regen geschützt werden; die Pferde zu satteln und nachzusehen, ob unsere Frauen gut sitzen, und endlich Acht zu geben, daß nichts zurückbleibt. Diese kleinen Sorgen sind recht dazu gemacht, die Geduld auf die Probe zu setzen, und trotz aller Mühe geht erst noch Manches verkehrt. Wir sind heute, fortwährend steigend, durch eine romantische Gegend geritten. Manchmal führte uns unser

Weg über regelmäßige, in die Felsen gehauene Stufen, die nicht weniger steil waren als unsere gewöhnlichen Treppen zu Hause. Harriet ist mit jeder Stunde beherzter geworden und hat ihr Pferd nur selten führen lassen. Jetzt sind wir nach sechsstündigem Ritt auf einer schönen Trift mit weiter Fernsicht gelagert. Wir haben uns frische Eier, Milch und Jagurt (geronnene Milch) verschafft, und nähren uns von dem Fetten des Landes, spüren beim Einbruch der Nacht aber bereits auch eine empfindliche Kälte, denn obgleich wir noch lange nicht die Schneelinie erreicht haben, sind wir doch schon mehrere tausend Fuß über dem schwarzen Meere, dessen Spiegel in der Ferne sichtbar ist. Alles geht gut, und unsere Herzen sind durchdrungen von der Freundlichkeit unseres himmlischen Beschirmers."

Gerade einen Monat dauerte die Reise. „Wie oft erfrischten uns," so schreibt Perkins, „auf dem langen, beschwerlichen Wege die Liederverse, die von Stoddards Lippen flossen! Nie hat wohl ein Christ treuer den apostolischen Rath befolgt: 'Lehret und ermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern und singet dem Herrn in eurem Herzen.' Bibelstellen und Liederverse zu wiederholen, war ihm so natürlich wie das Athmen, und ungleich lieber als andere Gegenstände der Unterhaltung und die reichsten Blüthen weltlicher Literatur, mit denen er sehr wohl bekannt war."

Stoddard selbst wußte von Beschwerden wenig zu berichten. „Auf dem Gebirge litten wir bei Nacht etwa eben so viel von der Kälte, als bei Tag von der Hitze. Von Beidem aber wenig; denn unsere Zelte waren immer mit groben Decken und Tüchern behangen, und so lange wir ritten, wehte uns jeden Tag ein frisches Lüftlein Kühlung zu. Als wir dann aber nach vierstündigem Hinabsteigen in der Ebene von Khoy anlangten, bekamen wir mit Einemmale die Sonnenglut zu fühlen. Die Bäume prangten im üppigsten Grün, Weizen- und Melonenfelder und Obst- und Weingärten dehnten sich meilenlang bis zu den fernsten Bergen aus. In der Mitte der Ebene liegt die Stadt, die kürzlich von einem Erdbeben heimgesucht wurde. Jedes Haus ist mehr oder weniger beschädigt, die Stadtmauer geborsten und dem Einsturz nahe; manche Gebäude liegen ganz zerfallen da. Da zur Zeit des Erdbebens die meisten Einwohner die Stadt verlassen hatten, wurden viele Leben verschont; doch kamen auch so Hunderte, ja vielleicht Tausende um. Niemand scheint dar-

über etwas Genaues zu wissen, denn viele Flüchtlinge sind noch immer nicht zurückgekehrt. Wir schlugen unsere Zelte vor der Stadt auf, um den Sonntag da zuzubringen. Die Hitze abgerechnet, waren es köstliche Stunden, die wir da verlebten. Nach einer Woche voll Mühen und Anstrengungen that die Ruhe gar wohl; die Natur ringsumher war von wunderbarer Lieblichkeit, und Urumia so nahe!"

Kaum läßt sich die Wonne der Missionskarawane schildern, als sie endlich dem Urumia-See vom Norden her sich nahten und das Ziel ihrer Reise vor sich sahen. In dem Dorfe Gawalan, der letzten Station vor Urumia, von den Eltern Mar Johanans, welch letzterer zur Begrüßung der Seinen vorausgeeilt war, mit Jubel empfangen, schlugen sie in dessen Garten ihre Zelte auf. Da strömten dann die Eingebornen herbei, sie willkommen zu heißen; auch die Brüder aus Urumia fanden sich ein. Am andern Morgen brach die Reisegesellschaft zum letzten Male auf, jetzt ein stattlicher Zug, der vom Volke überall mit einer Wärme begrüßt wurde, als gälte es die Heimkehr seiner Befreier zu feiern. Frau Stoddard war so überwältigt von dem Gefühl, nach so langer Wanderschaft endlich wieder eine Heimat erreicht zu haben, daß sie bald lachte, bald weinte. Im Haus von Miss. Jones wurde ein Dankgebet gehalten und ein vereintes Loblied angestimmt; nach dem Thee theilten sich sodann die verschiedenen Missionsgeschwister in ihre Gäste. Schon am übernächsten Tag begaben sich diese indeß nach Seir, um nicht gleich die Zeit der größten Hitze im ungesunden Urumia zuzubringen, sondern an einem kühleren Platze mit der Erlernung der Sprache zu beginnen.

Im nächsten Heft werden wir in der Kürze Stoddards Berichte über die erste Zeit seines dortigen Aufenthalts folgen lassen.

Die englisch-presbyterianische Mission in China.

(Schluß.)

Wir kehren zu jener Missionsreise Burns (im J. 1854) zurück, auf der er den guten Samen ausstreute, aus welchem so liebliche

Früchte erwuchsen. Nach zweimonatlichem Aufenthalt in Petschuia übergab er die angefaßten Seelen der Pflege zweier Nationalgehilfen und zog mit seinen zwei eingebornen Begleitern weiter nach Süden. Aus der Ebene gieng es nun hinein in die rauhen Bergregionen, in denen jedoch jedes anbaufähige Plätzlein mit Weizen, Gerste oder Reis bepflanzt ist, und im Frühling die Thäler im Schmuck der reichen Pfirsichblüthe prangen. Nach wenigen Stunden kamen sie in den Marktflecken Bay-pay, wohin sie von mehreren Personen eingeladen waren. Freundlich aufgenommen und bewirthet, blieben sie da elf Tage und verkündigten das Evangelium dreißig bis vierzig Dörfern der Umgegend. Es fand hier keine Erweckung statt wie in Petschuia, doch zeigte sich in der Folge, daß einige Herzen sich der Wahrheit geöffnet hatten. Die Christen in Petschuia nahmen von da an das nur 600 Einwohner zählende Dörflein in ihre Pflege und nach zwei Jahren war ein Häuflein von dreißig hungrigen Seelen gesammelt, die in einem von ihnen selbst gemietheten Hause zu ihrer Erbauung zusammenkamen, und von denen elf bereits die h. Taufe empfangen hatten. In der Nähe wurde auch (1856) eine Frau entdeckt, die bei Burns erstem Besuche zu einiger Erkenntniß gekommen war. Sie hatte damals mit keinem der Missionare gesprochen, aber ohne zu ahnen, daß noch andere gleichgesinnte Seelen in der Nähe seien, aufgehört, zu ihren Götzen zu beten, und dafür täglich ihre Kniee vor dem lebendigen Gott gebeugt. Ihre Verwandten schalten sie aus über ihr sonderbares Betragen und drohten ihr: „Warte nur, wenn du gestorben bist, werden wir dir keine Kleider und Speise zum Opfer bringen, daß du als ein armer, kalter und hungernder Geist darben mußt.“ Sie aber erwiederte getrost: „Nein, Gott wird mich in den Himmel aufnehmen, und da brauche ich eure Speiseopfer nicht.“ Groß war ihr freudiges Erstaunen, als sie vernahm, daß ganz in der Nähe ein Häuflein Christen sich zu gemeinsamer Erbauung zu versammeln pflegte; natürlich zögerte sie nicht, sich ihnen anzuschließen, und mit großem Eifer suchte sie auch andere Frauen herbeizuziehen. Kurz darauf wurden sie und mehrere andere getauft. In den folgenden Jahren mehrte sich die Zahl der Taufbewerber so, daß der Missionar, der das Dörflein von Zeit zu Zeit besuchte, einmal mit 21 und ein anderes Mal mit 31 Personen auf einmal sich zu besprechen hatte. Es brachen zwar auch hier, wie überall, wo das Wort Gottes Wurzel faßt, Verfolgungen aus. Weil die Christen

sich weigerten, noch ferner zu den Götzenfesten beizusteuern, wurden ihre Reisfelder und ihre sonstige Habe ausgeplündert, und mehrere Frauen von ihren Angehörigen geschlagen. Aber in der Trübsal wuchs nur der Glaube der Bekehrten, und ihre Festigkeit und Sanftmuth brachte endlich nicht nur die Gegner zum Schweigen, sondern wurde sogar das Mittel, einige derselben für das Evangelium zu gewinnen. Im Jahr 1862 wurden aus der Zahl der Bekehrten drei Gemeinde-älteste und zwei Diakone gewählt, bei deren Ordination dreißig Personen das h. Abendmahl mitfeierten; zwei Jahre später war ein Kirchlein erbaut, in dem nach orientalischer Sitte sich auf einer Seite ein abgesonderter Raum für die Frauen befindet, und 50 Personen nahmen am h. Abendmahl Theil. Im Jahr 1865 waren es 70 Kommunikanten geworden.

Gleich nach der ersten Aussaat in Petschuia und Baypay im Frühling 1854 hatte Burns gesundheitshalber mit dem noch viel leidenderen Dr. Young (der bald darauf starb) eine Reise in die Heimat antreten und die Pflege des hoffnungsvollen Arbeitsfeldes Miss. Johnston überlassen müssen, der damals noch sehr unvollkommen mit der Sprache vertraut war und kurz darauf selbst wegen Krankheit aus der Mission scheiden mußte. Eine Zeitlang aber konnte er noch vom Bette aus die Arbeiten der eingebornen Evangelisten leiten und durfte dabei wunderbare Stärkung von Oben erfahren. Um mit den verschiedenen Stationen, so weit seine Gesundheit es erlaubte, ungehinderten Verkehr zu haben, hielt er sich ein Boot mit einer kleinen Kajüte, in der er bei Tag studieren und bei Nacht schlafen konnte. Er bemannte es mit eingebornen Christen, welche über die Furcht vor den sich auf diesen Gewässern herumtreibenden Dieben hinaus waren, und fuhr von Amoy aus in viele Städte und Dörfer der Inseln und Buchten. Das „Evangeliumsboot“ erhielt von verschiedenen Orten Einladungen zu Besuchen, und dem einsam zurückgebliebenen siechen Missionar war es eine große Ermuthigung, daraus sehen zu dürfen, daß der Herr sich noch immer zu dem Werk bekannte, und ihn neuer Zeichen Seiner Macht und Seiner gnadenreichen Nähe würdigte. Als seine gebrochene Gesundheit 1855 auch ihn zur Heimkehr nöthigte, fieng er mit großem Eifer an, in Schottland Beiträge zu sammeln zur Herstellung der nothwendig gewordenen Missionsgebäude auf den verschiedenen Stationen. Da die Aerzte ihm selbst nicht mehr erlaubten, auf die geliebte Stätte seiner Wirksamkeit zurückzukehren, war

es ihm wohlthuend, dem im März in Begleitung eines neuen Mitarbeiters wieder dorth in abgegangenen Burns wenigstens eine Summe von 36,000 fl. zu dem oben erwähnten Zweck nachsenden zu können.

Wie freute sich Burns, als er nach längeren Reisen im Norden alle die von der ersten Erweckung her bekannten Gesichter in Petschuia wieder sah! Doch blieb diese Freude nicht lange ungetrübt; es trat bald eine fühlbare Abnahme der ersten Liebe, des ersten Feuers und Ernstes zu Tag. Ein Gemeindeglied mußte wegen Opiumrauchens, ein anderes wegen Mitmachens heidnischer Gebräuche ausgeschlossen werden, während ein drittes gleichfalls des Abfalls schuldig schien. Daraufhin kehrte der Herr mit Krankheit und Tod ein. Im Laufe weniger Monate starben fünf Personen, und nicht weniger als neun flohen vor den wieder ausbrechenden Verfolgungen in eine andere Gegend. Neue Taufbewerber meldeten sich nur spärlich, so daß die einst so hoffnungsvolle gesichtete Gemeinde sehr schwach und klein dastand. Recht von Herzen lernte da Miss. Douglas, dem Burns die Pflege dieser Gemeinden übergeben hatte, während er selbst ein neues Arbeitsfeld betrat, in die Klagen der Propheten über die Zerstörung im Weinberg des Herrn einstimmen. Tief empfand er dabei auch, daß die Missionsgemeinde zu Hause mit anstehen müsse, diese schwere Last zu tragen und in Beugung und ernstlichem Gebet das Heilmittel dagegen zu suchen. In diesem Gefühl hielt er es für seine Pflicht, u. A. darauf hinzudeuten, daß in den heimischen Berichten über unbedeutende Dinge in einzelnen Fällen zu viel Aufhebens gemacht worden sei, eine Ermahnung zur Vorsicht, die gewiß aller Beachtung werth ist. — In Petschuia selbst gieng die Gemeinde mit Wärme auf den Vorschlag eines ihrer Aeltesten ein, eine Fasten- und Gebetszeit zu feiern. Als dieser vor einer zahlreichen Versammlung zu beten begann, war er so bewegt, daß ihm die Stimme versagte; der Prediger Tau schluchzte laut; in sämmtlichen Zusammenkünften war das Wehen des Geistes Gottes fühlbar. Miss. Burns kam nun zu Douglas Unterstützung herbei, und einige Monate hindurch ruhte ein sichtbarer Segen auf den Bemühungen, jeden noch verborgenen Bann zu entfernen. Es kamen Dinge ans Licht, die unentdeckt noch lange dem Wachsthum der Kirche hätten schaden können, dann aber gieng die kleine Gemeinde wie geläutertes Gold aus dem Feuer hervor.

Von den Proben, die in jener Zeit innerer und äußerer Be-

drängniß die Gläubigen zu bestehen hatten, nur Ein Beispiel. Wat, ein Glied der Bay pay-Gemeinde, wurde von seinen heidnischen Nachbarn aufgefordert, wie früher seinen Beitrag zu den Götzenfesten zu geben. Er weigerte sich. Nun verbot man ihm, am Ortsbrunnen Wasser zu holen und schlug seinen Sohn, als dieser es dennoch thun wollte; man fällte einen Theil der Fichtenbäume, die seinen Hauptbesitz bildeten, und als man sah, daß er bei der Ortsbehörde keinen Beistand fand, gieng es in gleicher Weise an seine Obstbäume. Erst nach dieser Rache hörten die Plackereien für einige Zeit auf.

Einer wunderbaren Durchhilfe sei aber hier auch erwähnt. In Petschuia traten eines Tages Polizeidiener in die Wohnung jenes Tuchhändlers ein, der mit seiner ganzen Familie zu den ersten Bekehrten gehörte. Sie wollten sein Haus plündern, vielleicht auch ihn gefangen nehmen. Da er übelhörig war, verstand er ihre Forderung nur halb, erwiederte aber gleich: „O ja, ich weiß, warum ihr kommet," und einen Theil seiner Waaren herabnehmend: „Nehmet dieß, nehmet Alles, ich will selbst auch mit euch gehen, doch bin ich sehr alt und fast taub; nehmet auch meine Knaben und mein kleines Mädchen dort, wir sind Alle Christen, wir fürchten uns nicht, wir wollen gerne mit euch kommen." In ihrer Ueberraschung über diesen Empfang giengen die Leute unverrichteter Sache wieder fort.

Sobald Burns in Petschuia wieder entbehrlich war, kehrte er nach Swatau zurück, wo sich ihm, nebst Miss. Taylor, seit 1856 ein neues Arbeitsfeld eröffnet hatte. Es ist dieß eine 50 Stunden von Amoy gelegene volkreiche Handelsstadt, in der Leute aus allen Provinzen des chinesischen Reichs zusammenströmen, früher ein Hauptschmuggelplatz für den Opiumhandel. In der Stadt selbst wie in der ganzen Umgegend fand Burns die Leute viel roher und tiefer in finstern Götzendienst versunken, als irgendwo sonst in China. Bootsleute und Feldarbeiter giengen fast nackt einher; ja es wurden ihm mehrere Fälle erzählt, in denen siegreiche Feinde ihre Gefangenen schlachteten und deren Herz kochten und verschlangen. Burns aber lernte getrost ihre Sprache, nun schon den fünften Dialekt, dessen er sich zu bemächtigen hatte. Einmal brachen um Mitternacht Diebe in das Haus, worin er sich auf einer Predigtreise einquartiert hatte, und plünderten ihn bis auf die Kleider, die er auf dem Leibe trug, rein aus. Dennoch setzte er mit einem seiner Nationalgehilfen die Reise fort, während die andern umkehrten, um in Swatau einen

zur Verbesserung der äußeren Lage der Perser thun können. Welche Wohlthat für jene Gegenden wäre nicht die Entdeckung von Steinkohlenlagern! Aber nur ein Geologe kann solche auffinden. Nach unsern geologischen Studien sagen wir Dr. Perkins unsere türkischen Aufgaben her; dieß füllt die noch übrige Zeit bis zum Mittagessen aus. Um halb ein Uhr kommen wir wieder zum Lesen zusammen. Den Rest des Nachmittags verwendet Jedes nach eigenem Belieben, gewöhnlich aber macht sich unsere ganze Gesellschaft dann ans Briefschreiben. Um sechs Uhr vereinigen wir uns noch einmal und zwar zum Singen. Mehrere von uns haben es nie gelernt, und doch ist Dr. Perkins viel daran gelegen; wenn irgend Jemand, sollte ein Missionar singen können. Ihr werdet euch freuen zu hören, daß wir ordentliche Fortschritte machen, und daß sogar ich noch singen zu lernen hoffe. Nach unseren Gesangübungen haben wir unsere Abendandacht, wobei wir die h. Schrift betrachten, ein Lied singen und beten. Hierauf lesen wir noch ein wenig in Merle's Geschichte der Reformation; den Rest des Abends bringen wir mit traulichen Gesprächen zu. Zwischen neun und zehn Uhr gehen wir zu Bette."

4. April.

„Gestern Abend giengen wir nach dem Thee auf's Deck, um einen herrlichen Sonnenuntergang zu genießen. Ihr könnt euch keinen Begriff machen von der Klarheit des Himmels über dem mittelländischen Meer. Bei der Einfahrt in die Meerenge von Gibraltar und seither auf dem ganzen Wege haben wir uns ergötzt an der unaussprechlichen Schönheit der Natur. 'Schlecht sind die Menschen nur.' Wir sind von Heiden umgeben und von Christen, die schlimmer sind als Heiden. Heute Morgen standen wir Alle nach vier Uhr auf, um einen Sonnenaufgang unter griechischem Himmel zu sehen. Noch waren alle Sterne sichtbar und unter ihnen drei herrliche Planeten; rings um uns her lagen Inseln und Schiffe. Wir saßen auf dem Verdeck, sahen die Sterne allmählig erbleichen und dann die Sonne triumphirend aus den Fluthen emporsteigen. Es war ein lieblicher und hehrer Anblick. So erlischt dem Christen alle Herrlichkeit der Welt, wenn er sein Auge fest auf Jesus, die Sonne der Gerechtigkeit richtet. Abends sangen wir ein Missionslied und lasen die Predigt des Apostels Paulus in Athen, in dessen Nähe wir uns jetzt befinden.

„Harriet fühlt sich recht glücklich. Zuweilen ist sie wohl auch

traurig, und Thränen fallen ihr die Wangen herab. Ist das aber verwunderlich? Mir ist ihr fühlendes Herz, wenn es auch nicht ohne Schmerzen durchkommt, doch viel lieber, als wenn ich eine kalte Gattin hätte. Es ist keine Gefahr, daß ihr ihre Arbeit nicht lieb wird; sie sehnt sich vielmehr darnach, wie ich selbst. Nicht als ob unsere Herzen nicht mit tausend Banden an die theure Heimat geknüpft wären — aber es ist ein großes, ein seliges Werk, zu dem wir aus Gnaden berufen sind."

Dank der schnellen Ueberfahrt nach Smyrna konnte die Missionskarawane, ehe sie die lange Landreise nach Urumia antrat, noch verschiedene Geschwister auf ihren Stationen in der Türkei besuchen. Stoddard knüpfte da manches Liebesband, erhielt manchen schätzbaren Wink für die eigene Arbeit, und sah sich mit Freuden die Einzelheiten des Missionslebens an. „Denkt ja nicht mit Thränen an uns," schrieb er seinen Eltern, „denn treue Missionare müssen glücklich sein. Man hat zwar schon gesagt, ich sehe Alles von der rosigen Seite an; aber warum sollte ich nicht, namentlich wo keine Täuschung dabei ist, sondern nur selige Realität? . . . Die Ufer des Bosporus sind unaussprechlich schön. Die stattlichen Cypressen und Sykomoren, die wogenden Kornfelder, die unzähligen Blumen und Blüthen, die nun überall duften, die Vögelein, die auf tausend und aber tausend Bäumen ihre Lieder anstimmen und in großen Schwärmen über das Meer hinziehen, — Alles mahnt an ein irdisches Paradies. Wenn ich aber eben mit trunkenem Blick mich erlabt habe an dieser Lieblichkeit und dann der mitternächtlichen Finsterniß gedenke, die noch über die Herzen dieses Volks gelagert ist, ergreift mich ein tiefes Weh. Die Jahreszeiten kommen und gehen, aber kaum erhebt sich da oder dort ein dankbares Herz zu Dem, der sie sendet. Eine Generation nach der andern sinkt dahin; die Begräbnißplätze füllen sich, aber Keiner merkt auf diese Predigt. Ihr könnt euch kaum denken, wie unmöglich vor Menschenaugen die Rettung dieser Menschenhaufen scheint. Diese eine Stadt (Konstantinopel) zählt gegen eine Million Seelen und unter ihnen nur einige wenige lebendige Christen. Die meisten sind Nachfolger des Propheten, dann griechische und römische Christen, die den Namen haben, daß sie leben, und doch todt sind; und Viele sind gewiß nicht nur ohne Hoffnung, sondern auch ohne Gott in der Welt. Können diese Todtengebeine auch je wieder lebendig werden? möchte man fragen. Der Herr aber ant-

zu erwerben. Jetzt freute sie sich so innig des Verdienstes Jesu, daß sie nicht satt wurde, auch Andern von dem Heiland zu erzählen, den sie gefunden hatte. Sie gieng in die Nachbardörfer hinaus, um die frohe Botschaft auch ihren dortigen Bekannten zu verkünden. Schon ein Jahr nachdem sie selbst die heilige Taufe empfangen hatte, ließen sich drei weitere Frauen taufen, die durch ihren Dienst gewonnen worden waren. Für die Kinder wurde nun eine Sonntagsschule eröffnet, in der sie liebliche Fortschritte machten. Im Herbst 1862 zählte die kleine Gemeinde 22 Personen. Unter den zuletzt Getauften befanden sich zwei Männer, die als Anführer in jener Stammfehde kurz zuvor noch in tödtlicher Feindschaft lebten und um ein Haar einander erschlagen hätten. Jetzt saßen beide zu den Füßen Jesu und feierten miteinander Sein Abendmahl. Gegen das Ende des Jahrs wurde endlich Friede geschlossen und der veraltete Zwist beigelegt; die Christen stimmten nun miteinander in Lob und Dank ein für die Erhörung ihres Gebets um Frieden. Im Frühling 1863 wurden aufs neue sieben Seelen zu der Gemeinde hinzugethan, unter ihnen auch ein Mann, der sich lange nicht entschließen konnte, seine gute Stellung in der Welt aufzugeben, um die Schmach Christi auf sich zu nehmen. Erst einige Wochen vor seiner Taufe entsagte er allen sündhaften Gebräuchen und stellte sich furchtlos dem Tadel und den Verfolgungen seiner früheren Freunde bloß. Er hatte die Kosten überschlagen und war jetzt ein fröhlicher, demüthiger Jünger. Sein Name wurde aus dem im Ahnentempel aufbewahrten Familienregister gestrichen, er aber freute sich, daß sein Name im Buch des Lebens angeschrieben sei. Vorher hatte er wohl auch zu beten versucht, aber keine Worte finden können; jetzt war seine Zunge gelöst und sein Herz so voll und weit, daß es eine wahre Erquickung war mit ihm zusammenzusein. Seither war er Verwalter der für die Verstorbenen dargebrachten Opfergaben gewesen, jetzt wollte er mit diesem Sündendienst nichts mehr zu thun haben und wurde Verwalter der beim heiligen Abendmahl für Gemeindezwecke niedergelegten Spenden. — Eine weitere Freude wurde den Missionaren 1863 durch die Einweihung eines Versammlungssaales in einem Nachbardörflein zu Theil. Bei dieser Gelegenheit fanden sich nicht weniger als sieben Frauen aus Yam-tsau ein, um ihre Schwestern zu ermuthigen, der Volkssitte und allem Gerede der Leute zum Trotz doch auch die jetzt gebotene Gelegenheit zu benützen, das Wort Gottes zu hören. Es war das

wirklich ein Stückchen christlichen Heldenmuths, denn mit den künstlich zusammengepreßten Füßen über eine Stunde weit zu gehen und sich dabei noch allerlei üblen Nachreden von Seiten ihrer heidnischen Nachbarn auszusetzen, war keine leichte Aufgabe. Auch in Yam-tsau blieben denen, die Christum lieb hatten, Verfolgungen nicht erspart. Einer armen Wittwe wurde Sonntags, während sie in der Predigt war, ihre Wohnung ausgeplündert; einem andern Christen wurde seine Zuckerpflanzung zerstört, einem dritten sein Geflügel gestohlen; beinahe Alle waren unaufhörlich dem Spott und den Vorwürfen ihrer Mitbürger und der ungläubigen Glieder ihrer eigenen Familie ausgesetzt; aber die Gnade Gottes stärkte die kleine Heerde so, daß sie inmitten dieser Trübsale und Ungerechtigkeiten nicht nur feststand, sondern auch sich immer weiter ausbreitete.

Aehnliche Erfahrungen ließen sich noch aus verschiedenen andern Orten berichten, in die von Amoy und Petschuia aus die Botschaft von der Liebe Christi drang; doch wir müssen uns auf einige vereinzelte Züge beschränken. In Anhai, einer 60,000 Einwohner zählenden und 15 Stunden von Amoy entfernten Stadt, die nur auf einem durch Stürme und Seeräuber gleich gefährlichen Wasserweg zu erreichen ist, fanden die Missionare im Jahr 1857 ungemein freundliche Aufnahme, sobald aber der Sauerteig des Evangeliums zu wirken begann, regte sich auch der Geist des Widerspruchs und der Feindschaft. Als Miss. Douglas im Jahr 1860 das durch Nationalgehilfen bediente Häuflein der Gläubigen besuchte, drang ein tobender Volkshaufe in das Haus, in dem er übernachtete, so daß er unter einem Regen von Steinen sich in sein Boot flüchten und auf die dringenden Bitten der Christen nach Amoy zurückkehren mußte. Vierzehn Tage nachher kam er wieder, um nach den Angefaßten zu sehen, die er wie Schafe mitten unter den Wölfen zurückgelassen hatte. Zu seiner Freude waren die schon Entschiedenen nur um so fester, die noch Schwankenden ihrer Sache gewisser geworden; im folgenden Jahr sandte die arme, nur 24 Seelen zählende Gemeinde auf eigene Kosten aus ihrer Mitte schon einen Evangelisten in die benachbarten Dörfer aus. Es folgten neue Anfechtungen von Seiten der Heiden, und dießmal nicht, ohne vier der jungen Christen in ihrer Standhaftigkeit zu erschüttern; dagegen legte auch eine 74jährige Frau ihr Haupt fröhlich zur Ruhe nieder mit den Worten: „Meine himmlische Heimat ist schön und herrlich, Jesus hat mir eine Stätte bereitet. Song,

mein Sohn, willst du nicht mit mir in den Himmel kommen?" Und der Sohn erwiederte: „Mutter, wenn es Gottes Wille ist, bin ich bereit mit dir zu gehen, aber mir ist eher, er wolle mich noch ein paar Jahre länger hier lassen, um das Evangelium zu verkünden, und wir werden zu der von Ihm bestimmten Stunde einander wiedersehen." — Von Anhai verbreitet sich nun das Christenthum weiter nach der nahen Küstenstadt Tschin-tscheu, wo Douglas in einer alten Moschee predigen durfte.

In das etwa acht Stunden landeinwärts von Petschuia gelegene Dörflein Khi-boey wurde das Evangelium im Jahr 1862 zuerst durch einen Mann gebracht, der im Spital in Amoy leibliche und geistliche Pflege gefunden hatte. Als noch im Sommer des gleichen Jahrs Miss. Burns einen Besuch dort machte, hatten schon 20 — 30 Personen ihr Herz der Wahrheit geöffnet, und pflegten zu gemeinsamer Erbauung zusammen zu kommen. Noch ehe im Jahr 1863 die zehn Erstlinge getauft wurden, brachen auch hier schon so heftige Verfolgungen aus, daß auf die Bitte der englischen Missionare der englische Konsul sich darein legte und den chinesischen Behörden drohte, sie in Peking zu verklagen, wenn sie dem Wüthen der aufgeregten Volkshaufen nicht Einhalt thäten. Das wirkte; die Christen erhielten die weggetriebenen Schweine und Ochsen zurück und die Feinde waren am Ende noch froh und dankbar, an den Missionaren ihrer eigenen, in der augenblicklichen Furcht überstrengen Obrigkeit gegenüber Fürsprecher zu finden.

Unter den Christen selbst trat in jener Zeit der Noth das Band brüderlicher Gemeinschaft, das sie verknüpfte, recht lieblich zu Tage. So weigerten sich z. B. einmal die heidnischen Nachbarn, einem alten, zum Glauben gekommenen Landmann, der zwei Stunden von Khiboey wohnte, zur Zeit der Ernte irgendwelche Dienste zu leisten. Da sahen sie eines Abends zu ihrem Erstaunen eine Gesellschaft von Christen aus dem Dorfe dem bedrängten Bruder zu Hilfe kommen und am andern Tag so herzhaft arbeiten, daß bis zum Abend all sein Reis eingeheimst war. Als sodann im Oktober 1863 zur Erbauung einer Kapelle geschritten werden sollte — bisher hatten die Versammlungen aus Mangel an einem passenden Lokal immer im Schatten eines großen Baumes stattgefunden — fanden sich lauter freiwillige Arbeiter ein, von denen die Einen Holz, die Andern Steine herbeibrachten, wieder Andere den Mörtel mischten und noch Andere

die Bewirthung übernahmen. Bei der Einweihung dieses Saales aber zählte die Gemeinde schon 150 Glieder, und Haufen von Zuhörern drängten sich um die Fenster und Thüren.

Aus einem zwei Stunden von Baypay entfernten Dörflein Liongbunsi besuchten etwa ein halbes Jahr lang vier Männer regelmäßig die dortigen Versammlungen. Sie müssen in dieser Zeit ihren Nachbarn viel von dem Gehörten erzählt haben, denn eines Sonntags brachten sie auf einmal 15 andere, und gleich am folgenden 29 Männer mit sich, um den Missionar zu hören. Es kam nun heraus, daß beinahe das ganze Dörflein dem Götzendienst entsagt und angefangen hatte den Sonntag zu feiern. Es war gerade Erntezeit, als im Jahr 1863 Miss. Swanson seinen ersten Besuch dort machte. Auf dem ganzen Wege sah er Alles in der emsigsten Geschäftigkeit, in der Nähe jenes Dörfleins aber herrschte tiefe Sabbathstille wie in seiner schottischen Heimat. Am Eingang desselben waren die Ochsen alle in einer Reihe angebunden und fraßen Stroh; die Bewohner hatten sich schon zum Nachmittagsgottesdienste versammelt. Mit kaum zu beschreibendem Jubel begrüßten sie den Boten dessen, nach dessen vollerer Erkenntniß ihre Herzen sich sehnten. Von da an blieben zwei eingeborne Evangelisten bei ihnen, und im Mai 1864 hatte der Missionar die Freude, die ersten neun Personen zu taufen, während 30 Bewerber um dieselbe noch für einige Zeit im Unterricht standen, denen seither eine schöne Anzahl gefolgt ist.

Tschang-tschau ist die Hauptstadt des Bezirks, in welchem Amoy liegt, siebzehn Stunden entfernt und auf Booten erreichbar. Seine schönen Straßen, geziert mit Denkmälern geehrter Bürger (in der Form von Triumphbogen), erregen die Bewunderung des Besuchers. Neun Tage lang predigte Burns im Jahr 1853 den 200,000 Bewohnern der Stadt und fand die freundlichste Aufnahme; ein Angefaßter nöthigte ihn um des Regens willen, den Aufenthalt im Boote mit dem in seinem Hause zu vertauschen. Die Leute wollten gleich eine Kapelle eröffnet haben. Aber in wenigen Wochen spaltete die Rebellion die Bürgerschaft in Parteien, und in einem schauerlichen Gemetzel kam auch der freundliche Gastwirth um.

Doch von Tschiobei aus, wo der Halbgeköpfte im Segen arbeitete, dauerte eine christliche Einwirkung fort. Burns zwar wurde 1859 von einem Mandarin, der den Gesang nicht leiden konnte, nach kurzem Besuche ausgetrieben; ein Christ, in dessen Hause Versammlungen

gehalten wurden, mußte ins Gefängniß wandern. Aber forschende Seelen thaten sich herzu, darunter ein Krämer, der die evangelische Geschichte von einem buddhistischen Bänkelsänger zuerst gehört und alsbald zu dem lebendigen Gott zu beten angefangen hatte. Im Jahr 1861 mietheten die Tschiobei Christen ein Häuschen in der Hauptstadt, das sie als Kapelle benützten. Unter wiederholten Steinwürfen, die Thüre und Fenster, auch das Dach fast zertrümmerten, nahm doch die Gemeinde zu, und im Januar konnte Douglas sechs Erstlinge taufen, denen bis 1864 sechszehn weitere Jünger folgten. Wie freuten sich da die Tschiobei Christen! Allein nun drangen die Rebellen von Nanking in die Stadt, und als die Kaiserlichen sie wieder eroberten (Mai 1865), wurde sie fast zu einem Aschenhaufen, wo kaum noch eines von zehn Häusern übrig blieb, und vereinzelte Weiber über den Verlust von Gatten und Söhnen klagten. — Die Mission ist seither erneuert worden, aber durch amerikanische Arbeiter.

Die Insel Formosa (Taiwan) ist das neueste Missionsgebiet unserer presbyterianischen Freunde. Aus der Hauptstadt wurden sie bald nach ihrer Ankunft durch den Neid der Aerzte und Gelehrten, die einen Aufstand erregten, vertrieben, setzten sich aber in dem Küstenstädtchen Takao fest, wohin sich auch der europäische Handel zieht.

Von Burns weiteren Reisen möge nur die nach Peking im Jahr 1862 erwähnt werden, durch welche vielfache Frucht geschafft wurde; nicht die geringste war die, daß der britische Gesandte, Sir Fred. Bruce, sich durch ihn überzeugen ließ, daß die evangelische Mission in China nicht Nichts sei. Das erste Presbyterium der Mission trat im April 1862 zusammen; darin sitzen zwei amerikanische und fünf britische Brüder mit acht chinesischen Aeltesten und verhandeln alle Gemeindeangelegenheiten in der Landessprache, in Gegenwart vieler aufmerksamen Kirchenglieder. — Die Zahl der Bekehrten in ganz China wurde im Jahr 1865 auf 3000 berechnet, die Frucht einer 23jährigen Missionsthätigkeit; sie ist seither sicherlich gestiegen. Auf Amoy kommt davon ein volles Drittheil, bestehend aus den Gemeinden der drei dort thätigen Missionsgesellschaften; 300 Seelen etwa zählte in dem gleichen Jahre die Mission der englischen Presbyterianer. Ein kleines Häuflein, je nach dem man es betrachtet! Gewiß aber ein Häuflein von vorwiegend thätigen Christen, die auch, während wir die Berichte von ihren Leiden und Freuden geruhig lesen, da und dort eifrig be-

müht sind, den lebendigen Samen des Worts weiter zu tragen und für ihr gutes Bekenntniß zu leiden. Sie werden sich am Tag der Ernte des kleinen Anfangs nicht zu schämen haben, sondern eben dafür den HErrn der Ernte preisen.

Missions-Zeitung.

Das Missionsfeld in China.

(Auszug aus einer von dem amerikanischen Miss. Blodget in Peking gehaltenen Rede.)

Fassen wir zunächst die schon besetzten Missionsposten ins Auge. Im Jahr 1807 fieng Morrison, seine Bibel in der Hand, in unverhohlener, obgleich vorsichtiger Weise, seine Arbeit in Canton an. Von jener Zeit bis zum Jahr 1842, wo der Friede von Nanking fünf Häfen erschloß und Hongkong in den Besitz Englands brachte, war die Thätigkeit der evangelischen Missionare auf Canton und seine Umgebung beschränkt. Dieß war die Zeit der Vorbereitung auf künftige Wirksamkeit. Die Sprache wurde erlernt, man übersetzte Bücher, lernte das Arbeitsfeld kennen und rief mehr Arbeiter herbei. Diese ließen sich vorerst in den chinesischen Kolonieen auf dem indischen Archipel nieder. Schon in dieser frühesten Periode wurden unter vielen mangelhaften auch Schriften ausgearbeitet, welche für die chinesischen Christen mustergiltig bleiben werden, bis das ganze Reich für den Herrn erobert ist.

Einen neuen Impuls gab die Eröffnung der Hafenplätze Amoy, Futschau, Ningpo und Schanghai durch den Vertrag von Nanking; ja man kann sagen, daß mit dieser Epoche die chinesische Mission erst recht beginnt. Eine Beschränkung nach der andern wurde nun aufgehoben, und mit wenigen Ausnahmen herrschte in den Städten und auf dem Lande unbedingte Freiheit des Verkehrs.

Der Vertrag mit Japan im J. 1858 und der von Peking im J. 1860 vermehrten noch um ein Gutes die Gelegenheiten, dem Volke das Evangelium nahe zu bringen; es wurden daher in Folge dieser Ereignisse in den letzten sieben Jahren auch mehrere neue Missionsstationen in China und zwei in Japan eröffnet. Im Ganzen sind es deren jetzt 15, mit Einschluß der beiden Plätze im Innern des Landes, auf denen sich nun ausländische Missionare niedergelassen haben. Die Zahl der Missionare beläuft sich auf etwa 100, die ihrer Bekehrten auf mehr als 3000. Unterschätzen wir nicht, was bereits durch die Wegräumung der Vorurtheile der Eingebornen, durch die Erlernung der Sprache, die

Uebersetzung der h. Schrift und die Herausgabe christlicher Bücher geschehen ist. Vor Allem aber unterschätzen wir nicht, was der Herr selbst gethan hat, indem er Seinen Dienern als einen Gnadenlohn ihrer Arbeit an vielen Orten schon ein Häuflein wahrhaft gläubiger Seelen schenkte. Vor zwölf Jahren noch kam auf je Einen Missionar kaum mehr als Ein Bekehrter. Durch Gottes Segen sind der Bekehrten jetzt 20 Mal mehr geworden und ihre Zahl steigt von Jahr zu Jahr, während die der Missionare sich ungefähr gleich bleibt. Noch immer sind es zwar die Tage der geringen Dinge, doch gibt es der Ursachen des Danks und des Lobs genug. Zu Schaaren von Eingebornen steht jetzt der Weg offen und die Missionare arbeiten unter ihnen, freilich mit dem tiefen Gefühl, wie viel mehr Kräfte dazu erforderlich wären. Sehnsuchtsvoll harren sie daher der Zeit, da einheimische, aus Gott geborene und von Seinem Geist erleuchtete Lehrer ihnen helfen werden, das Evangelium des Gekreuzigten zu verkünden; und sie haben Grund, auf eine wachsende Schaar solcher zu hoffen.

Von dem, was bereits geschehen ist, wenden wir hiemit unsere Blicke zu dem, was noch zu thun und zu erbitten bleibt.

Durch die neuesten Verträge mit China sind zu den vorher schon geöffneten Häfen zehn weitere hinzu gekommen. Mit diesen Hafenplätzen stehen überdieß einige Binnenstädte in so enger Verbindung, daß auch sie von den Missionaren besetzt werden können. Die vier Häfen Swatau, Hankau, Tschifu und Tientsin mit den zwei Binnenstädten Tung-tschung und Peking wurden innerhalb ein bis zwei Jahren nach den betreffenden Verträgen von verschiedenen Missionsgesellschaften in Angriff genommen; Thai-wan in Formosa wurde im letzten Jahr besetzt; noch immer unbesetzt sind aber Neutschwang in der Mandschurei, Tsinkiang und Kieukiang am Yangtse-Fluß, Fanschui in Formosa und Kiung-tscheu in Hainan. Dieser Liste könnten wir auch noch Hokodadi in Japan beifügen, das vor sechs oder mehr Jahren dem Handel erschlossen wurde, aber noch immer keinen evangelischen Missionar hat. Fassen wir diese Plätze der Reihe nach näher ins Auge, um uns dadurch ihre Bedeutung für die Ausbreitung des Evangeliums klar zu machen.

Hakodadi ist der einzige Hafen im nördlichen Theil Japans und 260 Stunden von der nächsten Missionsstation in Kanagawa entfernt. Die Stadt selbst ist klein und wird kaum mehr als 10,000 Einwohner haben; das 25 Stunden entfernte Matsuma auf der Insel Yesso aber soll 60,000 Einwohner zählen. Als einziger Schlüssel zu den Bewohnern Yesso's wie zum ganzen Norden Ningpo's, ist daher das an sich unbedeutende Hakodadi für die Mission von großer Wichtigkeit. Das Klima ist als sehr gesund bekannt. Die Entfernung vom Sitz der Regierung würde vermuthlich die Behörden die Verkündigung des Evangeliums weniger ängstlich bewachen lassen. Einem Reisenden, der kürzlich diesen

Platz besuchte, schienen die Leute frei von jeder Spur von Feindschaft, ein einfaches, gutmüthiges Völklein. Fügen wir noch bei, daß gleich im Jahr 1860 England, Frankreich, Rußland und Amerika ihre Konsuln und Rom einen Priester hinsandte.

Neutschwang in der Mandschurei, der zweite unserer sechs Hafenplätze, ist gleichfalls von der englischen, französischen und amerikanischen Regierung mit Konsuln besetzt worden. Er zählt 70,000 Einwohner und ist der Schlüssel zum ganzen nordöstlichen China bis zur russischen Grenze hin. Vor den neuesten Erwerbungen Rußlands war der Flächenraum der Mandschurei größer, als der der neun nördlichen und östlichen Provinzen China's zusammen. Die Bevölkerung ist dünn; nur in der Südprovinz Schenking sind größere und kleinere Städte und Dörfer fast so dicht gesäet, wie in China selbst. Die meisten Einwohner sind Auswanderer aus den Nachbarprovinzen Schantung und Tschili. Von den ursprünglichen Bewohnern, den Mandschu's, ist bekannt, daß sie einst China eroberten und es mehr als 200 Jahre lang regierten.

In Betreff der von den vier Häfen Hakodadi, Neutschwang, Fanschui und Kiung-tscheu aus zugänglichen Volkszahl mag hier die allgemeine Bemerkung ihren Platz finden, daß sie nur vergleichungsweise eine geringe ist. Wer einige Zeit in China gelebt hat, bekommt darin leicht excentrische Begriffe und meint überall gleich Millionen finden zu müssen.

Recht in die Mitte des chinesischen Volksgewimmels hinein treten wir aber in den beiden noch unbesetzten Hafenplätzen Tsing-kiang und Kieu-kiang. Beträgt doch nach der letzten Volkszählung die Bevölkerung der beiden angrenzenden Provinzen Kiangsi und Nganhai allein 70,000,000 Seelen! — Kiaukiang hat drei Konsulate; auch ausländische Kaufleute haben sich schon da niedergelassen. Das Klima ist ungefähr dasselbe, wie in den andern Küstenstädten des mittleren China's. In Tsing-kiang wohnen gleichfalls fremde Kaufleute und Konsuln, und schon haben solche auch auf die nahe einstige Rebellen-Hauptstadt Nanking ihr Auge gerichtet. Tsing-kiang und Nanking haben beide durch den Bürgerkrieg außerordentlich gelitten, allein es steht zu hoffen, daß ihnen nun ein dauernder Friede bescheert ist. Die Zeit ihrer Demüthigung ist aber gewiß der günstigste Augenblick, ihnen das Reich Gottes nahe zu bringen und nach den Lügen ihres Propheten das Wort der Wahrheit zu verkünden.

Fanschui in Formosa und Kiung-tscheu in Hainan verdienen vielleicht nicht in gleichem Grade, wie die bisher aufgezählten Plätze, die Beachtung der Missionsfreunde; doch sind auch sie nicht zu unterschätzen. Formosa hat eine Bevölkerung von 2,500,000 Seelen; Hainan, obgleich etwas größer an Flächenraum, nur zwei Drittel davon. Dagegen erhält Kiung-tscheu eine besondere Bedeutung durch die Nähe des südwestlichen Theils der Provinz Kwangtung. Es ist zwar bis jetzt dem Handel noch nicht erschlossen, aber die Regie-

rung ist nicht ungeneigt, auch diesen Hafen zu öffnen. Fan-schui und Kilung im nördlichen Formosa haben bereits ihre Konsuln und ihren auswärtigen Handel; dort stünde also der Niederlassung eines Missionars kein Hinderniß mehr im Wege.

Nanking und Kilung mit einbegriffen, haben wir nun acht Plätze aufgezählt, die rechtmäßig dem Verkehr mit Fremden offen stehen. An sechs derselben sind zum Schutz ausländischer Ansiedler bereits Konsuln aufgestellt. Geben wir nun auch zu, daß bei dem gegenwärtigen Mangel an Arbeitern für Formosa eine einzige Station genügen und die Besetzung Kiung-tscheu's noch verschoben werden müsse, so bleiben doch immer noch fünf Hauptplätze mit ihren dringenden Ansprüchen übrig. Was man auch gegen die Ausführbarkeit oder Rechtmäßigkeit der Errichtung von Missionsstationen im Innern China's sagen mag, hier, auf diesen Außenplätzen ist der Weg geebnet. Und wozu anders sind sie erschlossen worden, als um weithin leuchtende Herde des Lichts zu werden? Gewiß hat Gott diese Thüren nicht um der Ausbreitung des Handels und der Wissenschaft oder um des Vortheils der erobernden Nationen willen geöffnet, sondern damit Seelen für Sein herrliches Reich gewonnen werden. Sollte wirklich die Kirche Christi müßig hinstehen und zusehen, wie Sünde und Laster die Gelegenheiten für sich ausbeuten, die Gott ihr zur Verkündigung des Evangeliums geschenkt hat? Schon der Umstand allein, daß sich in diesen Städten jetzt Handelsniederlassungen bilden, ist ein Mahnruf, auch Prediger hinzusenden, damit nicht diese aus allerlei Völkern gemischte ausländische Gesellschaft den Werken des Fleisches ergeben, ohne jegliche geistliche Pflege, dahinlebe. Wahre Christen sind überall das Salz der Erde; so könnten auch in diesen neu erstehenden Kolonieen einige von Herzen gläubige Familien durch Wort und Beispiel zu unberechenbarem Segen werden.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Von der Elbe bis zum Volta. Sechs Jahre Missions-Arbeit in Westafrika, von M. Zahn, Inspektor der Norddeutschen Missionsgesellschaft. Bremen 1866, zweite Auflage 1867. Bei W. Valet. 4 Sgr., bei direkter Bestellung beim Verfasser 12 Ex. für 1 Rth.

Inspector Zahn hatte schon im Jahr 1864 in einer Broschüre „die Arbeit der Norddeutschen Missionsgesellschaft“ nach ihren heimatlichen Verhältnissen wie auf ihren drei Missionsgebieten übersichtlich geschildert. Da von diesen das ostindische (in Radschamandri) schon lange in andere Hände abgegeben, das neuseeländische allmählich in Pastorate übergegangen ist, nahm das unter schweren Opfern frisch

aufblühende Werk auf der Sklavenküste natürlich die meiste Aufmerksamkeit in Anspruch.

In der neuen Broschüre nun verbreitet sich der Verfasser eingehend über den schweren Anfang dieser Missionsarbeit, deren Gegenwart und Vergangenheit er in dem älteren Werke kurz skizzirt hatte. Er hat gefunden, daß eine gründliche Einsicht in einen Theil des großen Missionsfeldes das beste Mittel ist, den Blick aufs Ganze zu schärfen und das Herz für den weiteren Arbeitskreis zu erwärmen. Und es thut wahrlich Noth, manche ungeduldige Missionsfreunde zu belehren, was ein Missionsanfang eigentlich heißen will.

So führt er uns denn in der Schilderung der sechs Jahre (1847 — 53) zuerst in die Committeeberathungen ein, nach welchen eine Mission am Gabun errichtet werden sollte. Wir fahren dann mit vier muthigen Brüdern aus der Elbe (1847) nach Guinea und weiter an den Gabun, wo aber nur ein Grab für den Erstling dieser Sendboten sich finden sollte, während die französische Besitzergreifung den Lebenden dieses Land verschloß. Dieselben entschieden sich in der Berathung mit den Basler Arbeitern auf der Goldküste für das Ewe-Land auf dem rechten Ufer des Volta, das auch Wolf, schon im November der einzig Uebriggebliebene, wirklich besetzte. In großer Vereinsamung harrte er dort im Innern, in Peki, aus, bis er 1849 durch zwei Brüder, ein Jahr später auch durch die Ankunft seiner Braut verstärkt wurde. Aber schon nach zwölf weiteren Monaten war er, wassersüchtig zurückgekehrt sammt den durch Mangel entmuthigten Mitarbeitern, im Hafen von Hamburg (10. April 1851) verschieden. Die Mission war anscheinend gescheitert, zugleich raubte ihr (August 1851) der Betrug des Kassiers fast alle ihre Hilfsquellen; allein Missionare standen bereit, sich aussenden zu lassen, und der HErr gab Muth zu neuem Anfang. Im Januar 1852 wurde Peki wiederum besetzt. Allein nach langem Schwanken unter mannigfachen Kämpfen mußte doch (September 1853) eine Station an der Küste vorgezogen werden, und so kam Keta zu der Ehre, die älteste der jetzt bestehenden vier Stationen auf der Sklavenküste zu werden. — Das ist der kurze Gang der Ereignisse, welche den schweren Anfang bezeichneten; er erhält sein Interesse natürlich nur durch die wahrheitsgetreue Schilderung der wechselnden Erlebnisse, welche in der kleinen Schrift gegeben wird, so wie durch die reichen Segnungen, welche aus diesem ersterbenden Samenkörnlein für einen Stamm unserer

schwarzen Brüder bereits erwachsen sind und sicher noch weiterhin erwachsen werden.

Allgemeiner Missions-Atlas, nach Originalquellen bearbeitet von Dr. R. Grundemann, Prediger. I. Abth. 1. Lieferung: Westafrika. Gotha, Justus Perthes, 1867. Preis 25 Sgr.

Endlich wird doch einem längst gefühlten Bedürfniß durch die Herstellung eines allgemeinen Missionsatlasses Abhilfe geschafft! Zwar specielle Karten und Atlasse gab es schon länger her, aber sie beschränkten sich auf die Gebiete einzelner Gesellschaften. Ward es schon dem arbeitenden Missionsfreunde, der sie doch kaum alle besaß, mannigfach schwer, sich auf ihnen und zwischen ihnen zurecht zu finden, was sollten die viel zahlreicheren Gönner und Interessenten machen, denen keine solche Hilfsmittel zu Gebot standen? Nun aber wird uns zuerst Westafrika in acht Karten zugänglich gemacht, welche deutlicher zu uns sprechen als lange Berichte, und zugleich dienen, uns für letztere den rechten Sinn aufzuschließen. Wie liegt nur z. B. das Ewe-Gebiet, von dem eben die Rede war, so klar vor unsern Augen nebst allen Stationen der Goldküste. Wir hoffen, daß Jedermann, der an den Arbeiten der Basler und Norddeutschen Sendboten Antheil nimmt an dieser Lieferung seine Freude haben und zu ihrer Verbreitung mitwirken wird. Und mit der nächsten Lieferung, die um denselben Preis zu haben ist, können wir dann unsern Freunden in Südafrika auf ihre schon viel weiter ins Innere vorgeschobene Posten folgen, und wissen dann Bescheid um die Stationen der Brüdergemeinde, der Rheinischen, Berliner, Hermannsburger und Pariser Missionare. Noch eine Lieferung und wir dürfen in Ostafrika die kühnen Wanderungen des nun auch vollendeten Livingstone und die schweren Anfänge so mancher deutscher Brüder in Abessinien, am Nil u. s. w. verfolgen. Die Karten sind mit großem Fleiß und ungemeiner Pünktlichkeit ausgearbeitet, und die beigegebenen Erläuterungen gewähren einen geschichtlichen Ueberblick, der das Verständniß der jetzigen Zustände und der darauf bezüglichen Berichte bedeutend erleichtert. Darum herzlichen Dank für die werthvolle Arbeit, deren Vollendung wir mit wahrer Ungeduld entgegensehen.



Nestorianer im Gebirge.

David Tappan Stoddard.

(Fortsetzung.)

5. Beginn der Missionsarbeit.

Stoddard schreibt unterm 18. Juli 1843: „Das Dorf Seir liegt 2,834 Fuß über Urumia und 7,334 Fuß über der Meeresfläche an einem grünen, dem Nordosten zugekehrten Bergabhang, und hat daher einen ziemlich rauhen Winter. Auch im Frühling bleibt da der Schnee noch liegen, wenn er schon lang vom Südwest-Abhang verschwunden ist. Von dieser Höhe blicken wir hinab auf die herrliche Ebene von Urumia mit ihrem fruchtbaren Alluvialboden und ihren Feldern, Obstbaumwäldchen, Dörfern und Gärten. Wir sehen die Stadt mit ihren Erdmauern, ihren Thürmen und Thoren, ihrer ehrwürdigen Kuppel, die nicht immer einer Moschee angehörte, sondern einst sich über einer christlichen Kirche wölbte, mit ihren flachen, von stolzen Sykomoren überschatteten Dächern. Auf den schönen Triften des Berges ziehen Heerden von Schafen und Ziegen mit ihren Hirten umher...

„Sämmtliche Glieder der Mission kommen uns mit der herzlichsten Liebe entgegen. Harriet und ich sind ganz hingenommen von dem Geist, der sie alle beseelt. Ihr höchster Wunsch scheint zu sein, daß der Herr Seinen Lebensodem sende, wie Er das in einigen andern Missionen gethan hat, wo vor nicht langer Zeit Alles noch viel trüber aussah. Hier fehlt nur dieß Eine. Es sind 40 Schulen da, Gelegenheiten genug zum Predigen und der allerfreieste Zutritt zu den Leuten. Selbst unter den Muhammedanern genießen die Missionare allgemeine Achtung, Alles scheint zu gelingen, nur Bekehrungen finden nicht statt. Mir scheint, die Missionare fühlen sich dadurch

gedemüthigt, und lernen dabei sich noch tiefer in den Staub beugen vor Gott. Das ist ein gutes Zeichen. Wenn der Mensch sein eigenes Unvermögen fühlt, kann Gott Sein Vermögen desto besser zeigen.

„Uns Beiden ist die Zunge noch gebunden. Ich treibe türkisch und neusyrisch zugleich, denn ich brauche beides: türkisch für den gewöhnlichen Verkehr in Geschäftssachen, neusyrisch zu religiösen Gesprächen mit den Nestorianern. Persisch wird nur von den Vornehmen gesprochen. Mit dem Türkischen komme ich ordentlich fort, da ich schon unterwegs Gelegenheit hatte es zu lernen; neusyrisch lese ich, versuche aber noch nicht zu sprechen, um nicht ein Babel aus meinem Kopfe zu machen. Gott schenke mir Gnade zu meinen Studien und mache mich tüchtig zur Arbeit für Sein Reich. Das Leben ist so kurz, und um uns her sterben die Sünder dahin“ . . .

14. August. „Ich stehe früh auf und arbeite den ganzen Tag fort, und doch bleibt mir beinahe keine Zeit zum Lesen und noch weniger zum Briefschreiben. Nächst dem Herzensumgang mit Gott erkenne ich die Erlernung der Sprache als die unerläßlichste Bedingung einer gesegneten Wirksamkeit. Denn wenn auch mein Herz von Liebe glüht, kann ich diesen verschmachtenden Seelen den Weg des Lebens nicht weisen, so lange ich nicht mit ihnen sprechen kann. Mit Schmerzen finde ich, daß ich nur langsame Fortschritte mache. Ich habe alle Stunden des Tags Nestorianer um mich und spreche und lese unaufhörlich; aber mir scheint, ich bleibe von Woche zu Woche immer auf demselben Fleck.

„Vielleicht möchtet ihr jetzt, da wir nach Urumia herabgekommen und in ein thätigeres Leben eingetreten sind, etwas von unserer Tageseintheilung wissen. Wir frühstücken Punkt 7 Uhr; dann haben wir unsere englische Morgenandacht, der 4—5 Eingeborne beiwohnen. Während ich nun eine halbe Stunde studire, macht sich Harriet im Hause zu thun. Um ½9 Uhr habe ich für eine Stunde in das Seminar zu gehen und zu hören, wie ein Eingeborner ein Kapitel aus der Bibel liest und es den Schülern erklärt. Seine Bemerkungen sind, so weit ich sie verstehe, gut, obgleich ich keinen Grund habe zu glauben, daß er die Kraft des Evangeliums an seinem eigenen Herzen erfahren hat. Wenn ich vom Seminar zurückkomme, treffe ich in meiner Wohnung 6—8 englische Schüler, denen ich eine Stunde widme. Mar Johanan kommt manchmal auch dazu und setzt sich unter sie, wobei unsere Uebungen durch seine Lebhaftigkeit und sein

entwickelteres Verständniß bedeutend gewinnen. Daneben sitzt ein Chan, der mich angegangen hat, ihn englich zu lehren, an einem Tisch und schreibt nach einer Vorschrift. Er ist von hoher Geburt, der Neffe des Gouverneurs, aber ein einfältiger Mensch, daher lege ich nicht viel Werth auf sein Englischlernen. Zuweilen spricht auch Hassan Ali Chan eine Weile bei mir ein. Er hat recht ordentlich Englisch und sonst noch Manches gelernt, was ihm Einfluß unter den Großen des Reichs verschaffen kann. Immer weniger betrachte ich die Zeit, die solchen jungen Männern gewidmet wird, als verloren. Die Perser halten, wie ihr wißt, die Erde für flach und unbeweglich, und machen aus diesem Glauben sogar ein Stück ihrer Religion. Dieser kleine Chan aber erlaubt nicht nur, daß die Erde rund ist, sondern zeichnet auch Karten verschiedener Länder. Schon in manchen Fällen hat die Wissenschaft dem Evangelium den Weg bereitet; möglicherweise könnte das ja auch unter den Muhammedanern in Persien geschehen. Nach meiner englischen Klasse liest und spricht Harriet eine Stunde mit unserm Diener John, während ich in gleicher Weise mit Yonan, einem 12jährigen Knaben, beschäftig bin, der vor ungefähr drei Wochen meiner Pflege empfohlen wurde, weil sein Großvater wünschte, er möchte in einer der Missionsfamilien erzogen werden. Von 12—1 Uhr mache ich mir entweder in der Werkstatt oder zu Pferd Bewegung. Dann kommt das Mittagessen. Nachher bringe ich wieder eine oder zwei Stunden mit Yonan zu, und rufe, wenn mich nicht andere Pflichten abhalten, meine englische Klasse zusammen. Um 4 Uhr reiten Harriet und ich eine Stunde miteinander aus. Ihr wißt, daß es hier eine Art Unmöglichkeit ist, zu Fuß zu gehen, und wir fast zum Reiten gezwungen sind. Seit wir von Seir herabgekommen sind, bin ich nur ein einziges Mal eine Strecke von etwa acht Minuten zu Fuß gegangen; wir sind aber sehr darauf bedacht, uns die für unsere Gesundheit nöthige Bewegung zu verschaffen. Unsere Abende bringen wir in verschiedener Weise zu. Zwei- oder dreimal wöchentlich kommen wir Alle zusammen, Gott um Segen zu unserer Arbeit anzuflehen, werden dabei aber öfters durch nestorianische Besuche unterbrochen, die zu empfangen und auf den Herrn Jesum hinzuweisen wir für einen Theil unsrer Aufgabe halten.

„Sonntags gehe ich Morgens 9 Uhr in das Seminar, wo mir mit Miss. Jones die Leitung der Sonntagsschule übertragen ist. Bis jetzt kann ich darin freilich wenig thun, außer mit Solchen, die eng-

lisch sprechen. O wie verlangt mich, sprechen zu können, um das Kreuz Christi zu verkünden! Um 12 Uhr haben wir englische Predigt, und obgleich unsere Gemeinde nur klein ist und kein Glockengeläute uns zusammenruft, haben wir doch köstliche Versammlungen und Predigten. Nach der Predigt gehen die Brüder gewöhnlich in die Dörfer hinaus. Ich bleibe hier und setze mich zu Schamascha (Diakon) Jschu (S. 67), wenn er im Seminar predigt. Abends, wenn Alle zurück sind, kommen wir zusammen, um unsere Herzen in Bitte und Danksagung zu vereinen."

Nicht unpassend schalten wir vielleicht hier nach dieser eingehenden Schilderung von Stoddards täglichem Leben einige Bemerkungen ein, die er in einem andern Briefe über die häuslichen Einrichtungen der Missionare im Allgemeinen macht:

„Ich gestehe, daß, als ich noch in Amerika war, ich es für unrecht hielt, wenn Missionare sich viel Bedienung erlauben; aber ein wenig Nachdenken hat mich belehrt, daß es vielmehr unrecht ist, wenn sie sich dieselbe nicht verschaffen. Wie könnten wir denn unserem Missionswerk nachkommen, wenn ich die Pferde besorgen und die Lebensmittel einkaufen, und Harriet in der Küche stehen und Kleider und Weißzeug waschen und flicken wollte? So aber kann ich nach dem Frühstück an meine Studien, oder ins Seminar, oder hinaus in die Dörfer gehen, wenn ich einmal dazu geschickt sein werde, das Evangelium zu verkünden. Harriet ihrerseits kann in die Mädchenschule gehen, um die Mädchen singen zu lehren und selbst dabei die Sprache zu lernen, oder aber zu Hause sich mit dem Syrischen beschäftigen. Das sind aber doch offenbar die Dinge, um deretwillen wir hiehergeschickt wurden. Meiner jetzigen Ueberzeugung nach sollten dem Missionar die Haushaltungssorgen so viel wie möglich erspart bleiben. Wenn wir etwas für das Reich Gottes thun wollen, müssen wir unsere Zeit dazu frei haben, und gewiß ist es das richtige Prinzip, wenn ich nicht selbst thue, was ein Eingeborner für tägliche 15 Kr. besser thut als ich. Ich zweifle aber kaum, daß einige der guten Landleute, die unserer Mission Beiträge geben, dieselben schnell zurückziehen würden, wenn sie wüßten, daß Harriet und die andern Missionsfrauen hier einen Koch haben. Ebenso würde vielleicht große Klage erhoben, wenn bekannt würde, daß wir Bodenteppiche haben. 'Sind hölzerne Böden nicht gut genug für uns, und braucht der Missionar etwas Besseres?' würde da gewiß Mancher sagen, ohne

daran zu denken, daß wir keine Dielen haben, und es durchaus nöthig ist, über die bloße Erde und die groben einheimischen Matten noch eine weitere Decke zu breiten. Was die Arbeit betrifft, so weiß Jeder, der mich in Persien gesehen hat, daß ich mich ihrer nicht schäme; und jeden Dollar, den wir ersparen können, aufs Genaueste zu Rath zu halten, betrachten wir Beide als heilige Pflicht."*)

So bescheiden, ja fast niedergeschlagen sich Stoddard im August über seine Fortschritte aussprach, kam ihm bei der Erlernung der orientalischen Sprachen seine klassische Bildung doch so zu statten, daß ihm schon im Oktober gemeinsam mit Miss. Jones die Leitung des Lehrerseminars übertragen werden konnte. „Wir fühlten Alle," sagt Perkins, „daß Niemand der großen Aufgabe, aus der Mitte der nestorianischen Jugend tüchtige und fromme Prediger heranzubilden, sowohl in Beziehung auf natürliche Begabung und wissenschaftliche Ausbildung, als in Betreff des ganzen Einflusses durch Wort und Wandel besser gewachsen sei als er. Und der Erfolg hat bewiesen, daß wir uns nicht getäuscht haben. Bald konnte er auch in syrischer Sprache predigen. Wie oft hat er uns nicht, sei es syrisch, sei es englisch, durch seine gewaltigen Ansprachen das Herz bewegt."

Wie demüthig stellt sich diesem Zeugniß des Seniors Stoddards eigener Bericht über seine erste syrische Predigt gegenüber!

Januar 1844.

„Der letzte Sonntag war mir in zweierlei Hinsicht wichtig. Einmal war es der erste Sonntag in einem neuen Jahr meines Missionslebens, dann war es auch der erste Sonntag, an dem ich

---

*) Da schon einmal von irrigen Ansichten die Rede ist, die manche Freunde in der Heimat vom Missionsleben hegen, möge hier auch eine Stelle aus einem schon in Constantinopel geschriebenen Brief der Frau Stoddard ihren Platz finden: „Es ist ein großer Irrthum zu glauben, daß beim Abschied von der Heimat ein Missionar seine geistlichen Feinde zurücklasse und hinfort nicht mehr mit dem Fleisch, der Welt und dem Teufel zu kämpfen habe. Er trägt sein sündiges Herz und seine verkehrten Neigungen mit sich und genießt nicht selbstverständlich mehr Gnade als andere Christen auch. Und wenn er in der geistlichen Wachsamkeit nachläßt, wird er bald mit Schmerz und Beschämung finden, daß er in die Region der Kälte und des geistlichen Todes zurücksinkt. Dieß ist beim Beginn ihrer Laufbahn die Erfahrung der meisten Missionare. Ich spüre, daß es auch die meine ist, und flehe von Herzen um die Gnade, durch das Gefühl meiner gänzlichen Abhängigkeit von Jesus mich täglich und stündlich unter Sein Kreuz führen zu lassen."

etwas wie eine syrische Predigt versuchte. Es hatten sich etwa 50 Frauen und einige Kinder in Miss. Stockings Wohnung eingefunden, und da er krank war, bat mich seine Frau, statt seiner zu sprechen. Es war ein gar schwacher Versuch, doch war es ein Versuch, der mich zu einem neuen Anlauf ermuntert. Nächsten Sommer hoffe ich mit Gottes Hilfe predigen zu können. Syrisch beten kann ich noch gar nicht, aber es ist hohe Zeit, daß ichs lerne.... Ich habe bis jetzt noch keinen Bericht für den Druck geschrieben, weil ich mich scheue, vor die Oeffentlichkeit zu treten. Auch möchte ich, der ich in der Mission noch gar nichts gethan habe, mich nicht der Gefahr aussetzen durch meine Briefe vielleicht einmal die Mittheilungen eines Veteranen im Dienst zu verdrängen. Wäre nicht Hoffnung, auch auf diese Weise der Sache des Herrn dienen zu können, so möchte ich am liebsten, daß keiner meiner Briefe veröffentlicht würde."

Das neue Jahr begann mit lieblichen Hoffnungen für die Missionare. Gleich in der ersten Woche desselben konnte Stoddard mit von Freude und Dank überfließendem Herzen schreiben: „Der Herr ist mit Seinem Segen in unser Haus eingekehrt und hat ein in Sünden verhärtetes Herz aus der Finsterniß zum Licht gebracht. Wir dürfen hoffen, daß John Gnade und Vergebung gefunden hat. Vor einer Woche noch war er ein Feind Jesu Christi, und heute sehen wir in ihm einen Erben des ewigen Lebens. Von seiner früheren Geschichte ist mir wenig bekannt, aber das weiß ich, daß er seit 2—3 Jahren den Brüdern viele Noth machte. Er log und stahl, und mehrmals waren sie auf dem Punkt, ihn zu entlassen und als verloren aufzugeben. Aber Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken; Er scheint John seinem Volke noch zum großen Segen setzen zu wollen. Sonntag Nachmittag wurde er in der Predigt Miss. Jones mächtig ergriffen, ohne daß wir es merkten. Montag Morgen, als ich in unsere Gebetsversammlung gieng, fragte ich ihn, ob er wisse, daß in diesen Tagen viel um die Bekehrung der Sünder gebetet werde. Er schien nie etwas davon gehört zu haben, und so suchte ich es ihm kurz zu erklären; da aber sonst noch Leute da waren, sprach ich nicht mit ihm über seine eigene Seele. Wenn ich jetzt an diese kurze Unterredung zurückdenke, erinnere ich mich, daß er sehr nachdenklich aussah, obgleich es mir damals nicht auffiel. Wir brachten den ganzen Tag theils im Kämmerlein, theils in gemeinsamem Gebet zu, und süß war es uns, dabei zu wissen, daß auch so viele theure Freunde in

Amerika unserer gedachten. Nachmittags kamen die Brüder von Seir herab, mit denen wir unter großem Segen unsere gewöhnliche Betstunde hielten. Nachher giengen wir in das Seminar, wo Perkins und Holladay den Zöglingen die vielen Gebete, die von Andern für sie dargebracht werden, und die Nothwendigkeit ans Herz legten, selbst auch zu beten, wenn sie dem zukünftigen Zorn entrinnen wollen. Die jungen Leute waren aufmerksam, aber nicht ungewöhnlich ernst. Ehe wir in die Abendversammlung giengen, die wir an jedem ersten Montag des Monats zu halten pflegen, sprach ich mit John und fand ihn zu meiner Freude angeregt. Er sagte, er habe den ganzen Tag die Herzensfrage keinen Augenblick vergessen können. Das spornte uns bei unserem brüderlichen Zusammensein zu um so inbrünstigerer Fürbitte. Dienstag Morgen schien John zu einem noch tieferen Gefühl seiner Sündhaftigkeit gekommen zu sein; den Tag über sprach ich viel mit ihm und wies ihn auf Jesum als seine einzige Zuflucht hin, und als wir uns Abends trennten, empfahl ich seine Seele noch dem, der immer bereit ist, die Seinen zu hören. Mittwoch Morgen sagte mir John, er hoffe seine Sünden seien ihm um Jesu willen vergeben. Dieß klang mir fast zu süß, als daß ichs glauben konnte. Ich hoffte, aber mit Zittern, und bat ihn wieder und wieder, sich nun ganz mit Seele und Leib seinem Heiland zu ergeben, und wohl zuzusehen, daß er aufrichtig sei und ein wirklich zerbrochenes Herz habe. O, wie beugt uns diese Erfahrung, und wie ermuthigend ist sie zugleich!

„Ein Jahr um das andere ist die Missionsarbeit hier fortgegangen, von Volk und Regierung gerne gesehen und unter vielen Zeichen äußeren Gedeihens; aber nur Wenige, sehr Wenige sind wahrhaft bekehrt. Von Einigen hegen wir die Hoffnung, daß sie zur Kindschaft Gottes gelangt sind, namentlich bringen Mar Johanan und der Priester Abraham gute Früchte des Glaubens und der Liebe. Aber die Veränderung, die mit ihnen vorgieng, fand so langsam, so allmählich statt, daß sie auf das Volk wenig Eindruck machte. Die Masse desselben ist orthodox genug, aber von Wiedergeburt haben sie noch sehr unklare Begriffe. Nicht als hätten die Brüder versäumt, sie wieder und wieder als auf das Eine Nothwendige darauf hinzuweisen, aber es fehlte bis jetzt ein lebendiger Beweis für die Wahrheit ihrer Worte. Zu einem solchen Exempel hat der HErr John erwählt..."

Die Bekehrung dieses Mannes schien keine vereinzelte Thatsache bleiben zu sollen; im ganzen Seminar glaubte man Lebensregungen zu verspüren, die eine allgemeinere Gnadenheimsuchung hoffen ließen und die Missionare zu erneutem, inbrünstigerem Anhalten am Gebet spornten; allein der ersehnte Odem aus der Höhe kam nicht, obgleich Einzelne zu einem lebendigeren Glauben durchdrangen. Ein Brief Stoddards an den damals in Seir wohnenden Perkins zeigt uns, wie er in jener Wartenszeit mit sich selbst ins Gericht gieng.

6. Februar 1844.

„Ich fühle mich sehr, sehr schuldig und habe mich vor Gott tief in den Staub zu beugen, daß ich in Seiner heiligen Sache so glaubenslos, so gebetlos und so unthätig gewesen bin. Nach den Erfahrungen, die ich in meinen besten Stunden machen durfte, bin ich überzeugt, daß wenn mein Herz recht gebrannt hätte von Liebe zu meinem Heiland, ich die Schwierigkeit meiner ungenügenden Kenntniß der Sprache durchbrochen und viel öfter und mit zehnfachem Erfolg mit den armen Knechten der Sünde um uns her gesprochen hätte. Der Herr vergebe mir diese Sünde....

„Wir hatten kürzlich einige Gespräche über die brüderliche Liebe mit einander. Ich hatte ein wenig jenen Zusammenfluß der Herzen, jenes innige, zarte Entgegenkommen vermißt, das für den gemeinsamen Dienst am Reiche Gottes so überaus wünschenswerth ist. Mir scheint, wenn wir beim Zusammenkommen unsere Versäumnisse bekennen und uns unter einander und vor Gott demüthigen könnten, müßten wir bald eine heilsame Wirkung davon spüren. Als bloße Form wäre etwas der Art freilich nutzlos, und vielleicht ist es überhaupt nicht ausführbar. Aber das fühle ich, daß wenn wir Gottes Werk fröhlich gedeihen sehen wollen, herzliche brüderliche Liebe unter uns herrschen muß."

Dabei aber ist er keineswegs entmuthigt. Vielmehr sagt er im gleichen Brief:

„Ich glaube nicht wie du, lieber Bruder, daß der Stand der Mission nach dem Zustand der Eingebornen zu bemessen ist. Gewiß wird, wenn wir treu sind, der Herr uns durch die Bekehrung von Seelen segnen und königlich segnen, nicht mit karger Hand. Aber findet Er es nicht auch zuweilen gut, seine Kinder durch längeres Warten zu prüfen, um zu sehen, ob es ihnen wirklich ernstlich um Seinen Segen zu thun ist? Laß uns gutes Muths sein, und unsern

Samen ausstreuen, komme was da will; denn die mit Thränen säen, werden gewiß einst mit Freuden ihre Garben bringen. Es drängt mich, um eine große, alsbaldige Erweckung zu beten, wenn aber eine solche nicht kommt, im gleichen Sinn Monate lang fortzubeten und fortzuarbeiten, falls es Gott gefallen sollte, mir die Last nicht früher vom Herzen zu nehmen. Thut Er es nicht heute und nicht morgen, so thut Er es doch gewiß zu Seiner Zeit. Nur daß wir uns nicht unvermerkt vom Kleinglauben beschleichen lassen, wenn wir nicht sogleich große Erfolge sehen dürfen."

Erfolge, weit über die kühnsten Bitten hinaus, durfte allerdings der treue Stoddard während seiner kurzen Missionslaufbahn noch schauen, aber freilich erst, nachdem es zuvor durch allerlei Dunkelheiten gegangen war. Werfen wir daher, ehe wir uns zu seinen späteren Erfahrungen wenden, mit ihm noch einen Rückblick auf die Erlebnisse des ersten Jahrs!

1. März 1844.

„Heute ist es ein Jahr, daß wir Amerika verließen, und eine Menge lieblicher und wehmüthiger Erinnerungen wird wieder wach in uns. Wir sind wieder in Boston im Haus der theuren Geschwister, die mit der zartesten Liebe für unsere Bedürfnisse sorgen, und deren nur halb unterdrückte Bewegung verräth, wie schwer ihnen der Abschied wird. Wir knieen mit ihnen zur Familien-Andacht nieder: unsere Herzen sind von Schmerz und Freude zum Zerspringen voll, aber der Herr steht uns bei. Endlich schlägt es 10 Uhr, und mit der daherwogenden Menge besteigen wir das Schiff. Aus manchem Auge stiehlt sich eine Thräne hervor, aber sie wird schnell getrocknet, und schweren Herzens, doch heiteren Angesichts sagen uns unsere Freunde Lebewohl. Die Menge verläuft sich, und wir erwarten, daß das Schiff in die See sticht. Aber Stunde um Stunde verstreicht, und immer noch liegen wir da, als könnten wir nicht loskommen von der heimatlichen Küste. Endlich sind die Zurüstungen beendet; der Steuermann kommt an Bord, die Taue werden losgemacht und die Segel dem schwellenden Winde preisgegeben. Wir sehen unsere Freunde noch in Häuflein am Ufer stehen. Ihre wohlbekannten Gestalten werden immer verschwommener, bis wir nichts mehr unterscheiden können als ihre wehenden weißen Taschentücher. Auch diese verschwinden endlich, und einen letzten Blick auf das zurückweichende Ufer werfend, ziehen wir uns mit schweren Herzen in unsere Kabinen

zurück. Aber sind wir trostlos? Nein, nimmer! Trostlos, wenn wir mit der Botschaft des Heils zu den Verlorenen hinausziehen, wenn wir zu ihnen gehen, um von Jesu Liebe zu zeugen? Nein, nein! Auch nicht eine Stunde habe ichs bereut, in die Mission getreten zu sein.

„Verläugnungen haben wir freilich, und ich möchte sie nicht unterschätzen. Es ist eine Verläugnung, allen Segnungen eines christlichen Landes den Rücken zu kehren, und seinen Wohnsitz in einem fernen Welttheil unter einem unwissenden Volke aufzuschlagen. Es ist eine Verläugnung, die meisten von denen, unter denen zu arbeiten man gekommen ist, unempfindlich für unsere Liebe und taub für unsere Botschaft zu finden. Aber alle diese Entbehrungen sind nichts, verglichen mit der Gnade, eine Zeuge Jesu Christi zu sein. Ja, lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, Seinen heiligen Namen."

Mai 1844.

„Wir sind nun bald ein Jahr in unserer neuen Heimat, ein schlecht benütztes Jahr, und doch ein Jahr voll Gnade und Erbarmen. Ich fühle mich jetzt ganz als Missionar, nur in Einer Beziehung nicht, nämlich in Heiligkeit des Herzens. Es ist schwer, warm zu bleiben in dieser eisigen Umgebung. Wir sind so hilflos, so unfähig, selbst unser Leben zu fristen, wie in den Schnee ausgesetzte Kinder. Möchten wir nur immer Licht und Leben aus der nie versiegenden Quelle trinken! Wir bedürfen sehr des Andenkens und der theilnehmenden Liebe unserer Freunde; denn um im Segen zu arbeiten, müssen wir heilig sein, und dazu ist uns neben unseren eigenen Gebeten auch die Fürbitte der Heiligen dringend nöthig.

„Wenn ein neuer Missionar hier anlangt, ist ihm die Herzlichkeit, womit er von den Leuten bewillkommt wird, ungemein wohlthuend. Alt und Jung kommt ihm freudig entgegen und ruft ihm den apostolischen Gruß zu: 'Gnade, Barmherzigkeit und Friede.' An die Einfachheit amerikanischer Sitten gewöhnt, schließt er aus diesem Empfang mehr, als der Wahrheit entspricht, und hält vielleicht gar in der Wärme seiner eigenen Empfindungen Jeden für einen lieben Bruder. Er muß schon eine geraume Zeit unter den Nestorianern gewohnt haben, um den wahren Zustand dieser alten Kirche ordentlich zu kennen; dann aber machen alle ungegründeten Hoffnungen,

die ihm die ersten Begegnungen einflößten, der nüchternen Wirklichkeit Platz.

„Als bei unserer Ankunft in Gawalan uns eine große Gesellschaft von Priestern begegnete, die zehn Stunden weit hergekommen waren, uns nach Hause zu geleiten; als am folgenden Tag bei jedem Umrang der Straße uns neue Nestorianerfreunde begrüßten; als kleine Knaben aus dem Seminar in der Sonnenglut 2—3 Stunden weit gelaufen kamen, uns willkommen zu heißen, machte mich die Aussicht ganz glücklich, unter einem Volke wohnen zu dürfen, das so verlangend schien nach dem Wasser des Lebens. Und als wir nun in langem Zuge in die Stadt einrückten und Hunderte von Nestorianern am Thor und auf den angrenzenden Dächern sahen, vergaß ich in meiner Rührung ganz, daß ich in einem Lande der Todesschatten war. Ich ließ meinen Thränen freien Lauf und dankte Gott, daß Er mich gesandt habe, diesen hungernden und schmachtenden Seelen das Heil in Christo zu verkünden.

„Während ich mich in Seir in ziemlicher Abgeschiedenheit auf das Erlernen der Sprache legte, bewahrte ich mehrere Monate lang diese angenehmen Eindrücke. Als ich nun aber wieder in die Stadt kam und dort die Leute in ihren Alltagskleidern sah, änderte ich schnell meine Ansicht. Bei meiner Ankunft hätte ich den Missionar hier als einen glücklichen Hirten geschildert, der seine Schafe auf grüne Weide und zu stillen Wassern führt, und dem diese freudig auf dem Himmelspfad nachfolgen. Jetzt aber würde ich ihn schildern als einen, der sich mühsam durch Sorgen und Schwierigkeiten hindurchwindet unter einem habsüchtigen, schwelgerischen und vergnügungssüchtigen Volk, wo nur Wenige in Wahrheit ein Herz zu ihm haben und er seine Freudigkeit einzig aus den Verheißungen seines Gottes schöpfen muß.

„Die fromme Redeweise des Volks, die dem Fremden anfangs so lieblich in die Ohren tönt, ist dem gesegneten Fortgang des Evangeliums ein großes Hinderniß. Wir treten z. B. in eine Familie ein, in der Hoffnung, da Gutes zu wirken. Sogleich sammelt sich ein Haufen unwissender Männer um uns, von denen kaum Einer lesen kann. Man leitet das Gespräch auf die Religion, und weit entfernt, daß der Gegenstand unwillkommen scheint, fallen Alle fließend und vielleicht mit Ernst in die Unterhaltung ein. Da hat man nicht nöthig, erst ein christliches Wörterbuch zu bilden wie auf heidnischen Missionsstationen; die Worte 'Glaube, Buße, Liebe, Christi' sind

auf Jedermanns Zunge. Aber ach! wie ein tönendes Erz und eine klingende Schelle haben sie gar oft im Munde dessen, der sie ausspricht, wenig oder keinen Sinn.

„Geht man am Sonntag in ein Dorf, so sitzt vielleicht ein Priester von ziemlich zweideutigem Charakter neben dem Missionar, der die Schrift erklärt. Hat dieser ausgestammelt, so fängt jener an das Gesagte zu bestätigen und Erklärungen beizufügen. Dabei zeigt er eine solche Fertigkeit in Herbeiziehung von Bibelstellen, daß es seine Wirkung nicht verfehlen könnte, wenn der Redner seine Grundsätze auch durch sein Leben bethätigte. So aber stumpfen seine Ermahnungen das Schwert des Geistes nur ab.

„Ich erwähnte schon eines 12jährigen Knaben (Yonan), der gleich nach meiner Ankunft meiner Leitung übergeben wurde. Er hatte lesen gelernt und besaß für einen Nestorianer seines Alters hübsche Kenntnisse. Ich fieng bald an, ihn englisch zu lehren, und lernte dabei von ihm syrisch. Wir lasen täglich in der Bibel, und in der Hoffnung, ihm dadurch nützlich zu sein, erklärte ich ihm das Gelesene Stelle für Stelle. Da ich aber noch sehr gebrochen syrisch sprach, kam er mir oft zuvor und drückte meine Gedanken viel besser aus, als ich es konnte. Seine Kenntniß der h. Schrift und sein scheinbar demüthiger Sinn freuten mich sehr. Oft schien er froh darüber zu sein, daß er bei mir wohnen durfte, wo er, von seinen gottlosen Kameraden entfernt, das Wort des Lebens hören konnte. Sprach ich etwa von Christo und der Nothwendigkeit Ihn mehr zu lieben als Vater und Mutter, so konnte er antworten, diese Liebe sei in seinem Herzen angezündet, der Heiland sei sein Freund und der Himmel seine Heimat. Ich konnte nie glauben, daß er wirklich bekehrt sei, fühlte mich aber doch zu ihm hingezogen und hoffte, er sei nicht fern vom Reich Gottes. Ich war aber schändlich getäuscht. Dieser Knabe war, wie er nachher selber gestand, ein Lügner und ein Dieb, und hatte nicht die geringste Achtung vor dem Evangelium, das er so sehr zu lieben vorgab.

„Dennoch finden wir Beweise in Menge, daß unsere Vorgänger nicht vergeblich gearbeitet haben. Ich sehe um mich her mehr als vierzig Schulen mit nahe an tausend Schülern, welche täglich im Evangelium lesen. Ich sehe ein Seminar mit 60 hoffnungsvollen Jünglingen aus allen Theilen der Ebene und des Gebirgs, welche in wenigen Jahren Priester und Diakone und Gelehrte ihres Volks

zu werden bestimmt sind. Unter unserer unmittelbaren Pflege werden sie sorgfältig in der h. Schrift unterwiesen und hören von Gliedern unseres Missionskreises manche ernste Ermahnung. Ich sehe eine Presse, welche das Wort des Lebens nach allen Richtungen ausstreut an Orte, die wir selbst nie erreichen würden. Ich sehe endlich ein Häuflein Bekehrter, das über die Verwüstungen um uns her weint und betet und Herz und Hand mit uns vereint, um Seelen zu retten. Noch nie, seit dem Bestehen dieser Mission, sind auch die Gottesdienste in der Stadt so zahlreich und mit solcher Andacht besucht worden, wie im letzten Winter. Viel Licht ist in die umliegende Finsterniß ausgegangen und Viele sind an ihrer eigenen Gerechtigkeit irre geworden. Das ist bei einem solchen Volk ein wichtiger Schritt zur herzlichen Aufnahme des Evangeliums."

6. Die Anfechtung.

Wie manchmal auf den herrlichsten Sonnenaufgang vor Abend noch ein schweres Gewitter folgt, so wurde für die Missionare in Urumia das Jahr 1844, das so vielversprechend begonnen hatte, eines der prüfungsvollsten und schwersten. Zu den Trauerposten von den furchtbaren Verheerungen der wilden Kurden im Gebirge kam (14. Juni) die Nachricht vom frühen Heimgang des von Allen hochgeschätzten, ja für unentbehrlich gehaltenen Dr. Grant. Dann stürmten auch auf die Missionare in der Ebene selbst Schwierigkeiten doppelter Art ein: die nöthig gewordene Reorganisation ihrer eigenen Arbeit und die feindseligen Umtriebe der Puseyiten und der Jesuiten. Beides berührt Stoddard in einem Schreiben vom 27. Februar 1845, zwischen das wir einige ergänzende Stellen aus andern Briefen einschalten:

„Als ich in diese Mission eintrat, nahm Alles einen gedeihlichen Fortgang. Unter dem Volk brach sich das Licht Bahn und Einige bekehrten sich von Herzen zu Gott. Aber nach der Erstürmung der Bergfesten durch die Kurden und der Vernichtung von Dr. Grants schönsten Hoffnungen, brach auch über uns die Trübsal herein. Der Patriarch selbst floh nach Mosul, seine Brüder entkamen nach Urumia. Der Uebermuth und Stolz, mit dem sich die Letzteren hier betrugen, rechtfertigte vollkommen das Gerücht, daß es hauptsächlich ihr heraus-

forderndes Benehmen gegen die Kurdenhäuptlinge gewesen sei, das die Niedermetzelung ihrer Stammgenossen verursachte. Da sie aber aus ihrer Heimat vertrieben und ihrer ganzen Habe beraubt waren, hielten wir es für eine Pflicht der christlichen Liebe, sie eine Zeitlang gastfrei zu beherbergen. Nach Verfluß einiger Monate erklärten wir ihnen jedoch, ehrerbietig aber fest, daß wir nicht auf die Dauer für ihren Unterhalt sorgen können. Dieß erzürnte sie um so mehr, da wir einige Bischöfe als unsere Gehilfen angestellt haben. Sie erklärten, wenn wir Bischöfen und Priestern einen Gehalt geben, und nicht ihnen auch, werden sie unsere Mission mit Stumpf und Stiel ausrotten. Dienstleistungen für unser Geld boten sie uns aber nicht an, außer etwa ihren allgemeinen Einfluß auf das Volk. Da wir nicht hieher gekommen sind, Einfluß zu erkaufen, und sie nun eine entschieden feindselige Haltung annahmen, blieb uns keine andere Wahl, als unser Vertrauen auf Gott zu setzen und ihren Grimm über uns ergehen zu lassen. Ihr erster Angriff galt unsern Dorfschulen, deren 50 über die Ebene zerstreut waren. Und wirklich gelang es ihnen dieselben zu sprengen, so daß seit einem halben Jahr nahezu 1000 Kinder wieder in ihre frühere Unwissenheit und Verwahrlosung zurücksinken. Der zweite Sturm war auf unsere eingebornen Gehilfen gerichtet. Einige von ihnen ließen sich durch Lockungen und Drohungen ganz von uns abwenden; die Mehrzahl aber hielt äußerlich nach wie vor zu uns. Jetzt gieng es auf die Presse los. Mehrere der Setzer mit ihren Eltern und Geschwistern wurden in den Bann gethan, und die Flüche des A. und N. Testaments über ihre Häupter gehäuft. Diese Waffe wurde jedoch bald wieder bei Seite gelegt, da verlautete, der unsern Personen zugesagte Regierungsschutz schließe auch unsere friedlichen Arbeiten in unserem eigenen Gehöfte ein, und wer jene störe, könnte sich leicht Unannehmlichkeiten zuziehen. Dagegen ließen sich die mit uns verbundenen Bischöfe von Anfang an durch ihre geistlichen Obern einschüchtern und zeigten gegen uns eine gewisse Entfremdung. Das Verhältniß, in dem sie zu uns standen, wurde nicht gelöst, wie es von unserer Seite vielleicht hätte geschehen sollen, und so kam es, daß sie einige Monate hindurch gegen uns arbeiteten, während sie dem Namen nach unsere Gehilfen waren.

„Das war aber nicht Alles. Wie schon bemerkt, hatte der Patriarch seinen Weg nach Mosul gefunden. Dort wurde er von Herrn Badger (dem Agenten der hochkirchlichen Partei in England,

der in den Jahren 1840—42 Persien bereist hatte) bewirthet und gehätschelt, bis er gegen uns und unsere Arbeit so eingenommen war, daß er seine Brüder in ihrem Widerstand durch sein patriarchalisches Siegel unterstützte. Während dieser ganzen Zeit waren auch die Katholiken nicht müßig. Es ist ja bekannt, daß Frankreich immer bereit ist, seine jesuitischen Sendboten in allen Ländern nöthigenfalls selbst mit Kanonendonner zu unterstützen. So kam auch kurz nachdem auf die Vorstellungen des russischen Gesandten am persischen Hofe hin die Jesuiten aus dieser Provinz ausgewiesen worden waren, ein französischer Gesandter nach Teheran, um von dem König Genugthuung zu fordern. Da dieser unbeugsam und fest entschlossen war, den Jesuiten den Eintritt in sein Reich nicht wieder zu gestatten, setzten jene alle Mittel in Bewegung, um auch unsere Ausweisung zu bewirken. Wir wurden in der Hauptstadt verläumdet und unsere Triebfedern verdächtigt, während wir aus einer Entfernung von mehr als 200 Stunden uns doch nur durch persönliches Erscheinen rechtfertigen konnten. So machten sich denn zwei von uns auf, um mitten in einem für dieses milde Klima unerhört strengen Winter zu Pferd die lange Reise zurückzulegen. Nach längerem Aufenthalt gelang es endlich unsern Brüdern, alle falschen Anschuldigungen siegreich zu widerlegen, und vielleicht stehen wir mit dem Hofe nun so gut, als es nur gewünscht werden kann. Einer so kraftlosen und dabei so argwöhnischen und allen Ränken zugänglichen Regierung nur genannt worden zu sein, ist aber immerhin mißlich. Den Behörden unbekannt zu bleiben, ist hier zu Lande ungleich wünschenswerther, als die höchsten Zeichen königlicher Gunst; denn gewöhnlich wird ein Mann nur bekannt, um zum Opfer ausersehen zu werden. Gewiß wurde also die Reise nach Teheran und die Berührung mit den persischen Machthabern von uns nicht gesucht; wir hätten sie lieber aufs Aengstlichste vermeiden mögen, aber sie schien unerläßlich.

„Gott hat es zwar dem russischen Gesandten (Graf Medem) und dem Schah ins Herz gegeben, uns freundlich zu begegnen und uns für den Augenblick die ruhige Fortsetzung unserer Arbeit zu gestatten, aber wie lange diese Gewogenheit dauern wird, können wir nicht wissen. Wir wollen daher auch nicht auf sie bauen; es ist besser, sich auf den Herrn verlassen als auf Fürsten. Unter Seinem Schirm sind wir, unsere Frauen und Kinder und unsere ganze Sache ewig geborgen. Und während wir alle gesetzlichen Mittel anwenden,

uns den Schutz der Großen der Erde (namentlich Englands) zu sichern, bitten wir den Herrn um Gnade, mit immer kindlicherer Einfalt und festerem Glauben unser Vertrauen auf Ihn, den König der Könige zu setzen. Wie langsam lernen wir es doch, Alles den Händen des Allweisen und Alliebenden zu übergeben!

„Als ich hier ankam, hatte ich wenig Begriff von den eigenthümlichen Prüfungen des Missionslebens. Die Trennung von der Heimat abgerechnet, dachte ich mir sie hauptsächlich leiblicher Art. Unsere äußere Lage ist aber ganz angenehm. Erfahrungen wie die soeben erwähnten, und die Blindheit und Stumpfheit derer, die wir retten möchten, sind es, die wie ein Centnergewicht auf unsern Seelen lasten. Ich darf wohl sagen, daß ich in den zwei Jahren meines Hierseins mehr am Herzen gelitten habe, als in meinem ganzen übrigen Leben. Doch bin ich dabei fest überzeugt, daß es nur meine eigene Schuld ist, wenn ich daneben nicht Freuden habe, die alle Trübsale weit überwiegen. Welchen Sinn hätte sonst die Verheißung, daß wer Vater und Mutter u. s. w. um Jesu willen verläßt, es schon in diesem Leben hundertfältig wieder nehmen soll? Heißt das nicht offenbar, daß ich hier in Persien glücklicher sein kann, als ich es in Amerika wäre? Nicht weil mein Haus besser oder mein Tisch reicher besetzt ist, sondern weil ich Licht vom Angesicht des Herrn und die Hoffnung einer unaussprechlichen Herrlichkeit genießen kann...

„Die Apostel zogen von Stadt zu Stadt und pflanzten unter großen Verfolgungen das Panier des Kreuzes auf; auch die Missionare unserer Tage haben Trübsal genug, um der Welt zu zeigen, daß ihr Leben nicht ein Leben äußeren Wohlergehens ist. Rings um uns her sind unsere Brüder heimgesucht worden, in der Türkei auf der einen, in Indien auf der andern Seite; nur uns hatte Gott seither gnädig verschont. Jetzt kommt die Reihe auch an uns, und wir dürfen deßhalb den Muth nicht sinken lassen. Wie es im Leben des Einzelnen kein gutes Zeichen ist, wenn Jahr aus Jahr ein Alles glatt fortgeht, so ists, glaube ich, auch in der Mission. Vielleicht hat das große Haupt der Kirche auf unserem Arbeitsfeld zu viel Sicherheit, zu kühne Erwartungen gesehen, und nach Seiner Weisheit es gut gefunden, diese Ihm mißfälligen Gefühle zu rügen. Dürfen wir überhaupt hier bleiben, so wird diese Bedrängniß gewiß uns selbst, und hoffentlich auch diesem armen Volk nur Segen bringen. Sollten wir aber ver-

trieben werden, so wird Gott auch dabei Seine weisen Absichten ausführen. Sein Name sei gelobt!

„Für jetzt setzen wir unsere Arbeiten in ruhiger, beschränkter Weise fort, und harren dabei sehnsüchtig der Winke des Herrn. Die Brüder des Patriarchen leisten uns keinen offenen Widerstand mehr, fühlen dabei aber wohl, daß sie einen Sieg davon getragen haben, indem sie unsere Schulen sprengten und unsere Predigt hemmten. Wir unsererseits haben das Vertrauen zu den Bischöfen verloren und erwarten in Kurzem von unserer Kommittee die Weisung, sie aus unserem Dienst zu entlassen. Das wird wohl einen neuen Sturm und noch größere Erbitterung erregen, doch nur vorübergehend. Für das Endresultat ist mir nicht bange. Hier wie überall bereitet sich ein tödtlicher Zusammenstoß zwischen der Religion der Formen und der des Geistes vor; aber wie lang und heiß auch der Kampf sein mag, endlich muß doch das einfache, lautere Christenthum siegen. Wir schwache Streiter in dieser fernen Stadt gehören mit zu der großen Schaar, die unter dem Herzog unserer Seligkeit für Sein herrliches Reich kämpft. Laß da und dort die Reihen durchbrochen werden und Einige verwundet vom Schlachtfeld sich zurückziehen, während etliche Andere erschrocken fliehen: Seine Sache muß triumphiren. Alle Kniee werden vor Ihm sich beugen, alle Zungen Ihn bekennen; denn der Herr hat es gesagt. Wir müssen Muth fassen und in der Kraft des allmächtigen Gottes vorwärts dringen. Wenn wir das Ende des Kampfes nicht in diesem Leben schauen, so sehen wir es drüben und stimmen von den ewigen Bergen mit in das Siegeslied ein: 'Heilig, heilig, heilig ist unser Gott; alle Lande sind Seiner Ehre voll.'

„Wir halten es im gegenwärtigen Augenblick noch nicht für gerathen, unsere Dorfschulen wieder zu eröffnen und außerhalb unserer eigenen Gebäulichkeiten viel zu predigen. Auch wäre es ein durchaus vergeblicher Versuch, jetzt die 25 Zöglinge des Seminars zusammenbringen zu wollen, dessen Leitung ich übernehmen sollte. Doch habe ich auch in der allerbewegtesten Zeit einige Knaben im Unterricht gehabt, deren Zahl allmählich auf 12 angewachsen ist. Ich nehme nur solche auf, von denen sich hoffen läßt, daß sie auch im Fall eines neuen Sturms fest bleiben würden, und daß sie sich zu etwas Tüchtigem heranbilden lassen. Ich lehre sie ihre Muttersprache, Altsyrisch, Geographie, Rechnen, etwas von den Naturwissenschaften, und einige von ihnen auch Englisch. Ich habe ihnen ein 54,000 mal

vergrößerndes Mikroscop, eine camera obscura u. dgl. mehr verfertigt, und finde, daß solche Abwechslungen mir meine Arbeit sehr erleichtern. Um die Knaben abzuhalten, nächste Woche zu einem ihrer großen Feste nach Hause zu gehen, habe ich ihnen versprochen, ihnen einen Luftballon zu machen. Es ist eine kleine Wirksamkeit, die ich da habe, aber doch eine Arbeit für den Herrn, und wenn wir in irgend etwas treu sind, so kann es ja an Seinem Segen nicht fehlen. Hat doch Brainerd unter einem armen Indianerhäuflein mehr Seelen gewonnen, als viele Missionare zusammen in einem Zeitraum von 30 Jahren im weiten chinesischen Reich! Hier unter meinen paar Schülern beneide ich keinen Andern um sein Loos; denn ich weiß, daß ich an dem Platz bin, an dem Gott mich haben will, und freue mich, da zu bleiben, so lange Er hier etwas für mich zu thun hat.

„Der Unterricht meiner Zöglinge in göttlichen Dingen ist freilich bei weitem der wichtigste Theil meiner Aufgabe, ach und ich fürchte der, in dem ich am meisten fehle. Wir haben zweimal täglich in syrischer Sprache Hausandacht mit ihnen und sprechen viel mit ihnen über ihre Seelen, aber mir ist, mein Herz brenne nicht genug von heiliger Liebe, um meine Worte an ihren Gewissen zu bekräftigen.“

Zwischen hinein fehlt es dem fröhlichen Manne doch nicht an Freudegründen; im April z. B. schreibt er: „Soeben haben wir unsere Tagesarbeit mit Bibellesen und Gebet begonnen, und jetzt habe ich mich zwischen meinem kleinen Bienenschwarm zum Schreiben niedergelassen. Es ist hier zu Lande allgemeine Gewohnheit, nur laut zu lesen, und es hält sehr schwer, die jungen Leute davon abzubringen. Ja, sie wollens versuchen, versprechen sie; aber so bald man ihnen den Rücken kehrt, fängt das vorige Gesumm von vornen an.

„Wir haben einen unserer schönsten Frühlingstage. Der Himmel ist so klar und von so tiefem Blau, wie man ihn nur auf italienischen Landschaften zu sehen gewohnt ist. Die Bäume wiegen ihre grünen Wipfel anmuthig im Winde und unzählige Vögelein hüpfen von Ast zu Ast und singen das Lob ihres Schöpfers. Die Schönheiten, die Gott im Frühling um uns her ausbreitet, sind kaum zu beschreiben. Die Vögelein allein schon sind eine fortwährende Quelle der Freude. Jeden Morgen fängt ihr Hauptmann (ob durch Stimmenmehrheit gewählt oder mit dem längsten Bart begabt, vermag ich nicht zu sagen) auf einem unserer höchsten Bäume sein Lied an; dann fallen alle andern zum reizendsten Chore ein. Die alten Störche schlagen,

in ihrem Nest auf dem Dach unseres Hauses sitzend, den Takt mit ihren langen Schnäbeln; Alles ist Freude und Leben. Allmählich taucht die Sonne aus dem See auf und gießt ihr goldenes Licht über die schöne Landschaft. Ach möchte der Tag bald kommen, an dem auch die Sonne der Gerechtigkeit und Heil unter ihren Flügeln über diesem Lande aufgeht! Es könnte eines der herrlichsten der Erde sein. Aber so wie es jetzt ist, sehen wir täglich Dinge, die unsere Herzen mit Trauer erfüllen."

Immer tiefer wurde bei Stoddard im Sommer 1845 die Ueberzeugung, daß unter den Nestorianern wie anderswo das Evangelium nicht sowohl der Geistlichkeit als dem Volke gebracht werden müsse. „Die Brüder des Patriarchen," schrieb er im August, „scheinen ihres nutzlosen Widerstands müde und willig, sich als unsere Freunde zu geberden. Aber von Kaiphas Zeiten an sind Priester und Bischöfe der Verkündigung des Evangeliums fast immer feindselig im Wege gestanden, und es wird wohl auch so bleiben. Anstatt uns auf sie zu verlassen, müssen wir vielmehr darnach trachten, das Werk unter dem Volk Wurzel schlagen zu sehen, und uns nicht irre machen lassen, wenn die Großen sich gegen uns erheben. Es mag zwar sein, daß mit ihrer Unterstützung unser Werk einen friedlicheren Fortgang hätte als ohne sie, aber ist denn äußere Ruhe ein Merkmal geistlichen Wachsthums? Werden wir nicht vielleicht, wenn unser Schifflein auf sturmbewegter See hin und her geschleudert wird, mehr Bekehrungen erleben und herrlichere Beweise der Nähe unseres Gottes sehen dürfen als bisher?"

Gegen das Ende des Jahres war es bereits wieder so weit licht geworden, daß Stoddard, wie vom jenseitigen Ufer auf die überstandenen Gefahren zurückschauend, schreiben konnte: „Wohl lernten wir mit David sprechen: Deine Fluthen rauschen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brausen; alle Deine Wasserwogen und Wellen gehen über mich! Aber Gott sei Dank! wir durften auch zu allen Zeiten in das Wort einstimmen: 'Der Herr hat des Tags verheißen Seine Güte, und des Nachts singe ich Ihm und bete zum Gott meines Lebens.' In den schwersten Stunden hat sich an uns die Verheißung erfüllt: 'Ich will euch nicht Waisen lassen,' und aus vollem Herzen können wir nun rufen: 'Ich will dem Herrn singen mein Leben lang und meinem Gott danken, so lange ich bin.'

„Wir haben aus den Erfahrungen der beiden letzten Jahre manche

heilsame Lehre gezogen, und in Beziehung auf mich selbst glaube ich ohne Prahlerei sagen zu können, daß ich durch alle diese Nöthen mich für die Prüfungen und Wechselfälle des Missionslebens besser vorbereitet fühle, als wenn ich zehn Jahre lang unter meinem Weinstock und Feigenbaum mein Werk hätte im Frieden forttreiben können. Stelle einen Mann, getrennt von seinen früheren Genossen und den Führern seiner Jugend, allein in ein fremdes Land; laß ihn nicht nur in ihm in jeder Beziehung neue Verhältnisse, sondern auch in den Ofen der Trübsal hinein geworfen werden, lade dazu das Gewicht irgend einer Verantwortlichkeit auf seine Schultern, und es kann nicht fehlen, daß, wenn er nicht unter seiner Aufgabe zusammenbricht, sie ihm vom größten Nutzen ist. Ich spreche hier von der Wirkung einer solchen Veränderung auf jeden Menschen, nicht ausschließlich auf den Christen. Wir haben davon hier beständig Beispiele vor Augen. Da kommt ein armer Knabe aus England, der vielleicht kaum lesen und schreiben kann, und jenfalls keine hohen Erwartungen von künftiger Brauchbarkeit erregt. Aber es werden plötzlich neue Anforderungen an ihn gemacht; er ist gezwungen, unter ihm bisher völlig fremden Umständen einen Entschluß zu fassen und zu handeln; es bestürmen ihn Schwierigkeiten und Gefahren, in denen sein Untergang fast unvermeidlich scheint. Doch er kämpft sich durch, überwindet die Hindernisse und gewinnt dabei eine Gewandtheit und Entschlossenheit, die er nie erlangt hätte, wäre er ruhig zu Hause geblieben. Was vom bloßen Abenteurer wahr ist, gilt nicht weniger vom Christen. Kann ein junger Missionar die Prüfung bestehen, so bringt sie ihm keinen Schaden, sondern nur Gewinn; kann er es nicht, so ist es nur um so besser, je schneller er sich davon überzeugt.

„Das ist aber nicht Alles. Leiden sind auch ein Segen für das innere Leben. Die Ermahnung des Apostels Jakobus: 'Achtet es als eitel Freude, wenn ihr in mancherlei Anfechtungen fallet,' galt nicht nur den Christen seiner Zeit. Trübsal wirkt eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit; sie macht uns los von der Welt und richtet unser Verlangen nach dem Himmel. Wenn dieß an uns nicht geschehen ist, so ist es nur unsere eigene Schuld.

„Auch in Beziehung auf unsere Arbeit und unsere Aussichten hat Gott Gutes aus Bösem, und Licht aus der Finsterniß hervorgebracht. Wir hatten mit zweierlei feindlichen Einflüssen, dem geheimen Widerstand der Puseyiten und den offenen Angriffen der Katholiken

zu kämpfen. Die Puseyiten waren so fest entschlossen, ihre Arbeiten ohne Rücksicht auf uns fortzusetzen, und hofften vielleicht sogar uns zu verdrängen; sie hatten so lange schon um das Vertrauen und die Gunst der nestorianischen Geistlichkeit geworben, daß es für uns eine wahre Erleichterung war, als die Sache endlich zu einer Krisis kam. Die Nestorianer gelangten dadurch zu der Einsicht, wie sehr die Puseyiten sie mit ihren Versprechungen von Geld und zeitlichem Schutz getäuscht hatten, und betrachten sie jetzt vom Patriarchen an abwärts nur mit Mißtrauen und Verachtung. Die Katholiken sind wir zwar nicht los, und werden es vielleicht niemals werden, aber wir dürfen doch mit Dank gegen Gott berichten, daß sie in ihren Umtrieben gehemmt sind und ihr Werk nur im Geheimen und unter Mißachtung der königlichen Gewalt fortsetzen können. Die Nestorianer halten so fest an der Bibel und fangen an mit den Anforderungen derselben so genau bekannt zu werden, daß ich wenig Furcht habe, sie könnten sich durch den Papst davon weglocken lassen. Die Jesuiten fühlen das selbst und werden vielleicht ihre Versuche aufgeben, wenn es ihnen nicht gelingt, unser ganzes Schulwesen, dessen Grundlage die Bibel bildet, über den Haufen zu werfen. Durch Briefe sowohl als durch ihren persönlichen Einfluß in Tebris und Teheran war es ihnen gelungen, unsern Namen nicht nur bei den muhammedanischen Behörden, sondern auch bei den im Lande wohnenden Fremden anrüchig zu machen. Ruhig fortarbeitend, hatten wir nicht die leiseste Ahnung von den Vorurtheilen, die gegen uns ausgestreut worden waren, bis uns die drohende Gefahr unserer Ausweisung plötzlich aufschreckte. Die nun folgende Untersuchung wurde mit Gottes Hilfe das Mittel, unsern wahren Charakter wie nie zuvor ins Licht zu stellen. Eine wohlthuende Erinnerung bleibt uns dabei das Wohlwollen des russischen Gesandten. Es ist nicht abzusehen, in welche Nöthen wir hätten gerathen können, wenn uns Gott nicht zu solcher Stunde einen solchen Freund erweckt hätte. Nun aber hat es Gott so gelenkt, daß unsere Mission unter Muhammedanern wie unter Fremden nie in so großer Achtung stand, wie gerade jetzt.

„Das Volk sogar schätzt unsere Arbeit jetzt mehr als zuvor. Es hatte sich, so lange dieselbe Jahr aus Jahr ein ungestört fortgieng, so daran gewöhnt, daß es am Ende meinte, es erweise uns eine Gunst, nicht wir ihm. Das Gefühl, wir müssen dankbar sein, unter ihm wirken zu dürfen, war allmählich ziemlich allgemein geworden.

Und zu verwundern ist dieß im Grunde nicht, denn die Bemühungen der Puseyiten und Katholiken um dies Völklein, im Verein mit allen erdenklichen Schmeicheleien, gaben ihm zu verstehen, wie die ganze Christenheit seiner gedenke. Aber die Unterbrechung unserer Thätigkeit zeigte den Leuten, was ihnen vorher gar nicht in den Sinn gekommen war, daß dieselbe auch aufhören und ihnen der seither genossene Unterricht entzogen werden könnte. Jetzt, da wir uns wieder mit Ernst ans Werk machen, werden unsere Schulen dankbarer anerkannt, unsere Bücher eifriger gelesen, unsere Predigten fleißiger besucht als je, und den Geistlichen wie dem Volk scheint es gleichermaßen am Herzen zu liegen, doch ja alles zu vermeiden, was eine neue Störung herbeiführen könnte.

„Und dürfen wir nicht hoffen, daß diese Zeit der Sichtung auch der Missionsgemeinde der Heimat einen Segen bringen wird? Wir Missionare beugen uns tief über unserem Mangel an Treue und Glauben und bekennen gerne, daß diese Prüfungen wenigstens theilweise über uns gekommen sind, weil wir nicht eifrig und hingebend genug waren im Dienst des Herrn. Dürfen aber nicht auch diejenigen, welche uns ausgesandt haben, sich fragen, ob sie selbst gar keine Verantwortung dabei trifft? Haben sie so für uns gebetet und so mit uns gefühlt, wie sie sollten? Haben sie alle Mittel, die ihnen zur Bekehrung dieses Volkes zu Gebot standen, ebenso eifrig angewandt, als sie ihr Geld darbrachten und ihre Boten aussandten? Und wenn nicht, sollten sie dann nicht in diesen Verwickelungen eine Mahnung Gottes erkennen, mehr für uns zu beten? Wir sind ein schwaches Häuflein und brauchen, ach wie nöthig, einen Lebensodem aus der Höhe; daher hoffen wir fest, daß unsere Anfechtungen, anstatt die Missionsgemeinde zu entmuthigen, sie zu wärmerer Theilnahme und Fürbitte spornen werden. Ich bin der gewissen Zuversicht, daß wenn wir hier außen und ebenso die Gemeinden in der Heimat unsere Pflicht ganz thun, es vorwärts gehen muß und der Herr die Seinen herrlich erretten wird."

---

7. Die Erweckung.

Dieser Tag der Errettung war bereits näher, als Stoddard es ahnte. Im Herbst 1845 hatte er die Zahl seiner Zöglinge auf 40 erweitert, bei der Neugestaltung des Seminars aber dieselben Ein=

richtungen beibehalten, die sich bewährt hatten, so lange er nur einige wenige Knaben ganz in seine Familie aufgenommen hatte. Das weibliche Seminar unter der Leitung von Frl. Fisk wurde um dieselbe Zeit wieder eröffnet und in ähnlicher Weise reorganisirt. Bald zeigte sich in beiden der Gewinn dieser Einrichtungen. Es gab weniger Lärm und Verwirrung, weniger Zank und Ungehorsam, weniger Streitigkeiten unter den Zöglingen. Waren sie vorher zerlumpt, schmutzig und von fast ekelhaftem Benehmen gewesen, so sah man sie jetzt vergleichungsweise geordnet, reinlich und ruhig. Die älteren benahmen sich bald mit einem vorher ungewohnten Anstand; leichtfertige Streiche und kleine Diebstähle, die vor drei Jahren nichts Seltenes gewesen waren, kamen kaum noch vor, und äußerlich wenigstens herrschte große Ehrfurcht vor dem Tag des Herrn und der Predigt des Worts. Unter den Mädchen wurde bald auch wirklicher Kummer über ihre Sünden spürbar, und bei einigen bemerkte man die Gewohnheit inbrünstigen Gebets im Kämmerlein.

Ende Dezember, während Stoddard sich auf einer kurzen Missionsreise nach Tebris befand, nahm Miss. Stocking, der so lange die Leitung des Knabenseminars übernommen hatte, auch unter seinen Zöglingen einen Ernst und eine Sammlung wahr, die ihn Größeres hoffen ließ. Er theilte dies einigen Missionsgeschwistern mit, deren Sehnsucht nach einer Gnadenheimsuchung nun mehr und mehr zu heißem Flehen wurde. Stoddard selbst, der seinen Unterricht so völlig auf die h. Schrift gründete, daß dieselbe seinen Schülern den ganzen Tag über kaum zwei Stunden aus den Händen kam, hoffte auch noch im Laufe des Winters eine allgemeine Erweckung. So brach das Jahr 1846 an. Am ersten Montag desselben, der als Buß- und Bettag für sämmtliche evangelische Missionen gefeiert wurde, erbaten nach der Morgenandacht zwei Schülerinnen des Mädchenseminars tief bewegt sich die Erlaubniß, den Rest des Tages in der Stille zuzubringen, um Gnade und Vergebung zu suchen. Natürlich wurde ihre Bitte gewährt. Man fühlte ihnen an, wie sie immer ernster, immer innerlicher wurden, und nach einigen Tagen saßen sie wie Maria zu den Füßen Jesu.

Um die Mitte des Monats fühlten sich die Missionare zu erneutem Flehen, namentlich für die beiden Anstalten angetrieben; dennoch kamen ihnen die nun folgenden Segnungen so überraschend, daß Stoddard schreibt: „Sonntag den 18. Januar spürte ich unter

meinen Schülern auch nicht den geringsten Eindruck und war nahe daran zu verzagen, indem ich in meinem Unglauben dachte, Gott habe uns verlassen. Am gleichen Abend noch rief ich dann zwei der ältesten und ernstesten Zöglinge zu mir und drang in sie, doch ohne Verzug das Heil ihrer Seelen zu bedenken. Sie schienen bewegt, und versprachen es zu thun. Das machte uns wieder Muth. Am folgenden Tag schien auch in einigen Andern etwas vorzugehen. Dienstag erwachten noch mehrere aus ihrem Sündenschlaf. Mittwoch Abend, als ich mit den Brüdern in die Versammlung gieng, hörten wir von allen Seiten die Stimme des Gebets, untermischt mit Weinen und Schluchzen. Keiner der Anwesenden wird jene unbeschreiblich feierliche Abendstunden je vergessen. Nachdem wir die Versammlung weit über die gewöhnliche Zeit hinaus verlängert hatten, wollten wir endlich schließen; aber keiner der Knaben verließ seinen Sitz. Erst nachdem wir noch eine gute Weile gesprochen und gebetet und sie dann ernstlich gehen geheißen hatten, entschlossen sie sich, uns zu verlassen. Kaum war ich aber in mein Zimmer zurückgekehrt, so füllte es sich mit sündenmüden Zöglingen. Worte vermögen nicht zu beschreiben, was ich empfand, als ich bis gegen Mitternacht einer Abtheilung nach der andern den theuren Jesusnamen anpries. Nie zuvor hatte ich selbst so tief die Liebe Christi und den Werth unsterblicher Seelen gefühlt; nie auch eine so ungeheure Verantwortlichkeit.

„Schon in Amerika ist es etwas Großes um eine Erweckung. Doch Amerika ist das Land der Erweckungen, und man ist gewissermaßen daran gewöhnt. Hier aber sitzen wir im Thal der Todesschatten, umgeben von Millionen Moslems, die von keinem Heiland wissen, und von Namenchristen, die wenig besser sind als ihre muhammedanischen Dränger. O was ist es da nach zwölfjähriger Mühe und Arbeit, nach all den Prüfungen und Wechselfällen der letzten Zeit, nachdem einige unserer Mitarbeiter uns entmuthigt verlassen haben und unsere eigenen Herzen manchmal sich kaum aufzurichten vermochten unter ihrer Last, das Wehen des heiligen Geistes zu spüren, der den verdorrten Gebeinen wieder Leben einhaucht!

„Es wurde im Seminar wenig geschlafen in jener denkwürdigen Nacht. Wenn ich auch mein Haupt einmal aufs Kissen niederlegte, drang gleich wieder das Schluchzen bußfertiger Sünder an mein Ohr. Als ich frühe von einem unruhigen Schlummer aufstand, warteten schon wieder heilsbegierige Seelen, daß ich ihnen den Weg des Lebens

weise. Zu meiner unbeschreiblichen Freude hatten zwei bereits Frieden gefunden und sich von ganzem Herzen ihrem Herrn und Heiland ergeben. Von da an breitete sich die Erweckung immer mächtiger aus. Unsere Haus wurde ein Bethel. Wir leerten ein Zimmer und ein Kabinet nach dem andern, bis wir 7—8 stille Räume geschafft hatten, in die sich die Zöglinge zum Gebet zurückziehen konnten. Diese alle waren vom Morgen bis in die Nacht von solchen besetzt, die in ihrer Seelenangst um Gnade schrieen. Oft, wenn die Stadt in tiefem Schlummer lag, hörte ich rechts und links von mir noch einzelne Seelen mit dem Engel des Bundes um einen Segen ringen.

„Donnerstag (22. Januar) schienen manche der Zöglinge aus der Bewegung, die einige Tage hindurch beinahe das ganze Seminar ergriffen hatte, wieder in das gewohnte Alltagsleben zurücksinken zu wollen. Anders war es bei zehn oder zwölf der älteren und nachdenklicheren, die unter einem solchen Gefühl ihrer Verdammniß blieben, daß ihre Körperkraft darunter zusammenzubrechen drohte. Namentlich unser Yonan, der schon lange eine sehr klare Erkenntniß der Heilswahrheiten besaß, aber stets sein Gewissen übertäubt und alle Ermahnungen von sich gestoßen hatte, lag in seiner Seelenangst jene ganze Nacht um Erbarmung schreiend auf dem Boden. Alle früheren Gnadenzüge, gegen die er sich verhärtet hatte, schienen sich drohend vor ihm aufzuthürmen und sein Entsetzen zu vermehren. Ein solcher Zustand konnte nicht lange dauern; Freitag Morgen stimmte er mit mehreren Andern in das Lob der erbarmenden Liebe ein.

„Diesen Tag feierten wir als einen Buß- und Bettag; Abends versammelten wir dann die angeregtesten Zöglinge beider Seminare in Bruder Stockings Zimmer. Wir suchten ihnen das Amt und die Wirkungen des heiligen Geistes noch deutlicher zu erklären, und baten sie dringend, die goldene Gelegenheit, die ihnen nun geworden sei, dem zukünftigen Zorn zu entrinnen, doch ja nicht zu versäumen. Es war eine tief ergreifende Stunde. Auf einer Seite saßen die Mädchen gesenkten Hauptes und vergeblich bemüht, ihre Thränen zu unterdrücken; alle Anwesenden, von den Priestern bis zum jüngsten Kinde herab, schienen den ganzen Ernst der Ewigkeit zu fühlen.

„Am folgenden Sonntag hatten zehn unserer Zöglinge und etwa ebenso viele Schülerinnen der Mädchen-Anstalt Frieden mit Gott gefunden und freuten sich der Hoffnung der zukünftigen Herr-

lichkeit. Der Diakon Tamu, dessen Oberflächlichkeit in der vorhergehenden Woche mich sehr betrübt hatte, zitterte nun wegen seiner Sünden. Der Priester Ischu blieb nach der Versammlung an seinem Platze sitzen, das Gesicht mit seinem Taschentuch bedeckend, und brach in Thränen aus, als Miss. Stocking ihm freundlich die Hand reichte."

Ueber den weiteren Verlauf dieses Gnadenwerks schrieb Stoddard beinahe ein Jahr später, also zu einer Zeit, in der bereits ein durchaus ruhiges Urtheil darüber möglich, die Erinnerung an die empfangenen Segnungen aber noch frisch und lebendig war:

„Der Anfang dieser Ausgießung des heiligen Geistes kam als ein solcher Sturmwind über uns, daß unsere leibliche Kraft darunter zusammengebrochen wäre, wenn er mit derselben Gewalt noch einige Tage angedauert hätte. In den nun folgenden Wochen nahm jedoch das Werk einen stilleren, aber immer noch so herrlichen Fortgang, daß man deutlich fühlte, der Herr sei in unserer Mitte. Durch beide Anstalten gieng etwa zwei Monate lang ein Geist tiefer Sammlung, und von 30 Knaben und 20 Mädchen haben wir allen Grund zu hoffen, daß sie wiedergeborne Kinder Gottes sind.

„Täglich kamen tief ergreifende Auftritte vor. Einmal baten zwei zum Katholizismus übergetretene junge Leute um Aufnahme in unser Seminar. Man wies sie ab, aber sie wiederholten ihre Bitten so dringend, daß ihnen endlich erlaubt wurde, an den Unterrichtsstunden Theil zu nehmen; doch betrachteten wir sie mehr nur als Eindringlinge. Wie bewegte es uns da das Herz, als sie beinahe sogleich zur Erkenntniß ihrer Sünden kamen und mit geängstetem Gewissen fragten: was sie thun müßten, um selig zu werden! Sie schienen ganz niedergeschmettert von dem Gedanken, den einfacheren Gottesdienst ihrer Väter verlassen und Gottes Zorn herausgefordert zu haben, indem sie ihre Kniee vor Bildern beugten, und sprachen wieder und wieder ihre Dankbarkeit aus, daß Er solche verlorene Söhne noch einen Platz habe finden lassen unter seinen Kindern. Einer dieser jungen Männer besitzt seltene Gaben und kann unter seinem Volke Großes wirken. Beide haben bis jetzt ihres Glaubens würdig gewandelt und wir dürfen hoffen, sie zum vollen Mannesalter in Christo heranwachsen zu sehen. — Gerade am Anfang der Erweckung kam auf unsere Bestellung von Ada her auch ein Schneider, um im Seminar etliche Wochen für die Knaben zu arbeiten. Er hörte aufmerksam den Gesprächen der noch um ihre

Sünden Bekümmerten und derer zu, die schon Frieden gefunden hatten, lernte sich selbst auch als verloren erkennen und warf sich mit seiner ganzen Last seinem Heiland in die Arme. Um sich nicht von uns trennen zu müssen, arbeitete er Monate lang ohne andern Lohn als Nahrung und Kleidung bei uns fort. Den ganzen Frühling und Sommer hindurch wandelte er sichtbar mit dem Herrn und gewann nicht nur die Achtung Aller, sondern übte auch einen gesegneten Einfluß auf Viele aus, obgleich er kaum im Stande ist zu lesen und an Kenntnissen dem jüngsten unserer Schüler nachsteht. Wir erinnern uns noch wohl, mit welch liebevollem Ernst er vor seinem alten Großvater niederfiel, der ihn besuchte, und wie er in ihn drang mit Bitten, doch das Heil seiner Seele zu bedenken. Er konnte weder essen noch schlafen, bis er den ehrwürdigen Alten auch zu den Füßen Jesu sah. Mehrere Tage und Nächte hindurch flehte er ihn mit ungelehrter, aber mächtig beredter Zunge an, doch nicht nach Hause zurückzukehren, ohne sich ganz dem Herrn Jesu ergeben zu haben. Und seine treue Liebe wurde gekrönt. Wie wir von verschiedenen Seiten fortwährend hören, geht der patriarchalische Großvater nun in demüthigem priesterlichem Sinn einher, und obgleich er in seinem verderbten Dorfe kaum eine Seele findet, die mit ihm übereinstimmt, ist er durch seinen himmlischen Wandel täglich ein Prediger der Gerechtigkeit für dasselbe.

„Während unseres Aufenthalts in Seir meldete sich ein 16jähriger Waisenknabe, der schon früher einmal kurze Zeit im Seminar gewesen war, zur Wiederaufnahme. Von Geschäften gedrängt, hieß ich ihn bleiben, bis ich sein Gesuch genauer prüfen könne. Zwei Tage darauf gerieth er, ich weiß nicht ob durch Zufall oder von Neugierde getrieben, in ein Zimmer, in dem einige der Zöglinge zum Gebet vereinigt waren, Er hörte zu und wurde so ergriffen, daß er mit Thränen zu mir kam, um nach dem Weg des Lebens zu fragen. Da im Kreis der Zöglinge seit einigen Wochen keine neue Bekehrung vorgekommen war, kehrte mit der Erscheinung dieses suchenden Fremdlings wieder eine tiefe Sammlung ein. Einige Tage hindurch wuchs das Gefühl seiner Sündhaftigkeit, aber er wuchs auch an Erkenntniß des Heils in Christo, und übergab sich Ihm mit Leib und Seele. Seither zeigt er sich als einen aufrichtigen Christen und nimmt seinen Platz nicht nur im Seminar, sondern auch in meinem Herzen ein.

„Leider kann ich aus der Töchter-Anstalt nur wenige einzelne Züge berichten, die mir bekannt wurden. Von den beiden zuerst erweckten

Schülerinnen ist die eine bereits im Frieden entschlafen, nachdem sie Monate hindurch schwere körperliche Leiden mit musterhafter Geduld ertragen und ihr Vertrauen ganz auf ihren Heiland gesetzt hatte, dessen Lob sie nun mit den vollendeten Gerechten singt. Die andere legt durch ihren Wandel täglich Zeugniß ab von der großen und seligen Veränderung, die mit ihr vorgegangen ist. Merkwürdig war es uns, daß in beiden Anstalten am gleichen Tag (19. Jan.) die Bewegung anfieng, da dieselben doch in gar keiner Berührung mit einander stehen. Unter den anfänglich am wenigsten ergriffenen Knaben befanden sich zwei, deren Väter zu unseren bewährtesten Nationalgehilfen gehören, und deren ältere Schwestern in der Töchteranstalt bekehrt worden waren. Diesen beiden Mädchen war es ein solches Herzensanliegen, daß doch auch ihre Brüder den Herrn finden möchten, daß sie einmal die ganze Nacht aufblieben, um mit kurzen Unterbrechungen bis zur Morgendämmerung abwechslungsweise für sie zu beten. So sehr wir uns über den Geist freuten, in dem sie dies thaten, ermuthigten wir doch in keiner Weise solche Ausnahmen von der Hausordnung. Natürlich aber spornte dieses Beispiel suchender Liebe auch uns zu inbrünstiger Fürbitte. Es konnte fast nicht fehlen, daß diejenigen, für deren Seelen so viele Gebete aufstiegen, endlich um ihr Heil bekümmert wurden; und Einer von ihnen hat, wie wir hoffen, bereits Frieden gefunden. Ueberhaupt sind die noch unbekehrten Zöglinge nicht unberührt geblieben von dem Wehen des Geistes; sie beten viel mehr und berechtigen uns zu der Hoffnung, daß wir auch sie noch werden dürfen ganz herbeikommen sehen.

„Etwa zwei Monate nach jenen Ereignissen entließen wir unsere Zöglinge in eine kurze Vakanz. Als wir uns beim Abschied noch zu gemeinsamem Dank versammelten, waren unsere Herzen so voll von dem, was der Herr an uns gethan hatte, daß wir unsere gewöhnlichen Bitten ganz vergaßen. Ja wir vergaßen, daß wir noch hienieden wallten, und stimmten schon in die Lobgesänge derer ein, die vor dem Thron des Lammes stehen. Nach zehn Tagen kehrte unsere kleine Heerde wieder heim. Obgleich ich sie dem Schutz des guten Hirten empfohlen hatte, war mich doch manchmal die Sorge angekommen, unsere Zöglinge könnten zu Hause in allerlei Versuchungen gerathen und am Ende den Geist Gottes betrüben. Statt dessen fand ich sie aber zu meiner großen Freude so anspruchlos und gesammelt, als sie ausgezogen waren. Da ich selbst in jenen Tagen in vielen Dörfern

umherwanderte, hörte ich an verschiedenen Orten mit freudiger Ueberraschung, wie sie ihre Ferien dazu benützten, den Ihrigen den Namen Jesu anzupreisen.

„Daß meine Aufgabe unter ihnen eine selige ist und ich mich in meinem Missionsberuf glücklicher fühle als je, brauche ich nicht erst zu sagen. Es ist wohl auch in der Heimat süß, angefochtene Seelen auf das Lamm hinzuweisen, das der Welt Sünde trägt, aber alle Freuden der Art, die ich in Amerika kostete, sind der Wonne nicht zu vergleichen, die ich hier auf dem Missionsboden dabei empfinde. Ich glaube, daß alle meine theuren Freunde in der Heimat in der Liebe Jesu viel fester gegründet und reifer für den Himmel sind als ich; aber das ist mir auch klar, daß keiner von Allen ein so beneidenswerthes Loos hat wie ich. Und sollte meine Lebenszeit auch bedeutend abgekürzt werden durch den Missionsdienst, ja sollte ich jetzt schon nahe daran sein, meine Hütte abzulegen, ich könnte nur frohlocken, daß ich meine Gebete und Thränen mit denen meiner miterlösten Brüder unter diesem Volke mischen durfte. Lieber möchte ich schon jetzt im Grabe ruhen, als gar nicht hieher gekommen sein.

„Bisher pflegten wir im Sommer unsere Zöglinge für einige Monate zu entlassen, weil es eine Art Unmöglichkeit war, sie während der größten Hitze in der Stadt bei uns zu behalten, und es uns ebenso unmöglich schien, sie in unserer kleinen Landwohnung im kühleren Seir unterzubringen. Dieses Jahr konnten wir uns aber nicht zu einer solchen Trennung entschließen, und obgleich Harriet und ich einer Erholung bedurften, beschlossen wir doch, unsere Zöglinge bei uns zu behalten, so lang es unsere Kraft irgend erlaubte. Nach einer kurzen Vakanz ließen wir uns daher mit ihnen in Seir nieder. Auf einer Matte mit herrlicher Fernsicht gerade über unserem Haus wurden Zelte für unsere Zöglinge aufgeschlagen. Der schöne Bergabhang, die fruchtbare Ebene, der Silberspiegel des Sees mit seinen niedlichen Inseln zwischen seinem wilden Felsengürtel, all das war dazu angethan, die Herzen zu Dem zu erheben, durch den alle Dinge gemacht sind. Einen wolkenlosen, tiefblauen Himmel über unsern Häuptern, eine Gegend von unbeschreiblicher Lieblichkeit vor Augen, das tausendstimmige Concert der Vögel im Ohr, in den Schluchten und Thälern des Gebirgs rings um uns her einsame Plätze in Menge zum Umgang mit dem Herrn, und Muße genug zur stillen Betrachtung Seines Worts, so pflegten wir unserer Heerde und suchten sie Golgatha und dem Himmel

zuzuführen. Und nicht vergeblich. Wir sahen sie in der Gnade wachsen, die Liebe Gottes über die Selbstsucht siegen, und Hader, Neid, Zorn, Zank und Zwietracht der Freundlichkeit, Geduld und Sanftmuth weichen.

„Unsere Neubekehrten legen eine Theilnahme für die Mission an den Tag, die mir ein kostbares Angeld für ihre künftige Wirksamkeit ist. Nie in meinem Leben hörte ich so ernstlich für eine in ihren Sünden dahinsterbende Menschheit flehen, wie in unserer letzten monatlichen Missionsstunde es die Zöglinge unseres Seminars thaten. Auch die Schülerinnen der Mädchen-Anstalt waren von einem solchen Gebetsgeist ergriffen, daß sie sich erst zum Schlafengehen entschlossen, als ihnen versprochen wurde, sie dürfen am folgenden Tage sich wieder zu gemeinsamer Fürbitte vereinigen. Sie beteten zuerst für ihr eigenes Volk und nannten dabei, so weit ihre geographischen Kenntnisse reichten, ein Dorf um das andere; dann brachten sie die Bedürfnisse aller der in ihrem Sündenelend verderbenden Seelen unter Christen, Juden, Muhammedanern und Heiden vor den Gnadenthron. Ist ein solcher Missionssinn nicht tief beschämend für Viele, die schon lange dem Herrn Jesu von Herzen anzuhangen glauben?

„Nicht lange, nachdem die Arbeit des hl. Geistes unter unsern Zöglingen begonnen hatte, war an Allen, die mit uns in Verbindung standen, eine Rückwirkung davon spürbar. Mehrere der ausgezeichnetsten Priester und Diakonen in unserem Dienst, so wie einige Lehrer beider Anstalten, die sich seit Jahren schon für bekehrte Leute gehalten hatten, brachen plötzlich mit ihrer ganzen Vergangenheit und flehten vereint mit ihren Schülern um Gnade. Auch die Arbeiter in der Druckerei wurden ergriffen, und mehrere der Verkommensten sind nun neue Kreaturen. Unsere Dienerschaft gieng gleichfalls nicht leer aus, und in Seir sowohl als in der Stadt sind nur noch Wenige um uns, deren innerer Stand uns nicht zu lieblichen Hoffnungen berechtigt.

„Die Segenswellen schlugen aber noch weitere Kreise. Kaum zwei Wochen nach dem Anfang der Erweckung in den Seminaren hatte sich die Kunde davon schon in die Nähe und Ferne verbreitet. Die Verwandten und Freunde der Zöglinge und viele andere Besuche strömten herbei; Einige aus bloßer Neugierde, Andere sichtbar getrieben durch den Zug des Vaters zum Sohne. Dadurch wurde uns Gelegenheit gegeben, bei den täglichen Morgen- und Abendandachten, bei den Gottesdiensten im Seminar und ganz besonders bei den Sonntagspredigten unsere Ansprachen auch an eine Masse Fremder zu richten,

die aus den verschiedensten Beweggründen sich hier zusammenfanden. Auch an ihren Herzen durften wir die Macht des Wortes sehen, das Viele wie ein zweischneidiges Schwert traf und als überwundene Feinde zu den Füßen Dessen legte, der ihnen zu stark geworden war. Was unsere Gäste in den öffentlichen Versammlungen hörten, wurde von unsern Zöglingen und andern bekehrten Hausgenossen durch persönliche Besprechungen ergänzt. Es war ergreifend, diese Knaben und Mädchen ihre Angehörigen gleich beim Empfang bei der Hand nehmen zu sehen und zu hören, wie sie an Christi Statt sie baten, sich versöhnen zu lassen mit Gott. In den meisten Fällen begnügten sie sich nicht mit solchen Ermahnungen, sondern nahmen sie auch zum Gebet mit sich in die Stille, und der Beispiele sind nicht wenige, in denen ein Vater oder eine Mutter durch ihr Kind, oder ältere Geschwister durch einen Bruder oder eine Schwester zu Jesus gebracht wurden. So wurde unter Anderen ein Töchterlein des unwissenden und rohen Diakons Gewergis von Hakkie in der Mädchen-Anstalt bekehrt. Bald stand ihr Vater zum Besuch da. Die Seile der Liebe wurden nicht nur von seinem Kind, sondern auch von andern frommen Eingebornen um ihn ausgespannt und die Botschaft des Heils ihm verkündet. Der gewaltige Mann, früher ein Räuber, hörte zuerst gleichgiltig, dann mit Widerwillen zu. Als die ersten Lichtstrahlen in seine Seele fielen und ihn wie ein Blitz das Gefühl durchzuckte, daß er ein verlorner Sünder sei, lehnte sich noch einmal sein ganzer Stolz dagegen auf. Doch die Stunde war gekommen, in der der selbstgerechte Pharisäer zum zerknirschten Zöllner wurde. Große Thränen fielen über seine Wangen herab und nur mit stammelnder Zunge brachte er die Frage hervor: Was muß ich thun, daß ich selig werde? Als einer der Brüder ihn fragte, ob ihm geholfen wäre, wenn er zu seinem früheren Leben zurückkehren könnte, ohne fürchten zu müssen, dadurch der ewigen Verdammniß zu verfallen, erwiederte er, nein; auch wenn es in seiner Macht stände, die Flammen der Hölle auszulöschen, könnte er es nicht ertragen, länger in der Feindschaft gegen Gott zu beharren. Er schied mit der Hoffnung, diesen ungleichen Kampf für immer aufgegeben zu haben und empfahl sich unserer Fürbitte. Seither beweist er durch ein Leben voll hingebender Liebe die Aufrichtigkeit seiner Umkehr. Seit Monaten schon hat er jedes andere Geschäft aufgegeben und geht, gewiß nicht in der Hoffnung irdischen Gewinns, sondern getrieben von der Liebe Christi, von Dorf zu Dorf, um das Evangelium

zu verkünden. Beinahe einzig durch seinen Einfluß, den der Herr mit seinem Segen krönte, hat nun der ganze Distrikt Tergawer, in dem vorher mitternächtliche Finsterniß herrschte, ein anderes Ansehen gewonnen. In Gewergis Heimatdorf fanden wir kürzlich bei einem Besuch ein allgemeines Interesse für die Wahrheit und nicht weniger als zwölf Seelen, von denen wir hoffen, daß sie bereits zur Kindschaft Gottes gelangt sind, darunter zwei Brüder und einige andere Verwandte des Diakons, vielleicht auch der Priester des Orts. Auch in andern Dörfern hat sich das Licht Bahn gebrochen. Der Diakon von Schebani ist, seit er den Herrn gefunden, kaum weniger eifrig in dessen Dienst als Gewergis. So lange wir uns in Tergawer aufhielten, wich er nicht von unserer Seite und war voll Durst nach Unterricht. Da er das Altsyrische nur sehr unvollkommen versteht, hängt er größtentheils von dem ab, was Andere ihm aus dem Worte Gottes mittheilen. Eines Morgens, nachdem er sich mit unserem treuen John eine Zeitlang über das himmlische Jerusalem unterhalten hatte, bat er diesen, ihm die Beschreibung desselben aus der Offenbarung Johannes vorzulesen. Da hätte es das Herz jedes Christen erquicken müssen zu sehen, wie sie sich mit einander über das Buch des Lebens herbeugten und John die Worte des Apostels ernst und feurig erklärte, während der Andere der ihm noch neuen Schilderung der himmlischen Herrlichkeit mit tiefer Bewegung lauschte. — Es ist unverkennbar, daß der Herr in diesem Distrikt ein Gnadenwerk begonnen hat. Ja, es reicht noch tiefer hinein in die Gebirge Kurdistans. Im Frühling besuchte uns ein älterer Bruder des Diakons Tamer von Gawar. Auch er kam zur Erkenntniß seiner Sündhaftigkeit und verließ uns in der Hoffnung, Gnade gefunden und sich dem Dienste Christi geweiht zu haben. Unsere Wünsche und Gebete begleiteten ihn, denn wir wußten, daß in seiner Heimat, fern von der Predigt des göttlichen Wortes und der christlichen Gemeinschaft, ihm als einziges Bindemittel zwischen sich und dem Himmel nur der Herzensumgang mit dem Herrn selbst blieb. Wir empfahlen ihn Gott im festen Glauben, daß Er Sein Kind durch Seine Macht zum ewigen Leben zu bewahren wissen werde. Ein jüngerer Bruder derselben Familie brachte schon seit mehreren Jahren den Winter in unserem Seminar zu und fand bei der Erweckung im letzten Januar Frieden. Als er uns dann im April verließ, um den Sommer über in's Gebirg zurückzukehren, bat ich ihn, in jenem entlegenen Arbeitsfeld, dem Beispiel seines

Herrn und Heilandes folgend, umher zu gehen und wohl zu thun. Einige Monate darauf machte auch der Diakon Tamer auf dem Rückweg von Beder Chan Beg einen Besuch in seiner Heimat. Diese drei Brüder priesen nun mit einander in Gawar öffentlich und in Privatgesprächen, zu Hause und unterwegs, das Heil in Christo an. Und der Erfolg war, daß nach ihrer Ansicht etwa zehn Seelen wiedergeboren sind, das ganze Dorf aber weithin berühmt ist durch die wunderbare Umwandlung, die mit ihm vorging. Wir brachten selbst mit großer Freude einen Tag unter diesen Leuten zu. Missionar Stocking hielt im gleichen Zimmer, in dem der Vater der drei Brüder auf seinem Krankenbette lag, eine Versammlung, zu der sich die ganze Einwohnerschaft, alt und jung, einfand. Der Sterbende vereinigte oft seine Worte mit denen des Redners und bezeugte feierlich, daß Jesus Christus und Sein blutiges Leiden und Sterben der einzige Grund seiner Hoffnung sei. Selten haben wir in Urumia oder anderswo eine andächtigere Versammlung gesehen als dort. Als wir endeten, blieben Alle an ihren Plätzen, um noch mehr von der lauteren Milch des Evangeliums zu bekommen. Tamer sagte uns, daß selbst, wenn er das Wort bis Mitternacht verziehe, er immer aufmerksame und verlangende Zuhörer finde. Am folgenden Tag entschlief der Alte. Wir selbst hatten schon das Dorf verlassen, aber Diakon Gewergis, der mit uns dorthin gekommen war, war noch bei dem Heimgang und der Beerdigung zugegen und berichtete uns darüber. Der Grabliturgie wurde eine Predigt angehängt, und die ganze Feier fand in ungemein würdiger Weise statt. Abends gieng Gewergis mit den drei Söhnen des Entschlafenen noch auf dessen Grab, um darauf zu beten. Als sie aufstanden, bemerkten sie drei Andere, die sich in der stillen Abendstunde auch herbeigeschlichen hatten, um ihre Herzen da vor Gott auszuschütten. Als ein Beweis von Gewergis Liebeseifer sei hier noch bemerkt, daß er von Tergawer aus unterwegs zu uns stieß, um uns nach Gawar zu begleiten, und ohne irgend eine Belohnung für seinen Dienst am Wort den vierzigstündigen Weg hin und zurück zu Fuß zurücklegte.

„Noch in einigen andern Distrikten, wie Mergawer und Uschnuk ist in Folge dieser Erweckung das lautere Evangelium zum erstenmal durch bekehrte Eingeborne verkündet worden. Die eingreifendste Wirkung derselben war jedoch in unserer unmittelbaren Nähe spürbar. In wenigstens elf Dörfern um Urumia her, in denen unsere bekehrten

Zöglinge während der Sommervakanz durch ihren Wandel die Kraft der Gottseligkeit bewiesen, ist ein neues Leben erwacht. Nicht nur haben einzelne Seelen ihren Heiland gefunden, sondern es sind da und dort auch Feuerlein angezündet worden, von denen wir hoffen dürfen, daß sie immer heller und heller auflodern werden, bis das ganze Land voll ist von der Ehre des Herrn. Die 8—10 Lehrer, die den Sommer mit uns in Seir zubrachten, haben dort auch eine gänzliche Umwandlung ihrer seitherigen Anschauungsweise erfahren, und von einigen unter ihnen hoffe ich, daß sie wiedergeboren sind. Sie alle breiten nun die evangelische Wahrheit in ihren Dorfschulen und unter ihren Nachbarn aus. Wie wäre es möglich, daß, wenn von so verschiedenen Seiten Lichtstrahlen ausströmen und sich brechen und kreuzen, unser Arbeitsfeld uns nicht in einem Hoffnungsglanz erschiene wie nie zuvor?"

(Schluß folgt.)

Die Mission in Minahassa (Celebes).*)

Missionar Graafland, der im Jahr 1865 von einer Erholungsreise nach Holland in das gesegnete Minahassa zurückgekehrt ist, hat in einem längeren Aufsatz sich über die Aussichten verbreitet, welche sich in Betreff der Selbständigkeit dieser Mission aufthun. Er sieht die Sache sehr nüchtern an und ergeht sich nicht in glänzenden Hoffnungen. Fassen wir seine Auslassungen kurz zusammen! Sie geben uns ein Bild von den hauptsächlichen Schwierigkeiten, mit welchen die Mission im niederländischen Indien zu kämpfen hat. Er schreibt 10. Januar 1866:

Mit Freuden wurden wir bei unserer Ankunft in Tanawangko von Vielen empfangen; sie halfen mir bei der Ausschiffung und dem Transport meiner Sachen, und manches Angesicht strahlte beim

*) Mededeelingen vanwege het Nederlandsche Zendelinggenootschap. X, 3.

Wiedersehen. Andere waren auch froh; doch mehr darüber, daß sie den Freund wieder erblickten als den Lehrer und Hirten. Und wieder gab es Leute, die uns gern wieder fortgewünscht hätten.

Von solchen, denen nicht gerade an geistlicher Förderung liegt, während sie doch fühlen, daß wir es gut mit ihnen meinen, nur ein Beispiel! Gestern kam einer und suchte von mir Fürsprache zu erhalten bei einem Kaufmann, dem er eine Summe schuldig ist. „Ich bin," bemerkte er, „kein Freund vom Schuldenwesen, und möchte darum mit N. ins Reine kommen. Sonst schulde ich niemand etwas."

„So? Doch meine ich zu wissen, daß Ihr noch einem Herrn schuldet."

„Gewiß nicht."

„Nun bedenkt Euch doch."

„Nein, sonst schulde ich Niemand was."

„Aber seid Ihr denn wirklich Gott Nichts schuldig?"

„Ach ja! Aber — es wurmt mir da was, worüber ich Ihnen zuletzt geschrieben habe." Man hatte den Mann aus Veranlassung seiner Verlobung mit einer zweiten Frau ungebührlichen Betragens beschuldigt.

„Nun, ich habe Euch ja gesagt, daß Ihr diese Sache könnt fallen lassen, wenn Ihr vor Gott und Eurem Gewissen überzeugt seid, nichts Böses gethan zu haben."

„Ja, aber ich bin beschämt"...

„Nun hört einmal, es ist noch was anderes, was Euch vom Gottesdienst abzieht. Ihr steckt zu tief in Eurem Handel brin, und das läßt Euch nicht mehr an Gott denken. Denkt doch lieber nach, ob das nicht etwa der Hauptgrund ist, warum ich Euch nicht mehr in der Kirche sehe und Ihr den Vorbereitungsunterricht auf das heilige Abendmahl aufgegeben habt." Nun, der Mann gab mir Recht und gelobte Besserung.

So nun gibts Viele, die in allerlei zeitlichen Angelegenheiten zu mir kommen, aber keine geistliche Hilfe begehren. Das sind natürlich nicht die Aergsten!

Leider muß ich sagen, daß während meiner Abwesenheit viel Unkraut gesäet worden ist. Es ist nicht nöthig, näher zu bezeichnen, durch welchen Einfluß das geschah (Beamte scheinen gemeint). Der natürliche Mensch vernimmt einmal nichts vom Geist Gottes; so wollen denn Viele nicht hinein kommen, und die hinein wollen, die

lassen sie nicht hinein gehen, ja! haben ihre Freude daran, sie zu verführen zur Feindschaft gegen Gott.

Der Maramba ist ein Hauptmittel, die Leute zu verderben. Dieser Tanz ist schon oft genug beschrieben worden, und es gelüstet mich nicht, ihn nochmals zu schildern. Einige Jahre lang war es mir geglückt, ihn wenigstens aus Tanawangko zu verdrängen; es war die Zeit des gesegneten Fortschritts der Gemeinde. In Europa mag man lachen über die Bornirtheit eines Missionars, der sich mit einfachen Volksbelustigungen so viel zu schaffen macht. Ja, und auch von solchen, welche die Tänze aus der Nähe kennen, müssen wir uns herbe Beurtheilung gefallen lassen; ihnen scheint ein Anklang an die schönsten Tage Griechenlands und an Ossian's Zeiten in diesen Schauspielen zu liegen. Es läßt sich ja Alles idealisch anfassen; und vielleicht waren auch einmal die Maramba's etwas Edleres, als sich neuestens in ihnen finden läßt; jedenfalls ist es jetzt ein Muthwille, sie wieder ins Leben zu rufen. Es genüge zu sagen, daß ihre Stätte im schlechtesten Haus der Gemeinde zu suchen ist und die öffentlichen Dirnen sich damit abgeben. Man sucht nun natürlich die Sache zu veredlen und will ein ächtes Volksfest daraus machen; aber dem armen Volke, das sich nicht zu beherrschen weiß, wird mit solchen subtilen Unterscheidungen viel zugemuthet!

Außer den wirklichen Thatsünden, welche im Gefolge dieser Spiele zu Tage kamen, wird natürlich der Leichtsinn durch sie neubelebt. Es geht damit ganz einfach zu: zuerst lose Worte, dann lose Geberden und Sitten, und — wenn endlich die Sünde in Werken ausbricht, wundert man sich über die Schwachheit des Volks! Dort schämt sich ein Vater über den Fall seiner Tochter, er kann das Haupt nicht mehr aufheben. Hier sitzt eine Mutter und vergeht sich in Thränen wegen der Schande, die über das Haus gekommen. Verstimmtheit, Kummer, Reue an mehr als einem Ort! Und die Welt verlacht uns, daß wir dem Volke kein Vergnügen gönnen! Wenn aber die Sünde reift, dann heißt es: Wie schlecht, wie gemein! wer konnte auch an so was denken! und man schüttelt den Kopf über die schwachen Fortschritte der Mission.

Ein anderer schlimmer Einfluß schreibt sich von dem Lehrer her, der während meiner Abwesenheit die Leitung der Gemeinde größtentheils übernehmen mußte. Er hat wirklichen Anstoß gegeben und zwar den besten Gemeindegliedern, die sich nicht gern von einem

Manne ermahnen ließen, welcher offenbar Willens war, den Weg der Sünde zu betreten, wenn er auch an der Ausführung seines Vorhabens verhindert wurde. Da sprechen dann auch solche mit Abscheu von dem Manne, die besser daran thäten, in ihr eigen Herz und Gewissen einzugehen. Das Beispiel wirkt hier noch viel stärker als in Europa, in Folge der unentwickelten Selbständigkeit des Volks. Einem guten Vorbild nach kommen sie zu Kirche und Unterricht, ein schlechtes treibt sie in ihre Häuser zurück; und darüber zerfällt denn, was schon in ihnen aufgebaut war.

Aber warum sind die Leute so unselbständig? Nun es besteht ja das Christenthum schon drei Jahrhunderte in Amboina. Die Katholiken kamen zuerst; dann hat die Ostindische Compagnie es sich angelegen sein lassen, Lehrer einzuführen. Es war aber wenig Einheit und Consequenz in ihren Bemühungen. Der Staatsdienst gieng jederzeit allem Uebrigen vor, und unter dem energielosen Volke jener Insel ist nun das Christenthum ein todter Formalismus geworden.

In unsern Strandgemeinden steht es nicht besser. In Kema z. B. wird Bruder Tendeloo euch sagen: „Ach es ist betrübt, kein Heide mehr da, — aber wie viele Christen?“ Sie dürsten nicht nach Erkenntniß, fürchten sich nicht vor Sünde, pflegen allen alten Aberglauben und spotten über Gott und Gottesdienst. Etliche Formen vom Christenthum sind freilich vorhanden: gelegentlich geht man in die Kirche, die Kinder müssen getauft werden und das Abendmahl dient so einmal im Jahr mit Gott abzurechnen.

Ebenso wars in Tanawangko, als ich hieher kam. Ich habe gearbeitet und gesucht, gebetet und gerungen, den alten Sauerteig der Sünde, Selbstgerechtigkeit, Gleichgiltigkeit und des Aberglaubens auszurotten. Was habe ich erreicht? Nun freilich Manches. Es kam Leben, besonders unter das heranwachsende Geschlecht; viele auch von den Alten kehrten sich von der Sünde ab, bekamen Freude am Gottesdienste, lernten sich eines reinen Wandels befleißen.

Nachdem ich sie aber 1½ Jahre mehr oder weniger sich selbst zu überlassen genöthigt war, habe ich mich doch verwundert über den Rückschritt in der Gemeinde. Wohl war ich auf allerhand Schäden gefaßt; hatte sich doch schon vor meiner Abreise eine gewisse Lauheit fühlbar gemacht. Aber daß es so schnell rückwärts gehen könne, hatte ich doch nicht erwartet, und mußte daran merken, daß an dem, was ich früher für gewonnen gehalten hatte, meiner Persönlichkeit und

ihrem Einfluß mehr zuzuschreiben ist, als dem der Wahrheit selbst. Dabei will ich übrigens bemerken, daß Tanawangko dieses ganze Jahr hindurch mit äußerm Mangel zu kämpfen hatte, ein Umstand, mit welchem Viele den zeitweiligen Rückschritt erklären zu können meinen.

Das aber bleibt mir immerhin klar, daß in den Uferstädten das alte Verfahren, der jahrhundertlange Schlendrian noch immer nachwirkt, da nämlich die Leute getauft wurden ohne Erkenntniß und Ueberzeugung und, etliche Besuche abgerechnet, sich selbst überlassen blieben. Ohne einen lebenskräftigen Anfang, ohne die Einwirkung eines irdischen Vorbilds, dessen Geist und Leben sich durch längeren Aufenthalt der Gemeinde einprägt, läßt sich bei diesen Völkern nichts Bleibendes erwarten; von sich selbst raffen sie sich nicht aus dem unmündigen, unabhängigen Kinderzustand auf zu einer neuen kräftigen Thätigkeit. Nach dem Entwicklungsgang, den die Mission bisher genommen hat, erwarte ich, daß das Christenthum sich in der ganzen Provinz ausgebreitet haben wird und die Gemeinden im Gebirge bereits sich eines ziemlichen Maaßes von Selbständigkeit erfreuen werden, ehe die alten Christen in den Uferstädten aus ihrem todten Formenwesen erwachen; es sei denn, daß ihnen eine ganz besondere Pflege zu Theil wird, um dasselbe mit der Wurzel auszurotten.

Immerhin freue ich mich, daß doch die Leute noch Scham und Kummer an den Tag legen über den unläugbaren Rückschritt. Früher war das nicht der Fall. Sie fühlen doch, daß es anders mit ihnen stehen sollte, und nicht blos die Früchte der Sünde sinds was sie betrübt, sondern die Sünde selbst. Daran habe ich einen Anknüpfungspunkt, und möge Gott in Gnaden weiter helfen!

Leider habe ich noch keinen Mitarbeiter und die Arbeit am Seminar läßt mir zu den so nöthigen Hausbesuchen nicht die erforderliche Zeit übrig. Die Leute sollten das Gefühl haben, daß der Missionar immer in der Nähe ist, zu jeder Zeit in Haus oder Dorf eintreten kann; und leider wissen sie, wie gebunden ich an die Schule bin. Ich bitte daher sehr um einen jungen Mann, der sich in diese Arbeit mit mir theilen wollte, freilich keinen, der sich über kritische Fragen den Kopf zerbricht, sondern einen, der sich rüstig in die Häuser, auf die Straßen, an die Zäune begibt, die armen Leute einzuladen, der ein warmes Herz für sie hat und kein größeres Glück kennt, als ihr Glück nach allen Seiten hin zu fördern.

Obgleich der Besuch des Unterrichts für die Kirchengliederschaft nicht nach Wunsch ausgefallen war, durfte ich doch am Schluß des Jahres zehn ältere und jüngere Leute aufnehmen, welche drei Jahre lang diesen Unterricht getreulich besucht hatten. Um noch andere zu ermuthigen, habe ich dießmal meine Forderungen mit Fleiß nicht zu hoch gespannt. Nach der Vakanz meiner Zöglinge werde ich diese katechetische Unterweisung wieder frisch anfangen; zu den acht, die mir übrig bleiben, ist gestern ein blinder Junge gekommen, den seine Schwester mir hereinbrachte. Früher waren es oft ihrer 40, die den Unterricht genossen; aber so lange sich die Gemeinde nicht selbst regt, muß ich mich mit einer kleinen Zahl auch begnügen; ehe es im Innern besser bestellt ist, läßt sich natürlich nicht an Ausbreitung denken.

Tatelie ist die zweite Gemeinde in meinem Kreis. Sie ist erst unter Ismael Tiwow's Leitung zur Blüthe gekommen; dieser Mann hatte fleißig und treu gearbeitet. Zwar liegt auch Tatelie am Meer, doch kann sie nicht zu den alten Strandgemeinden gerechnet werden, sondern gehört zu den neuen aus den Heiden gesammelten. Die ungünstigen Einflüsse von außen haben sich auch auf Tatelie erstreckt: Versuche zum Leichtsinn zu verführen, fanden statt, haben aber den Kern der Gemeinde kaum berührt; öffentliches Aergerniß kam nicht vor. So waren denn auch beim letzten Abendmahl in Tanawangko die Tatelie Kirchenglieder insgesammt zugegen, soviele nicht durch Alter oder Krankheit verhindert wurden. In Tatelie selbst wird derzeit noch kein Abendmahl gehalten. Warum wohl? Nun das Schulkirchlein ist ein sehr unansehnliches Gebäude!

Wie das? Also doch nicht Leben und Kraft genug in der Gemeinde, um sich ein ordentliches Bethaus zu bauen?

Wo sind wir? In den freien Niederlanden? oder in der Wildniß des Urwaldes, frei wie die Vögel auf den Zweigen?

Ach nein! wir sind in einer niederländischen Kolonie, wo gar Weniges daran mahnt, daß das eine Besitzung des freien Niederlands ist. Die Sache erklärt sich einfach: Die Gemeinde darf sich selbst kein Bethaus bauen. So steht es einmal hier zu Land: Alles geht von der Regierung aus, oder lieber von den örtlichen Behörden.

Die Gemeinde von Tatelie hat allen guten Willen, sich selbst eine Kirche zu bauen, wenn auch die Leute sonst noch genug zu arbeiten haben. Der Hukum Tuwa (Schultheiß) wünscht es auch, es wäre

doch, meint er, ein Schritt zur Verschönerung der Ne[illegible]
er's nun thun? Wenn er's thäte, so wäre er keine [illegible]
Vorstand der Negerei. Der Kontroleur wird's nämlich [illegible]
That der Gemeinde ansehen, sondern als eine Last, die [illegible]
auferlegt habe, und darum — Abschied! Es bliebe [illegible]
Zeit, Vorstellungen zu machen, wie: das Volk will [illegible]
übrige Arbeit darüber nicht versäumen; sondern es [illegible]
Hukum Tuwa hat seine Befugnisse überschritten", [illegible]
druck und seine Entlassung ist ihm gewiß.

Aber der Hukum Tuwa von Tatelie ist ein [illegible]
Er frägt also bei dem Kontroleur um Erlaubniß [illegible]
zu bauen. Darf dieser sie ihm geben? Ebenso[illegible]
Residenten vorzutragen. Der Grund ist einfach [illegible]
darf doch keine unnöthige Arbeit zugemuthet wer[illegible]
löblicher Grundsatz; nur bringt diese Behandlungsweise [illegible]
den Fragen mit sich, daß so bald an keine selb[illegible]
wicklung zu denken ist. Also muß der Kontroleur [illegible]
versehen werden. Wäre nun der Schultheiß ein [illegible]
er nicht ist, so würde er sagen: die Kirche ist zu [illegible]
Abendmahl in würdiger Weise darin gefeiert wer[illegible]
wohner, fast lauter Christen, wünschen daher [illegible]
und wollen das selbst unternehmen ꝛc. Abe[illegible]
Mann nichts. Ihm ist's, als stehe die [illegible]
sollte vor ihr ein netter freier Platz angeleg[illegible]
überbauen; am besten würde sie sich ausneh[illegible]
zu solcher Heuchelei erniedrigt der Desp[illegible]
Volk! — „dann wäre es auch bequemer [illegible]
den Herrn Kontroleur!"

Ist's zum Verwundern, wenn der [illegible]
sich nicht überzeugen läßt? Er lach[illegible]
oder Kontroleur die kleine Mühe [illegible]
zu gehen, so ist er seines Amtes [illegible]
Gemeinde ihre alte dumpfe Kir[illegible]
Tawanangko wandern. Und das [illegible]
kann, wird vermißt: viele [illegible]

---

*) [illegible]
hat [illegible]

sich auf den Weg. Und sie werden es thun, so lang es keine bessere Kirche in Tatelie gibt.

Das ist nun ein kleiner Beitrag zur Beantwortung der Frage: wann werden diese Gemeinden selbständig werden? Es ist ja in Minahassa während der letzten 30 Jahre viel geschehen. Aber das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit, der Brauch, nur zu thun, was befohlen ist, hat sich so eingewurzelt, daß bei der jetzigen Regierungsweise keine rasche Veränderung zu erwarten steht. Die Regierung selbst ist nicht despotisch, d. h. nicht hart oder unbillig gegen die Unterthanen; aber Alles steht unter so genauer Kontrolle, in so militärischer Zucht, daß die, welche unter diesem System aufgewachsen sind, nichts ohne Kommando thun lernen. Auf's Kommando bauen sie ihre Häuser, auf's Kommando pflügen und säen sie, auf's Kommando ernten sie, auf's Kommando bringen sie die Frucht heim, auf's Kommando heben sie sie auf oder verkaufen sie. Es darf nichts ohne die Kenntniß des Vorstands gekauft oder verkauft werden; ohne seine Erlaubniß darf sich kein Menschenkind verdingen. So versteht es sich wohl von selbst, daß Niemand etwas thut, außer auf Befehl oder mit Erlaubniß; beides ist Eins und dasselbe. Der geht „essen suchen", jener „Salz zu brennen", wieder einer „Holz zu hauen" auf Befehl oder mit Erlaubniß.

Unter diesem System der Bevormundung ist an Kraftentwicklung und Selbständigkeit nicht zu denken. Fragt mich ein Landsmann: „Warum sollten eure Gemeinden ihre Lehrer nicht selbst besolden?" so antworte ich mit der anderen Frage: „Dürfen die Minahasser es thun? und dürfen wir dem Volke neue Lasten zumuthen?"

Freilich geschieht Manches, um eine freiere Entwicklung möglich zu machen, indem die Regierung doch darauf Bedacht nimmt, ihr System langsam zu ändern, während bei den Alfuren die Anlagen und Anbahnungen zu einem selbständigen Auftreten nicht zu verkennen sind. Wenn man bedenkt, in welcher Stumpfheit die Leute dahingiengen, so daß mancher Alfure, seine 20—30 Jahre hindurch an Maschinengehorsam gewöhnt, erst den Schulzen fragte: Was denn er vom Christenthum halte? und Hunderte und Tausende keine Christen wurden, blos weil der Ortsvorstand den Kopf dazu schüttelte, so muß man sich freuen, das Evangelium an vielen Orten trotz des Unwillens der Obrigkeit in siegreichem Fortschritt zu sehen. Viele Heiden haben eben den Schultheiß nicht gefragt, und viele lassen sich weder durch Verbot noch durch Strafe zurückhalten. Ferner: kein Schultheiß wird

es gern sehen, wenn die Jünglinge des Orts sich anderswo verdingen oder gar in ein Seminar eintreten wollen. (Es gibt löbliche Ausnahmen im letzteren Fall.) Wie sehr man nun auch den Jungen ihr Vorhaben verübeln mag, sie stellen sich, Tag um Tag, wieder und wieder ein, bis sie den Laufpaß haben, ohne welchen sie sich einer Strafe aussetzen würden. Und es gibt welche, die ihre Gelegenheit wahrnehmen, auch ohne Laufpaß etwas Neues zu wagen. So nach und nach kommen sie leichter dazu, selbst an die Wahl eines Handwerks zu denken, eine Ortsveränderung vorzunehmen, Karren zu führen u. dgl., lauter Dinge, von denen man früher sich nichts träumen ließ.

So sind nun auch der Bevölkerung einige Rechte zuerkannt. Früher geschahen alle Herrendienste ohne Bezahlung, und wie viele solcher wurden aufgelegt! Jetzt weiß man, daß z. B. keine Last auf dem Kopf getragen werden muß, außer gegen Bezahlung, und ich glaube nicht, daß sich jetzt irgend jemand mehr zu solchem Dienst pressen ließe. Die früheren Verträge erkannten dem Volk in jeder Negerei das Recht zu, sich selbst den Vorstand zu wählen; es wurde lange allgemein mißachtet. Jetzt kommt es doch schon vor, daß die Bürgerschaft sich in Masse erhebt, um dieses Recht sich nicht entwinden zu lassen.

Also an hoffnungsvollen Zeichen einer besseren Zukunft fehlt es nicht. Weiß ich doch auch von einigen Orten, wo man begriffen hat, daß das noch kein Ungehorsam, keine Anmaßung ist, wenn die Leute aus eigenen Mitteln, mit eigener Kraft, „ohne Beeinträchtigung der übrigen Arbeit" sich sogar eine Kirche bauen. Da und dort hat eine Gemeinde gewagt, das Ganze durchzusetzen ohne irgendwelche Anfrage; in anderen unternahm sie es gemeinschaftlich mit ihrem Hukum Tuwa, ohne bei den Behörden die Erlaubniß erst nachzusuchen. Das sind freilich abgelegene Ortschaften, wo die Distriktsvorstände und Kontroleure seltenere Besuche abstatten.

Also lobe ich mir auch die Tatelie-Gemeinde, daß sie einstweilen zum Abendmahl nach Tatawangko so fröhlich sich einfindet. Freilich hätte sie früher zu einem Fosso (Heidenfest) den Weg auch unter die Füße genommen. Aber wie ähnlich auch die Fälle scheinen, sie sind doch grundverschieden. Zum Fosso hätten sie sich als Negerei eingefunden, unter Anführung des Schultheißen, eine willenlose Heerde, gelockt von sinnlichen Genüssen, vorab vom reichlichen Festmahl; jetzt kommen sie auch ohne den Vorstand, als eine Gemeinde, als frei-

willig unter sich verbundene Personen, auf eigene Kosten, zu rein geistlichen Zwecken.

Und wie unterscheidet sich doch diese Bereitwilligkeit von der Art der alten Strandchristen! Ich zweifle sehr, ob in Tanawangko oder sonstwo in den alten Gemeinden sich Leute willig fänden, volle 2 ½ Stunden weit zu marschiren, blos um das hl. Abendmahl zu feiern. Das geschieht nur auf den Bergen, unter den neugestifteten Gemeinden!

Nach Tatelie selbst kam ich sechs Mal, um dort Gottesdienst zu halten und durfte einmal 20 Erwachsene taufen, die meist zu der Negerei Koha gehören. Zweimal besuchte ich die Schule, die ich in gutem Zustand fand; nur war die Zahl der Kinder geschmolzen, seit Koha eine eigene Schule besitzt. Zum Gottesdienst aber kommen die Koha-Leute nach Tatelie.

Nur einmal konnte ich die Gemeinden in Lola, Taratara, Woloan und Muntej besuchen. Ich durfte dort einige Erwachsene taufen, und glaube, daß Taratara, wo ich noch einem Fosso beizuwohnen Gelegenheit hatte, einer besseren Zukunft entgegen geht, wenn gleich noch von keiner allgemeinen Erweckung geredet werden kann. Gepredigt habe ich beim Fosso nicht, es scheint mir nicht am Platze zu sein, da die Heiden dort in ihrem Rechte sind, sondern nur nachher mit dem Walian (Priester) gesprochen, während andere zuhörten. Ich konnte es gutheißen, daß sie ihren heidnischen Pflichten treulich nachleben, bejammerte aber, daß ihr Gottesdienst sie so leer lasse und sie nur noch mehr verfinstere. Seither kommen mit jeder Woche neue Leute in die Kirche.

Auch für die Pflege der Schulen bedarf es fleißigere Aufsicht, und in's Gebirge zu reisen, wird mir nur selten möglich. Also bitte ich um baldige Verstärkung. Rückschritt, ich wiederhole es, fand ich allein in Tanawangko, anderwärts konnte ich mit dem Stand der Dinge zufrieden sein; war an einigen Orten das Werk stille gestanden, an andern war es auch weiter geschritten. Dem Herrn sei's befohlen!

Missions-Zeitung.

Das Missionsfeld in China.

(Schluß.)

Aber nicht nur auf diese Handelsstädte, auch auf das Innere China's möchten wir die Aufmerksamkeit der Freunde des Reiches Gottes lenken. Aus vielen Gründen scheint uns die Zeit gekommen, in der

die Mission dort nicht mehr bloß als vorbereitendes Werk an einzelnen Punkten betrieben, sondern die Evangelisation des ganzen Landes ins Auge gefaßt werden sollte. Wir heben nur einige Thatsachen hervor:

1. Der Befehl, das Evangelium in aller Welt aller Kreatur zu predigen, ist, wie wir Alle wissen, ein unbedingter. Es ist darin keine Klausel, welche den Christen erlaubte zu warten, bis durch die Leichtigkeit und Schnelligkeit der Verbindungen China uns nahe gerückt oder durch innere Schwäche und äußere Feinde gezwungen werde, den Missionaren Freiheit zu gestatten, oder bis die herrschende Religion abgenützt sei, und das Volk, seiner Götzen müde, nach Erlösung seufze und nach den Segnungen des Evangeliums verlange. Das Beispiel der ersten Christen zeigt uns vielmehr, daß sie allen Schwierigkeiten und allem Widerstand zum Trotz über Land und Meer zogen, um ihrem Auftrag nachzukommen. So weit hier also nur der Befehl des Herrn und das Bedürfniß des Volks in Betracht kommt, war China seit 1800 Jahren offen und die Pflicht, ihm das Evangelium zu bringen, immer da.

2. Obgleich der Befehl und die Pflicht zu allen Zeiten dieselben waren, hat es doch Gott in diesen Tagen gefallen, die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen und durch mancherlei Erleichterungen Seine Kinder an die Erfüllung ihrer Aufgabe zu mahnen. Durch die Schnelligkeit und Regelmäßigkeit der Dampfboote und die telegraphischen Verbindungen, hat Er gewissermaßen China aus seiner Abgeschiedenheit hervorgezogen und es mit allen seinen Bedürfnissen vor die Völker des Westens hingestellt wie einen stummen Bettler, dessen Blöße und Elend aber laut genug um eine Handreichung schreit, die nur Christen leisten können. China ist jetzt nur noch 40 Tagereisen von Europa entfernt; und in einem Jahr werden voraussichtlich nur noch 25 Tagereisen die Kirchen in den atlantischen Staaten von diesem heidnischen Lande trennen. Die Reise wird dann weniger zeitraubend und beschwerlich sein als zu Whitefields Zeit die Fahrt über den atlantischen Ocean, die dieser so oft machte. Die Christen können nicht länger China als ein fernes, gleichsam in einer andern Welt gelegenes Reich betrachten; sie müssen ihre Augen für seine Bedürfnisse und Ansprüche öffnen und sich zu seiner Rettung aufmachen.

3. Ein weiterer Ruf Gottes liegt in der Entstehung von mehr als 20, theilweise hunderte von Stunden von einander entfernten christlichen Kolonieen unter dem Schutz christlicher Regierungen an den Küsten und im Innern China's und der angrenzenden Länder, von denen jede den Zutritt in ein bedeutendes Binnengebiet vermittelt. Gott hat nicht nur China den Christen, sondern auch die Christen China nahe gebracht, und an verschiedenen Punkten seiner Grenzen Bollwerke des Christenthums errichten lassen, die nicht leicht wieder gestürzt werden können.

4. Die chinesische Regierung hat sich willig finden lassen, die Rei-

sen und die Ansiedlung der Missionare in wirklich hohem Grade zu erleichtern.

Mehrere Vorfälle in verschiedenen Provinzen sowohl, als eine erst kürzlich gemachte Erklärung der kaiserlichen Regierung beweisen klar, daß diese für jetzt gesonnen ist, den Bestimmungen der Verträge nachzukommen, und daß sie der Arbeit evangelischer und katholischer Missionare im Innern des Landes keine Hindernisse in den Weg zu legen denkt. In der Pekinger Zeitung, dem Organ der Regierung, war aus Veranlassung einer Reibung mit katholischen Missionaren in der entlegenen Provinz Sztschuen zu lesen: „Es steht in den Verträgen, daß es den Missionaren erlaubt ist, ihre Religion im Innern des Landes auszubreiten. Im Fall einer Friedensstörung oder einer Anklage, sei es nun gegen Fremde oder Chinesen, gegen Gemeindeglieder oder solche, die nicht zur Kirche gehören, soll die Sache auf dem Weg des Rechts und der Billigung erledigt werden.“ Was zu erproben bleibt, ist, ob die gegebenen Zusagen wirklich ehrlich gehalten werden. So weit bis jetzt diese Probe in den Provinzen Kwangtung, Tschekiang und Tschili gemacht wurde, haben die Behörden alles gethan, was vernünftigerweise erwartet werden konnte. Die im gegenwärtigen Augenblick gewährten Freiheiten übertreffen alle Erwartung. Nicht nur ganz China, auch die Mongolei ist dem Evangelium offen. Es scheint, daß die chinesische Regierung den evangelischen Missionaren ganz dieselben Rechte einräumen will, wie den katholischen, ja daß sie bei dem Eifer der Letzteren für die päpstliche Gewalt sogar froh ist, wenn auch Missionare ins Innere gehen, deren Lehre den Gehorsam der Unterthanen gegen ihre weltliche Obrigkeit in keiner Weise beeinträchtigt.

Ja noch mehr: nicht nur ist den ausländischen Missionaren und den eingebornen Christen der Schutz des Gesetzes zugesagt, der Kaiser empfiehlt selbst die christliche Religion als eine solche, welche die Ausübung der Tugend und gleiche Liebe zu allen Menschen lehre. Um die ganze Tragweite davon zu fühlen, denken wir uns einmal in die Zeit der römischen Kaiser zurück. Wie wäre es wohl den ersten Christen zu Muth gewesen, wenn Tiberius ein Dekret erlassen hätte, das die christliche Religion empfohlen und den Aposteln und ihren Schülern allenthalben die Predigt des Evangeliums und die Gründung von Gemeinden freigestellt hätte? Hätten sie nicht geglaubt, Gott habe das Reich der Welt schon Seinem lieben Sohn überantwortet und die herrliche Zeit, von der der Mund der Propheten sprach, sei bereits angebrochen? Denken wir in diesen Tagen des Friedens, in denen Gott die christlichen Mächte benützt hat, um den verfolgenden Arm der heidnischen zu binden, doch nicht bloß an das kostbare Blut Jesu, von dem wir zu zeugen haben, sondern auch an das der Märtyrer, um in ihrem Geist hinauszuziehen und den gekreuzigten Heiland bis an die Enden der Erde zu verkünden!

5. Ein weiterer Sporn für uns liegt in den Anstrengungen der

lassen sie nicht hinein gehen, ja! haben ihre Freude daran, sie zu verführen zur Feindschaft gegen Gott.

Der Maramba ist ein Hauptmittel, die Leute zu verderben. Dieser Tanz ist schon oft genug beschrieben worden, und es gelüstet mich nicht, ihn nochmals zu schildern. Einige Jahre lang war es mir geglückt, ihn wenigstens aus Tanawangko zu verdrängen; es war die Zeit des gesegneten Fortschritts der Gemeinde. In Europa mag man lachen über die Bornirtheit eines Missionars, der sich mit einfachen Volksbelustigungen so viel zu schaffen macht. Ja, und auch von solchen, welche die Tänze aus der Nähe kennen, müssen wir uns herbe Beurtheilung gefallen lassen; ihnen scheint ein Anklang an die schönsten Tage Griechenlands und an Ossian's Zeiten in diesen Schauspielen zu liegen. Es läßt sich ja Alles idealisch anfassen; und vielleicht waren auch einmal die Maramba's etwas Edleres, als sich neuestens in ihnen finden läßt; jedenfalls ist es jetzt ein Muthwille, sie wieder ins Leben zu rufen. Es genüge zu sagen, daß ihre Stätte im schlechtesten Haus der Gemeinde zu suchen ist und die öffentlichen Dirnen sich damit abgeben. Man sucht nun natürlich die Sache zu veredlen und will ein ächtes Volksfest daraus machen; aber dem armen Volke, das sich nicht zu beherrschen weiß, wird mit solchen subtilen Unterscheidungen viel zugemuthet!

Außer den wirklichen Thatsünden, welche im Gefolge dieser Spiele zu Tage kamen, wird natürlich der Leichtsinn durch sie neubelebt. Es geht damit ganz einfach zu: zuerst lose Worte, dann lose Geberden und Sitten, und — wenn endlich die Sünde in Werken ausbricht, wundert man sich über die Schwachheit des Volks! Dort schämt sich ein Vater über den Fall seiner Tochter, er kann das Haupt nicht mehr aufheben. Hier sitzt eine Mutter und vergeht sich in Thränen wegen der Schande, die über das Haus gekommen. Verstimmtheit, Kummer, Reue an mehr als einem Ort! Und die Welt verlacht uns, daß wir dem Volke kein Vergnügen gönnen! Wenn aber die Sünde reift, dann heißt es: Wie schlecht, wie gemein! wer konnte auch an so was denken! und man schüttelt den Kopf über die schwachen Fortschritte der Mission.

Ein anderer schlimmer Einfluß schreibt sich von dem Lehrer her, der während meiner Abwesenheit die Leitung der Gemeinde größtentheils übernehmen mußte. Er hat wirklichen Anstoß gegeben und zwar den besten Gemeindegliedern, die sich nicht gern von einem

Manne ermahnen ließen, welcher offenbar Willens war, den Weg der Sünde zu betreten, wenn er auch an der Ausführung seines Vorhabens verhindert wurde. Da sprechen dann auch solche mit Abscheu von dem Manne, die besser daran thäten, in ihr eigen Herz und Gewissen einzugehen. Das Beispiel wirkt hier noch viel stärker als in Europa, in Folge der unentwickelten Selbständigkeit des Volks. Einem guten Vorbild nach kommen sie zu Kirche und Unterricht, ein schlechtes treibt sie in ihre Häuser zurück; und darüber zerfällt denn, was schon in ihnen aufgebaut war.

Aber warum sind die Leute so unselbständig? Nun es besteht ja das Christenthum schon drei Jahrhunderte in Amboina. Die Katholiken kamen zuerst; dann hat die Ostindische Compagnie es sich angelegen sein lassen, Lehrer einzuführen. Es war aber wenig Einheit und Consequenz in ihren Bemühungen. Der Staatsdienst gieng jederzeit allem Uebrigen vor, und unter dem energielosen Volke jener Insel ist nun das Christenthum ein todter Formalismus geworden.

In unsern Strandgemeinden steht es nicht besser. In Kema z. B. wird Bruder Tendeloo euch sagen: „Ach es ist betrübt, kein Heide mehr da, — aber wie viele Christen?" Sie dürsten nicht nach Erkenntniß, fürchten sich nicht vor Sünde, pflegen allen alten Aberglauben und spotten über Gott und Gottesdienst. Etliche Formen vom Christenthum sind freilich vorhanden: gelegentlich geht man in die Kirche, die Kinder müssen getauft werden und das Abendmahl dient so einmal im Jahr mit Gott abzurechnen.

Ebenso wars in Tanawangko, als ich hieher kam. Ich habe gearbeitet und gesucht, gebetet und gerungen, den alten Sauerteig der Sünde, Selbstgerechtigkeit, Gleichgiltigkeit und des Aberglaubens auszurotten. Was habe ich erreicht? Nun freilich Manches. Es kam Leben, besonders unter das heranwachsende Geschlecht; viele auch von den Alten kehrten sich von der Sünde ab, bekamen Freude am Gottesdienste, lernten sich eines reinen Wandels befleißen.

Nachdem ich sie aber 1½ Jahre mehr oder weniger sich selbst zu überlassen genöthigt war, habe ich mich doch verwundert über den Rückschritt in der Gemeinde. Wohl war ich auf allerhand Schäden gefaßt; hatte sich doch schon vor meiner Abreise eine gewisse Lauheit fühlbar gemacht. Aber daß es so schnell rückwärts gehen könne, hatte ich doch nicht erwartet, und mußte daran merken, daß an dem, was ich früher für gewonnen gehalten hatte, meiner Persönlichkeit und

ihrem Einfluß mehr zuzuschreiben ist, als dem der Wahrheit selbst. Dabei will ich übrigens bemerken, daß Tanawangko dieses ganze Jahr hindurch mit äußerm Mangel zu kämpfen hatte, ein Umstand, mit welchem Viele den zeitweiligen Rückschritt erklären zu können meinen.

Das aber bleibt mir immerhin klar, daß in den Uferstädten das alte Verfahren, der jahrhundertlange Schlendrian noch immer nachwirkt, da nämlich die Leute getauft wurden ohne Erkenntniß und Ueberzeugung und, etliche Besuche abgerechnet, sich selbst überlassen blieben. Ohne einen lebenskräftigen Anfang, ohne die Einwirkung eines irdischen Vorbilds, dessen Geist und Leben sich durch längeren Aufenthalt der Gemeinde einprägt, läßt sich bei diesen Völkern nichts Bleibendes erwarten; von sich selbst raffen sie sich nicht aus dem unmündigen, unabhängigen Kinderzustand auf zu einer neuen kräftigen Thätigkeit. Nach dem Entwicklungsgang, den die Mission bisher genommen hat, erwarte ich, daß das Christenthum sich in der ganzen Provinz ausgebreitet haben wird und die Gemeinden im Gebirge bereits sich eines ziemlichen Maaßes von Selbständigkeit erfreuen werden, ehe die alten Christen in den Uferstädten aus ihrem todten Formenwesen erwachen; es sei denn, daß ihnen eine ganz besondere Pflege zu Theil wird, um dasselbe mit der Wurzel auszurotten.

Immerhin freue ich mich, daß doch die Leute noch Scham und Kummer an den Tag legen über den unläugbaren Rückschritt. Früher war das nicht der Fall. Sie fühlen doch, daß es anders mit ihnen stehen sollte, und nicht blos die Früchte der Sünde sinds was sie betrübt, sondern die Sünde selbst. Daran habe ich einen Anknüpfungspunkt, und möge Gott in Gnaden weiter helfen!

Leider habe ich noch keinen Mitarbeiter und die Arbeit am Seminar läßt mir zu den so nöthigen Hausbesuchen nicht die erforderliche Zeit übrig. Die Leute sollten das Gefühl haben, daß der Missionar immer in der Nähe ist, zu jeder Zeit in Haus oder Dorf eintreten kann; und leider wissen sie, wie gebunden ich an die Schule bin. Ich bitte daher sehr um einen jungen Mann, der sich in diese Arbeit mit mir theilen wollte, freilich keinen, der sich über kritische Fragen den Kopf zerbricht, sondern einen, der sich rüstig in die Häuser, auf die Straßen, an die Zäune begibt, die armen Leute einzuladen, der ein warmes Herz für sie hat und kein größeres Glück kennt, als ihr Glück nach allen Seiten hin zu fördern.

Obgleich der Besuch des Unterrichts für die Kirchengliederschaft nicht nach Wunsch ausgefallen war, durfte ich doch am Schluß des Jahres zehn ältere und jüngere Leute aufnehmen, welche drei Jahre lang diesen Unterricht getreulich besucht hatten. Um noch andere zu ermuthigen, habe ich dießmal meine Forderungen mit Fleiß nicht zu hoch gespannt. Nach der Vakanz meiner Zöglinge werde ich diese katechetische Unterweisung wieder frisch anfangen; zu den acht, die mir übrig bleiben, ist gestern ein blinder Junge gekommen, den seine Schwester mir hereinbrachte. Früher waren es oft ihrer 40, die den Unterricht genossen; aber so lange sich die Gemeinde nicht selbst regt, muß ich mich mit einer kleinen Zahl auch begnügen; ehe es im Innern besser bestellt ist, läßt sich natürlich nicht an Ausbreitung denken.

Tatelie ist die zweite Gemeinde in meinem Kreis. Sie ist erst unter Ismael Tiwow's Leitung zur Blüthe gekommen; dieser Mann hatte fleißig und treu gearbeitet. Zwar liegt auch Tatelie am Meer, doch kann sie nicht zu den alten Strandgemeinden gerechnet werden, sondern gehört zu den neuen aus den Heiden gesammelten. Die ungünstigen Einflüsse von außen haben sich auch auf Tatelie erstreckt: Versuche zum Leichtsinn zu verführen, fanden statt, haben aber den Kern der Gemeinde kaum berührt; öffentliches Aergerniß kam nicht vor. So waren denn auch beim letzten Abendmahl in Tanawangko die Tatelie Kirchenglieder insgesammt zugegen, soviele nicht durch Alter oder Krankheit verhindert wurden. In Tatelie selbst wird derzeit noch kein Abendmahl gehalten. Warum wohl? Nun das Schulkirchlein ist ein sehr unansehnliches Gebäude!

Wie das? Also doch nicht Leben und Kraft genug in der Gemeinde, um sich ein ordentliches Bethaus zu bauen?

Wo sind wir? In den freien Niederlanden? oder in der Wildniß des Urwaldes, frei wie die Vögel auf den Zweigen?

Ach nein! wir sind in einer niederländischen Kolonie, wo gar Weniges daran mahnt, daß das eine Besitzung des freien Niederlands ist. Die Sache erklärt sich einfach: Die Gemeinde darf sich selbst kein Bethaus bauen. So steht es einmal hier zu Land: Alles geht von der Regierung aus, oder lieber von den örtlichen Behörden.

Die Gemeinde von Tatelie hat allen guten Willen, sich selbst eine Kirche zu bauen, wenn auch die Leute sonst noch genug zu arbeiten haben. Der Hukum Tuwa (Schultheiß) wünscht es auch, es wäre

David Tappan Stoddard.

(Schluß.)

Stoddard schreibt ferner über die Erweckung unter den Nestorianern:

„Absichtlich habe ich bis jetzt von Gjog Tepeh geschwiegen, weil das dort begonnene Werk so groß und herrlich ist, daß es für sich allein eine Betrachtung verdient. Gleich am Anfang der Erweckung richteten wir unsere Blicke hoffend dorthin. Waren doch mehrere der dortigen Priester besonders eng mit uns verbunden, und eine verhältnißmäßig große Zahl der dortigen Jugend in unsern beiden Seminaren vertreten! War nicht dort mehr als irgendwo anders seit Jahren schon der kostbare Same des Evangeliums ausgestreut, und daher dieses Dorfes auch in den Gebeten unserer amerikanischen Brüder vor andern gedacht worden! War dort nicht überdieß schon im vorangehenden Sommer ein ungewöhnlicher Ernst bemerkbar gewesen! Unsere Erwartungen wurden auch nicht getäuscht. Wir erhielten namentlich Sonntags so viele Besuche von Gjog Tepeh, und unsere Zöglinge kamen so fleißig dorthin, wir selbst und unsere treuesten Nationalgehilfen konnten den Leuten das Wort so nahe bringen, daß die dortige Erweckung auf's engste mit der verflochten ist, welche wir unter unserem eigenen Dache erfahren durften. In den ersten Februartagen fieng es an sich in einer der Schulen in Gjog Tepeh zu regen, und diese Bewegung wuchs, bis sie Zöglinge aller Klassen ergriffen hatte. Etwa einen Monat später, als unsere Anstalten eine zehntägige Vakanz hatten, wurde mir die Freude, einen Theil derselben mit Fräulein Fisk dort zuzubringen. Es hatten damals erst wenige Bekehrungen stattgefunden, aber ein Forschen und

Suchen war erwacht, und an 10—12 verschiedenen Plätzen legten unsere Zöglinge allabendlich aufmerksamen Zuhörern die Schrift aus. Allenthalben herrschte eine feierliche Stille, die deutlich das Wirken des hl. Geistes verrieth. Von jener Zeit an mehrten sich die Bekehrungen und das Werk schritt mächtig fort.

„Gerne möchte ich von einigen einzelnen Fällen berichten, die uns bis in's Innerste bewegten; doch ich muß zum Schluß eilen. Genug, daß der Mund Vieler, der sonst voll Fluchens und Bitterkeit war, jetzt überfließt vom Lobe Gottes. Das ganze Dorf hat eine andere Gestalt gewonnen. Das Eigenthum ist so sicher, wie es bisher nie erhört war; ein Zänker oder Flucher zu sein, ist ein schwerwiegender Vorwurf. Gebetsversammlungen sind häufig und werden fleißig besucht. Der Sonntag wird als der Tag des Herrn gefeiert und nicht wie früher durch weltliche Geschäfte entheiligt. Und obgleich Manche im Dorf sich gegen die Wahrheit verhärten und Einige die gegenwärtige Ordnung der Dinge als einen unbequemen Zwang empfinden, ist doch weitaus die Mehrzahl zu Gunsten des Friedens, der Mäßigkeit und des lebendigen Christenthums gestimmt. Bis jetzt pflegten unter den Nestorianern Alte und Junge, Fromme und Gottlose, an der Feier des hl. Abendmals Theil zu nehmen, als könnten dabei Alle denselben Segen empfangen; jetzt halten sich in Gjog Tepeh Viele freiwillig ferne davon, um sich nicht selbst das Gericht zu essen und zu trinken. Sonst kamen dabei ähnliche Mißbräuche vor, wie einst in der korinthischen Kirche; jetzt wird es in würdiger Weise begangen. Kürzlich blieben einmal nach dem Gottesdienst 200 Gemeindeglieder in der Kirche zurück, um ganz in derselben Weise, wie wir selbst, unter Gesang und Gebet den Tod des Herrn zu verkünden, und Einige der damaligen Abendmahlsgäste zählen jene Augenblicke zu den gesegnetsten ihres Lebens.

„Erst vor einigen Tagen hörte ich, daß kein einziger Weingarten mehr im Dorfe sei, der nicht wenigstens Einen betenden Arbeiter zähle. Männer und Weiber, von denen die meisten nicht lesen können, gehen unter dem Gesang der Lieder, die sie von ihren Kindern gelernt haben, an ihre tägliche Arbeit. In den Scheunen sind zwischen den Garben kleine Betkämmerlein eingerichtet, wohin sich die, welche mit ihrem Herrn allein sein wollen, den Eingang mit einer Garbe verschließend, zurückziehen. Hunderte pflegen täglich in der Stille zu beten; die Zahl der gründlich Bekehrten wird auf 50 geschätzt, wor-

unter viele junge Männer, die jeden Sonntag zur Verkündigung des Evangeliums in die Nachbardörfer hinausziehen.

„Eine Aufforderung zu großem Dank gegen Gott ist es uns, daß bei der erregbaren Natur dieses Volkes im Ganzen so wenig bloß seelische und körperliche Wirkungen stattfanden. Wir hatten das Anfangs selbst bei denen, welche die meiste Erkenntniß besaßen und unter der beständigen Pflege der Missionare standen, sehr gefürchtet. Aber so weit unsere Kenntniß reicht, kam weder in Gjog Tepeh, noch in Tergawer oder Gawar oder an irgend einem andern Ort etwas vor, was an Schwärmerei mahnte. Zum Preise des Herrn dürfen wir vielmehr sagen, daß überall Ruhe und feierliche Stille herrschte. Als eine weitere Gnade haben wir es zu erkennen, daß bis jetzt nur sehr wenige Rückfälle vorkamen. Unsere Nationalgehilfen, die noch nie eine Erweckung erlebt hatten, und daher viel geneigter waren als wir jede Gefühlsäußerung für wahre Buße zu halten, waren davon so betroffen, daß sie wiederholt fragten: 'Wie kommt es doch, daß von allen diesen Neubekehrten keiner wieder abtrünnig wird? Müssen wir uns denn nicht darauf gefaßt machen, auch Verräther und Unlautere unter ihnen zu finden, wie Judas Ischarioth und Simon den Zauberer? Ist es nicht wunderbar, daß, so unwissend sie noch sind, und so viele Versuchungen sie auch umgeben, sie Monate hindurch nur in der Gnade wachsen und für den Himmel zu reifen scheinen?' Ja, es ist wunderbar, und wird uns immer größer, je mehr wir darüber nachdenken. Ich will damit nicht sagen, daß nicht in einzelnen Fällen unsere Hoffnungen schmerzlich getäuscht wurden. Aber nach Verfluß von drei Vierteljahren, was schon in Amerika für eine hinreichend lange Zeit gilt, die Realität einer Bekehrung zu erproben, und es also bei diesem leicht beweglichen Volk noch weit mehr ist, sehen wir um uns her doch mindestens 150 Seelen, die sich der Versicherung der Vergebung ihrer Sünden freuen, und durch ihren demüthigen, beständigen Wandel täglich sich als Kinder Gottes beweisen.

„Nicht weniger bemerkenswerth ist der Eifer und die Liebe dieser Neubekehrten. Sie scheinen der Mehrzahl nach in ungewöhnlichem Grade zu fühlen, daß sie nicht mehr ihr eigen sind, und mit außerordentlicher Freudigkeit sich dem Dienst ihres Herrn unter ihrem tiefgesunkenen Volk zu weihen. Von Natur schon feurig und unternehmend, und keineswegs verkürzt an geistiger Begabung, wenden diese frommen Nestorianer nun ihre ganze Kraft der herrlichsten aller

Lebensaufgaben, der Ausbreitung des Reiches Christi zu. Dies gibt uns gute Zuversicht für die Bekehrung des ganzen Volkes und verleiht auch der von unsern Freunden in der Heimat gehegten Hoffnung eine feste Grundlage, daß die Nestorianer einst noch gleich ihren Vätern kräftige und treue Missionare in den weiten Regionen Central-Asiens werden könnten. Welcher unter uns sollte da nicht dem Herrn danken, daß er in einer solchen Zeit des Segens auf einem so hoffnungsvollen Arbeitsfeld stehen darf, und sich mit der ganzen Waffenrüstung des Christen gürten, darnach verlangend, sich mit aller Kraft, die der Herr schenkt, auf's Neue diesem seligen Dienst zu weihen? Er gebe uns Gnade, so schwach, unwürdig und hilflos wir auch sind, doch mehr und mehr die gesegneten Werkzeuge zu werden, diese verlorenen Schafe ihrem allmächtigen Heiland zuzuführen, und lasse uns einst mit einer großen Schaar von ihnen jauchzend zum himmlischen Zion kommen, wo ewige Freude über dem Haupte Seiner Erlösten sein und Freude und Wonne sie ergreifen werden."

Fügen wir dieser einfachen Erzählung der Thatsachen noch einige Aeußerungen Stoddards bei, die beweisen, mit wie demüthigem Sinn er dem Herrn allein die Ehre zu geben und jede Regung von Eigenliebe ans Kreuz zu heften bemüht war.

„Beim Durchlesen meines Tagbuchs finde ich mit Schrecken, wie viel ich darin von mir selbst spreche. Es war mir völlig unbewußt, so lange ich schrieb, ist aber deßhalb nicht weniger verwerflich. Ich wollte, ich könnte alle diese 'ich' und 'mir' darin streichen. Gott erlöse mich doch von der Eigenliebe, die sich selbst verherrlicht und Ihm die Ehre raubt.... Es haben mich schon manchmal in den Briefen, die ich aus Amerika erhalte, Aeußerungen beunruhigt, die von den Schreibern gewiß in der besten Absicht zu meiner Ermuthigung gemacht wurden, die aber doch dazu angethan sind, meinem Hochmuth, diesem gefährlichsten Feinde zu schmeicheln. 'Bedenke doch', sagte einst ein treuer Geistlicher zu einem seiner Pfarrkinder, das seine Predigt lobte, 'bedenke doch, daß ich eine Zunderbüchse im Busen trage.' Vergebt mir diese Winke. Ihr wißt ohne Zweifel genug von der menschlichen Natur und von meinem eigenen Herzen, um zu verstehen, warum ich sie euch gebe".... „Es ist noch nicht genug hervorgehoben worden, daß die Erweckung in den Seminaren ohne alle besondern Anstrengungen von unserer Seite begann und zunahm. Nicht durch verlängerte Versammlungen, auf das Gefühl berechnete Ansprachen

oder Angstbänke wurde dieses herrliche Werk ins Leben gerufen. Wir folgten eher der Strömung, als daß wir ihr vorauseilten. Hätte Gott auf unsere Würdigkeit warten wollen, um die Fenster des Himmels zu öffnen und Seinen Segen herabzuschütten, die Zeit wäre nie gekommen. Als wir kaum erst fühlten, daß Er unter uns getreten war, und vielleicht noch ehe wir uns mit Weinen und Flehen vor dem Gnadenthron niedergeworfen hatten, waren wir schon von einem Haufen bußfertiger Sünder umringt. Von Anfang bis zu Ende wurde keine einzige außerordentliche Versammlung gehalten und nur wenig an unserer gewöhnlichen Tageseintheilung verändert. Wenn es je eine Umwandlung gab, die man im vollsten Sinn des Worts ein Werk Gottes nennen konnte, so ist es die, welche wir hier in Urumia erleben durften. Und obgleich wir allen Grund zu demüthigem Dank gegen Gott haben, daß wir, wenn auch in noch so schwacher Weise, zu seinem Fortgang mithelfen durften, müssen wir uns ernstlich hüten, uns selbst auch nur das geringste Lob zuzuschreiben. Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gib Ehre!'"

---

8. Die Züchtigung des Herrn.

„Ich zittere, daß nicht etwa Einer falsche Reue an den Tag lege. Ja, meine Angst davor ist oft so groß, daß ich fast erschrecke, wenn wieder Einige ihr Verlangen erklären, sich Jesu zu Füßen zu werfen. Ich habe mir ja schon ziemlich viele Erfahrungen im Gespräch mit bußfertigen Sündern sammeln können, aber der Verantwortlichkeit, die jetzt auf mir lastet, fühle ich mich nicht von ferne gewachsen. Wie süß ists da, zu wissen, daß Gott nicht mehr von uns fordert, als wir vermögen."

So hatte Stoddard seinem väterlichen Freund Perkins im Frühling 1846 geschrieben. Wir haben bereits gesehen, wie im Laufe des Sommers alle derartigen Zweifel und Sorgen dem anbetenden Dank für die herrlichen Thaten Gottes weichen mußten. Der Anfang des Jahrs 1847 lieferte neuen Stoff zu solchem Dank; denn im Mai konnte Stoddard über seine Zöglinge berichten:

„Der Stand des Seminars ist im Ganzen sehr befriedigend. Mit wenigen Ausnahmen haben unsere jungen Leute der Anweisung des Apostels nachzuleben gesucht: 'Seid nicht träge, was ihr thun

sollt; seid brünstig im Geist; haltet an am Gebet.' Die Wenigen, welche durch die Erweckung des vorigen Jahres noch nicht zum Herrn Jesu gebracht wurden, sind durch dieselbe doch von ihren Vorurtheilen gegen lebendiges Christenthum zurückgekommen und auf einen höheren sittlichen Standpunkt gelangt. Ich wüßte mir kaum mehr Fleiß und Eifer zu wünschen, als meine Zöglinge in ihren Lektionen zeigen. Wenn sie sich Tag für Tag strahlenden Auges um mich versammeln und jedes Wort der Belehrung gierig verschlingen, fühle ich mich überreichlich belohnt für alle meine Anstrengungen. Besonders gilt das von den biblischen Studien, die den wichtigsten Unterrichtszweig in unserem Seminar ausmachen. Im verflossenen Winter haben wir viele Zeit auf die paulinischen Briefe verwendet, und es war eine wahre Lust zu sehen, wie sämmtliche Schüler so mit ganzem Herzen dabei waren. Auch von den Jüngsten wird nicht leicht Einer des Lernens müde; sie wünschen im Gegentheil oft, ich möchte noch länger fortmachen, wenn mich Erschöpfung oder irgend ein anderer Grund zum Aufhören zwingt. Bereits hat uns auch einer unserer Zöglinge verlassen, um Dorfschullehrer zu werden. Als er kam, um Abschied zu nehmen und mir für den hier genossenen Unterricht zu danken, und mich dann aufforderte, noch mit ihm zu beten, daß ihn Gott in seinem neuen Beruf segnen möge, war mein Herz von sehr widerstreitenden Gefühlen bewegt. Aber so schwer mir auch die Trennung wurde, konnte ich ihn doch nur im Frieden ziehen heißen und mich freuen, daß es ihn verlangte, an der Rettung seines Volkes mit Hand anzulegen."

Nun aber giengs von Elims schattenreichen Quellen allmählich wieder in den heißen Wüstensand hinaus. Stoddard unternahm um jene Zeit in Begleitung des Diakons Tamer eine Predigtreise ins Gebirge. Vereint zogen sie da von Ort zu Ort und von Haus zu Haus. Nach der Predigt im Dorfkirchlein saß dann Stoddard bis tief in die Nacht, umringt von heilsbegierigen Seelen, noch auf einem der flachen Dächer und legte das Wort weiter aus. Für den Geist war das immer neue Labung und Erfrischung, der zarte Körper aber litt bedenklich unter den gehäuften Anstrengungen, die nun schon seit dem Anfang der Erweckung fortdauerten. Denn nicht nur gönnte sich der treue Mann in den Ferien keine Ruhe; auch neben der Leitung seines Seminars wußte er immer noch Zeit zu gewinnen zur Predigt und zu Bibelstunden in diesem oder jenem Dorf der Nachbarschaft.

Seine Gattin, die in ihrem Theil kaum minder eifrig gewirkt, den großen Haushalt für das Seminar geleitet, in der Mädchen-Anstalt den Singunterricht übernommen, sich daneben viel den Frauen gewidmet und natürlich ihre eigenen Töchterlein nicht vergessen hatte, fühlte gleichfalls ihre Kraft schwinden. Da von den Missionsgeschwistern eben die Frage bewegt wurde, ob es nicht aus verschiedenen Gründen zweckmäßiger wäre, das Knaben-Seminar von Urumia weg ganz nach Seir zu verlegen, gab Stoddards leidende Gesundheit vollends den Ausschlag zu diesem Beschluß. Die nöthige Erweiterung der Gebäulichkeiten war unter seiner Leitung, freilich nicht ohne manche Geduldsprüfung und manche neue Ermüdung für ihn, bald vollendet, und noch im Laufe des Sommers hatten die Missionare Grund genug, dem Herrn zu danken, daß er diese Uebersiedlung gerade im rechten Augenblick noch hatte gelingen lassen. Denn furchtbar brach im August die Cholera im ungesunden Urumia aus; von 25,000 Einwohnern fielen, nach verschiedenen Schätzungen, 4000 bis 7000 der Seuche zum Opfer. Ganze Familien wurden dahingerafft; es war eine Entsetzen erregende Sterblichkeit. Nachdem die Krankheit einige Tage in der Stadt gewüthet hatte, theilte sie sich auch den Dörfern mit. Fast keines wurde ganz verschont; in den meisten wechselte die Zahl der Todesfälle zwischen 10 und 30. Das laute Wehklagen, das in Urumia einmal eine ganze Nacht hindurch ununterbrochen fortgedauert hatte, hallte nun von allen Seiten wieder; nur im herrlichen Seir kam auch nicht Ein Fall von Erkrankung vor.

„Ihr werdet ängstlich fragen," schrieb Stoddard hierüber nach Hause, „wo denn eure Kinder und die andern Missionsgeschwister in dieser Zeit des Jammers waren? Wohl geborgen unter dem Schutze ihres himmlischen Vaters, kann ich euch antworten. Gott sei Dank, wir sind Alle am Leben und ist uns kein Haar gekrümmt worden. Wir haben die köstlichen Verheißungen des 91. Psalms, die so ganz auf unsere Lage paßten, erfahren dürfen: 'Seine Wahrheit ist Schirm und Schild, daß du nicht erschrecken müssest vor der Pestilenz, die im Finstern schleichet, vor der Seuche, die im Mittag verderbet. Ob Tausend fallen zu deiner Seite, und Zehntausend zu deiner Rechten, so wird es doch dich nicht treffen.' Wir haben eine Zeit der Krankheit und Noth hinter uns, aber wir können von Gnade und Erbarmung singen so gut wie von Gericht. O wie sollten wir Ihm nicht

danken, daß Er uns in der Gefahr bewahrt, unsere Gebrechen geheilt und uns mit Gnade und Barmerzigkeit gekrönt hat!"

Wie wenig indessen beim demüthigsten Dank für die erfahrene Verschonung Stoddards Herz an diesem Leben hieng, ja wie ihm bereits ein früher Heimgang ahnte, zeigt uns der Schluß des Briefes:

„Es wäre mir wohl süß, wenn der Herr es so fügen würde, daß ich mit meinen Geschwistern noch die Ehre und Freude theilen könnte, etwas zu eurer Bequemlichkeit beizutragen. Dazu wird es aber wohl nicht kommen, und ich weiß ja, daß ihr euch von Herzen mit der kurzen Trennung ausgesöhnt habt, zu der wir hienieden in Hoffnung einer baldigen und ewigen Wiedervereinigung in unseres Vaters Haus berufen sind. Wir werden nicht lange geschieden sein. Der Missionar wählt einen kurzen Weg zum Grabe, und obgleich meine Gesundheit jetzt wieder ziemlich gut ist, ist es mir doch höchst unwahrscheinlich, daß ich ein hohes Alter erreiche. Ich kann in Wahrheit sagen, daß ich kein großes Verlangen habe, vierzig oder mehr Jahre in diesem Thränenthal zu bleiben. So lange ich ein schwaches Werkzeug im Dienste Christi sein kann, will ich gerne im Leibe wallen und arbeiten. Aber hernach ist es viel besser abzuscheiden und bei Christo zu sein. Die Welt ist lauter Eitelkeit und Betrug. Denkt an ihre Sorgen und Mühen, an ihre Kälte und Hitze, an ihren Hunger und Durst. Denkt an ihre Prüfungen und Versuchungen; denkt an die Last der Sünden, die wir hienieden mit uns schleppen, und sagt: ist es da nicht Gewinn zu sterben, um zum ewigen Leben zu erwachen?"

Im September erkannten die Brüder, daß ein entscheidender Schritt für Stoddards Gesundheit gethan werden müsse. Die Nothwendigkeit, bei dem Hausbau in Seir früh und spät, bei Regen und Sonnenschein, zur Beaufsichtigung der Arbeiter auf dem Platze zu sein, hatte den dortigen Aufenthalt den Sommer über zu einer neuen Anstrengung gemacht. Dazu kam, daß in den noch feuchten Räumen zuerst seine Frau und die beiden Kinder augenleidend wurden, dann er selbst. So ungern er sich auch entschloß, sein geliebtes Seminar zu verlassen, mußte er den vereinten Bitten nachgeben, und eine Reise nach Erzerum versuchen. Dort war nämlich auf dem Wege nach Urumia gerade Miss. Cochrane mit seiner Gattin und Frl. Rice angekommen, die eines Führers zur Weiterreise bedurften. Es war eine große Geduldsprobe für Stoddard, der den Augenblick

der Heimkehr kaum erwarten konnte, daß die Erkrankung eines Gliedes der kleinen Reisegesellschaft einen mehrwöchigen Aufenthalt in Erzerum nöthig machte; doch er wußte auch das aus der Hand seines himmlischen Vaters anzunehmen. Die mit völliger Aufopferung des eigenen Willens unternommene Reise hatte nicht die gehoffte Wirkung. Vierzehn Tage nach seiner Rückkehr traf er noch eifrige Vorbereitungen für den Winter, versammelte seine Zöglinge und hoffte jetzt, da die neuen Einrichtungen beendet waren, auf eine besonders ruhige, liebliche Zeit mit ihnen. Am Tag der Eröffnung des Wintersemesters jedoch wurde er von Magenschmerzen und Fieber befallen und für Wochen ans Bett oder auf den Sopha gefesselt. Unter der liebenden Pflege seiner Frau und der übrigen Missionsgeschwister fand er sein Krankenlager nicht hart; aber gerade in dem Augenblick, in dem ihm schien, das Seminar bedürfte für einige Zeit besonders sorgfältiger Leitung, so zur Ruhe gesetzt zu werden, kostete einigen Kampf. Bald jedoch weiß sich Stoddard zu trösten: „Ich bin zu der Einsicht gelangt, daß der Herr besser für unsere jungen Leute sorgen kann als ich, und habe alle meine Anliegen auf Ihn geworfen.“ Bedenklich fand zwar der Arzt das Uebel — eine heftige Gelbsucht — für den Augenblick nicht; daß es aber längere Zeit dauern werde, bis Stoddard wieder seinen früheren Beschäftigungen nachkommen könne, war wohl vorauszusehen. In welchem Sinn er selbst seine Krankheit sowohl als seine theilweise Wiederherstellung annahm, zeigen folgende Zeilen vom 24. Januar 1848:

„Die Wolken, die sich um mich her zusammengezogen hatten, sind im Verschwinden, und von schwerer Krankheit bin ich wieder zu einem dankenswerthen Grad von Gesundheit genesen. Ich fühle, daß es lauter unverdiente Gnade ist. Ich hatte noch nie eine gefährliche oder längere Krankheit gehabt und brauchte diese Züchtigung. Träge gewesen zu sein seit meinem Eintritt in die Mission, kann ich mir nicht vorwerfen, aber an dem Geist, in dem ich meine Arbeit that, finde ich viel zu richten. Diese Krankheit zeigt mir auch, daß der Herr mich gar nicht braucht. Anfangs konnte ich mich kaum drein finden, so ausgespannt zu sein, und meinte, die Schule könne ohne meine Hilfe kaum bestehen. Von diesem Irrthum bin ich nun geheilt; ich sehe jetzt, daß wenn ich abgerufen würde, Andere viel treuer und erfolgreicher die Pflichten erfüllen würden, die ich ausschließlich als die meinen betrachte. Das aber kann ich in Wahrheit

sagen, daß weder Cholera, noch Augenleiden, noch Gelbsucht meine Ansichten über den Missionsdienst im Geringsten verändert oder meinen Wunsch vermindert haben, die Kraft, die Gott mir noch schenkt, darin zu verzehren. Auch betrachte ich es noch gar nicht als eine ausgemachte Sache, daß ich hier nicht wieder zu voller Gesundheit gelangen kann. Dr. Perkins, der in den ersten Jahren seiner Missionsarbeit viel von Fieber und verschiedenen Beschwerden litt, ist jetzt ganz rüstig. Was mir hauptsächlich Noth thut, ist mehr Hingebung und Treue."

Tief bewegte Stoddard, mehr noch für seine ehrwürdigen Eltern als für sich selbst, die Nachricht vom Tod seines ältesten Bruders, die er wenige Tage später erhielt. Mit zitternder Hand schrieb er Eltern und Geschwistern Briefe voll der zärtlichsten, innigsten Theilnahme über ihren Verlust, zugleich aber voll der seligsten Hoffnung des ewigen Lebens für den Dahingeschiedenen. Seine eigene Kraft hob sich nur langsam. Hatte er am Anfang seiner Krankheit nur die Ueberzeugung gewonnen, wie leicht der Herr ihn entbehren könne, so kam es bei seinem verlängerten Unwohlsein ihm doch auch recht tief zum Bewußtsein, wie gefehlt es ist, wenn in einer Schule der Hauptlehrer nicht auf dem Platz ist:

„Unsere Brüder haben mich zwar mit Güte überschüttet, und obgleich sie selbst dringende Geschäfte hatten, für meine Zöglinge gethan, was nur immer in ihrer Kraft stand. Meine eingebornen Hilfslehrer sind fromme, treffliche und in mancher Hinsicht durchaus zuverlässige Männer, aber unsere Begriffe von Reinlichkeit, Ordnung und systematischem Unterricht haben sie einmal nicht. Bin ich einige Tage abwesend, so stehen die Zöglinge nicht zu rechter Zeit auf, die Glocke wird unregelmäßig geläutet, die Klassen werden vermischt, die Lektionen nicht fest eingehalten, und obgleich Lehrer und Schüler gewiß den besten Willen haben, geht eben Alles verkehrt. Man kann sich kaum einen Begriff machen, wie ermüdend die Leitung einer solchen Anstalt ist, wenn, um sie im rechten Gang zu erhalten, man nach Allem selbst sehen, und Famulus, Lehrer und Rektor in Einer Person sein muß. Meine liebe Frau, die für die Haushaltung sorgt, findet ihre Aufgabe auch ziemlich schwer. Ich muß dabei manchmal an einen Fuhrmann denken, der mit ausgenützten Pferden einen schweren Wagen auf bodenlosen Wegen einen Hügel hinaufbringen soll. Das Rad geht heraus, die Deichsel zerbricht, die Pferde bleiben

im Koth stecken, und er ist im Begriff, Alles als verloren aufzugeben. So gieng es zuweilen uns im letzten Jahr. Wenn wir gesund und gutes Muths sind, reicht unsere Kraft gerade für das Seminar aus; wenn aber Eines von uns unthätig sein muß, verdoppelt sich für das Andere die Arbeit, und das Gefühl, daß man derselben nicht recht nachkommen kann, drückt das Gemüth nieder. Da hier zu Lande keine Wärter zu haben sind, müssen wir in Krankheitsfällen unsere Zeit der eigenen Familie widmen oder unsere Geschwister dazu in Anspruch nehmen. Aus diesen Gründen ist Krankheit im Missionsfeld eine schwere Last. Seid daher versichert, daß ich wohl für meine Gesundheit Sorge tragen werde. Obgleich ich mich gar nicht nach langem Leben sehne, halte ich es für unrecht, Leben oder Gesundheit unnöthig aufs Spiel zu setzen. Ich hoffe, ich dürfe hier noch manches Jahr im Weinberg des Herrn arbeiten, und meine Brüder hüten mich mit solcher Sorgfalt, daß wenig Gefahr ist, daß ich zu viel thue."

Daß die Segenswogen im Seminar nicht mehr so hoch giengen wie ein Jahr zuvor, zeigt vorstehender Brief zur Genüge; doch kann auf der andern Seite Stoddard auch den Freunden melden:

„Die Predigten unserer eingebornen Gehilfen waren diesen Winter vortrefflich. Seit Jahren schon hatten wir bemerkt, in welch lebendiger, faßlicher Weise die besten unter ihnen den Seelen die Heilswahrheiten nahe zu bringen wissen; in den letzten Monaten aber war darin ein bedeutender Fortschritt bemerklich. Ich hoffe, ihr vergesset in euren Gebeten der Anstalt nicht, in der diese Diener des Worts gebildet werden. Könntet ihr einen Blick hieher thun und sehen, wie viel mit der Hilfe Gottes durch unsere beiden Seminare für die Wiedergeburt dieses Volkes geschehen kann, und wie viel dafür bereits geschehen ist, ich weiß gewiß, ihr würdet derselben mit starkem Geschrei und Thränen vor Gott gedenken. Die Verweigerung eurer Geldbeiträge, ja die Verweigerung eurer Söhne und Töchter für den Dienst des Herrn würde der Mission weniger schaden als die Verweigerung ernster, anhaltender Fürbitte.

„Die Brüder bringen in mich, alle Arbeit für einige Monate ruhen zu lassen, und ganz meiner Erholung zu leben. Eine schwere Geduldsprobe für mich, die schwerste, die mir gestellt werden konnte. . . ."

Alle Schonung und Fürsorge der Missionsgeschwister vermochte

die im Feuer der Liebe schnell verzehrte Kraft nicht wieder zu ersetzen. Die Sommerhitze warf Stoddard vollends so darnieder, daß die Brüder ihm zu seiner Wiederherstellung ernstlich einen Besuch in der Heimat riethen. Vorerst ergab er sich wenigstens darein, mit Frau und Kindern nach Constantinopel aufzubrechen; im Winter hoffte er dann zurückkehren und die Arbeit am Seminar wieder aufnehmen zu können.

„Ich brauche kaum zu sagen," schrieb er hierüber einem seiner Brüder, „wie schwer mir der Abschied von dem geliebten Arbeitsfeld wird; aber es ist noch viel schwerer, wie ich es im letzten Jahre thun mußte, ein vergleichungsweise unnützes Dasein zu führen. Wüßte ich, daß mir ein sehr kurzer Lauf verordnet ist, so könnte ich mich, wie mir scheint, ohne Murren darein ergeben. Aber nur wer schon in ähnlicher Lage war, weiß, wie schwer es ist, im Weinberg des Herrn einen Posten einzunehmen, der so viele Anforderungen macht wie der unsere in Urumia, und dabei beständig das Gefühl zu haben, daß die Arbeit nur halb geschieht und das Werk darunter leidet. Wenn ich darüber in keiner Selbsttäuschung stehe, sehne ich mich nicht sowohl um meiner eigenen Behaglichkeit, als um der Arbeit willen nach Genesung. Und das söhnt mich auch mit der Reise nach Constantinopel aus, zu der ich aus bloß persönlichen Rücksichten mich nie verstanden hätte. So sehr ich mich freuen würde, euch Alle wiederzusehen, wirst du doch darin mit mir übereinstimmen, daß ein Missionar einen Besuch in der Heimat nur dann machen sollte, wenn er dringend geboten ist. Und das ist, glaube ich, nicht mein Fall, so lang nicht alle andern Mittel erschöpft sind. Eine beinahe 500-stündige Reise zu Pferd kann mit Gottes Hilfe Wunder thun. Außer der wohlthätigen Wirkung der Reise wird auch die geistige Erfrischung, die wir durch den Umgang mit vielen theuren Missionsgeschwistern hoffen, dem Körper zu gut kommen. Auch werden die Kosten geringer sein als die für eine Reise nach Amerika, und diese Betrachtung fällt jedenfalls mit in die Wagschale. Ueberdieß wird mir in der Türkei wenig geistige Anstrengung zugemuthet werden. Heimgekehrte Missionare aber werden so mit Aufforderungen zu Predigten und Reden gedrängt, daß es ihnen schwer wird, ein ruhiges Plätzchen zu finden. Gienge ich also nach Amerika, so dürfte ich entweder gar nicht öffentlich auftreten, oder liefe ich große Gefahr, über Kraft zu thun."

Von Perkins geleitet, machte sich die kleine, invalide Karawane

Mitte Juni's auf den Weg. Gleich nach den ersten Tagreisen wurde Stoddard von heftigem Fieber befallen, das es ihm unmöglich machte, den nächsten Haltplatz zu Pferd zu erreichen:

„Nachdem wir uns mit Geschwister Perkins berathen hatten, wurde beschlossen, daß ich in Frau Perkins' Tachtirawan (einer von zwei Pferden getragene Sänfte) mit ihnen zu einem nahen Gesundbrunnen kommen sollte, an dem sie eine kurze Erholung suchen wollten. So legte ich denn die noch übrigen drei Stunden leidlich zurück, und war froh, Abends meine müden Glieder auf dem Zeltlager ausstrecken zu können. Zwei Tage darauf kam Dr. Wright an, nach dem man gesandt hatte. Ich trug meinen Freunden die Frage vor, ob es nicht besser für mich wäre, die Reise aufzugeben. Aber sie waren einstimmig der Ansicht, wir sollten dieselbe fortsetzen, für mich einen Tachtirawan nehmen und uns von Dr. Perkins wenigstens halbwegs Erzerum begleiten lassen. Obgleich es mir ein neuer Schmerz war, nun noch eine bedeutend größere Auslage zu verursachen (denn es sind vier Pferde nöthig, eine solche Sänfte übers Gebirge zu schaffen, weil öfters gewechselt werden muß) und unserem Bruder so viele Mühe zu machen, mußte ich doch folgen. Am 26. verließen wir die Mineralquelle und setzten dann in kurzen Tagreisen den Weg nach Erzerum fort. Perkins begleitete uns über 100 Stunden weit und überschüttete uns mit liebender Sorgfalt. Nur auf unsere dringenden Bitten kehrte er endlich um. Beim Abschied war er sehr bewegt und empfahl uns inbrünstig dem Schutze Gottes.

„Miss. Bliß von Erzerum ritt uns eine Tagreise weit entgegen, um uns willkommen zu heißen. Hier sind wir nun, froh und dankbar, bei so lieben Freunden einige Tage rasten zu können. Meine liebe Frau und die Kinder haben die Reise viel besser ertragen, als ich erwartet hatte. Ich selbst fühle mich noch um nichts kräftiger; doch hoffe ich das Beste. Ich glaube nicht, daß ich ein unheilbares Uebel habe. Mein Hauptleiden scheint eine Erschlaffung der Nerven und große Schwäche der Verdauung zu sein, welch letztere der hiesige Artzt auch für nervös hält.

„Aber was nun weiter thun? Wir haben den Anker gelichtet und die Segel aufgezogen; doch wohin steuern? In Constantinopel, hören wir, sei die Cholera; dieß macht uns schwankend, unsern ersten Plan zu verfolgen. Nach Urumia zurückzukehren wäre das Leichteste, aber die Freunde würden das nicht billigen. Wir könnten auch einige

Zeit in Trebisond zubringen, aber das feuchte Klima dort würde uns, die wir an die trockene Luft Urumia's gewöhnt sind, kaum gut thun. Wir könnten endlich direkt nach Amerika gehen, aber dazu fehlt uns die spezielle Erlaubniß der Kommittee. Doch der Herr ist bei uns und wenn wir Ihn demüthig und ernstlich darum bitten, wird Er unsere Schritte leiten und uns nicht des rechten Wegs verfehlen lassen. Am 18. Juli denken wir nach Trebisond aufzubrechen, wo wir weiteres Licht zu erhalten hoffen."

Das Licht, das Stoddard erwartete, kam in ganz unerwarteter Weise.

Trebisond, den 5. August 1848.

„Geliebte Eltern,

„Die verflossene Woche ist eine Woche des tiefsten Schmerzes für mich gewesen. Gott hat Seine Hand schwer auf mich gelegt und das Weib meines Herzens mir von der Seite genommen. Eure geliebte Tochter schlummert im Grab. In Einem Augenblick, ohne ein Wort der Vorbereitung, traf mich der furchtbare Schlag. Meine theure Harriet war für immer von uns geschieden, und hatte ihre Kleinen mutterlos zurückgelassen.

„So voll mein Herz ist, kann ich euch heute nur mit wenigen Worten die traurige Geschichte erzählen. Sobald ich mehr Ruhe und Kraft habe, will ich ausführlich schreiben, und ich hoffe, es sollen nicht viele Wochen verstreichen, ehe ihr die verwaisten Kinder ans Herz drückt. Ein Ereigniß hat mit so erschütternder Schnelligkeit das andere gedrängt, daß mir Alles noch ein beängstigender Traum scheint, und ich Zeit haben und mich sammeln muß, um die Wege zu überdenken, die Gott mich geführt hat.

„Am 27. Juli kamen wir nach zehntägiger Reise hier an. Als wir Erzerum verließen, hatten wir keine Ahnung, daß die Cholera Trebisond näher sei als dem 250 Stunden westlicheren Constantinopel. Wir hatten im Sinn, in letzterer Stadt und nöthigenfalls auch in Smyrna auf dem Heimweg nach Amerika gar nicht zu landen. Nun müssen aber in Trebisond alle vom Osten kommenden Reisenden eine zehntägige Quarantaine halten, und kaum waren wir in den Quarantaine-Gebäuden angelangt, so hörten wir, man sage sich ins Ohr, die Krankheit sei in der Stadt ausgebrochen. Hätten wir das nur einige Stunden früher erfahren, so wären wir in einem der Dörfer auf dem Gebirge geblieben und hätten uns nicht dieser furchtbaren

Seuche ausgesetzt. So aber war keine Umkehr möglich, und die Gefahr, in die wir geriethen, uns so sichtbar vom Herrn beschieden, daß wir versuchten, uns in demühtigem Glauben Ihm zu befehlen.

„In den ersten drei Tagen unserer Quarantaine fühlte sich mein theures Weib wohl, obschon etwas müde von der Reise. Montag jedoch klagte sie über heftige Schmerzen in Kopf und Füßen, die wir für Neuralgie hielten, weil keine Unordnung des Magens dabei war. In der Nacht nahmen die Schmerzen zu und ich bemerkte einen Blutandrang gegen den Kopf und etwas Fieber bei ihr. Ich suchte sie zu beruhigen, aber es half nicht viel. Gegen Morgen endlich gelang es mir, sie in Schweiß zu bringen, und während sie vorher nur unruhig geschlummert hatte und von schreckhaften Bildern umgaukelt war, versank sie jetzt in einen erquickenden Schlaf. Als sie erwachte, schien ihr Zustand durchaus nicht beängstigend; doch ließ ich den Arzt rufen. Er vermuthete ein Gallenfieber, und da er in der Cholera-Zeit nicht gerne Brechmittel gab, verordnete er ihr Blutegel in der Gegend der Leber, von denen er sich die gleiche Wirkung versprach. Gegend Abend fühlte Harriet ihren Kopf bedeutend erleichtert und die ganze Nacht hindurch schlief sie ruhig. Morgens aber zeigten sich choleraähnliche Symptome. Da der Arzt nicht gleich zu finden war, schickte ich zwei Männer nach ihm aus, und versuchte einstweilen selbst einige einfache Heilmittel. Um halb elf endlich kam er. Er sagte, Harriet habe nicht die Cholera, obgleich ihr Zustand große Sorgfalt erfordere. Er traf die besten Verordnungen. Umsonst. Ihre Kraft schwand zusehends; ihr Körper verlor seine natürliche Wärme, der Puls stockte. Zuweilen schienen ihre Lebensgeister wieder aufzuflammen; doch nur für Augenblicke. Um halb drei Uhr hauchte sie ihre Seele aus, um für immer bei dem Herrn zu sein.

„Im Ganzen litt sie wenig. Zuweilen hatte sie zwar Beengungen, aber nicht anhaltend. Bis zum letzten Augenblick blieb sie bei vollem Bewußtsein; doch war sie, als sie ihre Gefahr erkannte, bereits zu schwach, um noch viel vom Tod zu reden. Den ganzen vorhergehenden Tag aber, noch ehe wir wußten, daß sie von der Cholera ergriffen war, hatten wir nur von göttlichen Dingen gesprochen. Ich betete wiederholt mit ihr und sagte ihr schöne Liederverse. Sie war sehr gelassen und sagte, sie könne Alles in die Hand Gottes legen. Als ihr Ende nahte, wies ich sie, mit dem Finger nach oben deutend, auf unsern erhöhten Heiland hin. Ihr Auge folgte meiner Bewegung;

und als sie so dalag, die Augen fest gen Himmel gerichtet, wurde ihr Athem kürzer und kürzer, und blieb endlich aus. So sanft entschlief sie, daß erst nach einer Weile wir sagen konnten: 'Es ist vorbei.' Kein Seufzer, kein Kampf, kein Zucken war sichtbar; alles lauter Friede. Ich habe die selige Gewißheit, daß sie nun für alle Ewigkeit in die Wohnungen des Friedens eingegangen ist. Und so fehlt es mir nicht an Trost mitten in der tiefsten Trübsal. Was Gott thut, das ist wohlgethan. Ich beuge mich anbetend unter Seinen heiligen Willen. Obgleich mein Herz blutet, obgleich die Hauptquelle meines irdischen Glücks versiegt ist, kann ich, darf ich, will ich nicht klagen. Herr, mein Gott, hilf mir, hilf uns Allen das zu lernen, was Du uns durch diesen Schlag lehren willst!...."

Bebek, den 16. August.

„Mein Schmerz ist so tief, und meine körperliche Schwachheit so groß gewesen, daß meine Gefühle wie versiegt sind, und ich weder weinen noch mich freuen kann. Doch wurde ich in all der Finsterniß, die mich umgab, keinen Augenblick irre an der Liebe meines himmlischen Vaters. Ihr wißt, wie ich Harriet liebte, und daß auch in der Heimat, umgeben von theilnehmenden Freunden und allmählich auf die Trennung vorbereitet, ich mich nicht ohne heftigen Kampf hätte von ihr losreißen können. Wie mußte mir's aber ums Herz sein unter solchen Umständen — in einer fremden Stadt, nach nur halbstündiger Vorbereitung — meine durch die innigsten Liebesbande mit mir verknüpfte Gattin scheiden zu sehen! Es traf mich wie ein Blitzstrahl, unter dessen vernichtendem Schlag ich wankte und taumelte. Und dann das Begräbniß! In der Todtenstille der Nacht trugen wir die Leiche ohne christliche Feier hinaus; sogar ein eigenes Grab wollte man ihr zuerst verwehren. Aber Gott erbarmte sich unser in dieser schweren Stunde. Die nachgesuchte Erlaubniß wurde noch gewährt, und wir legten sie in ihr letztes Kämmerlein. Wären nicht meine verwaisten Kinder und die Hoffnung gewesen, Gott könnte unter den Nestorianern noch etwas für mich zu thun haben, ich hätte meine müden Gebeine am liebsten in dem frischen Grab neben ihr zur Ruhe gelegt, nicht in träumerischer Sentimentalität, sondern in der Hoffnung, mit ihr zum ewigen Leben zu erwachen. Doch der Sturm meiner Gefühle legte sich allmählich; eine stille Ergebung in den Willen Gottes hob mich über die Wellen der Trübsal empor.

Ich freute mich, in Seiner Hand zu stehen und Ihn nach Seinem Wohlgefallen mit mir schalten und walten zu lassen....

„Am andern Morgen drückte ich die Kleinen an mein Herz und floh mit ihnen aus der verpesteten Stadt. In dem hochgelegenen Landhaus Herrn Powers, zwei Stunden von Trebisond, fanden wir gastfreie Aufnahme. Kaum waren wir aber dort, so zeigten sich bei mehreren der Nestorianer, die mit uns gekommen waren, die Vorboten der Cholera. In den beiden ersten Tagen nach Harriets Tod schien Herr Powers Familie ein kleines Lazareth, denn nicht weniger als vier von uns waren in ärztlicher Behandlung. In der reinen Luft und mit wirksamen Arzeneien genasen wir aber durch Gottes Segen bald von diesen Anfällen. Doch waren die Nestorianer so erschreckt, daß sie um Erlaubniß baten, sogleich nach Urumia umzukehren, und ich entließ sie noch am 5. August. Unsere Dienerin Nargis wollte zuerst auch mit ihnen der Heimat zueilen; als ich ihr aber meine eigene Schwachheit und den großen, unschätzbaren Dienst vorhielt, den sie durch ihr Bleiben den Kleinen leisten könne, war sie gleich bereit, uns nach Amerika zu begleiten.

„Ich verließ Trebisond am 11. August, nachdem ich etwas über eine Woche Herr Powers Gastfreundschaft genossen hatte. Er und seine Frau sind beide lebendige Christen und versäumten nichts, was die zarteste Liebe erdenken konnte, meinen Kummer zu lindern und meinen Kleinen den Verlust der Mutter zu ersetzen.

„Nargis indessen schien sich von ihrem Cholera-Anfall nicht recht zu erholen. Sie verlor den Appetit, wurde jeden Tag schwächer und überließ die Pflege der Kinder endlich ganz Frau Powers und mir. Den Tag vor unserer Einschiffung war sie so krank, daß mir nur die Wahl zu bleiben schien, sie entweder zurückzulassen, oder inmitten der Seuche einen ganzen Monat länger auf den nächsten Dampfer zu warten. Ich wußte wirklich nicht, was ich thun sollte. Bei dem Zustand meiner Gesundheit wäre es thöricht gewesen, die Reise nach England zu unternehmen ohne Unterstützung bei der Pflege der Kinder. Fast eben so mißlich war es, in Trebisond oder Constantinopel vier Wochen länger liegen zu bleiben, so lange an beiden Orten die Cholera wüthete. Am andern Morgen jedoch schien Nargis entschieden besser; sie konnte nicht nur außer Bett sein, sondern auch ohne den mindesten Anschein von Ermüdung die zwei Stunden zur Stadt hinab reiten. Wir Alle glaubten, Gott habe uns dadurch

den Weg gezeigt und unserer Verlegenheit ein Ende gemacht; einmal zur See, hofften wir, werde Nargis schnell wieder zu Kräften kommen. Doch Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken. Wir hatten eine stürmische Ueberfahrt, und beinahe Alle an Bord wurden seekrank. Nargis konnte kaum von ihrem Sitz aufstehen und noch viel weniger sich der Kinder annehmen. Ich hielt die Kleinen, die sich abwechslungsweise erbrachen, und von denen Keines essen wollte, in meinen Armen und pflegte sie so gut ich konnte. Meine eigene Kraft war ganz dahin, obgleich ich nicht eigentlich seekrank war, und als ich mich so mühsam auf dem Schiff herumschleppte, glaubte ich nicht, daß ich Constantinopel erreichen werde. Der armen Nargis, die stöhnend auf dem Verdeck lag, konnte ich kaum einen Blick zuwerfen. Der Schiffsarzt gab ihr wiederholt Arzenei, die sie aber meistens wieder erbrach, so daß er endlich zu dem Schluß kam, ehe die Seekrankheit vorbei sei, lasse sich nichts mehr für sie thun. Am dritten Tag gab ihr jemand aus mißverstandener Güte eine Wassermelone, das gefährlichste Geschenk, das sich in der Cholerazeit denken läßt. Sie aß dieselbe und bekam sogleich eine Diarrhöe, die sie schnell an den Rand des Grabes brachte. Montag Abend ankerten wir vor Constantinopel, zu spät, um vor Tagesanbruch noch zu landen. Die ganze Nacht hindurch erwartete der Arzt Nargis Ende, und da er auch meinen eigenen Zustand für bedenklich hielt, überredete er mich, zu Bett zu gehen, und versprach mir, bei der Sterbenden zu wachen. Als ich früh Morgens aufstand, war sie noch am Leben, aber wie uns schien, in den letzten Zügen. Da sämmtliche Missionsfamilien während der Cholera-Epidemie ihren Wohnsitz vorübergehend auf den Inseln oder in Bebek aufgeschlagen hatten, beschloß ich, Nargis und mein Gepäck auf dem Schiff zurückzulassen, und mich mit den Kindern in einem Boot hieher zu begeben. Mühsam, und fast am Erliegen, erreichte ich Dr. Hamlin's Haus. Als er mir entgegenrief: 'Wo ist Frau Stoddard?' brach ich in Thränen aus, und es vergieng einige Zeit, bis ich mich wieder fassen konnte. Sobald sie meine Lage kannten, trafen die Brüder mit der größten Schnelligkeit Anstalt, für meine Bequemlichkeit zu sorgen und die sterbende Nargis und mein Gepäck vom Dampfboot abzuholen. Im Lauf des Tages wurde ich in Dr. Schauflers Haus gebracht, wo ich die zarteste Liebe genieße. Nargis liegt dem Tode nahe in Miss. Home's Studierzimmer. Die Schwestern pflegen sie mit der größten Sorgfalt, ohne an die Gefahr

zu denken, der sie ihre eigene Gesundheit dadurch aussetzen. Wir hatten ihr Ende erwartet, da sie schon keinen Puls mehr hatte, aber zum Erstaunen Aller ist sie im Stande, etwas Nahrung zu sich zu nehmen und verständlich zu sprechen."

Auf dem Mittelländischen Meer, den 29. August.

„Erst eine Viertelstunde, ehe ich Samstag Nachmittag Bebek verließ, um mich auf das Dampfboot zu begeben, hauchte Nargis ihren Geist aus. Die Luft ihres Zimmers war allmählich so verpestet worden, daß es keine Möglichkeit mehr war, eine bezahlte Wärterin zu bekommen; und zwei von denen, welche sie gepflegt hatten, wurden nach einander von der Cholera befallen. Ich besuchte sie täglich ein bis zwei Mal, mehr konnte ich bei meinem Unvermögen zu gehen und der Sorge für die Kinder nicht thun. Ich sprach wiederholt ganz offen mit ihr über ihren Zustand, sagte ihr, daß sie sterben werde, und ermahnte sie, ihre Seele dem Herrn Jesu zu befehlen, der allein sie retten könne. Wäre ihr Leben so beständig gewesen, als ihr Ende ruhig und friedevoll war, so hätte ich keinen Zweifel, daß sie nun im Himmel ist. Aber auch so suche ich die Hoffnung festzuhalten, daß sie ein Kind Gottes war, durch Alles, was sie aus Seinem Wort gehört hatte, weise gemacht zur Seligkeit.

„Die Missionsgeschwister bewegten mit mir die Frage, ob ich genug Kraft habe, die Weiterreise mit den Kindern schon jetzt anzutreten, was schon wegen der ungesunden Luft in Bebek wünschenswerth war. Da ich der Seekrankheit nicht ausgesetzt bin und man von der Seeluft für uns Alle eher Gutes hoffte als das Gegentheil; da wir für Krankheitsfälle den Schiffsarzt in der Nähe wußten und eine Frau auf dem Schiff versprach, sich nach Kräften der Kinder anzunehmen, beschloß ich mit Zittern und Zagen, den Versuch zu wagen. Unsere theuren Schwestern, die fanden, daß namentlich Sarah nicht gehörig mit Kleidern für die Reise versehen sei, halfen dem Mangel mütterlich ab, und von allen Geschwistern aufs inbrünstigste dem Herrn empfohlen, sagten wir ihnen am Abend des 19. August Lebewohl. Zwei Tage nachher berührten wir Smyrna, wo wir die Freude hatten, Herrn Benjamin und Geschwister Riggs zu sehen, und seither haben wir einen Tag in Malta zugebracht. Das Wetter war bis jetzt köstlich, und die Reise gieng so glücklich von statten, als wir nur hoffen konnten. Zwar weckt mich Sarah, die gegenwärtig vom Zahnen leidet, und der man anfühlt, unter wie ungünstigen Umständen sie entwöhnt

wurde, schon mit Tagesgrauen, und kommt mit Ausnahme eines kleinen Mittagsschläfchens, bis wir Abends zu Bett gehen, mir selten aus den Augen und Armen. Doch hat sich in den letzten Tagen ihre Gesundheit etwas gebessert, und ich darf hoffen, daß sie das Zahnen vollends glücklich überstehen wird. Harriet ist gesund und kräftig und so ruhig und lenksam, daß sie mir wenig Mühe macht. In Malta bestieg auch der Kaplan des Bischofs von Jerusalem mit seiner Familie unser Dampfboot, und mit seinen Töchterlein spielt nun Harriet den ganzen Tag. Armes Kind! Sie hat keine Ahnung von der Größe ihres Verlusts. Ich spreche oft mit ihr von ihrer Mutter. Einen Augenblick hört sie mir aufmerksam zu, dann hüpft sie wieder fort zu Scherz und Spiel."

Am Cap Finisterre, den 2. September.

„Eben jetzt laufen wir in die Bay von Biscaya ein, vom herrlichsten Wetter begünstigt. Sarah's Befinden bessert sich langsam. Sie braucht noch viel Pflege und will beständig unterhalten sein. Wäre ich selbst gesund und heiter, so würde mirs wohl sehr leicht, sie glücklich zu machen. So aber sitze ich einsam und traurig mit ihr da, und ehe ich michs versehe, fängt das arme kleine Ding, das so wenig Unterhaltung findet, zu weinen an. Dann suche ich meinen Gefühlen Gewalt anzuthun und ein wenig mit ihr zu spielen, aber bald versinke ich wieder in meine vorige trübe Stimmung.

„Glaubet aber ja nicht, ich sei unglücklich. Nein, das bin ich nicht. Ich leugne nicht, daß ich zu Zeiten bis zum Tod betrübt war, aber ich weiß, daß auch die herbsten Schmerzen mir aus Liebe gesandt wurden. Wären mir alle meine Gebrechen bekannt, wie sie mein himmlischer Vater an mir sieht, so würde ich gewiß fühlen, daß diese Prüfungen mir nicht nur heilsam, sondern unumgänglich nöthig waren.

„Die Frau des Proviantmeisters ist sehr freundlich gegen uns und nimmt mir Sarah jeden Tag zwei Stunden ab. Ueberhaupt habe ich Stoff genug zum Dank gegen Gott. Alle an Bord sagen, ich sei ein ganz anderer Mensch als bei der Abfahrt von Constantinopel, und obgleich ich noch allerlei Beschwerden habe, fühle ich doch selbst auch eine bedeutende Veränderung in meinem Befinden. Ich freue mich nun, geliebte Eltern, in Kurzem euer Angesicht noch einmal zu sehen. Uebrigens kann mich ja auch der Herr noch abrufen, ehe ich die Küste Amerika's erreiche, oder es kann Eines von euch

schon in der Ewigkeit sein. Mögen wir jeden Augenblick bereit sein, die Leiden dieser Zeit mit der himmlischen Herlichkeit zu vertauschen.

„Um eure Tochter dürft ihr nicht trauern, wie Die, die keine Hoffnung haben. Ihre kurze Missionslaufbahn war für Viele reichgesegnet. Sie that von ganzem Herzen, was ihre Hände zu thun fanden. Immer thätig, pünktlich, demüthig und vom Geist des Gebets getragen, ließ sie ihr Licht leuchten als ein heiliges Vorbild für ihre Umgebungen. Von ihren Schwestern in der Mission innig geliebt, von den nestorianischen Frauen mit der größten Hochachtung und Dankbarkeit betrachtet, allen unsern Zöglingen eine theilnehmende Freundin und Beratherin, war sie auch ihren Kindern die zärtlichste Mutter. Gott schenke uns Gnade, unser Leben so wohl anzuwenden wie die theure Vorangegangene, und unsere Hoffnung so fest wie sie auf den Felsen Jesum Christum zu gründen!

„Harriet schickt ihren lieben Großeltern die herzlichsten Grüße und freut sich, sie bald zu sehen. Sie fragt, ob jetzt, da ihre eigene Mama nicht mehr da sei, nicht Großmama ihre Mutter werden wolle? Oft muß ich denken: 'Ach könnt' ich sein wie sie.'"

Wir schließen diese Trauerberichte mit dem Abschiedsgruß, den Stoddard vom Hause seines Bruders in Glasgow aus, wo er einige Wochen verweilte, ehe er (10. Oktober) die Weiterreise nach New-York antrat, an die Missionsgeschwister in Urumia richtete:

„Ihr werdet Alle den Riß, den Gott in unsern kleinen Kreis gemacht hat, schmerzlich empfinden. Laßt mich euch bitten, euch Alle etwas daraus zu merken. Alles Fleisch ist wie Heu. Wer von euch kann wissen, ob nicht morgen sein Familienglück zertrümmert sein wird, wie heute das meine, und wer wird so unweise sein, seine Liebe fest an diese Welt zu ketten? Es ist Alles nichts; lauter Eitelkeit. Was wir nicht für die Ewigkeit leben, ist umsonst gelebt. Ihr braucht ja diese Ermahnungen nicht von mir; aber nicht wahr, ihr vergebt sie einem Freunde?

„Gerne möchte ich auch einigen unserer Nestorianer schreiben; aber ich fühle, daß ich das heute noch nicht kann. Bitte, sagt unsern drei Priestern und allen eingebornen Gehilfen sowie den Zöglingen der beiden Seminare, daß ich ihrer täglich gedenke, für jedes Einzelne bete und mich sehne zu hören, daß sie in der Gnade wachsen und an dem Wort des Lebens festhalten. Briefe von ihnen würden mir große Freude machen, obgleich ich nicht mit Bestimmtheit versprechen

kann, sie zu beantworten. Ich hege die Hoffnung, daß ihr im Winter eine zweite herrliche Ausgießung des Geistes werdet erleben dürfen. Wollt ihr nicht Alle darum beten? Gott erhört ja Gebet......

„Ich selbst muß suchen zu lernen, was mich Gott durch diese Züchtigung lehren will. Ich sehe jetzt ein, daß ich die Welt viel zu viel und den Herrn Jesum und den Himmel zu wenig geliebt habe. Und nun hat Gottes Liebe meiner Augen Lust weggenommen, damit das ganze Sehnen meines Herzens ausschließlicher auf Ihn gerichtet sei. Möge Er diese Absicht an mir erreichen!

„In Betreff meiner Kinder wird mir voraussichtlich die Entscheidung schwer werden. Nicht als ob es ihnen je an treubesorgten Freunden fehlen würde. Aber kann ich sie in so zartem Alter verlassen? Manchmal antwortet mein Herz: 'Nein, das fordert Er nicht; deine erste Pflicht ist vielmehr, für deine eigene Familie zu sorgen, und dich nicht von diesen Kleinen zu trennen.' Aber dann denke ich wieder an euch Alle, an die Arbeit draußen, und während ich so sinne, lodert die Flamme der Liebe so hell auf, daß ich tief bewegt spreche: 'Vergesse ich Dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen.' Ich muß, ich will auf dieses theure Arbeitsfeld zurückkehren, dort meine Kraft verzehren, und dort begraben werden."

9. In Amerika.

Ende Oktober erreichte Stoddard glücklich die amerikanische Küste. Noch ehe er seine verwaisten Töchterlein in die Arme seiner trauernden Schwiegereltern führte und die eigenen hochbetagten Eltern in Northampton begrüßte, eilte er von New-York aus nach Boston, um sich darüber zu entschuldigen, daß er ohne förmliche Erlaubniß der Kommittee in der Heimat erschien. Sie bedurfte in der That keiner Rechtfertigung, diese — ach, wie unfreiwillige — Reise, und Stoddard hatte in der Folge seinen Gehorsam gegen die Leiter der Missionsgesellschaft nur darin zu üben, daß er später erst, als er selbst für nöthig hielt, nach seinem heißgeliebten Urumia zurückkehrte.

Nur die ersten Wochen konnte er ganz im Familienkreise verleben, dann war es nicht mehr möglich, sich den Ansprüchen christlicher Freunde zu entziehen, die darnach verlangten, ihn von seinem Arbeitsfeld erzählen zu hören. Und hätten sie nicht gedrängt, der Wunsch, neue Arbeiter für den Dienst unter den Nestorianern zu werben, hätte

ihm selbst keine Ruhe gelassen. Hoffte er doch schon im Frühling 1849 zu ihnen zurückkehren zu können! Da mußte ja die Zeit genützt werden. Also wurden jetzt der Reihe nach die verschiedenen theologischen Seminare besucht, und wirklich entschieden sich hauptsächlich auf Stoddards feurige Ansprachen hin die Candidaten Coan und Marsh für den Missionsdienst im Osten.

Seine eigenen Kräfte kehrten aber nicht so schnell wieder. „Mein Wunsch nach Genesung," schrieb er im Februar, „läßt mich dieselbe hoffen; aber wenn der Herr mich wie Ezechiel will Monden lang auf meine Seite liegen heißen, möchte ich lernen, mich ohne Murren darein zu finden, obgleich es gewiß ungleich schwerer ist, sich so bei Seite schieben zu lassen, als die heißeste Arbeit zu übernehmen. Mein Verlangen ist, wenigstens scheint es mir so, nur Gottes Willen genau zu wissen, um Ihn dann getrost über mich verfügen zu lassen." In diesem Sinn trat er im Frühling in die Wasserheilanstalt in Northampton ein, von der er gute Wirkung verspürte und wo ihn bald die Nachricht von einer heiß erflehten neuen Erweckung in Urumia bis ins Innerste erquickte. Wie floß sein Herz über von Freude und Dank bei dieser Kunde! Wie klein machte ihm aber auch diese Offenbarung göttlicher Herrlichkeit aufs Neue seine eigene Person! „Ich habe mir oft um meine verwaiste Anstalt Sorge gemacht. Nun sehe ich, wie sehr ich meine eigene Wichtigkeit über- und die Arbeit Bruder Cochran's unterschätzt habe, vor Allem aber, wie schwach mein Glaube war. Tiefbeschämt stehe ich da und hoffe, künftig nie wieder unruhig oder unzufrieden über die Wege Gottes mit mir zu werden. Am liebsten möchte ich mich nur gleich aufmachen, um den Segen dieser Erntezeit mit euch zu theilen; übrigens zeigt mir ja gerade diese frohe Botschaft, daß das Werk des Herrn unter den Nestorianern herrlich fortgehen wird, auch wenn es mir, eurem unwürdigen Bruder, nicht vergönnt sein sollte, den persischen Boden wieder zu betreten."

Mächtig erwachte freilich in Stoddard aufs Neue der Zug nach dem Land seiner Liebe, als im Juni die Missionare Breath und Coan mit ihren Frauen sich dorthin einschifften. Indeß weiß er sich zu trösten: „Die beiden Brüder bringen doch nun den im Feld stehenden, schweißbedeckten Arbeitern so viel Erleichterung, daß ich um so ruhiger noch länger hier bleiben kann." — Ja, Unterstützung konnten die Missionare in Urumia nöthig brauchen; hatte doch Per-

kins in 60 Tagen hundertmal gepredigt und klagte, daß er sich aufs äußerste erschöpft fühle! Da wußte Stoddard dann neben der Fürbitte auch durch Briefe zu erfrischen.

„Ich war in deinem elterlichen Hause und saß in dem Zimmer, in dem deine Mutter starb. Die geringste Kleinigkeit war mir wichtig. Ich schaute mich um, und sieh! da hieng deine Judith an der Wand, ein graues Kätzchen im Arm. Ich hatte Lust, ihr einen Kuß zu geben, so lebhaft versetzte mich das Bild nach Urumia. Deine Nichte zeigte mir den Stuhl, auf dem deine Mutter zu sitzen, den Fächer, den sie zu benützen pflegte, und den eben angekommenen Stein, der ihre letzte Ruhestätte bezeichnen sollte. Bei unserer gemeinsamen Andacht benützte ich ihre alte Familienbibel, in der noch das Zeichen liegt, das sie beim täglichen Lesen gebrauchte. Alles das wird aufs sorgfältigste wie eine Art Heiligthum aufbewahrt. Ich sah es für dich mit einer Theilnahme an, als wäre ich selbst ein Glied der Familie. Auch dein Bild hieng da, immerhin eine Erinnerung an das abwesende Original, aber nicht so gut, wie ichs gewünscht hätte. Unter dem gleichen Glas war eine Locke deiner Frau und eine deiner kleinen Judith eingerahmt. Auf dem Tisch lag der 23. Psalm von Mar Johanan's Hand geschrieben. Entweder habe ich schon viel von meinem Syrisch vergessen, oder machte er damals eine gute Anzahl Schnitzer. Thut nichts! Außer mir hat, seit er fort ist, Niemand dieselben entdeckt. Ein Exemplar deines Werks über die Nestorianer lag auf dem Tisch. Es war ganz abgenützt und ziemlich weit herumgekommen. Viele haben dieses Eine Exemplar mit großer Theilnahme gelesen.

„Vor dem Thee schlenderte ich ein wenig herum und besah mir den alten Familiengarten. Die Johannisbeeren waren vorbei, die Pflaumen beinahe reif. Ich pflückte mir einen Blumenstrauß und gieng weiter. Da kam ich an den Obsttrog, wo du wohl einst durch ein Strohhälmchen Most supftest. Suche bei dieser Erinnerung nicht würdevoll drein zu sehen; wir waren Alle einmal Knaben, und lachten und spaßten nach Bubenart. Am kleinen Bächlein mußte ich hinsitzen und an dich und ans ferne Persien denken. Es gibt Augenblicke, in denen michs Mühe kostet, mich aufzuraffen, um nicht in schmerzliches Heimweh zu versinken.

„Abends kam dein Bruder nach Hause und war recht erfreut, mich zu sehen. Niemand in Amerika hat mir herzlicher die Hand

geschüttelt, als er. Er zeigte mir die Wiese, auf der du einst mähtest, und den Zaun, an dem du dich so überarbeitetest, daß du blutetest. Das, sagte er, habe ihm gezeigt, daß es besser für dich sei zu studiren und keine harten Geschäfte zu verrichten."

Mit dem Herbst begann für Stoddard jenes Wanderleben heimgekehrter Missionare, vor dem ihm schon beim bloßen Gedanken an einen Besuch in Amerika gegraut hatte, und von dem er auch im Rückblick noch meinte: „Monate hindurch fortgesetzte Besuche, Versammlungen und Aufregungen sind die ermüdendste, unbefriedigendste Lebensweise, die ich kenne, und nur die gebietendste Pflicht könnte mich bewegen, mich derselben nochmals zu unterziehen. Meiner Ueberzeugung nach hätte ich mich viel schneller und vollständiger erholt, wenn ich in Persien geblieben wäre und es dort über mich vermocht hätte, mir die nöthige Zeit dazu zu nehmen."

Verdenken wir Stoddard diese etwas starke Aeußerung nicht; denn die Liebe seiner Freunde war mitunter unbarmherziger Art. Bei einer Konferenz in Vermont mußte er nicht weniger als vier Ansprachen halten, wobei ihn jedesmal sein Gegenstand zu fast zweistündiger Rede fortriß. „Ich bat dringend, mich doch zu entschuldigen, allein es gibt Plätze, an denen keine Entschuldigung gilt. Um weiterem Drängen zu entgehen, blieb ich während einer der Versammlungen zu Hause: da schickten sie zwei starke Männer, mich hinzuschleppen. Was konnte gegen diese ein armer, geschwächter Mensch machen, der nur 117 Pfund wiegt?"

Auch für sein inneres Leben sagte Stoddard dieses Herumschweifen von einer Kirche und von einer Missionsfeier zur andern nicht zu: „Bei allem Wohlthuenden und Anregenden, das der Genuß christlicher Gemeinschaft und die viele Liebe hat, die ich dabei erfahren darf, nährt dieses Wanderleben so leicht den Hochmuth, unterbricht die Gewohnheit der stillen Einkehr ins eigene Herz und führt aus dem innigen Umgang mit dem Herrn in eine gewisse Oberflächlichkeit und Zerfahrenheit hinaus." Schwer drückte ihn ferner die Kälte, Schläfrigkeit und Weltförmigkeit, welche damals die meisten Gemeinden ergriffen hatte, und die in so schneidendem Gegensatz zu dem stand, was er hatte in Urumia erfahren dürfen und was ihm auch jetzt dorther berichtet wurde, daß er mehr als einmal sich aufgefordert fühlte, mit großem Ernst über den Unterschied amerikanischer und nestorianischer Frömmigkeit zu sprechen. Oft war es, als würde er vom Geist auf

den Berg der Verklärung geführt, um von da die Herrlichkeit des Reiches Gottes zu schauen, wenn es einmal die ganze Erde bedecken wird, und Schritt vor Schritt fühlten sich dann die Zuhörer mit ihm emporgehoben und wie dem Leibe entrückt.

Trotz Stoddards mit großer Ruhe und Klarheit begründeten Bitten, ihn im Frühling 1850 doch wieder ziehen zu lassen, hielt ihn auf ärztlichen Rath die Kommittee noch ein weiteres Jahr in der Heimat fest. „Dreimal hatte ich mir nun vorgesetzt, nach Persien zurückzukehren, und dreimal bin ich daran verhindert worden. Doch Gott sei Dank, ich darf fühlen, daß der Herr es gethan hat, und nicht Satan, wie der Apostel Paulus es von seinen durchkreuzten Planen sagt. Ich hoffe, diese Kur werde mir gesegnet sein, meinen Eigensinn brechen und mich zu einem brauchbareren Werkzeug in Seinem Dienste machen.“

Er verlor nichts bei dieser willenlosen Hingabe in Gottes Führung, obgleich es auch wieder ein gewisses Sterben brauchte, für die noch übrige Zeit seines Aufenthalts in Amerika die ihm angetragene Redaktion des Bostoner Journal of Missions und des Dayspring zu übernehmen. Es wollte ihm bangen vor so abgeschlossener, sitzender Lebensweise; bald aber lernte er sich der Gelegenheit freuen, vermittelst jener Blätter allmonatlich zu Zehntausenden von Seelen zu sprechen. Auch im Missionshaus zu wohnen und im täglichen Verkehr sich die Erfahrungen der Sekretäre zu Nutzen machen zu können, erschien ihm mehr und mehr als großer Gewinn. Und es war das wirklich ein Gewinn, dessen ganzer Werth sich erst herausstellte, als Stoddard bereits wieder in Urumia war. Neue Geistesregungen in den heimatlichen Gemeinden erfreuten gleichfalls sein Herz, und in wie lebendigem Verkehr fühlte er sich nicht durch die einlaufenden Briefe auch mit den auf den verschiedensten Gebieten arbeitenden Missionaren der Gesellschaft! Wie manche Gelegenheit gab es da, den Brüdern draußen ein Wort der Liebe, Ermahnung oder Ermunterung zu sagen! „Was ihr über die jüngste Erweckung schreibt,“ ruft er den Freunden in Urumia zu, „hat uns Alle freudig bewegt und zu innigem Dank gegen Gott vereinigt. Wenige Missionare in der Welt sind je so reich gesegnet worden wie ihr. Das Loos ist euch gefallen auf's Lieblichste. O schätzet diese Gnade und bleibet fein demüthig, denn ihr seid nur schwache Werkzeuge.“ Und dem im dürreren Bombay arbeitenden Missionar Hazen schreibt er:

„Unser nestorianisches Arbeitsfeld ist reich gesegnet; erst kürzlich hat eine neue Erweckung im Lehrer-Seminar und in der Töchter-Anstalt stattgefunden. O gewiß, dein Herz würde überfließen von Freude, wenn du die männliche Festigkeit und die Jesus-Aehnlichkeit sehen könntest, die sich bei manchen unserer jungen Leute entwickelt. Sie auf grüner Aue zu weiden und zu frischem Wasser zu führen, ist ein süßes Geschäft, das tausendfach für alle Selbstverläugnung lohnt. Zuweilen ist uns, wir können uns schon hier mit unaussprechlicher, himmlischer Freude freuen.

„Dein Arbeitsfeld ist härter. Aber sei getrost, Bruder; es ist dennoch des Herrn. Er ist bei euch und breitet Seine Arme über euch aus. Seine Verheißungen sind Ja und Amen. Die Wolken mögen dunkel sein, aber die Sonne leuchtet dennoch dahinter. Eure Mission scheint geschwächt, eure Zahl verringert, die Ernte nicht zu reifen. Doch habt Geduld! Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Vor nicht sehr vielen Jahren verließ ein Bruder unser Arbeitsfeld in großer Entmuthigung. Elf Jahre harter Arbeit hatten wenig Früchte getragen, und so schien ihm, es sei nichts Gutes mehr zu erwarten. Aber jetzt, welch herrliche Veränderung! Welche Wunder hat Gott gethan! Wer weiß, ob Seine Stunde nicht bald auch für euch kommen wird?

„Aus einigen Aeußerungen in deinen Briefen fürchte ich, du schonest deine Gesundheit nicht genug. Verzeih mir, daß ich das berühre. Ich weiß, die Versuchung, sich zu überarbeiten, ist sehr groß, wenn man sieht, daß so viel zu thun ist, und so wenig Hände dazu. Ich machte es so, und der Erfolg ist, daß ich Alles liegen lassen und zwei Jahre zu meiner Erholung nehmen mußte. Das war nicht gut hausgehalten, vielleicht sogar sündhaft. In Zukunft wenigstens bin ich entschlossen, mich davor wohl zu hüten. Wenn so wenige Missionare nachrücken, wie dieß leider der Fall ist, und auf allen Missionsgebieten die alten zusammenbrechen, ist es doppelte Pflicht für uns, unsere Kraft so lange als möglich zu erhalten. Möge Gott uns Beiden dazu die rechte Weisheit schenken, und uns geschickt machen, Seinen Namen zu verherrlichen und das Werk zu vollenden, zu dem Er uns hienieden berufen hat."

So kam am 4. März 1851 endlich noch schnell genug die Stunde des zweiten Abschieds von der Heimat. Mit neu gestärkter Kraft konnte Stoddard nun wieder zur Arbeit hinausziehen. Und nicht

nur das verdankte er dem längeren Aufenthalt in Amerika; der Herr ließ ihn während desselben in Sophia Hazen, der hochgebildeten und dabei von Herzen frommen Schwester des Bombay=Missionars, eine neue Lebensgefährtin und seine Kinder eine zweite Mutter finden. Ungern entließ man sie, selbst für den Missionsdienst, aus dem Mount Holyoke=Seminar, wo sie als Nachfolgerin der edlen Gründerin in großem Segen gewirkt hatte. Am 14. Februar 1851 war die Trauung. In Begleitung ihres Töchterleins Harriet, zweier Lehrerinnen und Miss. Rhea's traten die Neuvermählten die Reise an. Und jetzt, beim Scheiden, erschien Stoddard Alles in Amerika Erlebte wie ein schöner Traum: „Die vielen alten Freunde, die ich wieder sah; alle die vorher Unbekannten, die mir um Jesu willen ihre Liebe schenkten; die herzliche Verbindung, in die ich mit so vielen Gemeinden trat, und die Gelegenheit, die mir wurde, ihnen von dem Triumph der Gnade zu erzählen, dessen Zeuge ich im Osten sein durfte, sie bilden einen wichtigen Abschnitt in meinem Leben."

In Constantinopel wie auf andern Missionsstationen in der Türkei hatten die Reisenden viel Freude und Segen mit den dortigen Geschwistern: „Unser Zusammensein war der lieblichsten Art und rechtfertigte Alles, was ich je von christlicher Gemeinschaft auf Missionsboden gerühmt habe. Der Fortschritt der Wahrheit in Constantinopel, seit ich es vor acht Jahren zum erstenmal betrat, ist wunderbar. Ich habe einen tiefen Eindruck von der gewaltigen Bewegung erhalten, die gegenwärtig unter den Armeniern stattfindet. Es ist eine Freude zu sehen, wie die auf den verschiedenen Stationen ansäßigen Europäer jetzt so bereit sind, die begonnene Reformation mit allen ihnen zu Gebot stehenden Mitteln zu fördern. Selbst solche, die lange mit Gleichgiltigkeit zusahen und meinten, wir haben uns in ein hoffnungsloses Unternehmen eingelassen, empfehlen es nun und glauben an dessen endlichen Erfolg.... In Constantinopel wohnte ich der Abendmahlsfeier in der ersten protestantischen Kirche bei. Die Gemeinde bestand aus etwa 70 Armeniern. Ich überblickte dieses Häuflein Gläubiger, das aus einer in tiefen Aberglauben versunkenen Kirche gesammelt worden war. Da saß Haratun, der vor etlichen Jahren unter dem Geschrei und den Schlägen eines wüthenden Pöbels durch die Straßen Nicomediens geschleppt wurde, und Stephan Agha, der Bruder des Patriarchen, der um des Herrn Jesu willen im Gefängniß lag; da saßen viele Andere, die heiße Prüfungen durch den Glauben sieg-

reich überwunden hatten. Ich sah den Frieden Christi aus ihren Angesichtern leuchten, hörte ihre Loblieder, und mein Herz wallte von Liebe zu diesen theuren Brüdern. Sie im Getümmel dieser ungeheuren Stadt, in der sich eine Million Menschen herumtreibt, von denen so wenige den lebendigen Gott und Seinen Sohn Jesus Christus recht kennen, am Tag des Herrn zusammenkommen und das Brod brechen zu sehen — es war ein Vorschmack himmlischer Wonne."

Und nun Trebisond mit seinen thränenreichen Erinnerungen! Da lag Miss. Bliß von Erzerum auf dem Weg nach Constantinopel mit seiner Frau im gleichen Zimmer in Quarantäne, in dem Stoddards Gattin entschlafen war. Letzterer besuchte diese Freunde und wurde von ihnen aufgefordert, Sonntags einem kleinen Kreise da zu predigen. Einen Augenblick wollte ihm scheinen, das sei zu viel für sein Gefühl; dann aber that ers fröhlich und fühlte sich gestärkt und gehoben in der feierlichen Stunde. Auch das erste Widersehen nestorianischer Freunde wartete da sein; denn die Brüder in Urumia schickten ihm zwei Männer zu, um ihm auf der Weiterreise behilflich zu sein. Alles gieng glücklich von statten, und wie hob sich sein Herz, als sie endlich sich der Ebene von Urumia nahten! In Gawalan schon begrüßte sie außer den dortigen Freunden auch Dr. Dwight von Urumia. Fünf Stunden vor der Stadt sodann hatten sich die meisten Missionsgeschwister mit ihren Kleinen und vielen Nestorianern zu ihrem Empfang versammelt. Ein Zelt war aufgeschlagen, ein Frühstück stand bereit, und Alle setzten sich mit einander im Schatten aufs Gras, um mit überfließenden Herzen die Güte des Herrn zu preisen. Drei Stunden wurde da gerastet, während deren aus dem nahen Dorfe Nestorianer aller Klassen, unter ihnen manche alte, bewährte Freunde und liebe Brüder in Christo zur Begrüßung herbeieilten.

Je näher man der Stadt kam, desto mehr schien sich die kleine Karawane müder Reisender in einen Triumphzug zu verwandeln. Jede halbe Stunde stießen neue Freunde dazu, zu Fuß und zu Pferd; Bischöfe, Priester, Diakone, Dorfschullehrer, junge Leute aus dem Seminar, mit denen Stoddard schon viel geweint, gebetet und gedankt hatte, drängten sich zum Händedruck herbei. Drei Jahre zuvor hatten Viele von ihnen die Pferde der Scheidenden am Zügel ergriffen und sie mit Thränen gebeten, sie nicht zu verlassen. Jetzt kehrte der geliebte Lehrer neu gestärkt mit dem Brudergruß vieler tausend amerikanischer Christen zurück, um aufs Neue der Ihre zu werden und unter

ihnen von der Liebe Christi zu zeugen. Beinahe unterlag Stoddards Kraft dem Uebermaß der Rührung.

„Endlich waren die trauten Räume der Missionswohnungen erreicht: hier das Zimmer, in dem der treue John nach schwerer Gewissensnoth Frieden im Blute Jesu fand; dort das Stübchen, in dem die erste große Erweckung begann. Wie wachten da alle die alten Erinnerungen auf! Dort, in jenem Saal, fühlten wir beim Morgen- und Abendgebet das Wehen des Geistes; hier auf dieser Treppe stolperte ich oft über einige der Zöglinge, die in der Stille der Nacht ihr Herz vor Gott ausschütteten. In jenem Bretterhäuschen hatten sie verschiedene Abtheilungen gemacht, damit jeder ein Plätzchen habe, wo er seinem Heiland allein begegnen könne. Unter diesen Bäumen hier sah ich sie beim ersten Morgenstrahl sich über das Wort des Lebens herbeugen."

---

10. Reife Wirksamkeit.

Stoddard war nun in jeder Beziehung ins volle Mannesalter eingetreten. Mit der praktischen Erfahrung des Missionars verband er die nicht weniger werthvolle Einsicht in das ganze Werk, die er sich im vertrauten Umgang mit den Sekretären der Gesellschaft hatte sammeln können, was ihn gleichsam zu einem lebendigen Mittelglied zwischen den Brüdern draußen und der heimischen Kommittee machte. Hatten Erstere schon früher wegen der Milde und Klarheit seines Urtheils bei schwierigen Fragen oder Bitten und Vorstellungen ihn gern zum Vermittler zwischen sich und den Leitern des Missionswerkes gemacht, so war ihnen jetzt sein Rath doppelt wichtig, da er nach dreijähriger Abwesenheit alles mit dem unbefangensten Blicke prüfen und ihnen die Ansichten der Kommittee ebenso genau darlegen konnte, wie er jener ihre Lage geschildert hatte. Wir verweilen daher nicht aufs Neue bei seiner Wirksamkeit am Seminar, die er gleich nach seiner Ankunft in voriger Weise wieder aufnahm und neben der geistlichen Pflege Gjog Tepehs unter großem Segen fortsetzte, um in der Kürze auch seine Leistungen auf andern Gebieten anzudeuten.

Wie er nahe und ferne Freunde priesterlich auf dem Herzen trug, wie er in den verschiedensten Lagen mit ihnen zu fühlen verstand, wie er sie zu erfreuen, zu trösten, zu berathen wußte, davon ließen sich viel köstliche Zeugnisse beibringen, allein es würde uns das zu sehr

ins Einzelne führen; halten wir uns daher nur an die allgemeinere Seite seines Wirkens.

Nahezu einstimmig hatten seither die Missionare in Urumia gewünscht, durch die Predigt des Evangeliums die nestorianische Kirche von innen heraus zu erneuern, ohne eine Spaltung in derselben herbeizuführen. Doch war dazwischen hinein auch schon das Bedenken erwacht, ob dieser Plan durchführbar sei? Auf den Wunsch der Kommittee sprach daher Stoddard im Sommer 1853 seine Ansicht hierüber in folgendem Bericht aus:

„Ohne allen Zweifel sind mit dem Halbwegssystem, das wir gegenwärtig befolgen, ernste Uebelstände verknüpft. 1. Werden die Bekehrten dadurch der Gefahr ausgesetzt, sich noch den thörichten und theilweise sündhaften Gebräuchen ihrer Kirche anzubequemen, und dadurch ihr Gewissen zu beschweren. Diese Gefahr ist indeß weit geringer als in der armenischen Kirche, weil hier kein Bilderdienst und keine Ohrenbeichte besteht, und auf der Ebene wenigstens die Theilnahme an abergläubischen Ceremonien weder durch Exkommunicirung noch durch Gefängniß erzwungen werden kann. Wenn daher irgend Jemand in diesem Punkt zu nachgiebig ist, so ist er es aus freier Wahl und macht uns dadurch an seiner Aufrichtigkeit irre. Sind wir genau unterrichtet von dem, was in Erzerum vorgekommen ist, so kann unter orientalischen Christen übrigens auch eine feste Kirchenverfassung solchen Wankelmuth nicht immer verhüten. 2. Werden dadurch Einzelne abgehalten, in den geistlichen Stand zu treten, und ihre Wirksamkeit bleibt somit eine beschränktere. 3. Empfangen sie nicht in der Weise, wie wir es wünschen möchten, die Taufe und das heilige Abendmahl. 4. Genießen sie nicht in dem Grad den Segen christlicher Gemeinschaft, wie wenn sie getrennt von dem verderbten Haufen in eine evangelische Kirche gesammelt wären.

„Das sind gewiß große Nachtheile unseres gegenwärtigen Systems; und wenn die Dinge immer so bleiben müßten, wie sie jetzt stehen, hätten wir, glaube ich, weiter nichts zu thun, als dem Beispiel unserer Brüder in der Türkei zu folgen. Aber weder wir selbst noch unsere Bekehrten können lange in dieser Lage bleiben. Die nächsten Jahre müssen eine Entscheidung bringen. Ist diese einstweilige Mischung von Neuem und Altem, von Wahrheit und theilweisem Irrthum auch seltsam, so ist sie im Grunde vielleicht doch nichts anderes, als was uns das N. T. von den Tagen der Apostel erzählt.

„Und nun die Vortheile unserer Einrichtung. Meinen Wahrnehmungen in der Türkei zufolge, habe ich den Eindruck, daß solche kleine getrennte Gemeinden leicht in eine scharfe Controverse verfallen, und daß ihnen die Versuchung sehr nahe liegt, mit mehr Eifer die Irrthümer der Kirche anzugreifen, von der sie ausgegangen sind, als die einfache Predigt des Evangeliums zu treiben. Das ist ein Uebelstand, dem wir bis jetzt glücklich entgangen sind. Wir zweifeln nicht, daß auch unsere Brüder in der Türkei ihm nach Kräften entgegen zu arbeiten suchen; aber unter den gegebenen Verhältnissen wird ihnen das sehr schwer. Unsere Bekehrten sind dagegen eher in Versuchung, in zu großer Weitherzigkeit auch Solchen die Bruderhand zu reichen, die wir der heiligen Schrift nach nicht als Glieder am Leibe Jesu anzuerkennen vermögen. Trotz dem freuen wir uns aber, daß die frommen Eingebornen, anstatt sich mit endlosen und unerquicklichen Streitigkeiten aufzuhalten, so frei das Wort vom Kreuz verkünden, das, wie ich hoffe, wenn auch nicht mit der Geschwindigkeit des Dampfes, allen abergläubischen Ansichten und Gebräuchen ihres Volkes noch ein Ende machen wird.

„Gewiß ist es wohl zu beachten, daß bei unserer seitherigen Einrichtung unsere Bekehrten sich viel inniger mit ihren Brüdern nach dem Fleisch verbunden fühlen, als wenn sie in kirchlichen Gegensatz zu denselben getreten wären. Als ich kürzlich gegen einen unserer lebendigen Christen die Möglichkeit einer solchen Veränderung erwähnte, rief er aus: 'Wie? Wollt ihr uns von unserem Volke trennen? Sollen wir nicht mehr fühlen, daß wir Eins mit ihm sind? Sollen wir nicht mehr alle Leiden und Freuden unserer Brüder theilen? Sollen wir die Ersten sein, eine Scheidewand zwischen ihnen und uns aufzurichten? Sollen wir sie hinausstoßen und absichtlich zu unsern Feinden machen? Können wir denn nicht Nachfolger Jesu sein und Nestorianer bleiben?' Dieß ist das Gefühl der meisten frommen Nestorianer; wenigstens ist mir keiner bekannt, der sein seitheriges Verhältniß zu seinen Stammverwandten lösen möchte.

„Wollten wir hier eine protestantische Kirche gründen, so würde sich ferner die jetzt weit geöffnete Thür zur Predigt des Evangeliums plötzlich vor uns schließen. Unsere eingebornen Gehilfen wären, anstatt wie jetzt überall frei herumgehen zu können, um den guten Samen auszustreuen, von allen Seiten gehemmt. Die meisten unserer Dorfschulen würden gesprengt und die Ausbreitung des Wortes Gottes

wesentlich beschränkt. Obgleich wir vor solchen Folgen keinen Augenblick zurückschrecken dürften, sobald es sich darum handelte, einen als falsch erkannten Weg zu verlassen, so vorsichtig sollte uns der Gedanke an sie machen, uns unnöthiger Weise auf ein unbekanntes Meer hinauszuwagen. Ueberdieß ist es meine innige Ueberzeugung, daß wir uns auf dem besten Weg zur Ausrottung der noch vorhandenen Mißbräuche befinden; die Feste und Fasten der nestorianischen Kirche zu bekämpfen, würde wenig nützen, so lang in dem Volk nicht das Bedürfniß nach etwas Besserem erwacht ist. Nun aber haben wir — ohne Polemik — doch Jahr aus, Jahr ein ihm den ganzen Rathschluß Gottes verkündet und damit sicherlich den Grund zu einem schnelleren geistlichen Wachsthum gelegt, als die Abschaffung von Mißbräuchen es vermocht hätte. Der sanfte Hauch der Liebe hat Viele bewogen, den Mantel der Selbstgerechtigkeit abzulegen, in den sie sich vor dem daherbrausenden Sturmwind nur um so tiefer gehüllt hätten. Das Oeffnen der Fenster hat Licht und Luft verschafft, wo der Besen nur den Staub aufgewirbelt und Alles finster gelassen hätte.

„Ich läugne nicht, daß abgesehen von diesen Betrachtungen es meinem Gefühl entsprechender wäre, an einer reinen, wenn auch kleinen Kirche zu arbeiten, als die halben Maßregeln, mit denen wir uns seither beholfen, noch länger beizubehalten. Wir Alle haben, wie ich glaube, nur den Einen Wunsch, des Willens Gottes hierin gewiß zu werden, um dann rückhaltslos den Ihm gefälligen Weg einzuschlagen. Beten auch Sie mit uns, daß Er uns Gnade schenke, ohne Eigenliebe und vorgefaßte Meinungen und unverblendet durch unlautere Einflüsse gewissenhaft dem großen Auftrage nachzukommen, den wir von der Missionsgemeinde der Heimat, vor Allem aber von unserem hochgelobten Heiland selbst empfangen haben."

Im Verlauf der Zeit bekam aber doch bei Stoddard die Masse der Bedenken und Nachtheile, welche mit dem Abstehen von einer neuen kirchlichen Organisation verknüpft waren, das Uebergewicht. Er meinte einen Nachlaß im geistlichen Leben der Bekehrten zu verspüren und schrieb ihn dem lähmenden Einfluß des großen Haufens zu, mit dem sie doch zu eng verknüpft blieben, um ihre Stellung und Aufgabe richtig zu erfassen und konsequent im Auge zu behalten. Die Nationalkirche schläferte ein, wo eine Kirchenbildung, die mit Patriarchen und Bischöfen und dem übrigen Erbe eines orientalischen Kirchenthums entschieden gebrochen hätte, ganz andere Kräftigungen hervor-

zurufen geeignet gewesen wäre. Willig oder unwillig, mußten doch auch die Bekehrten eine Armee träger Priester ernähren helfen; konnte man es ihnen verdenken, wenn sie damit für die Unterhaltung der Kirche genug gethan zu haben glaubten? Daraus aber folgte von selbst, daß solche Gehilfen der Mission von dieser unterhalten werden mußten und eben darum mehr für Diener der Missionare als der entstehenden evangelischen Gemeine galten. Nur die oft erwiesene und immer zu fürchtende Feindschaft der persischen Regierung vermochte die Missionare zu so langsamem Vorgehen, wie sie es bisher eingehalten haben. Sie begnügten sich daher, vom Jahr 1854 an, wenigstens dreimal im Jahr die entschiedensten Christen als Gäste zu ihrem Abendmahl einzuladen, woran auch bis jetzt die Anhänger der Nationalkirche keinen Anstoß genommen haben. Auf dem türkischen Gebiete aber, in Gawar, hat, wie bereits bemerkt (S. 71), die Bildung einer freien evangelischen Gemeinde im Jahr 1865 endlich ihren Anfang genommen.

Mit ebenso unbefangenem, vorurtheilsfreiem Blick wie die Verhältnisse in Persien beurtheilt Stoddard auch die der Heimat.

„Was für ein köstliches Ding ist es doch um die Verkündigung des Evangeliums," schrieb er einem Freund in New-Haven, „allermeist aber auf Missionsboden. Könntest du doch ein paar Tage hier bei uns zubringen und dir unsere Thätigkeit besehen! Meine Predigten würde ohne Zweifel für deine Zuhörer so wenig passen, als deine für die meinigen; und doch bereite ich mich oft mit der größten Sorgfalt darauf vor." Nach einigen Ausstellungen an der amerikanischen Predigtweise fährt er fort: [NB. Im Jahr 1854, da die Nebraskafrage die Gemüther tief bewegte!] „Ich kann nicht umhin, hier auch die Sklavenfrage zu berühren. Ja, der Missionar wird durch seine Erfahrungen nothwendig zu einem Abolitionisten; ich glaube nicht, daß von Allen, die im Dienste unserer Gesellschaft stehen, auch nur ein einziger hierüber anders denkt als ich. Viele von ihnen staunen über die Gleichgiltigkeit amerikanischer Christen und namentlich auch amerikanischer Prediger in dieser Sache und können nicht Worte genug finden für ihren Schmerz, daß ein solches System auf nördlichen und südlichen Kanzeln seine Vertheidiger hat. Ich fürchte sehr, daß die Sache der Mission keine großen Fortschritte machen wird, so lange nicht die amerikanischen Kirchen in dieser wie in jeder andern Hinsicht einen höheren Standpunkt einnehmen und ungleich muthiger, unter-

nehmender, demüthiger und opferfreudiger werden. Ich bin kein Radikaler. Es fällt mir entfernt nicht ein, unsern theuren board zu verlassen und mich der [abolitionistischen] American Miss. Association anzuschließen, und dennoch bewegen diese Fragen, die mit der Ausbreitung des Reiches Gottes daheim und in der Ferne in so engem Zusammenhang stehen, meine Seele oft bis auf den innersten Grund.

„Unsern Nestorianern dürfen wir nicht sagen, daß eine solche Einrichtung im 'freien, glücklichen Amerika' besteht. Wollten wir es thun, so würden sie uns, wie seiner Zeit Mar Johanan bei seinem Besuch in Amerika that, der gröbsten Inkonsequenz beschuldigen. 'Ihr kommt hieher', höre ich sie sagen, 'um unsere sittliche und gesellschaftliche Stellung zu heben. Das ist gut, und wir danken euch für diesen Liebesdienst. Aber wenn ihr Mitleid für uns fühlt, wie könnt ihr dann euer Herz gegen die Millionen verhärten, die in eurem eigenen Land in ungerechter Knechtschaft schmachten? Ihr bringet uns die Bibel; warum verweigert ihr sie den Sklaven? Ihr errichtet unter uns Schulen; warum verwehrt ihr es den Negern, lesen zu lernen? Ihr seid entrüstet über unsere muhammedanischen Dränger; warum fürchtet ihr euch, auch nur durch einen Laut den amerikanischen Sklavenhalter zu stören? Ihr lehret uns die Heiligkeit der Ehe; wie könnt ihr ein System dulden, das kaum weniger als der Muhammedanismus zur Vielweiberei führt? Ihr zeigt uns die heiligste Bedeutung der Familienbande; wie könnt ihr es billigen, daß diese Bande gewaltsam zerrissen, und Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Bruder und Schwester nach den vier Winden zerstreut werden? Ihr versichert uns, der Mensch sei nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen und zum ewigen Leben bestimmt; warum würdigt ihr ihn in Amerika zum Thiere herab und verkauft ihn wie Pferde und Ochsen? Ist das Christenthum? Ist das das Land der Freiheit, der Menschenliebe, das ihr so rühmt?'

„Was könnten wir auf solche Fragen antworten? Was könnten wir thun, als beschämt die Augen niederschlagen? Doch, geliebter Bruder, deklamiren hilft da nichts; man hat der Klagen schon zu viel gehört. Wir sollten den Sklavenhalter so gut wie die Sklaven lieben. Wären wir im Süden aufgewachsen und von Kind auf an die 'eigenthümliche Einrichtung' gewöhnt, so hätten wir jetzt wahrscheinlich die Ansichten der Südlinger. Gott allein hat den Unterschied zwischen uns gemacht. Was uns noth thut, ist einzig das, daß das ungeheure Uebel in seiner ganzen Größe von allen Klassen

des Volks erkannt wird, und Jeder es sich dann angelegen sein läßt, ernst und ruhig auf die Heilung desselben bedacht zu sein."

Bei aller Treue im Kleinen, die Stoddard seinen nächsten Umgebungen in dem Grade zugänglich machte, daß während er sich fünfzig Hände wünschte, um mit allen Freunden schriftlichen Verkehr pflegen zu können, er selten einen Brief zu Ende brachte, ohne durch Besuche oder durch einige der Zöglinge unterbrochen zu werden, die Papier, Federn, oder Arznei wünschten, umfaßte er neben seinem speziellen Arbeitsfeld doch immer auch mit großer Weitherzigkeit und Wärme die übrigen Missionsgebiete. Das Reich Gottes als Ganzes stand ihm beständig vor der Seele, und die besten Mittel zur Beschleunigung seines Kommens waren vielfach der Gegenstand seines Nachdenkens.

„Mein Eindruck ist," schrieb er darüber (November 1854), „daß in sämmtlichen Gebieten unserer Missionsgesellschaft auf den bloßen Unterricht bis jetzt zu großes Gewicht gelegt worden ist, und daß viele Kräfte, die viel besser der direkten Verkündigung des Evangeliums gewidmet worden wären, mit der Ueberwachung unvollkommener Dorfschulen, die in Indien sogar unter heidnischen Lehrern stehen, verschwendet wurden. Daß auch wir in Urumia diesen Fehler machten, ist uns Allen jetzt so ziemlich klar. Viele unserer Dorfschulen haben rein nichts ausgerichtet, weil sie nicht unter evangelischen Einfluß gebracht werden konnten. Br. Stocking besuchte sie monatlich einmal und that, was er konnte; aber seine Besuche waren nur flüchtig, und sobald er weiter gieng, um nach den 79 andern zu sehen, machte der Schullehrer im alten Schlendrian fort. Erst seit mehrere Lehrer und ältere Schüler sich bekehrt haben, sind uns darüber Dinge zu Ohren gekommen, von denen wir keine Ahnung hatten. Ein junger Mann von Ada z. B. erzählte mir, daß der Schullehrer dort seine Schüler regelmäßig einzuschließen pflegte und dann zum Spiel davon lief. Natürlich lernten sie nichts. Sobald aber der Knabe, der auf dem Dache Wache stehen mußte, rief: 'der Sahib kommt!' entstand ein Wirbelsturm, und nach wenigen Augenblicken war die Schule in größter Ordnung und der Lehrer auf seinem Posten.

„So war es in manchen Schulen, namentlich den entfernteren; doch Gott Lob! nicht in allen, in Gjog Tepeh z. B. haben sie großen Segen gestiftet. Dorfschulen sind nur dann von Werth, wenn sie mit Lehrern besetzt werden, die nicht schnöden Gewinns wegen, sondern um ihres Heilandes willen ihre Arbeit verrichten.

„Seminare dagegen, die unter der unmittelbaren Leitung der Missionare stehen, sind meiner innigsten Ueberzeugung nach ein unvergleichliches Mittel zur Förderung geistlichen Lebens, namentlich wo mit eifersüchtiger Sorgfalt darüber gewacht wird, daß sie nicht zu weltlichen Erziehungsanstalten herabsinken. Wenn je wir Missionare unsere Arbeit in einem Land beschließen und mit der Predigt des Evangeliums weiter ziehen wollen, ist es von der höchsten Wichtigkeit, daß wir eine gehörige Anzahl Eingeborner von apostolischem Eifer gründlich herangebildet haben. Solche Leute zu bekommen, sehe ich kein anderes Mittel, als die Errichtung von Anstalten wie in Seir, da gestrebt wird, unter Gottes Segen die Jünglinge mit dem Einfluß des heiligen Geistes zu durchdringen. Ich möchte Jedermann einladen zu sehen, ob ich hier als Schulmeister nicht reichlich Gelegenheit habe, das Evangelinm zu verkünden. Und gewiß gehören meine Zöglinge zu den aufmerksamsten Zuhörern. O welch eine Gnade, solch einer Versammlung von Morgen bis Abend predigen zu dürfen! Wenn diese Anstalt den Nestorianern nicht zum großen Segen wird, kann der Grund nur der sein, daß wir auf unsern Knieen nicht genug darum gerungen haben."

„Diesen Morgen habe ich meinen letzten theologischen Vortrag gehalten. Es war gut, den Himmel zum Schlußpunkt desselben zu haben. Wir verweilten dabei mit großer Wonne. Welch ein herrliches Studium ist doch die Gottesgelehrtheit! Sie ist ein endloses Feld, das, recht ausgebeutet, uns nur mit Staunen, Liebe und Dank erfüllen kann. Und doch, wenn wir bei unsern Forschungen uns aufs Aeußerste angestrengt haben, kommen wir auf Tiefen, die wir nicht ergründen können. Wir sind wie Kinder, die am Meeresstrand Steinchen auflesen. Aber die Zeit wird kommen, in der wir erkennen werden, gleichwie wir erkannt sind. Was wird es sein, wenn Jesus selbst dort unser Lehrer ist und uns zu den lebendigen Wasserbrunnen führt!"

Ueber der Erkenntniß Gottes durch Sein Wort versäumte Stoddard indeß nicht, sich auch noch Seiner in der Natur geoffenbarten Herrlichkeit zu freuen, bei der er früher mit so großer Vorliebe verweilt war. Sogar der Mission mußten mittelbar seine astronomischen Kenntnisse und mechanischen Geschicklichkeiten mehrfach dienen. Gleich im Jahr 1843, noch ehe er der Sprache mächtig war, lockte sein selbstverfertigtes Teleskop, das er auf Perkins Rath mitgenommen hatte, und in dem die Eingebornen zuerst „eine schöne Kanone" bewunder-

ten, den ersten Astrologen Persiens, den Menadschim Baschi zum Besuche herbei. In einem längeren Schreiben erzählte damals Stoddard seinem frühern Lehrer, Professor Olmstead, mit welchem Entzücken sein Gast, der sich ohne andere Instrumente als ein kleines, schmutziges Fernrohr und einen Messingzirkel zu Winkelmessungen, eine sehr genaue Kenntniß der Sternbilder und des Laufs der Gestirne erworben hatte, nun zum erstenmal die Ringe und einige der Monde Saturns erblickte. Welches Entzücken für den Gelehrten, der nur von einer Tradition wußte, welcher zu Folge Saturn sich einmal mandelfömig gezeigt haben soll! Obgleich mit dem Stand der europäischen Wissenschaft bekannt, hatte er bisher an dem ptolemäischen System festgehalten. Nachdem sie sich die Wunder der Milchstraße beschaut hatten, zeigte Stoddard dem persischen Gelehrten auch noch Jupiter mit seinen vier Monden. Der Menadschim war außer sich vor Verwunderung. Vor Schlafengehen versprachen sie sich, in der Morgenfrühe ihn wieder zu betrachten. „Ja, ihr habt Recht!" rief da der Menadschim ganz überwältigt aus, als er jetzt einen der Monde auf der andern Seite des Planeten und alle in veränderter Stellung sah.

„Freilich ist mit solcher Erkenntniß unsere große Aufgabe, die Rettung unsterblicher Seelen, nicht erreicht, aber dürfen wir nicht hoffen, daß wenn Mullahs uns einmal zu Führern auf dem Pfade der Wissenschaft annehmen, sie sich auch noch werden auf das Lamm Gottes hinweisen lassen? Astrologie ist mit dem Islam so verwoben, daß jeder Stoß, den die erstere erleidet, auch den letzteren trifft."

Einen neuen Eindruck von der Ueberlegenheit abendländischer Wissenschaft erhielt der Menadschim dadurch, daß eine von ihm richtig berechnete Sonnenfinsterniß, die er aber in Urumia für unsichtbar hielt, wie Stoddard vorausgesagt hatte, am Morgen des 21. Dezember 1843 genau nach dessen vorher entworfener Zeichnung beim Sonnenaufgang beobachtet werden konnte.

Bei der Uebernahme des Seminars sodann fühlte Stoddard dringend das Bedürfniß einer gleichmäßigen Zeitbestimmung. Zu diesem Zweck brachte er ebensowohl im Interesse der Missionsfamilien als der Zöglinge auf verschiedenen Seiten des Hauses Sonnenuhren an, die Allen dieselbe Stunde deuteten. Auch für die sonntäglichen Gottesdienste war diese Einrichtung von Werth. „Unter diesem wolkenlosen Himmel hat sie uns treffliche Dienste geleistet und viel Zeitverlust und Verdruß erspart, der, glaube ich, selbst einen Engel be-

fallen könnte, wenn sein Gefährte nie die Zeit einhielte; aber auch hier scheint die Sonne nicht immer, und Abends jedenfalls ist eine Sonnenuhr ein unbrauchbares Ding," schreibt er. So wurde denn in Amerika eine große Seminaruhr bestellt, die Stoddard reinigen und reguliren lernte. Da der nächste Uhrmacher in Constantinopel wohnte, erbat er sich von einem amerikanischen Uhrmacher schriftliche Anleitung, die ihn in den Stand setzte, auch sämmtliche Uhren der Missionsgeschwister zu reguliren und zu reinigen. „Teleskope und Mikroskope fabriziren ist zwar nicht das Gleiche wie Uhren zerlegen; wer aber das Eine kann, lernt leicht auch das Andere." Ebenso verstand es Stoddard, Thermometer, Barometer und andere derartige Instrumente, die unterwegs gelitten hatten, wieder herzustellen. Nicht minder kam der ganzen Mission seine Geschicklichkeit zu statten, wenn es sich darum handelte, den ungeschickten persischen Arbeitern bei der Reparatur von Wägen oder Gebäulichkeiten Anleitung zu geben. Oft vertiefte er sich mit Wonne in die Betrachtung des gestirnten Himmels. „Du kannst dir kaum einen Begriff machen von der Schönheit unserer Sommernächte," schreibt er 1852 seinem Schwager: „Wir wohnen mehr als eine (englische) Meile über der Meeresfläche, haben keinen Thau und sehen in den Monaten Juni, Juli, August und September selten ein Wölkchen. Beim Schein der Venus konnte ich neulich vierzehn Fuß vom Fenster entfernt die Zeiger meiner Uhr, ja sogar die Buchstaben eines Buchs unterscheiden. Ich glaube kaum, daß es irgend einen leicht zugänglichen Punkt der Erde gibt, wo ein Astronom mit guten Instrumenten eine so herrliche Beute machen könnte wie hier."

Die Mittheilung, die Stoddard irgendwo fand, daß ein wissenschaftlicher Reisender auf der Spitze des Aetna mit unbewaffnetem Auge einige der Monde des Jupiter gesehen habe, veranlaßte ihn zum gleichen Versuch, und er gelang zu wiederholten Malen. Auch die ovale Gestalt Saturns und verschiedene an andern Orten nur durch das Teleskop sichtbare Sterne konnte er deutlich mit bloßem Auge unterscheiden, nachdem er sich einmal darin geübt und den günstigsten Zeitpunkt zu solchen Beobachtungen gefunden hatte. Voll Freude darüber ruft er aus: „Ist es nicht herrlich, hier, in einem Lande, in dem schon vor Jahrtausenden assyrische und persische Hirten forschend zu den Sternen hinaufgeblickt haben, mit bloßem Auge Wunder zu schauen, die man allgemein glaubte nur durch das Teleskop entdecken zu können! Wie hat es doch schon die Astronomen in Er=

staunen gesetzt, daß in alten, lange vor der Erfindung des Fernrohrs geschriebenen Büchern der Saturn als von länglicher Gestalt dargestellt wird? War das nur ein schlauer Einfall? War es Ahnung? Kannten die Alten vielleicht doch das Teleskop? Oder habe ich hier in Seir eine befriedigende Lösung dieses Räthsels gefunden?"

Die Sache bewegte Stoddard so, daß er sich nicht versagen konnte, seine Beobachtungen Sir J. Herschel mitzutheilen in der Hoffnung, derselbe werde vielleicht eine wissenschaftliche Expedition nach Persien veranlassen. Herschel übergab den Bericht der astronomischen Gesellschaft und drückte persönlich Stoddard seinen anerkennenden Dank dafür aus.

Stoddards klassische Bildung trug gleichfalls ihre Früchte. Dem großen Werk der Bibelübersetzung aus den uralten Handschriften der Peschito in die neusyrische Volkssprache widmete zwar Perkins selbst fast ausschließlich seine Kraft; sehr wichtig waren ihm aber dann bei der Revision für den Druck Stoddards kritische Bemerkungen. Ferner erleichterte Letzterer den nachkommenden Missionaren die Erlernung des Neusyrischen durch die Herausgabe einer Grammatik, die 1855 von der Amerikanischen Morgenländischen Gesellschaft, 1856 in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft rühmende Erwähnung fand. Auch an einem neusyrischen Wörterbuch arbeitete er mit großem Fleiß; da er ferner das Altsyrische zur Grundlage der klassischen Studien seiner Zöglinge machte, ohne hiefür die passenden Lehrbücher zu haben, sammelte er emsig auch das Material zu einer eingehenden Vergleichung des Neusyrischen mit dem Altsyrischen und Hebräischen. Daneben setzte er mit Eifer seine eigenen türkischen und persischen Studien fort; im Umgang mit Muhammedanern der niederen Stände war ja Türkisch, im Umgang mit den Großen das Persische unentbehrlich. Sein Grundsatz bei der Erlernung von Sprachen war, nicht die niedersten, sondern die höchsten Forderungen an sich zu stellen. „Denn strengen wir uns auch aufs Aeußerste an, so bleiben wir doch nur Stümper. Jedes Jahr fühle ich das tiefer, und wenn ich Brüder von ihrer 'Vervollkommnung' in der Sprache, oder von dem und dem Missionar reden höre, der in 'elegantem' Syrisch gepredigt habe, muß ich unwillkührlich denken, wie verschieden doch ihr Maßstab von dem der Eingebornen ist."

Wie war es aber möglich, all das mit der Leitung des Seminars und anderweitiger seelsorgerlicher Thätigkeit zu vereinigen? Stod-

dard selbst gibt uns hierüber einige Winke. „Ich bin ein großer Freund von planmäßiger geordneter Thätigkeit, und mir scheint, ohne einen gewissen Grad davon sei erfolgreiche Arbeit fast undenkbar. Meiner Erfahrung nach läßt sich indeß in der Mission weit weniger als in der Heimat eine bestimmte Zeiteintheilung festhalten. Ich kann in Wahrheit sagen, daß ich außer in Krankheitsfällen oder wenn ich sehr müde bin, nie müßig gehe, und immer mehr als Ein Eisen im Feuer habe. Und doch ist, was ich Abends vollbracht, oft etwas ganz Anderes, als was ich mir Morgens vorgesetzt habe. Es liegt das nicht sowohl in der Wandelbarkeit meiner Entschlüsse, als in meinem Grundsatz, Jeden, der mich zu sprechen wünscht, als den zu betrachten, dem ich mich zu widmen habe.... So sehr ich die edle Einfalt und den Eifer Dr. Judsons ehre, kann ich doch nicht ganz seine Ansicht theilen, wenn er meint, ein Missionar solle die Verkündigung des Evangeliums nicht nur sein erstes, sondern sein einziges Geschäft sein lassen. Mir thut ein wenig Abspannung zuweilen gut; ich fühle mich dadurch erfrischt und kehre davon mit um so ganzerem Herzen zur Hauptsache zurück. Fünf Minuten mit meinem Quadranten, um nach der Sonne zu sehen, zwei Minuten, um den Barometer zu beobachten, und drei, um ein kleines Gedicht zu lesen, bringen mir gewiß mehr Gewinn, als sie mich Zeit kosten."

11. Das selige Ende.

In nicht volle sechs Jahre drängt sich die ganze unvergängliche Aussaat Stoddards seit seiner Rückkehr nach Urumia zusammen. Es war eine Zeit mancher Kämpfe und Thränen, doch bei weitem vorherrschend der Freude und des Danks, daher er rühmen kann: „Wenn alle Missionare sich in ihrem Beruf so glücklich fühlen wie ich, sind wir eine hochbegnadigte Menschenklasse. Nichts trübt mein Glück, als das Gefühl meiner Unwürdigkeit." Drei größere Erweckungen durfte er während seiner zweiten Wirksamkeit am Seminar in Seir erleben, und auch in der Zwischenzeit (Dezember 1851) kann er schreiben: „Ein Fremder, der in unsere Gebetsversammlung einträte und Zeuge des inbrünstigen, kindlichen Flehens dieser Jünglinge wäre, könnte uns mitten in einer Erweckung glauben. Noch mehr würde er in dieser Ansicht bestärkt, wenn er sie Abends gerade vor Schlafengehen den Einen hier, den Andern dort in Sündenbekenntniß, Bitte

und Dank ihr Herz vor Gott ausschütten hörte.“ Ende 1853 klagte er freilich schmerzlich über die kleine Zahl der bekehrten Zöglinge im Verhältniß zu frühern Jahren (15—20 unter 45), und über die auch unter älteren Christen überhandnehmende Lauigkeit; doch schon im Januar 1854 kann er aufs Neue von Gnade singen. Ueber ein im Jahr 1852 stattgefundenes Examen berichtet er: „Ich weiß nicht, wo ich eine bessere Klasse in Theologie, Astronomie oder Geometrie hätte finden können. Außer den genannten Fächern umfaßte die Prüfung Englisch, Persisch, Altsyrisch, biblische Geschichte, Kirchengeschichte, Geographie und Aritmethik. Sie dauerte drei Tage und Alles gieng recht gut. Am ersten Tag hatten wir die Mitglieder der Mission, die Bischöfe und einige hervorragende Männer unter den Priestern, am zweiten sämmtliche Schullehrer — 70 an der Zahl — geladen. Am dritten stand der Zutritt noch Mehreren offen und der Saal war gedrängt voll.“

Das Zeugniß aber, das Stoddard seinem Filial Gjog Tepeh geben kann, lautet: „Es würde euren Herzen wohl thun, dieses Dorf zu sehen. Ich könnte euch darin eine Sonntagsschule zeigen, in der 300 Personen von den ältesten Männern und Weibern bis zu Kindern herab, die kaum den Namen Jesu lispeln können, versammelt sind. Der Eifer der Erwachsenen, die bisher noch nicht lesen konnten, ist rührend. Eine Abtheilung besteht aus 40 Frauen, eine andere aus 20 jungen Männern. Einige sind am Alphabet, Andere an ihrer Fibel, noch Andere am Neuen oder Alten Testament, und Alle so vertieft ins Lernen, daß ihnen die Schule immer zu früh aufhört. Von den bekehrten jungen Leuten ziehen jeden Sonntag zehn, je zwei und zwei hinaus, um in den benachbarten Dörfern Versammlungen und Sonntagsschule zu halten. Abends kommen sie dann zusammen und beten um Weisheit und Gnade und um Segen zum Wort. Die Theilnahme an den Gottesdiensten ist ungemein lebendig. Die Woche hindurch sieht man die Männer ihr Buch in der Tasche zur Arbeit gehen, es gelegenheitlich herausziehen und einen Vers darin lesen. In ihrer Feierstunde Mittags sind sie oft verlangender nach ihrem Buch als nach ihrem Essen, und arme Leute, die kein Licht brennen können, sieht man zuweilen beim Mondschein lesen.“

Auch an den eigenen Kindern durfte Stoddard Freude erleben. Ein ungemein liebliches Fest war es ihm, als am ersten Novembersonntag 1856 seine Tochter Harriet aus eigener, seliger Herzenserfahrung

mit den zwei ältesten Missionskindern vor der versammelten Gemeinde ihren Glauben an Jesum öffentlich bekannte und nun in die volle Gemeinschaft derselben aufgenommen wurde. — Mit gemischteren Empfindungen hatte er im Herbst 1852 die Ankunft seines zweiten Töchterleins gefeiert, das ihm Miss. Crane und dessen Gattin aus Amerika mitbrachten; denn Perkins, der den neuen Ankömmlingen mit seiner holden Judith bis Erzerum entgegenreisen wollte, war nach einer Woche mit deren Leiche wieder heimgekehrt. Die Cholera hatte sie weggerafft. Sie war das älteste Missionskind und der Liebling Aller, besonders auch Stoddards gewesen. Tief fühlte er mit dem trauernden Vater, als er selbst nun aufbrach, sein Kind in Empfang zu nehmen, um es unversehrt auf demselben Wege heimzugeleiten, der sich kurz zuvor für den Freund in ein Todesthal verwandelt hatte. — Doch auch Judith war ja nach Hause gekommen.

Sie war nur die erste von vielen Garben, die der Herr in kurzer Zeit aus dem Kreise der Missionsgeschwister in Seine Scheunen sammelte. Im Juni 1853 kehrten nach 16jährigem treuem Dienst Miss. Stocking und seine Gattin mit gebrochener Gesundheit nach Amerika zurück. Die Brüder in Urumia hatten gehofft, die Reise, die Ruhe, die Heimatluft werden den früh Gealterten wieder verjüngen; allein seine Kraft war verzehrt; am 30. April entschlief er im Frieden in New-York. Als die Nachricht von seinem Heimgang in Urumia eintraf, hörte man das ganze Volk der Nestorianer klagen, so weithin war er bekannt, so allgemein geliebt. Am 1. September desselben Jahres schon erlag der junge, hoffnungsvolle Bruder Crane, der eben erst die Sprache tüchtig erlernt hatte und im kurdischen Gebirge zu einer gesegneten Wirksamkeit berufen schien, dem Typhus. „Um ihn können wir nicht weinen, wir weinen nur um uns selbst. Ihm ist eine schönere Heimat geworden als die Gebirge Kurdistans und ein noch seligeres Geschäft als er dort gefunden hätte: Gott Tag und Nacht in Seinem Tempel zu dienen," schreibt darüber Stoddard. Und im März 1855 berichtet er weiter: „Dieß ist ein rechtes Trauerjahr für die vorderasiatische Mission gewesen. Aus unserem Kreise sind zwei Erwachsene und drei Kinder heimgegangen; dann wurde Frau Williams in Mosul und Frau Nutting in Aintab abgerufen, und die letzte Post brachte uns die Nachricht von dem Tod der Frau Everett und Miss. Benjamins in Constantinopel. Wir Missionare bilden nur Eine Familie, und wenn Eines scheidet, trifft uns der Schlag

viel tiefer, als man in der Heimat den Verlust von Freunden fühlt. Bald wird die Reihe auch an uns kommen; wann und wo ist gleichgiltig, wenn nur unser Wandel hienieden schon im Himmel ist."

Alle diese Todesfälle, sowie auch den im Jahr 1852 erfolgten Heimgang seiner Mutter hatte Stoddard mit inniger Theilnahme, doch mit Ruhe vernommen. Als nun aber bald darauf auch Dr. Lobdell in Mosul schwer erkrankte und trotz alles Flehens um seine Genesung den Missionsgeschwistern nicht erhalten blieb, konnte er sich einen Augenblick kaum in die Wege Gottes finden. Bald aber siegte der Glaube über alle bangen Fragen: „Unsere Reihen sind gelichtet; doch dieser Schmerz soll den Zurückgebliebenen nur zum Wachsthum in der Gnade verhelfen und sie selbst tüchtiger machen zum Dienst des Herrn. Was Er thut, ist Weisheit und Liebe. Er thue, was Ihm wohlgefällt, mit uns und den Unsern!" —

Die Missionare bekamen es auf verschiedene Weise zu fühlen, daß sie bei der Regierung auf's Neue angeschwärzt sein mußten. Ihre Anwesenheit wurde hauptsächlich den Khans lästig, die so viele Generationen hindurch gewohnt waren, unbeobachtet die Nestorianer auf jede Weise zu unterdrücken. Es wurde dem König vorgestellt, wie die Fremden dem Volke Freiheitsgedanken einflößen, die in demselben Revolutionsgelüste wecken könnten, und wie sie überdieß einen bedenklichen Einfluß über dasselbe gewinnen. Auch nach Indien seien zuerst nur wenige „Engländer" gekommen, dann einige weitere, dann einige Soldaten, bis endlich das ganze Land unterworfen gewesen sei. „Amerikaner" und „Engländer" wußten in Persien die Wenigsten zu unterscheiden; dagegen gab es Viele, die solche Geschichten begierig verschlangen.

Entschieden feindselig gegen die evangelischen Missionare trat im Frühling 1855 Askier Khan, der neue Gouverneur der Nestorianer auf, während er den Katholiken geneigt schien. Im Herbst ging er sogar so weit, Dr. Wright zu erklären, er sehe sich genöthigt, die Mädchen-Anstalt zu überwachen und dafür Sorge zu tragen, daß sie darin nur ihre Lesebücher benützen und weder in Geographie noch im Rechnen, noch in irgend einem andern Fach unterrichtet werden. Auch mit der Presse und ihren Erzeugnissen müsse er sich bekannt machen; ferner seien ihm die Namen aller Nationalgehilfen und deren Wohnort und Geschäft anzuzeigen; und wenn es sich herausstelle, daß sie oder andere Nestorianer die Fasten gebrochen und den Glauben ihrer

Väter verlassen haben, werden sie als Verbrecher behandelt werden. Daraufhin bedurfte es kaum noch der vertraulichen Mittheilung des den Missionaren günstig gesinnten Wesirs, daß es die Absicht der Regierung sei, sie in jeder Weise so einzuengen, daß ihnen am Ende nichts übrig bleibe, als das Land zu verlassen, obwohl man jede offene Gewaltthat sorgfältig vermeiden werde. Unter diesen Umständen trat natürlich auch der muhammedanische Adel Urumia's wieder offener mit seiner Feindschaft hervor; viele halbe Freunde wurden eingeschüchtert. Die Mission selbst aber war in so blühendem Zustand, daß trotz allem Drohen der Feinde die Brüder keinen Augenblick zweifelten, der Herr werde irgendwie Seine Sache zum Siege führen.

Im November 1856 wurde von den Brüdern eine zweite Reise für nöthig gehalten, um den persischen Machthabern in Tebris nochmals den wahren Charakter ihres Werks darzulegen. Stoddard, der sich schon in mancher Zeit der Noth als besonnener Rathgeber bewährt hatte, und den seine Sprachkenntnisse und seine liebenswürdigen Umgangsformen zu einem solchen Auftrag besonders geschickt machten, sollte dießmal Dr. Wright begleiten. Die Reise wurde zu Pferd zurückgelegt, und wie gewöhnlich verkürzte sich Stoddard den Weg mit Psalmen und geistlichen lieblichen Liedern. Nach langem Tagesritt konnte er dann Abends bei einem schwachen Lichtlein noch stundenlang das französische Manuskript über ein altes arabisches Werk durchsehen, das ihm der russische Konsul in Tebris zur Beurtheilung geschickt hatte. Gab es irgendwo Gelegenheit zu predigen, so war das doppelt willkommene Arbeit.

Bei Dr. Cormick, einem englischen Arzte in Tebris, fanden Wright und Stoddard freundliche Aufnahme und in dessen prachtvoll eingerichtetem Haus jede erdenkliche Bequemlichkeit. Zehn Tage mußten sie dort warten, ohne irgend etwas erreichen zu können. So freundlich ihnen der russische Konsul Khanikoff persönlich gesinnt war, konnte er ihnen doch keine offizielle Unterstützung gewähren. Er hatte mit Stoddard schon eine längere Korrespondenz über orientalische Sprach- und Alterthumskunde gepflogen, aus der allmählich eine warme Freundschaft entsprang, allein alles was er in diesem Fall für ihn zu thun vermochte, war, ihm bei dem Kaimmakam einen Brief auswirken zu helfen, der die gebieterischen Forderungen Askier Khans etwas herabstimmen sollte, und dann noch seine eigenen Forderungen mit denen des Kaimmakams zu vereinigen. Diese Papiere

verfehlten indeß ihren Zweck vollständig; denn mit echt orientalischer Doppelzüngigkeit erhielt Askier Khan zu gleicher Zeit von Tebris aus geheime Gegenbefehle, so daß er nun sogar einige Nationalgehilfen schlagen und ins Gefängniß werfen ließ und drohte, er werde sie gefesselt nach Teheran schicken. Die Dorfschulen wurden beinahe alle gesprengt und täglich stand ein Angriff auf die Seminare zu erwarten.

„Eines wissen wir gewiß," schrieb auch jetzt noch Stoddard voll Glaubensmuth, „nämlich, daß der Herr selbst Seine Sache unendlich lieber hat als wir." Und wunderbar! Gerade als die Dinge aufs Aeußerste gekommen waren, traf der mörderische Dolch eines Kurden den Hauptdränger der Mission. Nicht jenen wiederholt genannten Askier Khan zwar, aber ihren erbitterten, in Urumia wohnenden Feind gleichen Namens, der in Teheran großen Einfluß besaß, den neuen Gouverneur auf Schritt und Tritt gängelte und eben jetzt den Kurden im Kampf gegenüberstand. Unter dem Versprechen, nur Eine Nacht da festgehalten zu werden, ließ sich der Kurdenhäuptling Sultan Beg von Mergawer in Askier Khans Lager hinablocken. Rasend über die harten Friedensbedingungen, die ihm da gemacht wurden, und überdieß Verrath fürchtend, beschloß er, sein Leben wenigstens so theuer als möglich zu verkaufen. So trat er in des Khans Zelt und durchbohrte ihn. Er wurde ergriffen und in Stücke zerhauen. Wüthend über den Tod Sultan Begs, sammelten sich gegen 2000 Kurden zur Rache. Der Gouverneur aber zeigte sich jetzt eben so feige als er vorher übermüthig gewesen war.

All das ereignete sich gleich in den ersten Tagen nach Stoddards und Wrights Rückkehr. Ihr Aufenthalt in Tebris hatte im Ganzen drei Wochen gedauert und durch alle damit verbundenen Gemüthsbewegungen Stoddards Gesundheit sichtbar angegriffen. Auf der Heimreise hatte Wright angefangen, ernstlich um seinen blassen Gefährten besorgt zu werden, der über Kopfweh klagte, aber lächelnd hinzufügte: „Zu Hause wird es bald wieder gut werden." In Seir traf Stoddard seinen Mitarbeiter Cochran und zwei eingeborne Lehrer unwohl, so daß er etliche Tage allein die Anstalt zu bedienen hatte. Schon aber schlich durch seine Adern das Fieber, dem selbst sein eiserner Wille nicht für die Dauer mehr Widerstand leisten konnte. Den 21. Dez., neun Tage nach seiner Ankunft, hielt er seine letzte Predigt. „Wir wissen nicht, wer von uns zuerst in seinem Sarge an dieser Stätte liegen wird; vielleicht Eines von euch; vielleicht auch ich," rief er darin aus. Am 25. mußte er sich am Typhus legen. Nach den ersten vierzehn Tagen schien die Krankheit gebrochen; bald aber kehrte sie verstärkt wieder und ließ keiner Hoffnung mehr Raum. Was ärztliche Kunst und die liebevollste Pflege vermochte, wurde für den Kranken gethan. Heiße Gebete stiegen von frommen Nestorianern wie von den Missionsgeschwistern unaufhörlich um seine Genesung auf. Er selbst hielt seinen Zustand lange Zeit nicht für

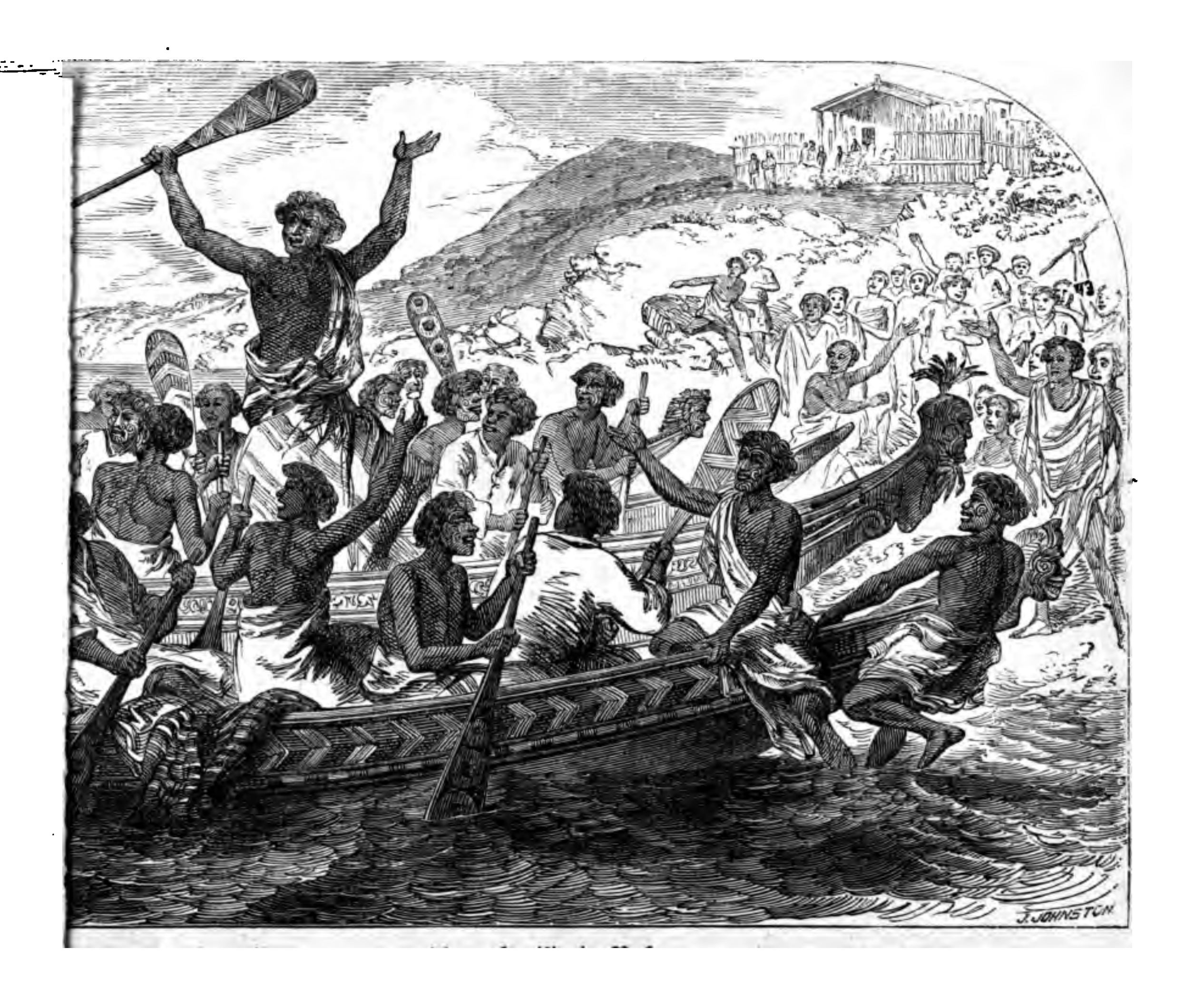
bedenklich. „Sonderbar, daß ich daran nicht früher gedacht habe,“ sagte er, nachdem der Arzt ihm erklärt hatte, er habe den Typhus. „Doch,“ fuhr er fort, „fühle ich mich nicht sehr krank und glaube eher, daß ich wieder genesen werde. Uebrigens fürchte ich den Tod nicht und würde mich freuen, es voraus zu wissen, wann ich sterben sollte, um meine Rechnung noch einmal durchzusehen.“ Das schien er denn auch in den folgenden Tagen zu thun. „Vielleicht scheint dir's seltsam,“ äußerte er gegen seine Gattin, „daß ich so wenig von meinen Sünden spreche; aber ich habe jetzt nicht die Kraft, daran zu denken. Ich habe mich Jesu übergeben und ergreife Ihn als meinen Familienheiland. Er war meiner Großmutter, meiner Mutter, Salomons, Harriets Heiland, und ich weiß, Er ist auch der meine.“ Auf die Frage: „Wie geht dir's?“ erwiederte er: „Alles ist Friede; diesen Frieden kannte ich vorher gar nicht.“ Oft, wenn er aus dem Schlummer erwachte, wiederholte er einen Liedervers oder Bibelstellen, wie: „Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten.“ Einmal sagte er: „Da liege ich und denke an die Heiligen unter den Lebenden und unter den Todten, besonders an meine Mutter; mir ist, als sei sie mir sehr nahe.“ „Es wäre tausendmal besser, ich stürbe jetzt, als ich genäse, ohne künftig ein heiligeres Leben zu führen.“ Dann ließ er die Kinder rufen, drückte ihre und seiner Gattin Hände mit den Worten: „Wir sind ja, lieber Heiland, dein durch ew'ger Bande Kraft,“ und sprach die Hoffnung aus, daß sie das nie vergessen und suchen werden, in allen Stücken Ihm zu dienen. Gegen das Ende lag er öfters in seligen Phantasien, nahm aber noch zärtlichen Abschied von den Seinen. — Am 22. Januar 1857, vor Mitternacht, entfloh sein Geist ohne Kampf. Elf Jahre zuvor, zur gleichen Stunde hatte er sich über die Erstlinge der Seelen gefreut, die bei jener ersten Erweckung ihren Heiland fanden. Viele Nestorianer, lauter aufrichtig Leidtragende, fanden sich zur Beerdigung ein. Miss. Cochran sprach über die Worte: „Meine Seele sterbe den Tod dieses Gerechten;“ Mar Johanan übernahm das Schlußgebet, bis ihn die Thränen übermannten. Monate später noch schrieb einer der Brüder von Seir nach Amerika:

„Selten vergeht ein Tag, an dem nicht einige von Stoddards Schülern sein Grab besuchen, um an dieser geweihten Stätte sich an sein segensreiches Beispiel zu erinnern und einander zu neuem Eifer in der Rettung der noch in der Finsterniß schmachtenden Seelen ihres Volks zu ermuntern. An einem Sonntag Abend, da ich auf dem Dache auf- und abgieng, hörte ich plötzlich in syrischer Sprache einige der Lieblingslieder unseres seligen Bruders singen. Ich wandte mich um, und entdeckte einige Zöglinge am Grab ihres geliebten Lehrers. Nichts in meinem Leben hat je einen tiefern Eindruck auf mich gemacht, als diese Zionslieder, am Grab eines treuen Missionars gesungen. Selige Ruhe, nach einem Leben voll selbstverläugnender Arbeit so in die

Herzen eines dankbaren Volkes eingeschlossen zu sein! Kann es ein schöneres Denkmal geben, als diesen Siegesgesang in stiller Abendstunde unter dem klaren persischen Himmel? In der Fieberhitze verlangte Stoddard oft nach den Liedern, die er als Kind auf dem Schooß seiner Mutter gelernt hatte und die ihm auf seiner ganzen Laufbahn liebe Begleiter geblieben waren, und jetzt tönten sie von seinem Grabe als Friedensklänge in unsere verwundeten Herzen herüber."

Sollen wir auch noch der Wittwe gedenken? Wo ist sie wohl jetzt? In stiller Einsamkeit ihre Kinder für den Herrn erziehend? Ach nein, sie ist Vorsteherin des weiblichen Kollegiums Holyoke in Massachusetts, einer Anstalt, die schon über 1000 Lehrerinnen gebildet und Missionsfrauen nach allen Welttheilen abgegeben hat. Die edle Mary Lyon hat sie gegründet, eine Jungfrau, die mit königlichem Geschick einen königlichen Plan ausgeführt hat, Dienerinnen für Gottes Reich heranzuziehen, welche sich keiner Arbeit schämen und lernen, für jede Minute ihrem Herrn verantwortlich zu sein. Sie sagte ihren Schülerinnen: „Eure Väter könnten leicht zehn Dollars mehr bezahlen, um Dienerinnen für euch anzustellen, aber wir haben höhere Ziele vor Augen und darum wünschen wir, daß ihr euch selbst bedienen lernt." Diese Arbeitstunden und Dienstleistungen dienten ihr als ein Sieb, das nur die kräftigen und liebereichen Mädchen festhielt. Fidelia Fisk war ihre beste Lehrerin. Im Jahr 1843 hatte Mary Lyon sie ziehen lassen, um in Urumia für Gottes Reich zu wirken. Tödtlich erkrankt war sie nach fünfzehn Jahren zurückgekehrt und fand die edle Gründerin entschlafen, ihre Anstalt kränkelnd. Mit ihrer letzten Kraft widmete sie sich der Aufgabe, dieselbe neu zu beleben, und von 344 Zöglingen, welche im nächsten Jahr austraten, konnten nur 20 nicht für bekehr gelten.

Als die treue Fisk zu ihrer Ruhe eingegangen war, trat Frau Stoddard an ihre Stelle; war doch auch sie aus diesem Collegium nach Persien gezogen und hatte demselben immer treue Anhänglichkeit bewahrt. Da lebt und wirkt sie, umgeben von 200 Kostgängerinnen, die sich zu jedem Dienst im Reiche brauchen lassen, und freut sich, auch mit Urumia in beständigem Verkehr zu stehen. Wie wohl thut es ihr, von den zwölf Bibelfrauen zu hören, ihren einstigen Schülerinnen in Urumia, die nun in den Häusern und Hütten die selige Botschaft verbreiten und von denen auch die letzte Choleraheimsuchung wieder zwei durch einen siegreichen Tod ihrem Lohn entgegengeführt hat. Sie sieht und kann's mit Händen greifen, daß die Arbeit der Selbstverläugnung ihren sichern Lohn hat, und beweint die Todten nicht, die in dem Herrn gestorben sind und sterben. Sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach.


J. JOHNSTON

Die Sachlage in Neuseeland.

Es ist unter den Wechselfällen des letzten Maori-Kriegs und nach den Verheerungen, welche die neue Religion der Hau-hau in den Gemeinden angerichtet hatte, öfters ausgesprochen worden, daß die Mission auf diesem Felde nicht blos ein Niederlage erlitten habe, sondern völlig gescheitert sei. Und es kann nicht geläugnet werden, einen Augenblick schien es, als seien die Maori's insgesammt vom Christenthum abgefallen und das Werk der Bekehrung habe unter ihnen von vorne anzufangen.

Der englische Bischof von Waiapu, W. Williams, hat sich nun bewogen gefunden, über den Stand der Dinge auf der Insel einen ausführlichen Bericht abzustatten.*) Er sagt in der Vorrede: „Nach Miss. Völkners grausamer Hinrichtung werden wir oft gefragt: Ist dieß das Christenthum der Neu-Seeländer? Haben die großen Summen, die seit bald 50 Jahren auf diese Arbeit verwendet wurden, haben die Dienste eurer Missionare, gewiß tüchtiger Leute, die in andern Beschäftigungen gute Dienste geleistet haben würden, nichts Besseres zu Stande gebracht? Es war denn doch ein Mißgriff, solche Wilde zu Gesittung und christlichem Glauben bringen zu wollen? Wie viel besser hätte man gethan, sich der Verlassenen in der Heimat ernstlicher anzunehmen! rc. Diesen Vorwürfen und Fragen zu begegnen, habe ich das vorliegende Werk geschrieben, und hoffe damit zu beweisen, daß das Werk der Mission nicht vergeblich gewesen ist.

„Ists nicht in Neuseeland ungefähr ebenso gegangen, wie bei den Galatern und in den sieben Kirchen Kleinasiens? Eine reiche Ernte von Erstlingen ist eingebracht worden und dieser Erfolg hat des

*) Christianity among the New-Zealanders. By the Right Rev. W. Williams, Bishop of Waiapu. London 1867.

Feindes Zorn aufs äußerste gereizt. Wir wissen, daß während das Christenthum in Neuseeland sich zur anerkannten Religion der Nation aufschwang, eine große Anzahl wahrer Christen zur Heerde Christi eingethan wurde. Dann kamen die Versuchungen: der Andrang der Kolonisten, die Lust nach dem unbesetzten Lande, die Gier nach Reichthum und Genuß, zuletzt der Streit der Weißen und Braunen. Damit wurde dem Fortschritt des Christenthums ein mächtiges Hinderniß in den Weg gelegt. Die römischen Priester benützten die gute Gelegenheit, sich einzuschmeicheln als Personen, die nichts mit der englischen Regierung zu thun haben, und die Eingebornen glaubten ihnen soweit, daß sie es für ausgemacht ansahen, die protestantischen Missionare seien von der Regierung abgesendet worden, nur um den Kolonisten den Weg zu bereiten. Doch was ist das Ende? Daß denn doch, trotz aller Widerwärtigkeiten, noch immer eine große Schaar treuer Christen feststeht."

Wir werden auf des Bischofs Bericht später zurückkommen. Vorerst beschränken wir uns darauf, einen Missionar, T. S. Grace, über seine neuesten Erfahrungen unter den Maoris zu hören.

Wie ist doch sein Auftreten unter den Eingebornen jetziger Zeit so verschieden von der Aufnahme, die er bei seinem ersten Eintritt in das gesegnete, doch mühevolle Werk gefunden hatte. Im Jahr 1854 wars, daß er Auckland verließ, um in Taupo sein Arbeitsfeld zu betreten. Eine gefährliche Reise, geradezu unmöglich ohne die Geschicklichkeit und Aufopferung der Eingebornen, brachte ihn mit seiner Familie an den Ort seiner Bestimmung, nicht ohne daß eines der Kinder den Strapazen der Reise erlegen wäre. Die Eingebornen aber, welche sie begleiteten und jeglichen Dienst umsonst verrichteten, — fast alle noch ungetauft — verloren wohl vier ihrer besten Pferde beim Uebergang über den Waikatofluß, allein keiner von ihnen deutete auch nur an, daß der Missionar ihnen dafür Ersatz leisten sollte, keiner stahl das Geringste. Als die Reisegesellschaft endlich über den Taupo-See fuhr, schloß sich Boot um Boot an sie an. Mit einem Tanz am Ufer begrüßten die fernstehenden Zuschauer den langersehnten Missionar. In einem der elf Boote, die zusammen ans Gestade von Pukawa fuhren, sprang ein Führer auf und schlug mit dem Ruder den Takt zu dem Jubelgesang, den nun alle insgesammt anstimmten. Es war ein überaus herzlicher Willkomm; aus tiefem Herzen dankte Grace dem treuen Gott, der ihn so weit gebracht. (S. Abbildung.)

Wie sollte es doch so gar anders kommen, als er damals erwarten durfte! Im März 1860 brach der ungerechte Krieg in Taranaki aus, über einem Landkauf, den der erste Richter des Landes seither für ungesetzlich erklärt, den auch die Regierung — freilich zu spät — rückgängig gemacht hat. Wiederholt traten Pausen in dem wechselvollen Kampfe ein, in welchen doch allmählich wie durch ein Verhängniß die bedeutendsten Stämme verwickelt wurden. Da nun der römische Bischof Pompallier mit den meisten Priestern sich französischer Nationalität rühmen konnte, schien es zu Zeiten, als ob die Rebellen in Masse zur katholischen Kirche übergehen würden. In Taupo wurde um die Zeit, da die Waikato-Stämme sich für den Krieg entschieden (1861), ein Runanga gehalten, um über die künftige Nationalreligion zu berathen. Von theologischen Streitpunkten war bei dieser Versammlung nicht die Rede; es kam den Rednern nur darauf an, die politischen Folgen ihrer Beschlüsse ins Auge zu fassen. Und einstimmig wurde erkannt, die römische Form sei denn doch die vorzüglichere; denn ihre Priester haben der britischen Königin keinen Eid der Treue geschworen, sie bekennen sich zu keiner ausschließlichen Angehörigkeit an irgend einen Staat, sie haben gegen einen Maori-König nichts einzuwenden; während die Protestanten (d. h. die Anglikaner) allsonntäglich für ihre Königin beten, „daß sie alle ihre Feinde überwinden möge." Alle Anhänger des Maori-Königs fanden darum die römische Kirche viel geeigneter für ihre Partei. Wäre der Bischof vorsichtiger zu Werke gegangen, er hätte damals einen schönen Fang gethan. So aber erbot er sich gar zu rasch, an den Hof Pototao's I in Ngaruawahia einen Kaplan abzuordnen. Darüber ärgerten sich denn doch die evangelischen Häuptlinge, und Manche, die man seit Jahren nicht mehr in den Kirchen gesehen hatte, strömten nun dahin und beteten die englische Liturgie nach, sogar die Worte, in welchen um den Sieg der Königin gefleht wird. Natürlich hielt aber eine solche Bewegung in dem Verzweiflungskampfe, der nun entbrannte, nicht lange Stand; die Mission sollte bis in ihre Wurzeln erschüttert werden.

Viele römische Priester bekannten offen ihre Theilnahme für die Aufrührer und blieben in ihrer Mitte. Einer, der im britischen Lager die Soldaten als Kaplan begleitete, mußte heimgeschickt werden, weil er während des Kampfs mit dem Feinde Verkehr unterhielt. Ein anderer, ein gewandter Savoyarde, hielt bei William Thompson in

seinem Pa aus, während General Cameron ihn belagerte, entrann aber glücklich, als die Maoris sich zurückziehen mußten. Ein englischer Offizier sagte ihm nachher: wenn wir Sie dort gefangen hätten, würden Sie wohl aufgeknüpft worden sein; ein bedeutungsvolles Achselzucken war die ganze Antwort des Priesters.

Und nun brach der Fanatismus der Pai Marire (April 1864) über das Land herein, weniger freilich eine eigentliche Religion als ein politisches Mittel, gut gewählt, um durch Neubelebung des alten Aberglaubens alle Anhänger des Maori-Volksthums zum Verzweiflungskampfe zu begeistern. Viele Häuptlinge haben diesen Wahnglauben begünstigt, ohne seinen Lehren den geringsten Beifall zu schenken, geschweige denn, daß sie an seinen göttlichen Ursprung geglaubt hätten. Ihnen genügte, daß die gedankenlose Menge durch diesen geheimnißvollen Verkehr mit der Geisterwelt von frischem Muth erfüllt und jeder Beeinflussung durch Missionare unzugänglich gemacht wurde. Nun wurden die Bibeln und Gebetbücher in Masse zerstört; wozu sollten sie auch noch Leuten dienen, die bereits aus erster Quelle, vom Himmel selbst herab, ihre Offenbarungen erhielten?

Es wird noch den meisten Missionsfreunden erinnerlich sein, wie entmuthigend die Nachrichten des Jahres 1865 waren. Zwar der edle Häuptling J. Williams vertheidigte Wanganui siegreich gegen die Schwärmerschaaren, aber er starb an seinen Wunden (24. Febr), und von den überlebenden christlichen Häuptern auf englischer Seite genoß keiner mehr das allgemeine Vertrauen. Auch in den Osten breitete sich die Wahnlehre aus und feierte einen gewaltigen Sieg in der Ermordung des treuen Miss. Völkner (2. März), der Angesichts seiner neuerbauten Kirche, in Gegenwart seiner betäubten Gemeinde, ohne Widerrede irgend eines Christen, aufgehängt wurde. Wir haben die traurige Geschichte (Miss. Mag. 1865. S. 399) bereits erzählt und mögen sie nicht wiederholen. Wie auch Völkners Begleiter, Miss. Grace, damals an seinem Märtyrerleiden Theil nahm, und nur durch ein halbes Wunder entrann, ist dort gleichfalls erwähnt. Erst ein Jahr später wurden die Mörder ergriffen und hingerichtet. Etliche Missionare haben in dieser trüben Zeit alle Hoffnung aufgegeben und die Maoris als ein von Gott aufgegebenes Geschlecht zu betrachten angefangen, aus welchem nur jene Erstlinge errettet worden seien, welche vor der großen Verwirrung die Zeitlichkeit gesegnet haben.

So gar trübselig standen aber doch die Dinge nicht, und andere

Missionare, wie der ehrwürdige, nun auch (25. August 1866) entschlafene, Riemenschneider, konnten sich über das langsame aber doch unzweifelhafte Fortschreiten der Maori-Christen sehr ruhig und getrost aussprechen. So schnell freilich, wie einige gehofft hatten, wird ein Heidenvolk nicht umgewandelt, und auf Rückfälle in den überwundenen Aberglauben muß man sich überall gefaßt halten. Allein selbst bei den Schwärmern war nicht jedes christliche Samenkorn erstickt. Jener Krieger, der mitten im Kugelregen einem sterbenden britischen Offizier Wasser bringen wollte und darüber sein Leben einbüßte, war ein Pai Marire. Und der edle Thomson oder Tamihana, der Maori-Königmacher, war und blieb ein Christ, auch nachdem er endlich die Waffen ergriffen hatte, um sich von seinem Volke nicht zu trennen. Niemand hat ihm seit seiner Bekehrung eine unchristliche That vorwerfen können; sein Andenken ist mit Recht den Maoris heilig, als das eines unermüdeten Friedensstifters, der sein Lebenlang nur darauf ausgieng, die Kampflust seiner Landsleute zu dämpfen und zur Versöhnung zu helfen. Eine Zeitlang hat freilich auch er den Glauben an die Missionare verloren; aber ohne sie wäre er nie geworden, was er war. Ebenso sind die ordinirten Maoris alle dem Evangelium treu geblieben, nebst vielen Lehrern und Gemeindegliedern.

Nachdem endlich Te Ua, der Stifter des Wahnglaubens, gefangen genommen war (Februar 1866, s. Miss. Mag. 1866, S. 299), nahm die Begeisterung der Pai Marire merklich ab. Der Kampf ist nun zu Ende; die Maori's haben den Muth verloren; das Vertrauen zwar ist noch nicht hergestellt, aber die Missionare bemühen sich, den entmuthigten, auf höchstens 40,000 Seelen zusammengeschmolzenen Maori's aufs Neue ihre Dienste anzutragen.

Miss. Grace kann jetzt (December 1866) schreiben: „Die Eingebornen lassen sich wieder herbei und es läßt sich Manches für sie thun. An Schulen ist zunächst noch nicht zu denken, aber die demüthige Stimmung, welche unter denen herrscht, die zur Königspartei gehören, ermuthigt uns zu Reisen unter ihnen." Er selbst zwar wurde schon in einem der ersten Dörfer von einem christlichen Lehrer gewarnt, es sei noch nicht räthlich, unter die Hauhau zu gehen, auch ihm sei bange vor ihnen. Allein Grace war entschlossen, sich mit aller Vorsicht ihnen zu nähern, und er fand sie zuerst an der Stelle einer alten Station Puriri (am Themsefluß). Keine Spur mehr vom

alten Missionshause, doch blühten herrliche Lilien unter den Ruinen, ein Bild des überlebenden heiligen Samens unter aller Verwüstung der großen Gemeinde. Die Hauhau's hielten sich fern, zeigten aber keinerlei Feindseligkeit.

In Ohinemuri fand sich nur Ein Lehrer, Robert, der nicht von der Schwärmerei angesteckt war und mit etlichen älteren Kirchengliedern zusammenhielt. Die Masse der Bewohner bestand aus Hauhau's, die aber fleißig Kartoffeln und Korn pflanzten. Der Häuptling Tehira war nicht zu Hause, er war bemüht irgendwo eine Mühle einzurichten; aber seine Leute nahmen den Missionar freundlich auf und Tehira befahl ihnen, von den noch sehr seltenen neuen Kartoffeln etliche für den Missionar zu sieden. Die Leute hier waren hoch erstaunt zu hören, daß Grace mit dem seligen Völkner in Opotiki seine letzten Schicksale getheilt habe. Er konnte dann auch nicht umhin ihnen ein wahres Bild vom Wesen ihrer Wahnreligion vor Augen zu stellen.

„Aber," fragten sie, „warum kommst du dann? und fürchtest du dich nicht?" — Ich hörte, es seien noch immer etliche zerstreute Schafe unter euch zu finden, und nach diesen muß ich sehen. — „Das ist recht," sagten sie und fanden dann aus, daß ich früher in Taupo gewirkt habe. Sogleich stand ein Weib auf und rief: „das ist ja mein Ort." Ich fragte nach ihrem Stamme. Sie erwiederte: „Ngatiterangiita." Das Dorf? „Pukawa." Das ist der oben erwähnte Landungsort am See. Sie erzählte, wie sie dort als Emanuera's Halbschwester herangewachsen und hieher verheirathet worden sei. Ich erkannte die Aehnlichkeit mit ihrem Bruder und mußte nun mit ihr (Hongi) Nasen reiben, ein Zeichen der Achtung, das sie wirklich rührte. Ihr Bruder ist auch ein Königischer, der sich wahrhaft edel benommen hat. Er kämpfte bei Orakau mit; als aber einige Waikato's vorschlugen, man solle mich umbringen als Ersatz für einige in einem Hause bei Rangiawahia verbrannte Maori's, kam er mit vier andern zu mir, mich von der Gefahr zu benachrichtigen, wich den ganzen Sonntag nicht von meiner Seite und begab sich dann zu dem Könige, um den Mordplan zu hintertreiben.

„Ich konnte nun den Leutlein Muth einsprechen und forderte sie frischweg auf, Gott um bessere Tage zu bitten. Es seien doch finstere Tage gewesen, die über uns dahingegangen seien, wohl dürften jetzt bessere herankommen. Wenn ich von Gottes Erbarmen

sprach, leuchteten die Angesichter, so daß ich neue Hoffnung für sie schöpfen konnte.

„Ich gab ihnen zuletzt einige Büchlein, und ließ auch eines für den Häuptling zurück mit der Botschaft, ich sei gekommen, nach etlichen zerstreuten Schafen zu sehen; wenn ich aber nächstens wiederkehre, wolle ich verlorene Heerden aufsuchen.

„In verschiedenen Dörfern hielt ich Gottesdienst mit denen, die sich zu mir hielten, ohne die Hauhau zu unserm 'karakia' aufzufordern. Ich fand aber, daß auch dazu bereits Geneigtheit vorhanden ist. Merkwürdiger Weise haben sie jetzt unsere Liturgie als ihr Gebetbuch angenommen, nur daß sie das Gebet für die Königin auslassen, welches sie erst wieder beten wollen, wenn der Friede beschworen ist. Mein Eindruck ist übrigens, daß sie es unter ihrer Würde halten, uns viel näher zu kommen, wenn nicht auch wir etliche Schritte thun, um ihnen halbwegs zu begegnen.

„Auf dem Rückweg fand ich Viele in Puriri versammelt. Die Weiber machten uns heißes Wasser zum Thee und brachten gesottene Kartoffeln und Muschelthiere. Alle fragten begierig, wie es uns den Fluß aufwärts ergangen sei. Sich selbst nannten sie Kinder Manehera's (Dr. Maunsell's); im Anfang des Kriegs, da sie sich noch nicht zum Kämpfen entschlossen hätten, seien sie von ihren Wohnplätzen um Auckland her vertrieben worden, wie auch einige von ihnen beim Brand in Rangiawahia ihr Leben verloren haben! Auch hier fand ich, daß man mich um so lieber anhörte, weil ich bei der Katastrophe in Opotiki zugegen gewesen war. Ich konnte ihnen versprechen, daß ich bald wiederkehren werde.

„Von Ohinemuri wurde mir dann geschrieben: Tehira sei den Tag nach meinem Abgang zurückgekommen und habe sich nach mir erkundigt. Es schien ihm leid zu sein, daß er mich verfehlt habe; wäre ich länger geblieben, so hätte er mich eingeladen, wieder einen Gottesdienst in alter Weise zu halten. Daran ist nicht mehr zu zweifeln, daß mit freundlicher Anfassung ein großer Theil der Bethörten sich zu dem 'alten Weg' zurückbringen ließe."

Soviel von Miss. Grace's Reise.

Wie tief übrigens der Krieg in alle Verhältnisse eingegriffen hat, mag aus dem leidigen Umstand erhellen, daß von allen Schulen auf der Nordinsel nur zwei nicht geschlossen werden mußten. Diese zwei sind: Bischof Pattisons Erziehungsanstalt für melanesische Knaben in

Kohimarama (welche übrigens jetzt des Klimas und der Wohlfeilheit halber auf die Norfolk-Insel verlegt wird), und das wesleyanische Kollegium von Threerings, beide durch die Nähe der Hauptstadt gegen Kriegswechsel geschützt. Uebrigens hatte auch das wesleyanische Kollegium die meisten Zöglinge verloren, da die Eltern ihre Kinder während der stürmischen Zeit doch am liebsten nach Hause genommen hatten. Es wird noch geraume Zeit verfließen müssen, bis diese und die verwandten Anstalten alle wieder ins Leben treten können, und doch ist Eile überaus nöthig. Denn eine glänzende Zukunft öffnet sich kaum mehr für die Maori's; ist es doch vielen ihrer Freunde sehr fraglich, ob sie — als eigene Race — überhaupt fortbestehen werden. Aber das dürfen sie jedenfalls erwarten, daß ihre bisherigen Lehrer und Erzieher sie jetzt, in der Stunde ihrer Demüthigung nicht, gleichfalls entmuthigt, sich selbst überlassen, vielmehr mit neuem Eifer das unterbrochene Werk wieder aufnehmen und wenigstens einen heiligen Ueberrest zusammenbringen.

Eine muhammedanische Hochzeit.

Wir haben vor Jahren (Miss. Mag. 1861, S. 377) in einem längeren Aufsatze eine indische Hochzeit unsern Lesern zu vergegenwärtigen gesucht. Ein willkommenes Seitenstück zu derselben wird uns in der folgenden Schilderung einer Muhammedanerhochzeit geboten, dem Leser gewiß um so willkommener, je seltener die Gelegenheiten sind, sich mit dem bekannt zu machen, was in den Häusern und Herzen von Muselmanen vorgeht. Wir verdanken diese Mittheilungen einer deutschen Missionsfrau, welche ihre Hauptarbeit unter den Muhammedanerinnen des westlichen Indiens gefunden hat. Sie schreibt:

Muhammedaner von einiger Bildung machen in der Regel nicht so früh Hochzeit wie die Hindu's oder die Geringeren ihrer Klasse, doch gibt's Viele, welche ihre Kinder wenigstens im sechsten, je nach Um-

ständen auch schon im dritten Jahr verloben mit einem ihnen einleuchtenden Knaben oder Mädchen. Das ist ein Vertrag zwischen Eltern und Eltern, wobei gewisse Sachen, wie die Morgengabe, der künftige Antheil am Erbe, Geschenke, die bei der Hochzeit gegenseitig gemacht werden sollen, genau bestimmt werden. Dieser Vertrag wird Mängni genannt, während die vielleicht in 3—12 Jahren folgende Hochzeit Schädi heißt. Bei ersterer Gelegenheit wird den betreffenden Leutchen, der Braut und dem Bräutigam, weil sie in der Regel noch kleine Kinder sind, ein gut Theil Zucker zu essen gegeben, woher sich auch ein volksthümlicher Name dieses wichtigen Tages schreibt. Die Brautleute sehen sich aber bei dieser Feierlichkeit noch nicht, es wird ihnen blos zu verstehen gegeben, um was es sich handle, und beide bleiben nach wie vor in ihrer Eltern Haus, vergessen vielleicht im kindlichen Spiel auch oft, daß sie bereits von einem Band gefesselt sind, das nur der Tod lösen kann. Bei Verlobungen sowohl als Hochzeiten gehen die Gebräuche und Sitten der Muhammedaner sehr auseinander. Hier in Indien haben sich zum Theil Hindu-Sitten mit eingeschlichen und machen demgemäß die Muhammedaner den Unterschied, daß sie Hochzeiten nach der gewöhnlichen Landessitte auch im Sprachgebrauch anders bezeichnen, als die nach der Verordnung des Islam vollzogenen Traditions-Hochzeiten.

Ich beschreibe nun die Schädi eines uns bekannten Muhammedaners, der in seinem reiferen Alter, vielleicht mit 23 Jahren erst, Hochzeit gemacht hat. Damit hat es sich folgendermaßen begeben.

Mian, das ist sein Name, wohnte bei seinen Eltern hier in J., wo er lesen und schreiben lernte, dagegen kein Handwerk ergriff, weil auch sein Vater keines konnte. Sein Vater war Imäm, das heißt Lehrer oder Geistlicher der Muselmanen. Nachdem die Eltern für die beiden älteren Brüder passende Weiber gefunden, kam die Reihe an ihn. Er hatte selbst nie den Wunsch ausgesprochen, sich zu verheirathen, weil er wußte, daß die Eltern ihn versorgen werden, wenn sie's für gut halten und die erforderlichen Mittel haben zu einer so kostspieligen Sache, wie hier zu Land die Hochzeiten sind, da es im gewöhnlichen Stand unter 3—600 fl. nicht abgeht und deßhalb in den meisten Fällen Schulden gemacht werden.

Natürlich ist mit solchen Wahlen immer einige Spekulation verbunden. Die Eltern suchen und fragen da und dort, nicht etwa wo ein bescheidenes, sittsames, fleißiges und braves Mädchen zu fin-

Kohimarama (welche übrigens jetzt des Klimas und der Wohlfeilheit halber auf die Norfolk-Insel verlegt wird), und das wesleyanische Kollegium von Threerings, beide durch die Nähe der Hauptstadt gegen Kriegswechsel geschützt. Uebrigens hatte auch das wesleyanische Kollegium die meisten Zöglinge verloren, da die Eltern ihre Kinder während der stürmischen Zeit doch am liebsten nach Hause genommen hatten. Es wird noch geraume Zeit verfließen müssen, bis diese und die verwandten Anstalten alle wieder ins Leben treten können, und doch ist Eile überaus nöthig. Denn eine glänzende Zukunft öffnet sich kaum mehr für die Maori's; ist es doch vielen ihrer Freunde sehr fraglich, ob sie — als eigene Race — überhaupt fortbestehen werden. Aber das dürfen sie jedenfalls erwarten, daß ihre bisherigen Lehrer und Erzieher sie jetzt, in der Stunde ihrer Demüthigung nicht, gleichfalls entmuthigt, sich selbst überlassen, vielmehr mit neuem Eifer das unterbrochene Werk wieder aufnehmen und wenigstens einen heiligen Ueberrest zusammenbringen.

Eine muhammedanische Hochzeit.

Wir haben vor Jahren (Miss. Mag. 1861, S. 377) in einem längeren Aufsatze eine indische Hochzeit unsern Lesern zu vergegenwärtigen gesucht. Ein willkommenes Seitenstück zu derselben wird uns in der folgenden Schilderung einer Muhammedanerhochzeit geboten, dem Leser gewiß um so willkommener, je seltener die Gelegenheiten sind, sich mit dem bekannt zu machen, was in den Häusern und Herzen von Muselmanen vorgeht. Wir verdanken diese Mittheilungen einer deutschen Missionsfrau, welche ihre Hauptarbeit unter den Muhammedanerinnen des westlichen Indiens gefunden hat. Sie schreibt:

Muhammedaner von einiger Bildung machen in der Regel nicht so früh Hochzeit wie die Hindu's oder die Geringeren ihrer Klasse, doch gibt's Viele, welche ihre Kinder wenigstens im sechsten, je nach Um-

ständen auch schon im dritten Jahr verlobt mit einem ihnen einleuchtenden Knaben oder Mädchen. Das ist ein Vertrag zwischen Eltern und Eltern, wobei gewisse Sachen, wie die Morgengabe, der künftige Antheil am Erbe, Geschenke, die bei der Hochzeit gegenseitig gemacht werden sollen, genau bestimmt werden. Dieser Vertrag wird Mängni genannt, während die vielleicht in 3—12 Jahren folgende Hochzeit Schâdi heißt. Bei ersterer Gelegenheit wird den betreffenden Leutchen, der Braut und dem Bräutigam, weil sie in der Regel noch kleine Kinder sind, ein gut Theil Zucker zu essen gegeben, woher sich auch ein volksthümlicher Name dieses wichtigen Tages schreibt. Die Brautleute sehen sich aber bei dieser Feierlichkeit noch nicht, es wird ihnen blos zu verstehen gegeben, um was es sich handle, und beide bleiben nach wie vor in ihrer Eltern Haus, vergessen vielleicht im kindlichen Spiel auch oft, daß sie bereits von einem Band gefesselt sind, das nur der Tod lösen kann. Bei Verlobungen sowohl als Hochzeiten gehen die Gebräuche und Sitten der Muhammedaner sehr auseinander. Hier in Indien haben sich zum Theil Hindu-Sitten mit eingeschlichen und machen demgemäß die Muhammedaner den Unterschied, daß sie Hochzeiten nach der gewöhnlichen Landessitte auch im Sprachgebrauch anders bezeichnen, als die nach der Verordnung des Islam vollzogenen Traditions-Hochzeiten.

Ich beschreibe nun die Schâdi eines uns bekannten Muhammedaners, der in seinem reiferen Alter, vielleicht mit 23 Jahren erst, Hochzeit gemacht hat. Damit hat es sich folgendermaßen begeben.

Mian, das ist sein Name, wohnte bei seinen Eltern hier in J., wo er lesen und schreiben lernte, dagegen kein Handwerk ergriff, weil auch sein Vater keines konnte. Sein Vater war Imâm, das heißt Lehrer oder Geistlicher der Muselmanen. Nachdem die Eltern für die beiden älteren Brüder passende Weiber gefunden, kam die Reihe an ihn. Er hatte selbst nie den Wunsch ausgesprochen, sich zu verheirathen, weil er wußte, daß die Eltern ihn versorgen werden, wenn sie's für gut halten und die erforderlichen Mittel haben zu einer so kostspieligen Sache, wie hier zu Land die Hochzeiten sind, da es im gewöhnlichen Stand unter 3—600 fl. nicht abgeht und deßhalb in den meisten Fällen Schulden gemacht werden.

Natürlich ist mit solchen Wahlen immer einige Spekulation verbunden. Die Eltern suchen und fragen da und dort, nicht etwa wo ein bescheidenes, sittsames, fleißiges und braves Mädchen zu fin-

den, sondern wo solche Eltern seien, die vor Allem ein großes Anwesen, viele Aecker und Gärten mit Brunnen darinnen, viel Vieh, mehrere Häuser haben, die allgemeinen Respekt genießen und die mit — einer Tochter versehen sind. Das Alter, das heißt die Jugendlichkeit derselben macht nichts zur Sache, denn mancher Sechziger nimmt ein zwölfjähriges Kind zur Frau; auch ob solche, wenn nur obige Bedingungungen zustimmen, krumm oder lahm, taub oder blind, von einnehmendem oder abstoßendem Aeußern sei, oder gar was für einen Herzensgrund sie besitze — das sind Nebensachen. Ist sie doch meist noch sehr klein, so daß mit dem besten Willen Niemand sagen könnte, wie sie sich im Lauf der Zeit gestalten und welche Eigenschaften sie künftig entwickeln werde.

Letzteres war mehr im Allgemeinen geredet, denn so haben es die Eltern unseres Mian nicht gerade gemacht, sie haben für ihren Sohn nicht so ganz 'die Katze im Sack gekauft.' Nach einigem Forschen hören die Eltern von einer angesehenen Familie in Deopur, einem kleinen Dörfchen, etwa 30 Stunden entfernt. Es wird nun nicht nach europäischer Weise schriftliche Einleitung gemacht, oder geht gar der junge Mann selbst auf Freiersfüßen, um die Brautschau vorzunehmen, ob ihm die von den Eltern Auserlesene auch wohl gefalle, ob sie fleißig, munter und auch von nettem Aeußern sei. Nein so etwas kommt nicht in seinen Sinn, denn das hieße eine Ausnahme von der Regel machen und dazu hat er keinen Muth. Dabei verbietet ihm ja die 'Goscha', nämlich die strenge Absonderung der Frauen, die hinter Thür und Angel und Schleier sitzen, ganz und gar allen Umgang mit den weiblichen Wesen, wie überall, so auch im Haus seiner künftigen Schwiegereltern. Es wird ihm deßhalb nicht viel von der Sache gesagt, zumal da es ja noch ungewiß ist, ob die Bewußte 'ihr Jawort gibt' — würden wir sagen — hier heißt es aber: ob die Eltern die Verlobung gut heißen; denn thun sie es, so wäre es Schmach für die Tochter, 'Nein' zu sagen.

Es werden zwei ältere Brüder als Abgesandte der Eltern in jenes Dorf geschickt, um die Sache persönlich zu betreiben. Da aber auch vor ihnen, obgleich verheiratheten Männern, die Frauenwelt dort verschlossen ist, somit auch die zu erwerbende Braut ihnen nicht gezeigt werden kann, so muß eine nahe Verwandte sie begleiten, welche allein Zugang in das Frauengemach oder die Goscha hat und genau erforschen kann, ob das Mädchen nicht etwa einen ins Auge fallenden

Fehler hat, wie alt, wie groß sie ist, wie sie sich geberdet u. s. w., was sie getreulich dem Bräutigam und dessen Familie zu berichten hat.

So macht sich denn dieses Kleeblatt auf den Weg nach Deopur: Sie werden freundlich aufgenommen und sind erfolgreich in ihrem Auftrag; die Bedingungen werden gegenseitig gestellt, schriftlich verzeichnet und die ungesehene Braut ihrem ungesehenen Bräutigam verlobt. Beide sind nun gebunden und nach gutem Ton der Muhammedaner wird noch drei Jahre gewartet bis zur Hochzeit. Während dieser drei Jahre — für manches europäische Brautpaar eine liebliche Zeit — verhalten sich diese beiden Leutchen nach Landessitte völlig neutral und passiv. Ob wohl je eines sich etwa auf indirekte Weise nach dem andern erkundigte, ob es noch lebe und gesund sei, oder ob die Eltern sich geschrieben, — ich weiß es nicht, bezweifle es aber. Jedenfalls bekümmert sich die Braut wenig um des Bräutigams Briefe, denn sie kann ja nicht lesen, muß also ihren Brief doch fremden Augen anvertrauen. Soviel weiß ich und sagte mir Mian, daß er seine künftige Lebensgefährtin während dieser drei Jahre nie gesehen. Ich denke mir, daß beide unbekümmert dahinlebten und die Liebe nicht viel an ihnen gezehrt hat. Wie wäre das auch möglich gewesen? Gebunden sind sie und treu müssen sie einander bleiben. Würden die Eltern der Braut Miene machen, ihre Tochter einem Andern zu geben, so können des Bräutigams Eltern sie gerichtlich belangen, und weil es da Geldstrafe zu erlegen gälte, wird nie ein Versuch gemacht. Hiebei bemerke ich, daß dieß das Loos aller muhammedanischen Brautleute ist: sie sehen sich nie vor ihrer Hochzeit, lernen sich nie persönlich kennen und lieben; und diesem grausamen Gesetz ergeben sie sich, mit voller Uebereinstimmung, weil es einmal so Sitte und Anstand ist.

Endlich nach drei Jahren scheinen die Eltern sich soviel erspart zu haben, um den Tag der Hochzeit ihres Mian festzusetzen. Es ist dieß für einen rechtschaffenen Vater eine Zeit, wo es gilt, die Kosten zu überschlagen, damit er sich schuldenfrei erhalte, was indeß eine rare Ausnahme sein wird. Die meisten stecken sich tief in Schulden bei Verheirathung ihres ersten Kindes, so daß die andern häufig selbst Geld entlehnen müssen und ihr Lebenlang an ihren Schulden abzuzahlen haben.

Nun giengs an ein Sorgen und Vorbereiten im Hause des Bräutigams. Denn er hatte dem Kontrakt gemäß für seine Braut Ohren=, Fuß=, Nasen= und Fingerringe, Armspangen, köstliche Hals-

geschmeide von Edelsteinen, gestickte Kleider, Schuhe rc. zu kaufen, um sie bräutlich zu schmücken für den Tag der Hochzeit. Für sein eigenes Hochzeitsgewand hatte er nicht zu sorgen, denn das besorgte in gleicher Weise die Braut in ihrem Haus für ihn; aber alle seine Geschwister und Verwandten waren mit neuen Kleidern zu versehen zur festlichen Gelegenheit. Auch verschiedene Eßwaaren, Spezereien, Balsam rc. gabs einzukaufen und mitzunehmen. Weil die ganze Familie, klein und groß, Verwandte und Freunde, Theilnehmer am Hochzeitsfest sein wollten, so wurden neun Wagen gemiethet, die Hochzeitgäste nach Deopur zu spediren. Die Wagen der Frauen verhängt man dicht mit Teppichen, Leintüchern und Matten, damit nicht irgendwo auf der Straße eines Mannes Blick ihnen begegne; denn als ehrbare Weiber müssen sie auch auf der Reise Goscha halten. Glücklich dort angekommen, wurden ihnen von den Eltern der Braut zwei Häuser zur Verfügung angewiesen, das eine für die männlichen, das andere für die weiblichen Wesen; in dem Haus der Braut durfte natürlich niemand absteigen — nach Landessitte.

Nun hatten sie fünf Tage Hochzeits-Vorbereitungen vor sich, und zwar in folgender Weise: Am ersten Tag wurden im Hause des Bräutigams köstliche Gerichte gekocht, gebraten und gebacken und, wenn fertig, Alles auf großen Platten und in Körben ins Haus der Braut geschickt, wo sich alle gemüthlich zusammensetzten und daran erlabten.

Am zweiten Tag wurde dasselbe im Hause der Braut gethan und gegen Abend dem Bräutigam zugeschickt, wo dann dessen Freunde feierten und das vorhochzeitliche Mahl verzehrten.

Am dritten Tag wurden von Seiten des Bräutigams große Kaffeebretter sammt einigen Zuckerhüten, mit farbigem Papier umwickelt, dazu der Schmuck und die Kleider für die Braut, nebst einer guten Portion von wohlriechenden Oelen, ins Haus der Braut geschickt. Da begibt es sich denn wohl hie und da, daß die Eltern der Braut nicht ganz zufrieden sind, weil sie glauben, der eine oder andere Gegenstand fehle, wie es auch bei unserm jungen Mian der Fall war, der die Nasenringe vergessen hatte, weßwegen ein großer Lärm aufgeschlagen wurde und der Bräutigam erst neue Versprechungen zu geben hatte, das Versäumte nachzuholen.

Am vierten Tag sendet die Braut dem Bräutigam sein Hochzeitskleid, während für sie selbst der Tag der Einsalbung gekom-

men ist, wo die weiblichen Personen des Hauses sich um sie schaaren, ihren Leib von Kopf bis zu Fuß mit wohlriechendem Oel einzureiben, was häufig, wie mir neulich ein muhammedanisches Mädchen ganz naiv sagte, so lange geschieht, bis die arme Braut ohnmächtig zu Boden fällt. Bis gegen Abend ist der Salbungs-Prozeß fertig, worauf ihr dann die Hochzeitkleider angelegt und der Schmuck von Gold und Edelsteinen, dazu auch Halsketten, Armbänder und Schleier von starkriechenden Blumen verfertigt, angehängt werden.

In gleicher Weise schmückt sich in seinem Haus der Bräutigam; worauf er seine Reise antritt ins Haus der Braut vor Abenddämmerung. Er sitzt gewöhnlich auf einem mit Blumen und Silberschmuck gezierten Pferd, auf rother Decke, voran die Musik und hinten drein seine Brüder und das Geleite der Freunde. Seine Mutter und Schwestern sammt den übrigen weiblichen Verwandten haben sich indessen zur Braut gemacht, sie zu bedienen; denn sie ist die Königin des Tags. Der Bräutigam langt an im Hause der Braut. Noch kommt ihm aber die Erwählte nicht zu Gesicht; sie sitzt mit ihren Gespielinnen bräutlich geschmückt im innersten Zimmer des Hauses, sich kindisch freuend der neuen Kleider, des blinkenden Geschmeides; die Frauen und Mädchen singen vor ihr, klatschen in die Hände, besprengen sie mit Rosenwasser, geben ihr Süßigkeiten zu essen und sind Alle im höchsten Jubel. Alles huldigt ihr heute; was sie wünscht, steht ihr zu Gebot; sie wird bedient wie eine Fürstin.

Der Bräutigam nimmt indessen seinen Sitz draußen ein, die Musik spielt, die Tänzerinnen tanzen bis um Mitternacht. Auch er hat einen Kreis von munteren Gespielen um sich und wird gefeiert und belobredet von Jung und Alt. Es schlägt Ein Uhr. Alles ist herrlich beleuchtet, selbst der Weg zum Haus auf einige Entfernung mit hunderten von Lämpchen umgrenzt. Nun in der dunklen Mitternachtstunde kommt der Kadi oder Richter, ein angesehener Muhammedaner, die Trauungsformel zu vollziehen. Jetzt, sollte man denken, sei endlich der Augenblick gekommen, wo die Braut ihre inneren Gemächer verlassend, sich mit dem künftigen Gatten einsegnen lasse. Aber nein — das ist gegen die Sitte. Es wird für sie in der Person ihres Bruders oder eines Vetters ein Advokat gewählt und ein anderer für den Bräutigam. Mit diesen beiden, die von den Eltern beider Brautleute instruirt sind, wird dann zuerst der bei der Verlobung gemachte Vertrag erneuert und Neues hinzugefügt, und nachdem von Allem

ein Protokol genommen, werden Stellen aus dem Koran gelesen und dann der für die Braut gewählte Advokat mit dem Bräutigam getraut, worauf ein Segen aus dem Koran folgt, dessen Worte der Bräutigam theilweise wiederholt. Die Trauung ist vorüber, ohne daß der Mann noch das Glück hatte, seine ihm Getraute zu sehen. Es ist vielleicht Morgens drei Uhr. Die Einen hören der Musik zu, die Andern unterhalten sich, Manche werden schläfrig, vielleicht auch Alle, und legen sich hin, sich zu stärken für den folgenden Tag.

Sobald der Morgen anfängt zu grauen, ist es den Eltern der Braut ein Anliegen, ihre Gäste zu bewirthen; denn sie sind von Nah und Fern gekommen und finden sich diesen Morgen als am fünften Tag Alle ein zum Hochzeitmahl. Es wird gebacken und gekocht bis um Mittag, dann einem Jeden sein Theil vorgelegt, und nun sitzt Alles auf den reich gedeckten Boden, denn Tische gibts nicht. Alles ist fröhlich und vergnügt, die bräutliche Partie innen und die des Bräutigams außen. Alles bezeugt ihm heute Ehre über Ehre, die süßesten Schmeichelworte werden ihm gesagt. Man singt, man scherzt, man lacht, ist fröhlich und guter Dinge, auch nimmt der Bräutigam heute eine ungewöhnliche Portion von hochzeitlichen Gerichten zu sich; so vergeht die Zeit aufs Angenehmste. Erst nachdem sein Magen gut gefüllt und auf seinem Gesicht wenig oder keine Sorge mehr zu lesen ist, die immer noch unbekannte Braut endlich kennen zu lernen — da, etwa um 5 Uhr Abends, ist der Zeitpunkt gekommen, wo zum erstenmal im Leben der Mann seine Frau, die Frau ihren Gatten sieht. Es erhebt sich ein Freudengeschrei von innen: die Frauen sind außer sich vor Jubel; eine ältliche Frau erscheint unter der Thüre und ruft den Bräutigam herein, die Neuvermählte in Empfang zu nehmen. Er geht, vielleicht mit zitterndem Herzen, vielleicht auch mit ruhigem Pulsschlag; sein substantielles Essen hat ihn zu nüchtern gemacht, um viel Gefühl entwickeln zu können. Er tritt, geleitet von der ehrbaren Matrone, ins innere Gemach. Alle nicht zu den nächsten Verwandten gehörigen Frauen und Mädchen haben sich entfernt in ein anderes Zimmer, um dem Blick des Fremden zu entgehen, obgleich sie, das darf man gewiß glauben, irgendwo durch das Schlüsselloch oder die Spalten und Ritzen der Nebenthüre den ganzen Vorgang im Brautgemach mit anschauen.

Die Neuvermählte ist umgeben von ihren nächsten Verwandten, etwa ihrer Mutter und anderen alten Weibern. Der Bräutigam wird

auf ein hochzeitliches Polster gesetzt, die Braut sitzt ihm gegenüber, dicht verschleiert. Noch sieht er blos ihre Figur, nicht aber das Gesicht. Er möchte es vielleicht gerne enthüllen und sehen, welche Züge darunter verborgen sind, aber er darf es bei Leibe nicht thun: es ist gegen die Sitte.

Eine der Frauen erbarmt sich seiner und kommt ihm zuvor, indem sie den Schleier lüftet und die, wie ein geängstetes Reh, schüchterne und zitternde Braut auf den Arm nehmend, in den Schooß ihres Bräutigams legt. (Das erklärt sich, wenn man bedenkt, daß die Bräute hier zu Land meist noch sehr jung, 12—15 Jahre alt, somit noch klein sind.) Beide befinden sich nun in peinlicher Verlegenheit, keines redet ein Wort mit dem andern. Wo sollen sie auch Worte finden? Was da Alles im Herzen vorgehen mag, namentlich wenn sich das Eine im Andern getäuscht fühlt, — meine Feder vermags nicht zu beschreiben. Da bleibt denn kein anderer Trost als der den Heiden so gewöhnliche: 'Das ist mein Schicksal! was kann ich machen?' In stummer Anschauung sitzen sie zum erstenmal im Leben beisammen; aber von einem Austausch der Gedanken ist keine Rede. Nach vielleicht einigen Stunden stummer Freude, wenn es dämmert und der verschließbare Palankin vor der Thüre steht, verwandelt sich die stille Freude — in eine Trauerscene: die geliebte Tochter und Schwester, die seither nie das elterliche Haus, nie das Zimmer verlassen, außer wenn sie Nachts mit ihren Frauen Besuche machte, scheidet nun von den Ihrigen, sie wird betrachtet als für das Haus verloren und beweint wie eine Todte. Der Hochzeitabend endigt mit Seufzen und Klagen. Hat die Braut einiges Gefühl, so fängt auch sie an zu weinen, was ihr wohl näher stehen wird, als sich über den Besitz eines unbekannten Mannes zu freuen.

Doch, es muß geschieden sein, sie gehört nicht mehr den Ihrigen, sondern dem Fremden an, — warum — ist schwer zu sagen! Er betrachtet sie als sein theuer mit Gold und Silber erworbenes Eigenthum, nimmt sie auf den Arm und trägt sie in den Palankin, schließt solchen gut zu und sendet sie in sein Haus. Er selbst folgt nach zu Pferde.

Nun geht für die Neuvermählte eine Zeit — nicht häuslichen Glücks — sondern, ich möchte sagen, wirklicher Qual und raffinirter Prüfung an und zwar für fünf Wochen. — Sie befindet sich jetzt im Hause ihres Mannes, welches zugleich das der Schwiegereltern

und der andern Geschwister des Mannes ist. Sie war nie zuvor im Hause gewesen, Alle sind ihr fremd, als Fremde wird sie behandelt volle fünf Wochen. Es wird ihr ein kleiner Platz zum Sitzen angewiesen in der Ecke des Zimmers. Da sitzt sie mit zur Erde gesenktem Haupt, das Gesicht bedeckt, darf nicht aufschauen oder vielmehr getraut sichs nicht, außer wenn ihre Schwieger oder Schwägerin sich naht. Sie redet nicht, lacht nicht, rührt sich nicht, sondern bedeckt ihr Gesicht mit einem Tuch. Es wird ihr das Essen in kleinen Portionen gereicht, sie wird gewaschen und angekleidet, von der Schwieger zu Bett gebracht und Morgens wieder heraus an ihren Bannplatz getragen oder geführt. Sie ist beständig bewacht vom einen oder andern Glied des Hauses, wie eine Verbrecherin; will sie Etwas, so gibt sie durch Zeichen ihre Bedürfnisse kund. — Und warum das Alles? Weil sie eine Fremde ist, die sich erst nach und nach angewöhnen kann. Dem Mann allein steht es frei, sie anzureden; fragt er sie etwas, so muß sie antworten; doch sagte mir Mian selbst, daß wenn ein Mann mit seiner neuvermählten Frau vor 4—5 Wochen ein Wort wechsle, es nicht gerne gesehen werde; man setze dann Zweifel in seinen Charakter, weshalb auch er es nicht früher versucht habe. Arme, unglückliche Geschöpfe! wie vielmehr bedaure ich sie und beklage ihr Loos, seit mir Mian's Frau selbst und ihre Schwägerin vor kurzer Zeit diese unsinnige Sitte erzählten; ihnen selbst erschien sie als grausam, doch konnten sie sich gutes Muths darein fügen und ihren Trost in dem Zauberwort suchen: 'so ists bei uns Brauch, was können wir machen?'

Es läßt sich kaum erwarten, daß bei solchen Ehen das Verhältniß zwischen Mann und Frau ein inniges werde, außer die Neigung folge nach, ein Fall, der zu den selteneren Ausnahmen gehört. Die Frau wird als Magd des Hauses betrachtet und ihre Zurückgezogenheit in der Goscha trägt nicht dazu bei, sie in der menschlichen Gesellschaft zu heben, sondern sie für alle geistige Thätigkeit abzustumpfen. Doch möchte ich damit nicht sagen, daß sie für Civilisation gänzlich abgestumpft sind; ich hatte vielmehr gerade bei Mian's Frau und deren Schwägerin, die ich hie und da in ihrer Goscha besuche, Gelegenheit zu sehen, wie dankbar sie sind, wenn sich Jemand ihrer annimmt.

Sie hören gerne das Evangelium und eine von ihnen sagte neulich zu mir, als ich am Charfreitag vom Sterben des Erlösers

für alle Menschen erzählte und ihnen deutlich zu machen suchte, daß Er auch für sie gestorben und daß sie die Früchte Seines Todes genießen dürfen, sobald sie an Ihn glauben: 'das sind süße Worte; je mehr ich vom Evangelium höre, desto süßer erscheint es mir.'

Bei Mian und seinem Bruder kann die Wahl der Eltern eine gute genannt werden: sie beide stehen in einem netten Verhältniß zu ihren Frauen, soviel ich sehen konnte. Doch sind sie ziemlich stoisch in der Liebe, wie folgender Vorfall andeutet. Mian's Frau und Kinder wohnen seit zehn Jahren hier in seinem elterlichen Haus, während er sein Geschäft in der Nähe von Bombay, etwa zwei Tagreisen von hier, betreibt. Obgleich nun so nahe, konnte er doch vier volle Jahre von Frau und Kinder getrennt sein, ohne sie auch nur einmal zu besuchen. Seine Frau hat in diesen zehn Jahren ihre Eltern nie gesehen, obgleich sie nur drei Tagreisen entfernt sind und sie mit Leichtigkeit zusammenkommen könnten. Gienge selbst die Eisenbahn dorthin, so könnte sie diese nicht benützen, weil die Frau nicht gesehen werden darf; außer man entschlösse sich etwa zu einem Nachtzug und vertraute sie ihm so dicht vermummt und verschleiert an, daß sie mehr einem wandernden Bündel als einem vernünftigen Wesen gliche. Macht man die armen Frauen auf die Thorheit dieser Sitten aufmerksam und zeigt ihnen, wie andere Muhammedanerinnen, selbst die Königin von Bhopal öffentlich, unverschleiert erscheinen, wie letztere voriges Jahr in Bombay selbst Einladungen in des Gouverneurs Haus annahm mit ihrer bejahrten Mutter und dort in einem Kreise von europäischen Damen sich gemüthlich herbeiließ zu einem Gespräch in ihrer eigenen Hindustani=Sprache (Englisch kann sie nicht); wie sie selbst den Wunsch hegt, nach England zu gehen, um sich das Land anzusehen rc., so bekommt man eben immer die Antwort: 'so ist's unser Brauch von Alters her, was können wir machen; den Einen ist Freiheit ihr Schicksal, uns aber Abgeschlossenheit.'

So weit die Beschreibung der Hochzeit des jungen Mian. Welcher Kontrast zwischen ihr und einer christlichen Hochzeit! Ich erzählte neulich den beiden Frauen, wie man bei uns Hochzeit mache und mit wie wenig Ausgaben sich das bewerkstelligen lasse, zeigte ihnen auch, wie bei uns Gold umhängen und werthvolle Kleider anlegen nur Sache von Edelleuten sei, wie dagegen gläubige und gottesfürchtige Leute Einfachheit in Allem erwählen rc., — was sie gut zu verstehen schienen. Am meisten waren sie erstaunt, als sie hörten,

daß die Braut mit dem Bräutigam am Altar eingesegnet werde, und daß sich beide die Hand geben, wenn der Segen gesprochen werde. Ganz schüchtern und zweifelhaft fragte die Eine: 'Ist's denn bei Ihrer Hochzeit auch so gehalten worden?' Auf meine Bejahung konnte sie sich eines etwas vorwurfsvollen Lächelns nicht erwehren, als ob das etwas zu bunt und ganz gegen jeden Anstand wäre.

Wäre einmal die Thüre unter dieses arme, verkommene Geschlecht der muhammedanischen Frauen offen, so würde sich ein großes Arbeitsfeld aufschließen, und eine Frau hätte da gerade genug zu thun. In Nord-Indien ist es auch in wenigen Fällen gelungen, eine Schule für muhammedanische Mädchen zu öffnen, doch waren es bis jetzt nur Anfangsversuche. Bei uns in Bombay dagegen, soweit auch die Civilisation unter den Männern und selbst unter Hindu- und Parsi-Frauen vorgeschritten ist, stehen die Muhammedaner in Bildung noch unendlich zurück. Ein Haupthinderniß ist ihr abgeschlossenes Leben. Ich kann in kein Haus gehen, ohne zuerst schriftlich ihre Einwilligung zu haben, und dann bestimmen sie immer Tag und Stunde. Im Ganzen wäre es leicht, mit Muhammedanerinnen zu verkehren, man stößt auf wenig oder keinen Widerspruch, weil sie über ihre eigene Religion äußerst unwissend sind. Manche lernen zwar den Koran lesen, ohne aber zu verstehen was sie lesen, weil er blos im Arabischen vorhanden ist.*) Aber auch der Koran ist ihnen nur bis zu einem gewissen Alter ein offenes Buch.

Der Koran wird nämlich als ein Heiligthum, ähnlicher Weise wie von den Heiden ihre Götzen, in einem ganz besondern Zimmer des Hauses in einer Nische aufbewahrt. Dieser Platz ist äußerst reinlich gehalten, hie und da werden Blumen vor's heilige Buch gestreut. Männliche Wesen haben allezeit Zutritt, die weiblichen blos bis ins zwölfte Jahr, bis zu welchem sie auch den Koran lesen lernen. Später dürfen weder die Töchter noch ihre Mutter, noch irgend ein weibliches Wesen das heilige Buch berühren, noch das geweihte Zimmer betreten; würden sie es wagen, so gienge das ganze Haus in Flammen auf. Nur von ferne dürfen sie zuhören, wenn das 'edle Buch' gelesen wird, nur von außen machen sie täglich ihm ihren Salam.

*) Neuerdings ist eine Hindustani-Uebersetzung des Korans gedruckt worden; sie wird aber von vielen Muhammedanern ängstlich gemieden als eine Entweihung des heil. Textes.

Wie noth thut es, sich der armen, blinden Bekenner des Islam anzunehmen, und wie dankbar müssen wir sein, wenn sich da und dort eine Spalte öffnet; bis zur Thüre ist's bis jetzt bei uns noch nicht gekommen, wir hoffen aber, daß es dazu kommen wird, wenn es dem Herrn gefällt, Seinen Geist in die Todtengebeine wehen zu lassen. 'Mit unsrer Macht ist nichts gethan,' das erfahren wir täglich; der Geist allein ist's, der da lebendig macht und die Hindernisse aus dem Weg räumt. Wir haben hier einzelne rechtschaffene Muhammedaner, wie gerade die obengenannten Männer, die mit dem Verstand glauben und das Evangelium besser kennen als viele Christen in der Heimat, die aber aus Furcht vor Verfolgung und Spott der Menschen noch nicht durchgedrungen sind zum Bekenntniß; der Geist Gottes kann sie noch nicht durchdringen, weil sie ihm keinen Raum geben. Für solche lasset uns beten, daß der Herr ihnen die Augen öffne und sie noch sammle zu seiner Heerde.

Ein indisches Urtheil über den Hinduismus.

In höchst merkwürdiger Weise spricht sich wieder und wieder der Standpunkt, den jetzt viele gebildete Hindu's zu der Religion ihrer Väter einnehmen, in den öffentlichen Vorträgen aus, welche die Hervorragendsten unter ihnen in verschiedenen Städten zuweilen halten. Große Aufregung verursachte unter den eingebornen Zuhörern eine am 24. Dezember des verflossenen Jahrs in Benares gehaltene Rede, deren Keckheit doppelt bedeutungsvoll erscheint, wenn man bedenkt, daß der Sekretär des Radscha's von Vizianagaram der Sprecher, und daß Letzterer mit seinem Sohne selbst unter den Anwesenden war.

Der Redner begann damit, die einheimische Literatur in drei Perioden einzutheilen: die der Weda's, der Purana's und die eigentlich klassische Periode. Dann suchte er den Ursprung der Kaste historisch zu begründen und die Beziehungen der Krieger und Priester in den ältesten Zeiten zu schildern, als jene die Herrschaft errangen und diese auf die Ausübung ihrer religiösen Pflichten beschränkten. Die

erste Periode bezeichnete der Redner als die reinste; schon in der zweiten bahnte sich nach ihm in der öffentlichen Sittlichkeit wie in der Wissenschaft und Regierung ein Zustand der Auflösung an, den die verschiedenen philosophischen Systeme der dritten nicht lange aufzuhalten vermochten, da bereits ein Wust von Pedanterie sich aufgehäuft hatte, um alle wahre Gelehrsamkeit und Bildung vollends zu ersticken. Die nun folgende muhammedanische Herrschaft brachte neue Verwirrung, namentlich auch in religiöser Beziehung. Die seitherigen Mittelpunkte der Erkenntniß und Belehrung konnten nicht Stand halten vor den fremden Eroberern und so umschlang hinfort kein gemeinsames Band mehr die Bekenner des Brahmanismus. Zwar standen reformatorisch neuernde Religionslehrer auf, aber indem sie die Bande der Kaste lockerten, beförderten sie nur das Ueberhandnehmen der Sinnlichkeit. Uebereinstimmung des Glaubens oder auch nur der Regierungsweise vermochten sie den Hindu's nicht wieder zu geben; daher die vielen verschiedenen lokalen Sitten und Gebräuche.

Sodann kam der Redner auf die Regierungsschulen zu sprechen. Ungestüm drang er in seine Zuhörer, ihren Kindern, die er ein in der größten Verwahrlosung aufwachsendes Geschlecht nannte, doch den ihnen darin dargebotenen Gewinn nicht vorzuenthalten. Ja, er stellte es geradezu als eine Pflicht der englischen Regierung hin, nöthigenfalls selbst die Erziehung der einheimischen Fürstensöhne in die Hand zu nehmen, indem er die Ruhe, die Ordnung und den Wohlstand der europäischen Besitzungen dem Zustand der noch unter einheimischen Regenten stehenden Länder entgegensetzte, und letztere als von einer geilen Vegetation überwucherte, von halbnackten, abgemagerten Einwohnern bevölkerte und großentheils nur mit elenden Hütten besäete Gegenden schilderte. Offenbar bedauerte er, daß die englische Regierung nicht annexionslustiger ist, denn: „wären die eingeborenen Herrscher so unterrichtet wie die englischen Offiziere, so bestünde jener Gegensatz nicht."

Weiterhin besprach er das Uebel der Vielweiberei, die Wichtigkeit der Erlaubniß der Wiederverheirathung der Wittwen und die Nothwendigkeit der Erziehung auch des weiblichen Geschlechts und der niederen Kasten. Entschieden verdammte er die Sitte, faule Brahmanen zu füttern, die das Volk nur im Aberglauben erhalten und zum Laster verführen. Dann hub er an:

„Damit kommen wir an den Augiasstall unserer Religion, die

nie versiegende Quelle unserer Entsittlichung, unseres Verfalls. Wir haben, wie Sie Alle wissen, einen doppelten Glauben: einen an viele Gottheiten und einen an eine einzige; beide sind aber so mit einander verwoben, daß man von dem einen nicht sprechen kann, ohne auch den andern zu berühren. Wir haben in der That drei Götter, um die schaffenden, erhaltenden und zerstörenden Kräfte darzustellen, und wir sind mitleidig genug, jedem dieser Götter auch eine Frau zu gönnen. Ferner haben wir zehn Inkarnationen der erhaltenden Kraft; endlich haben wir alle erdenklichen Dinge vergöttert, und uns bemüht, jeden dieser Götter mit einem Weibe zu versorgen. Wir wissen überdieß von einem Himmel und von (mancherlei) Höllen. So finden wir unsern Volksglauben in den Purana's. Nach dem höheren Lehrbegriff, den man als die Philosophie der Weda's zu bezeichnen pflegt, gibt es nur Ein in sich selbst das Leben habendes höchstes Wesen, den Urquell alles dessen, was ist, und in dessen Schooß endlich Alles wieder zurückkehrt. Nach beiden Lehrbegriffen ist der Mensch kein freies Wesen; er handelt getrieben von den in ihm wohnenden Kräften; höchst inkonsequenter Weise genießt er aber dennoch die Früchte seiner guten Thaten und erleidet die Strafe der bösen. In den Weda's sind Himmel und Hölle nicht ausdrücklich genannt. Nach beiden Lehrbegriffen hat unsere Seele eine ganze Reihe nicht nur menschlicher, sondern auch thierischer, ja sogar lebloser Körper zu durchwandern. Tadeln wir unsere Ahnen nicht, ein solches System für uns erdacht zu haben, aber fragen wir uns, ob dieses System vernünftig, und ob es dazu angethan ist, uns in diesem und jenem Leben glücklich zu machen! Unsere eigenen heiligen Schriften verwerfen die Vielgötterei, die in der That nur für schwache Geister paßt. Wenn wir nun aber Gott die Erschaffung der Welt, wenn wir ihm Allmacht, Allgegenwart und Allwissenheit zuschreiben, wenn wir in ihm den Lenker aller Ereignisse verehren, wie können wir ihn dann als ein kleines Götzenbild darstellen? Ist es nicht die gröbste Beleidigung des Allmächtigen, uns irgend ein Bild von ihm zu machen? Können wir ihn überhaupt darstellen? Haben wir seine Gestalt, seine Züge gesehen? Sind unsere Sinne fähig, sie zu fassen?... Die Gestalt, unter der wir Mahadewa anbeten, ist im höchsten Grade verletzend für Jeden, der auch nur einen schwachen Rest von Scham- und Ehrgefühl besitzt. Unsere vielen Götzen als Denkmäler vergangener, jetzt nicht mehr wirkender Kräfte zu betrachten,

könnte noch als vernünftig gelten: aber nein, wir sehen in jedem das durch sich selbst bestehende höchste Wesen, in dem alle Dinge ihren Grund haben, und in dessen Schooß sie zurückkehren. Ueberdieß beschränken sich unsere Gedanken an die Gottheit auf den Raum, in dem diese Götzen verehrt werden; wir sind Heilige, so lange wir zu ihren Füßen sitzen und ihnen unsere Gebete darbringen, aber sobald wir hinausgehen, sind wir wieder die ärgsten Schlemmer und Sünder. Wir lügen, wir stehlen, wir betrügen, wir rauben, wir morden den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch; dann baden wir uns in der Morgenfrühe im Ganges, dessen trübe Fluthen unsere Sünden abwaschen, und beten zu unsern Götzen, die uns vergeben. Unsinn! Thorheit! Reinheit des persönlichen Charakters ist für Viele von uns nichts: die Ganga und unsere Götzen müssen uns in den Himmel helfen!"

Als Heilmittel gegen diese Schäden weiß aber der Redner dann doch nichts Besseres zu empfehlen, als die Rückkehr zur Lehre der Weda's, die einen reinen Monotheismus enthalte und wenigstens für viele der genannten Uebel eine Abhilfe biete: „Laßt uns den allmächtigen Gott fürchten; denn ihn zu fürchten ist der Weisheit Anfang; laßt uns den Allgegenwärtigen und Allwissenden lieben und sein gedenken, nicht nur wenn wir vor einem häßlichen Götzenbild unsere Gebete verrichten, sondern überall, zu Hause und unterwegs, allein und in Gesellschaft, zu Land und Wasser, im eigenen Genuß oder wenn wir unsern armen hilfebedürftigen Nachbarn beistehen: das wird uns vor vielen Ungerechtigkeiten bewahren."

Nach einem heftigen Ausfall gegen die Fakirs, deren Charakter meist nichts weniger als achtungswürdig sei, die sich aber bei Vielen durch lange Bärte, ungekämmtes Haar, lange Nägel u. dgl. ein unverdientes Ansehen zu verschaffen wissen, endete der Redner mit Lobsprüchen auf die englische Regierung, die seiner Ansicht nach jedoch noch viel energischer gegen verschiedene indische Mißbräuche einschreiten sollte. Nur das beklagte er, daß die Europäer den eingebornen Adel nicht mehr als Ihresgleichen behandeln; doch hoffte er, das werde bald aufhören und der Letztere in ein glücklicheres Verhältniß treten zu den englischen Herrschern.

Die Bibel in Fidschi.

Nirgends vielleicht hatte der Mörder von Anfang je sichtbarer seine Herrschaft aufgeschlagen, als auf den Fidschi-Inseln. In vielen Beziehungen zwar zeichnen sich die Bewohner derselben vortheilhaft vor andern Insulanern aus: sie sind verständig und unternehmend; sie besitzen große Geschicklichkeit in verschiedenen Manufakturzweigen; ihre Häuser und Kanoes sind vortrefflich gebaut; sie sind Meister in der Kochkunst und in der Verfertigung von Fischernetzen und andern nützlichen Gegenständen. Nicht minder aber thaten sie sich bis vor Kurzem in allen Greueln des Heidenthums hervor. Nirgends gieng die Menschenfresserei so furchtbar im Schwang wie hier. Dann und wann konnten bei irgend einer besondern Veranlassung 100 menschliche Körper zumal gebraten werden, und der Hauptanführer bei diesen grausigen Festen, der sich seiner Schande noch rühmte, zählte an 900 Leiber auf, die er verzehrt habe. Und noch haben diese schauerlichen Mahlzeiten nicht ganz aufgehört. Vor zwei Jahren erst kam es vor, daß ein heidnischer Häuptling fünf Christen erschlug und vier der Leichen unter seine Leute austheilte, während er selbst die fünfte verspeiste. Lassen wir uns jedoch von Miss. Calvert, einem der ersten Friedensboten, die sich zu dem blutdürstigen Volke wagten, Einiges von dem erzählen, was das Evangelium dort schon gewirkt hat:

„Im Jahr 1835 war die Mission gegründet worden; drei Jahre später landete ich. Gleich bei meiner Ankunft sah ich, daß Gott Seinen Segen auf die Arbeit meiner beiden Vorgänger gelegt hatte, denn es hatte sich schon eine Christengemeinde von etwa 200 Eingebornen gebildet, und auf der Missionspresse waren bereits zwölf Kapitel des Evangeliums gedruckt worden. Den Evangelien folgten bald einige Episteln, und nun suchten wir das theure Gotteswort nach Kräften zu verbreiten. Dabei stießen wir aber auf große Schwierigkeiten; denn nicht weniger als fünfzehn verschiedene Mundarten werden auf den über einen Flächenraum von etwa 570 englischen Quadratmeilen zerstreuten Inseln gesprochen. Wir probirten es zuerst, in vier derselben Theile der h. Schrift zu drucken; entschieden uns dann aber doch für den einen, der uns der beste schien. Miss. Hunt war es gegeben, eine vollständige Uebersetzung des neuen Testaments in

demselben zu vollenden. Bald hörten wir, daß auf verschiedenen Inseln Seelen gewonnen wurden; auch in mehreren Häuptlingen, auf die unsere Reden Eindruck machten, erwachte ein Verlangen nach dem Worte Gottes. Doch wie das Testament so schnell in einer genügenden Anzahl von Exemplaren bekommen? Wir wandten uns an die Londoner Bibelgesellschaft, die in möglichster Eile den Druck von 5000 Exemplaren vorbereitete; unterdessen aber sandte uns Gott auch nach Fidschi in der unerwartetsten Weise einen Gehilfen.

„Ein amerikanisches Schiff strandete in der Nähe der Inseln. Mit einigen andern rettete sich auch ein Franzose, Namens Martin, aus dem Schiffbruch. Er erklärte sich ganz offen für einen Ungläubigen und lebte nach den Lüsten seines Herzens dahin. Die Missionswohnung mied er; dagegen gesellte er sich auf einem andern Theil der Insel zu einigen Weißen, die ein ähnliches Sündenleben führten wie er. Einer der Letzteren, ein englischer Grobschmid, starb unter fürchterlichen Gewissensqualen. Das erschütterte den Franzosen bis ins Innerste; eines solchen Todes wollte er nicht sterben; vor einem so zermalmenden Gefühl des göttlichen Zornes und des zukünftigen Gerichts hielt sein Leichtsinn und sein Unglaube nicht Stand. Seine eingebildete Sicherheit war dahin; er suchte die Missionare auf, fragte uns, was er thun müsse, um selig zu werden, und bat uns um Erlaubniß, in unserer Nähe bleiben zu dürfen, weil er anhaltender Belehrung und Ermuthigung bedürfe. 'Ich wünsche nicht, ein müßiges Leben zu führen,' fügte er noch bei, und an Arbeit für ihn fehlte es uns nicht. Zuerst hieß ich ihn meiner Frau helfen, die eben emsig daran war, eine alte Roßhaarmatratze wiederherzustellen; dann ließ ich ihn unsere vorräthigen Schriften falzen und einbinden, und Beides lernte er schnell, und that es mit großer Geschicklichkeit und Pünktlichkeit. Der Buchbinder wurde nun auch zum Setzer, und mit seiner Hilfe brachten wir selbst, noch ehe die von London erwartete Sendung kam, 3000 Exemplare des neuen Testaments zu Stande. Unser Freund Martin blieb bei der Presse, und nie hatten wir auch nur die geringste Mühe, neben ihm noch eingeborne Arbeiter zu bekommen. Oft sah ich den Schweiß von ihren Gesichtern herabrollen; dann und wann fiel Einer ohnmächtig um, aber dennoch halfen sie uns gerne, weil sie fühlten, daß wir sie liebten. Es fehlte uns nun nie mehr an guten Druckern und das Werk schritt fröhlich fort. Martin lernte auch Taue flechten, Thüren und Fenster machen, Bö-

den legen; kurz er war stets zu jedem Liebesdienst bereit. Vor zwei Jahren sagte er zu mir: 'Ich habe meine Religion durch die Missionare erhalten, und möchte daher, so lange ich lebe, mit allen Kräften unserer guten Sache dienen und mich ganz dem Herrn Jesu ergeben.' — 'Das ist recht,' erwiederte ich, 'wir können nie zu viel für Ihn thun.' Darauf sprach er noch seinen Wunsch aus, sich zu verheiraten. In Neuseeland fand er eine gleichgesinnte Frau, und vereint mit ihr arbeitet er jetzt treu in Fidschi fort.

„Während wir nach Kräften bemüht waren, im lebendigen Verkehr mit dem Volk ihm das Evangelium nahe zu bringen, sandte der Herr uns in Miss. Hazlewood einen Mitarbeiter, dessen besondere Aufgabe es war, auch das alte Testament in die Landessprache zu übersetzen. Er ist nach kurzer, aber reichgesegneter Arbeit zu seiner Ruhe eingegangen. Die Londoner Bibelgesellschaft druckte uns nun 10,000 Neue Testamente und 5000 Bibeln. Als ich aber bei meinem Besuch in der Heimat den kleinen Druck sah, erschrack ich; denn die Insulaner sind nicht gewöhnt, ihr Auge auf so kleine Gegenstände zu richten, wie wir, und sie zu unterscheiden. Auf meine Bitte wurden nun auch noch 1500 Exemplare mit weit größeren Typen gedruckt und hinausgesandt. Es war ein Freudentag für König und Volk, als diese Sendung anlangte, am meisten aber für die Missionare, die die kostbare Gabe austheilen durften. 'Herr, nun lässest Du Deinen Diener im Frieden fahren,' rief Einer von ihnen, 'denn meine Augen haben Dein ganzes heiliges Wort in der Sprache Fidschi's gesehen.' Kurz darauf nahm ihn wirklich der Herr heim.

„100,000 Fidschianer besitzen jetzt durch unsern Dienst die h. Schrift; 40,000 von ihnen werden regelmäßig in unsern Schulen unterrichtet; 17,000 sind in die Kirche Christi aufgenommen und 5000 stehen in der Vorbereitung dazu; 1000 eingeborne Katechisten wirken als Lehrer und 38 sind unter Handauflegung feierlich zum Dienst am Evangelium eingesegnet worden.

„In der allerneuesten Zeit erst litt ein englisches Schiff etwa 100 Stunden von Fidschi Schiffbruch. 39 Matrosen flüchteten sich in ein Boot, aber das Schiff versank, ehe sie noch Lebensmittel an Bord nehmen konnten. Mühsam fristeten sie ihr Leben, indem sie einige Haifische erlegten und mit einem Stück von einem Segel etwas Regenwasser auffiengen. Todesmüde sehen sie endlich eine Küste. Sie vermuthen, daß es die von Fidschi ist, und achten sich für ver-

lorene Leute, denn sie wissen von früher her, daß da das gewöhnliche Loos der Schiffbrüchigen ist, geschlachtet und aufgefressen zu werden. Doch kriechen sie ans Land. Da ruft plötzlich Einer von ihnen: 'Gerettet, Jack! da ist eine Bibel!' — Und er irrte sich nicht, indem er die Bibel als eine Bürgschaft dafür nahm, daß ihnen hier kein Leid geschehe."

Missions-Zeitung.

Die Mission in Nazareth.

Bei der dießmaligen Jahresfeier der Kirchl. Missionsgesellschaft sprach der gereiste Prediger Tristram über den Auflösungsproceß, der in der Türkei, Arabien und Egypten rasch und unleugbar mit dem Islam vor sich gehe. Jahrhunderte lang, sagte er, sei der Geist der Forschung aus diesen Ländern ausgeschlossen gewesen, weil der Islam nicht eine Religion der Ueberzeugung, sondern des Schwerts sei. „Nimm den Koran an, glaube an den Propheten oder stirb!" das sei seine Beweisführung. Bis auf die neueste Zeit habe sich auch daher in der ganzen orientalischen Literatur keine einzige Widerlegung des Christenthums gefunden. Anders jetzt. Pfanders „Wage der Wahrheit" habe, indem sie die Gemüther von Konstantinopel bis Damaskus bewegte, auch eine sehr fleißig gearbeitete Widerlegung von muhammedanischer Seite hervorgerufen. Zum ersten Mal also habe sich jetzt ein Vertheidiger des Islam herbeigelassen, das Schwert mit der Feder zu vertauschen. Diese Bereitwilligkeit, auf eine Erörterung des Gegenstandes einzugehen, sei eine durchaus neue Erscheinung und ein bedeutungsvolles Zeichen der Zeit. Bereits habe sie auch die Besorgnisse der Regierung wach gerufen. Erst diesen Morgen habe er einen Brief erhalten, der von einer neuen Verfolgung oder mindestens von neuen Plackereien erzähle, denen die evangelischen Missionare im Orient ausgesetzt seien, von neuen Vorsichtsmaßregeln in Betreff der Büchervertheilung und neuen Beschränkungen der freien Besprechung. Man möchte fragen, wie es überhaupt möglich gewesen sei, daß ein so begabtes Volk derselben so lange ganz verschlossen blieb. Er müsse beschämt bekennen, er glaube, die Schuld davon liege großentheils an der Christenheit selbst, d. h. an der sogenannten Christenheit; die Verderbtheit der orientalischen Kirchen sei es, die unter den Muhammedanern jedes Bedürfniß nach Forschung erstickt habe. Jedem Irrthum müsse irgend eine Wahrheit zu Grunde liegen; er glaube nicht, daß irgend eine falsche Lehre einen so festen Halt im menschlichen Herzen gewinnen könne, wie der Islam ihn gewonnen habe, wenn sie nicht in ein-

zelnen Punkten wenigstens den tiefsten Bedürfnissen desselben Rechnung trage. So glaube er, daß auch dem Islam zwei große Wahrheiten zur Stütze dienen, nämlich daß nur Ein Gott sei, und dieser Gott nicht durch Bildnisse oder Gleichnisse dargestellt werden könne. Er spreche hier nicht eine Theorie, sondern eine Erfahrung aus. Er habe oft und viel mit muhammedanischen Gelehrten verkehrt und immer nur Eine Antwort auf seine Einwendungen gegen den Islam bekommen, nämlich den Zustand der Christenheit. Vor einigen Jahren sei er im Innern von Tunis mit einem Scheikh zusammengetroffen, der von einem französischen Kolporteur ein Neues Testament gekauft hatte. Er habe ihn gefragt, wie ihm dieser Koran gefalle, und die Antwort erhalten: „Es ist ein guter Koran. Aber ihr sagt, das sei euer Koran, und dann geht ihr hin und sagt einem verstorbenen Weibe eure Gebete vor! Und doch meint ihr, ich solle ein Christ werden."

„Gottlob!" fuhr der Redner fort, „die europäischen und syrischen Muhammedaner wissen das jetzt besser. Alles, was sie in den verderbten morgenländischen Kirchen sahen, stritt mit dem tiefen Eindruck von Gottes Einheit und geistiger Natur, den sie durch ihre Religion empfangen hatten. Traten sie in eine griechische Kirche ein, so sahen sie da, wie man die Heiligen verehrte und ihre Bilder küßte; kamen sie in eine römisch-katholische, so war es wieder Marien- und Bilderdienst. Dann kehrten sie voll Selbstzufriedenheit in ihre Moscheen zurück und waren fest überzeugt, daß die Christen weit hinter ihnen zurückstehen. So lange sie keine andern Repräsentanten des Christenthums kannten, war daher wenig Hoffnung, daß sie den Büchern und Worten der Missionare viel Gehör schenken würden. Und Rom selbst wußte das wohl. Ich selbst sprach einst mit einem hohen römischen Würdenträger und gelehrten Manne, dem Erzbischof von Algier, über die nordafrikanischen Missionen. Auf die zehntausende von Gulden kommend, welche die Jesuiten schon auf dieselben verwendet haben, gestand er selbst, daß sie sich kaum Eines Bekehrten unter den Nord-Beduinen und den Mauren der Küste rühmen können. Ich erlaubte mir die Bemerkung: 'Glauben Sie nicht, daß es Ihr Bilderdienst ist, der Anstoß erregt?' 'O ja,' antwortete er mir. 'Ich hatte oft schon das Gefühl, daß wir damit einen großen Mißgriff machten, und hätte ich die nordafrikanische Mission zu organisiren gehabt, so hätte ich ein gut Theil des äußeren Kultus weggelassen.' Somit wäre also Rom, das sich in China so geschmeidig dem dortigen Götzendienst anbequemte, als es der Einfachheit des Islam gegenüberstand, bereit gewesen, eine einfachere, reinere Form des Gottesdienstes anzunehmen, ja würde es vielleicht jetzt noch thun, wenn die evangelischen Missionare nicht wären. —

„In Palästina kam neben andern auch ein Sendbote der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft mit der h. Schrift unter die Muhammedaner und begann da seinen

einfachen Gottesdienst. Das wurde bald bekannt und geschätzt. Ich bin unter den wilden Stämmen im Osten des Jordans gereist und durch den Wald von Gilead geritten. Ich habe bald bei dem einen, bald bei dem andern dieser Stämme geweilt und gefunden, daß nur Ein Mann des Westens ohne Sicherheitswache das Land durchreisen konnte, und das ist Herr Zeller, der Missionar unserer Gesellschaft. Ueberall war er als 'der Priester des Buchs' bekannt und wurde von den römischen und griechischen Priestern genau unterschieden. Das erste, was ihm bei seiner Wirksamkeit zu statten kam, ist, daß gegen das Lesen der h. Schrift keine Einwendungen gemacht werden. Der Koran lehrt, daß die Bücher Mose und das Neue Testament Jesu Christi gute, ja göttliche Schriften seien. Daher konnten die Missionare zu den Muhammedanern gehen, ihnen die betreffenden Stellen des Koran zeigen, ihnen jene Kapitel wieder und wieder vorlesen, ihre Aufmerksamkeit auf die Beziehungen derselben zu der Bibel hinlenken, und so konnten und wollten dann die Leute sich nicht weigern, das Wort Gottes zu hören. Nach diesem Plan arbeitete Zeller, und dadurch wurde sein Name im nördlichen Arabien so wohl bekannt. Er hatte das Buch verbreitet, es mit seinen mündlichen Erklärungen begleitet und sich dann in Nazareth niedergelassen, in Nazareth, dem Hauptmarkt der Beduinen, dem Knotenpunkt des Handels zwischen dem nördlichen Arabien, dem Ost-Jordanland und der Küste. Es ist der Ort, an dem die Scheikhs oder Rebellenhäuptlinge, wie sie genannt werden, sich zum Kaufen und Verkaufen zusammenfinden, weil sie sich nicht an die Küste wagen dürfen aus Furcht, den türkischen Behörden in die Hand zu fallen. Das war gerade der rechte Platz, Einfluß auf diese Leute zu gewinnen.

„Einmal saß ich unter dem Zelt und Schutze eines jener großen Rebellen-Häuptlinge, Namens Akil Aga, und hatte ein langes Gespräch mit ihm über religiöse Dinge. Es war während des Fastenmonats Ramadhan, wo es den Muhammedanern strenge verboten ist, irgend ein anderes Getränk zu sich zu nehmen als Wasser. Er bot mir Kaffee an, was mich nicht wunderte, da diese Araber von zu feiner Lebensart sind, um irgend Jemand etwas aufzuerlegen, was nicht seinen eigenen Gefühlen gemäß ist; aber wie staunte ich, als auch er seinen Kaffee schlürfte; 'Akil Aga,' sagte ich, 'du scheinst halb ein Christ, indem du dieß thust; ich hoffe, es ist nicht Weichlichkeit.' — 'Ich habe darüber schon manche Gespräche mit deinem Bruder Zeller gehabt,' erwiederte er; 'ich glaube nicht an den Islam. Ich weiß, was daran ist. Sein einziger Zweck ist, das Volk im Zaum zu halten. Ich habe die Bibel gelesen, und sie lehrt uns Barmherzigkeit, Gerechtigkeit und Wahrheit lieben.' — 'Warum wirst du dann aber nicht ein Christ und läßst dich taufen?' — 'Nun, ich hoffe, Gott wird mir gnädig sein; aber Er hat mir so viele tausend Menschen zu regieren gegeben, daß

die Sorge für sie mich ganz ausfüllt und ich mich damit begnüge, zu glauben, was Vater Zeller sagt, und das Weitere Gott überlasse.'

„So schreitet in der Stille die Selbstauflösung des Islam fort; bald vielleicht kommt es auch zu einer Neugestaltung. Der alte Aberglauben ist gefallen, und an seine Stelle ist nicht Zweifelsucht getreten. Noch immer steht nach dem Gesetz Muhammeds Todesstrafe auf dem Uebertritt zum Christenthum. Der Hatti-Sheriff wird im türkischen Reich nicht durchgeführt; wir haben Konsuln und Diplomaten, die ihren Einfluß eher dazu benützen, seine Durchsetzung zu verhindern. Ich kann ein Beispiel anführen von der Art, wie dieses Gesetz umgangen wird. Es ist uns noch nie möglich gewesen, einen Bekehrten zu taufen, ohne ihn an einen andern Ort zu versetzen und ihm einen andern Namen zu geben. Es ist wahr, es besteht auf dem Papier eine gewisse Religionsfreiheit, aber der Mittel, dem Hund dennoch Schläge beizubringen, gibts mehr als nur eines. So ist z. B. den Christen das Recht, in Syrien Land zu erwerben, vertragsmäßig zugesagt. Nun kaufte sich einer unserer Bekehrten dort an, und da er unter dem Schutz des englischen Konsuls stand, konnte man ihm nichts anhaben. Der Muhammedaner aber, der ihm das Stück Land abtrat, wurde über Nacht ermordet, und seither hat kein solcher Verkauf mehr stattgefunden. Das sind Schwierigkeiten, in die wir uns geduldig zu schicken haben.

„So klein und unansehnlich aber auch das Werk in Nazareth, Nablus und an andern Orten ist, ein gesegnetes Werk ist es doch. Der edle Bischof Bowen, der einige Jahre als Missionar in Nablus arbeitete, sah keine Frucht zu seiner Zeit; aber in einem oberen Stübchen kommt jetzt dort ein Häuflein Gläubiger zusammen, und ein in Bischof Gobats Seminar gebildeter Eingeborner bedient neben seinem Amt als Schulmeister die kleine Gemeinde. Nach vielen Tagen ist die Saat aufgegangen, und in solchen Erfahrungen liegt die Verheißung der evangelischen Missionen. — Vor einiger Zeit brachte ich den Tag des Herrn mit Miss. Zeller in einem gewissen Städtlein zu. Es war kein Missionar in der Nähe, aber da und dort zerstreut wohnten einige Namenchristen — meist Grobschmide, deren Leben von den Verfolgern geschont worden war, weil mans ohne sie nicht machen konnte. Es waren einfache, ungemein unwissende Leute, von ihrer Religion war kaum mehr zu sagen, als daß sie getauft waren und ihr Glaubensbekenntniß gelernt hatten. Zeller schickte nach ihnen, versammelte sie hinter seinem Zelt, und las ihnen aus den Psalmen und aus dem Evangelium Johannes vor. Einigen von ihnen schien das Herz aufzugehen, und sie erinnerten sich an die Gottesdienste in Damaskus. Gerne hätte Zeller ihnen die h. Schrift gelassen, aber keiner von ihnen konnte lesen. Da kam Einem von ihnen ein glücklicher Gedanke, — sie könnten ja nach dem Mullah senden. Er kam. Zeller redete ihn an: 'Ich will dir dieß Buch geben, wenn du mir versprichst, am

ersten Tage jeder Woche so und so viele Stellen daraus vorzulesen.' Er versprachs, und so ließen wir das Samenkorn in der Wildniß, hoffend, es werde zu seiner Zeit seine Frucht tragen." (Record.)

Die Juden in China.

Einer der amerikanischen Missionare in Peking, der Dr. Martin, besuchte im Februar 1866 das alte Khaifungfu, hauptsächlich um sich nach den dort noch vorhandenen Resten von Juden zu erkundigen. Gleich nach seiner Ankunft fragte er nach der Synagoge. Da er keine genügende Auskunft erhielt, beschloß er, in einer der sechs Moscheen seine Nachforschungen anzustellen. Er schickte dem Mufti seine Karte, um seinen Besuch anzumelden, und fand gleich eine zahlreiche Versammlung, die voll Begierde war, den Religionslehrer aus dem Westen zu sehen, in dem sie einen ihrer Glaubensgenossen vermuthete. Mit Freuden hörte der Mufti, daß derselbe den wahren Glauben in der Hauptstadt verkünde; daß sein Lehrbuch der Koran sei, war ja zum Voraus gewiß. Es schien ihn indeß kaum zu stören, als der Missionar ihm sagte, sein Lehrbuch sei nicht der Koran, sondern das Neue Testament, das heilige Buch Jesu. „Jesu, des Sohnes der Maria," setzte er feierlich hinzu, und lud darauf seinen Gast ein, den Inhalt des heiligen Buches den hier versammelten Gläubigen zu erklären. Auf den Stufen der Moschee stehend und den Mufti zur Seite, verkündete dieser nun wohl 1000 Zuhörern den großen Namen Jesu.

Traurig lauteten aber die Nachrichten, die er von den Juden erhielt: ihre Synagoge sei verfallen, ihre Gemeinde verarmt und der Auflösung nahe. Der Missionar lenkte seine Schritte nach dem bezeichneten Platz. Viele seiner Zuhörer folgten ihm; in manchen Straßen konnte er kaum fortkommen, so groß war das Gedränge der Neugierigen, die den Fremden sehen wollten. Endlich war ein freier Raum erreicht, in dessen Mitte ein einsamer Stein auf einer Seite die Inschrift von der Gründung der Synagoge im Jahr 1163, auf der andern die von ihrer Wiederherstellung vor 300 Jahren trug. Als einziger Rest der einstigen Mauern stand noch ein halb zerfallenes Thor. An dieser traurigen Stätte, die an sich schon den Ernst der göttlichen Gerichte predigte, sprach der Missionar von Israels Geschichte und Israels Gott und fragte dann, ob vielleicht Juden unter der Versammlung seien. „Ich," antwortete ein junger Mann, dessen Züge die Wahrheit seiner Aussage bezeugten. Andere folgten, bis der Missionar endlich von den sieben Familien, in die sich die Gemeinde theilt, sechs vor sich vertreten sah. Beschämt gestanden sie, daß sie mit eigener Hand ihre schöne Synagoge zerstört hatten. Sie hätte einer gründlichen Erneuerung bedurft; es fehlte an Mitteln dazu, und so verkauften sie die Steine und das Holzwerk, um sich Lebensmittel dafür zu verschaffen. Abends suchten Einige den Missionar in seiner Herberge

auf; jeder von ihnen trug eine Pergamentrolle mit einer alterthümlichen Abschrift des Gesetzes, das sie selbst nicht lesen können, da sich die Kenntniß des Hebräischen ganz unter ihnen verloren hat. Zu seinem Bedauren konnte auch der Missionar sein Versprechen nicht lösen, ihnen aus ihren heiligen Büchern vorzulesen, weil bei den veralteten Schriftzeichen die masoretischen Accente fehlten. Die überaus unwissenden Leute hörten ehrfurchtsvoll an, was ihnen der Missionsarzt in freier Rede über Gesetz und Evangelium sagte, und beantworteten, so weit sie es konnten, bereitwillig seine Fragen über ihre Geschichte und ihre Gebräuche.

Ueber ihre frühere Geschichte sagte ihm das Zuverlässigste freilich jene schon erwähnte Inschrift auf dem einsamen Steine in der Mitte der einstigen Synagoge. Nach ihr kamen sie vor mindestens 1700 Jahren unter der Han-Dynastie über Indien nach China. Vermuthlich hatten sie sich in Indien schon vor der christlichen Zeitrechnung niedergelassen und waren einige Jahrhunderte dort geblieben. Es scheinen 70 Familien gewesen zu sein, die sich in verschiedene chinesische Städte vertheilten, da die Inschrift auch anderer Synagogen erwähnt. Die in Khaifungfu wurde erst vor 7—800 Jahren erbaut, als diese Stadt die Residenz der Song-Dynastie wurde. Jetzt leben in Khaifungfu noch 3—400 Juden in der bittersten Armuth. Die meisten von ihnen treiben Handel mit alten Kleidern, Früchten oder Kuchen; andere bringen sich als Gastwirthe durch.

Seit dem Tode ihres letzten Rabbiners vor 30—40 Jahren war Keiner mehr unter ihnen, der ihre liturgischen Gottesdienste in der heiligen Sprache leiten konnte, und so hatte jede gemeinsame Erbauung aufgehört. Als daher die Verwüstungen des Bürgerkriegs ihre Noth noch mehrten, lag die Versuchung nahe, den Einflüsterungen des Hungers zu folgen, und die zu keiner gottesdienstlichen Zusammenkunft mehr gebrauchte Synagoge einzureißen, was sie dann vor 7—8 Jahren thaten. Das einzige Band, das sie jetzt noch zusammenhält, sind dunkle Ueberlieferungen, und wenn nicht bald etwas für sie geschieht, werden sie sich in Kurzem unter der Masse der sie umgebenden Heiden verlieren wie ein Bächlein im Wüstensand. Die jetzige Generation wächst unbeschnitten auf, und Manche sind schon der Versuchung zum Götzendienst unterlegen. Ein Enkel des letzten Rabbiners ist ein Priester Buddha's geworden, und Heirathen mit Heiden steht nicht das geringste Hinderniß im Wege. Sie scheinen auch in keiner Beziehung sich vor ihren heidnischen Nachbarn auszuzeichnen. Doch glaubte der Missionar auf ihren traurigen Gesichtern einen Hoffnungsschimmer zu erblicken, als er ihnen von Dem erzählte, der bereitet ist ein Licht, zu erleuchten die Heiden und zum Preise Israels. (Foreign Miss.)

Die Niger-Mission

wurde im Jahr 1857 von zwei schwarzen Missionaren, S. Crow-

ther und J. C. Taylor in Angriff genommen. Am 3. Juli fuhren sie in den Fluß ein und legten zuerst in Onitscha an, wo Taylor sich niederließ mit einem Lehrer S. Jonas. Weiter oben in Gbegbe fand Crowther seine vorläufige Arbeitsstätte.

Hier nun wurden im September 1862 die ersten acht Seelen getauft. Crowther zum Bischof ernannt, legte 1864 in Idda den Grund zu einer neuen Mission; an der Mündung des Stromes in Akassa, und weiter südlich in Bonny wurden gleichfalls Stationen angelegt.

Nun befinden sich in

	Getaufte	Taufkandidaten	Schulkinder	Zuhörer
Onitscha	103	23	25	120
Idda	—	—	—	—
Gbegbe-Lokodscha	39	31	36	50
Akassa	3	—	10	22
Bonny	1	—	54	—
	146	54	125	192

Gbegbe, das durch einen Kriegsfall verbrannt wurde, wird nun durch das am nördlichen Nigerufer ihm gegenüberliegende Lokodscha ersetzt. Der Missionsfreund aber freut sich, daß doch auch die verachteten Neger, wenn sie wirklich Christen geworden sind, etwas Erkleckliches zu leisten vermögen.

In Bonny ist der König Wilhelm Pepple, der den Bischof zuerst eingeladen hatte, eine Schule daselbst zu errichten, im letzten Herbst gestorben. Sein Nachfolger, Georg Pepple schrieb darüber an Bischof Crowther folgenden Brief, in sehr gutem Englisch (3. November 1866):

„Meines Vaters Leben war ein außerordentliches für einen afrikanischen Fürsten. Im Jahr 1835 wurde er, 19 Jahre alt, zum König erhoben. Beinahe 20 Jahre lang hatte er die Regierung geführt, als ein Streit mit dem Adel des Landes ihn bewog, nach Fernando Po und Ascension zu reisen, von wo er sich nach London begab. Dort hat er sich vom Juni 1856 bis Juni 1861 aufgehalten, worauf er durch Gottes Gnade zurückkehrte und den väterlichen Thron wieder bestieg. Nach seinem Besuch in England und geleitet von dem Wunsch, der ihn schon früher beseelte, Missionare in sein Land einzuführen, hieß er mich dem Bischof von London einen Brief schreiben, der dann, Ihnen zugestellt, die Veranlassung zu Ihrem Besuche in Bonny wurde, worauf im Jahr 1864 unser Contract (betreffend die Errichtung einer Schule) geschlossen wurde. Das Uebrige wissen Sie so gut als ich, ja besser, daher ich es nicht wiederhole.

„Ich freue mich sehr über Ihre gesegnete Reise den Niger hinauf und zurück, und daß die Fürsten der anliegenden Länder das Christenthum bei ihren Unterthanen beschützen und einführen. Was mich betrifft, so werde ich das Werk, welches mein Vater angefangen hat, mit Gottes Hilfe nie aufgeben noch versäumen."

(Church M. Intell.)



Das Innere einer japanischen Wohnung von der besseren Klasse.

Georg Adam Kißling,

geboren zu Murr den 2. April 1805, gestorben als Erzdiakon von Waitemata in Neuseeland den 10. November 1865.

Der Heimgang bewährter Streiter auf dem Missionsfelde bietet uns eine willkommene Gelegenheit, den jetzigen Stand der Missionssache mit ihren Anfängen zu vergleichen. Wenn ein Mann wie der selige Kißling aus seiner gesegneten Thätigkeit zu der Ruhe des Volkes Gottes eingeht, drängt es uns, einen Ueberblick über seine Laufbahn zu gewinnen, und es beschleicht uns ein eigenthümliches Gefühl, während wir von den vergilbten Blättern, welche in Schülerschrift seine ersten Auslassungen enthalten, auf die Aucklander Zeitungen hinüberblicken, die den hochgeehrten Greis als einen der ältesten Einwohner der neuen Kolonie, einen bewährten Vorfechter der Mission und eine seltene Zierde des geistlichen Standes feiern. Wie viele Veränderungen hat doch der edle Mann erlebt, seit er als ein froher, argloser Jüngling die schwäbische Heimat verließ; Eines aber hat er sich bis zum Ende bewahrt, den kindlichen Glauben, der sich in täglich erneuter Geistesfrische, in kerngesundem Urtheil, in sicherem Ergreifen und unerschütterlicher Verfolgung seiner Lebensziele ausspricht.

Wir suchen aus den mannigfachen, theilweise auch sehr mangelhaften Aufzeichnungen von seiner Hand ein Lebensbild des Mannes zusammenzustellen, werden aber am längsten bei der Schilderung seiner ersten Thätigkeit, in Liberia, verweilen. Es ist ein trauriges Stück von Missionsgeschichte, das sich in dieser Erzählung eines wohlgemeinten, vielleicht verfrühten Unternehmens vor uns aufrollt; doch scheint es der Mühe werth, durch den genaueren Einblick in solche Missionsanfänge den gewaltigen Fortschritt der Zeit ins rechte

Licht zu stellen. Wir haben kaum bessere Missionare in unsern Tagen aufzuweisen, als diejenigen waren, welche vor einem Menschenalter die ersten Furchen in fremden Landen zogen. Es richtet aber jetzt mancher Schnitter mit weniger Anstrengung viel mehr aus, weil der HErr selbst vorangeschritten ist und Thüren aufgethan hat, die vor Kurzem noch allem Anklopfen der Menschen trotzten.

1. Die Jugendjahre.

Georg Adam Kißling, geboren den 2. April 1805 zu Murr im würtembergischen Unterlande, war der Sohn frommer Eltern, welche beide in Einem Jahre, die Mutter im April, der Vater im November 1821 von ihrem Kinderhäuflein weggerissen wurden. Mit Weben und etwas Handel hatten sie sich kümmerlich ernährt; und die Art ihres Lebensunterhalts brachte es mit sich, daß sie jede Woche nach Ludwigsburg zu gehen hatten, daher die Kinder viele Zeit bei fremden Leuten zubringen mußten, die sie rauh und hart behandelten. Dieser Umstand war es, der den fröhlichen, für allerlei Lebenslust aufgeweckten Adam früh zu Jesu hintrieb. Ihn suchte er alles Ernstes schon im siebenten Jahre, und lernte seine Stimme im strafenden Gewissen erkennen. Er sagt: „War ich am Tag bei allerlei Unarten gewesen, so kam Nachts der Satan zu mir, daß ich oft vom Bett aufstand und vor lauter Angst immer Jesus! rief." Dabei lernte er leicht und mit Lust in der Schule; kam er dann heim, so war ihm der Anblick des lange leidenden Vaters eine andere Schule, in der er frühzeitig die Fürbitte üben lernte. Im J. 1819 wurde er zu einem verwandten Bäcker in die Lehre gethan, dem er aber bald nach Kornthal folgte. Dort ergriff ihn das ernste Leben der eben erst zusammentretenden Gemeinde in dem Maaße, daß er alsbald beschloß, nur in Jesu und für Ihn zu leben. Es scheint, er war seiner Jugend und Kleinheit halber noch nicht konfirmirt, und wurde darum, als er doch einmal dem Drang, das h. Abendmahl mit zu genießen, nicht widerstehen konnte, aufs Warten verwiesen. Er aber eilte heim, schnitt sich etwas Brod und gieng damit in den Keller, wo er einen Schluck Wein aus dem Fasse ließ, und in derselben Stimmung, die ihn in der Kirche beseelt hatte, auf den Knieen das Abendmahl genoß, wie er meinte, so reichgesegnet, als es in der Kirche der Fall gewesen wäre.

Es kamen die Tage, da er Waise wurde; „meine Eltern," schreibt er, „sind gestorben auf das Lied im Hiller: In Jesu will ich bleiben." Ihn aber drängte es nun, Missionar zu werden. In diesem Sinne suchte er jeden freien Augenblick auszubeuten, um seine Kenntnisse zu erweitern; er fieng auch schon an Verse zu machen, freilich recht holprige. Seiner wiederholten Bewerbung um Aufnahme ins Missionshaus zu Basel legte er ein und anderes Gedicht bei, worin es z. B. heißt:

4. Wenn ich von diesen Schwarzen hör', wie sie Jesum ehren,
Sie laufen dreißig Stund weit her, um das Wort zu hören;
5. Da denk' ich, so taugt keiner hin, wie ich ein Sünder bin;
Wer will ins Heidenland hinein, darf so kein Sünder sein.
7. Ach ich bin ein elend Kind, nichts steht in meiner Kraft;
Zum Guten bin ich träg und blind und gar zu mangelhaft.
8. Ach was soll ich nun fangen an! ich bin ja zu klein,
Mein ganzer angefangner Plan wird, scheint es, gar nichts sein.
9. Und was mir noch das Aergste ist, ich will kein Sünder sein;
Von Selbstgerechtigkeit und List ist mein Herz doch nicht rein.

Immerhin freut er sich, „daß Jesus Alles kann"; er hofft: „Nimmt der mich Armen als einen Pflanzer an, so ists nichts andres als Erbarmen, ich selbst habs nicht gethan," und tröstet sich der ewig festen Gnade in Christo.

Kißling wurde achtzehnjährig (Oktober 1823) ins Missionshaus aufgenommen, von wo er (Februar 1826), als er zur Konskription nach der Heimat reiste, das Zeugniß mitnahm, sein regelmäßiger Fleiß und seine erfreulichen Fortschritte im Lernen erwecken die besten Hoffnungen von ihm. Der kleine Mann wurde „um einen Strich zu kurz zum Meß" befunden, und fügt diesem Ergebniß die lustige Bemerkung bei: „ohne Aufforderung habe ich mich natürlich unter dem Meß nicht gestreckt." Im geistlichen Wachsthum war keinerlei Stockung eingetreten, daher er in Vakanzen für den kranken Pfarrer in Osweil und anderswo predigen konnte. Als er das erstemal auftreten sollte, mußte er während des Gemeindegesangs sich erst ausweinen; denn wie groß war ihm der Gedanke: „vor nicht ganz drei Jahren warst du ein vater- und mutterloser Beckerbub, und jetzt sollst du von dem Namen des großen Gottes zu den armen Seelen reden!"

Von seinen Studien wissen wir nur, daß sie mit ausgezeichnetem Eifer fortgesetzt wurden, nicht nur im Missionshaus, sondern auch

auf der Universität Basels. Mit schönen Kenntnissen ausgerüstet, wurde er in Auggen (Baden) ordinirt und schied von seinem lieben Basel im Oktober 1827, um nach Westafrika zu reisen, wo ihm die besondere Aufgabe, die h. Schrift in die Bassa=Sprache zu übersetzen, zugedacht war. Er durfte sie aber nicht einmal in Angriff nehmen, und noch ist sie nicht gelöst!

2. Anfang der Liberia-Mission.

Die Berichte der Amerikaner und Engländer von den Bedürfnissen der westafrikanischen Küste hatten die Augen der Missionsgesellschaft auf jene weiten Strecken hingelenkt, wo bisher der schändliche Sklavenhandel in ausgedehntester Weise betrieben worden war. Namentlich hatte die Nachricht vom Erstehen einer amerikanischen Kolonie, welche Sierra Leone baldmöglichst einholen, ja überflügeln sollte, ohne daß doch bis jetzt irgend eine Missionsgesellschaft sich ihrer angenommen hätte, die Frage nahe gelegt, ob dieß nicht der geeignete Ort für eine Mission der Basler wäre. Der junge Prediger G. Ashmun (geb. 1794) hatte 1822 die Gründung dieser Kolonie übernommen und unter schwierigen Verhältnissen sie so weit durchgeführt, daß er in begeistertem Tone von dem hoffnungsvollen Anfang berichten konnte.

Diese Briefe lasen sich natürlich in Basel anders als in Amerika. Hier wußte man, daß Liberia keinem specifisch christlichen Zweck sein Entstehen verdankte, daß vielmehr die Freineger vielen Staatsmännern des Südens ein Dorn im Auge waren, den zu entfernen man wohl einige Anstrengungen machen durfte, wenn man wollte, daß die Sklavenbevölkerung der Südstaaten sich geduldig in ihre Knechtschaft füge. Es wurde also beschlossen, diese mißmuthigen, zum Theil trotzigen und vom Haß der Weißen erfüllten Elemente nach Westafrika auszuführen, damit sie die Sklaven nicht mit ihren Freiheitsideen anstecken. Denn, wie es in den Berichten der amerikanischen Kolonisations=Gesellschaft heißt: „Emancipation der Schwarzen mit der Freiheit, diesseits des atlantischen Oceans zu bleiben, ist nur eine That träumerischen Wahnsinns.“ Man hoffte also, durch Entfernung der energischeren Schwarzen die Zurückgelassenen um so hilfloser und ergebener zu machen, und damit das schauerliche Wort „abolition“ (Abschaffung der Sklaverei) immer weniger aufkommen zu lassen.

Um aber wohlgesinnte Christen für diesen Plan zu gewinnen, mußte viel von der Nothwendigkeit geredet werden, den Sklavenhandel im Verein mit England zu bekämpfen und in Afrika selbst Civilisation, Handel und Christenthum einzuführen. So vereinigten sich denn auch gute Männer mit den Staatsmännern des Südens zur Ausführung dieses schwarzweißen Planes, der — wie sich bald genug zeigen sollte — den Bedürfnissen Afrika's so wenig entsprach als denen der Union. Was wollte für letztere auch eine jährliche Ausfuhr von 100—150 freien Schwarzen bedeuten, wenn ihrer eine halbe Million im Lande blieb und ihre Zahl sich jährlich — trotz aller Beschränkungen — um Tausende vermehrte? Wie war aber für Afrika gesorgt, wenn man gerade darauf Rücksicht nahm, zweifelsohne mit vielen wackern Männern auch gerade die stolzesten und unbequemsten Bestandtheile der Negerbevölkerung an seine Ufer zu verpflanzen? Es war eine unglückliche Allianz, die darum auch, trotz aller schönen Berichte, noch wenig Erhebliches zu Stande gebracht hat. Liberia ist nun wohl zu einem Freistaat herangewachsen, den die civilisirte Welt anerkannt hat; ein reges Leben aber, das sich auch nur mit dem Wachsthum Sierra Leone's vergleichen ließe, hat sich dort noch nicht entwickelt, und nach dem Bericht von Augenzeugen ist von einem wohlthätigen Einfluß der 16,000 Kolonisten auf die Urbevölkerung (die zu 150—500,000 Seelen angeschlagen wird!) bis heute noch nicht viel zu rühmen, wenn auch einige ausgezeichnete Männer in der Verwaltung und auf der Hochschule sich Anerkennung erworben haben. Man hatte die Kolonisten viel zu früh sich selbst überlassen; zum Glück rücken nun weiße Missionare nach, um die gemachten Fehler nach Kräften wieder gut zu machen.

In der Zeit aber, von welcher wir reden, war Ashmun der einzige Weiße in der Kolonie; seine Gattin hatte er bald durch das Klimafieber verloren. Der enthusiastische Mann hatte (April 1826) den Baslern, die sich mit ihm in Korrespondenz setzten, die Bereitwilligkeit, namentlich der Bassa's, Missionare aufzunehmen und ihnen Häuser, Land, Reis ꝛc. nach Bedürfniß anzuweisen, in etwas glänzenden Farben geschildert; von der freundlichen Aufnahme, welche dieselben bei den Kolonisten aus Amerika finden werden, machte er gleichfalls eine lockende Beschreibung, und fürs erste halbe Jahr bot er selbst ihnen Wohnung, ärztliche Berathung und Handreichung an. Mit reichlichen Instruktionen, wie auch mit Geld und Tauschwaaren für etwa zwei

Jahre versehen, machten sich die Zöglinge Wulff und Kißling auf den Weg nach England (Oktober 1827), wohin die Brüder Handt, Hegele und Sessing schon im Juni vorausgegangen waren, um bei Freunden ordentlich Englisch zu lernen.

Am 10. November hatte dieses Kleeblatt sich eingeschifft, nachdem ihm ein eben von Sierra Leone zurückkehrender Bruder Gerber noch wichtige Rathschläge und Winke hatte geben können; ein Unglücksfall aber im Hafen von Plymouth nöthigte Hegele zurückzubleiben. Eine schwere Holzrolle war ihm auf den Kopf gefallen, so daß er bewußtlos niedersank, worauf Quäkerfreunde einer Mitreisenden, der bekannten Hanna Kilham, ihn ans Ufer nahmen, seine beiden Landsleute aber ihre Fahrt — natürlich mit beklemmten Herzen — fortsetzten. In Sierra Leone (9. December) giengen sie an's Land und quartierten sich bei dem von Basel her befreundeten Miss. Hänsel ein; es war ein Sonntag, und wenn auch der englische Gottesdienst in der engen heißen Kirche etwas lang dauerte und der Gesang der Schwarzen rauh und unmelodisch erschien, eine Freude war es doch, Hänsel's Jünglinge zu belauschen, wie sie so ernstlich unter sich beteten, auch für die Neuangekommenen. Sessing meinte, die Schwarzen haben's ihm angethan und er werde sein Lebenlang nicht mehr von ihnen loskommen; was auch wirklich eintreffen sollte, nur anderswo, als auf der afrikanischen Küste.

Die Schwierigkeiten einer neuen Missionsunternehmung fiengen nun erst an sich nacheinander einzustellen. Wie sollten nur die Missionare nach Liberia gelangen? Zwar lag ein amerikanisches Kriegsschiff vor Freetown, das bereit war, die beiden Sendboten unentgeldlich mitzunehmen, aber — ohne ihre Waaren. Zudem schüttelte der freundlich gesinnte Kapitän bedenklich den Kopf: in Liberia ist ja noch kein Haus, das Sie aufnehmen könnte! daher es das Beste schien, daß Handt vorerst bei dem Gepäck bleibe, während Sessing das neue Missionsgebiet rekognoscire. Eine zehntägige Fahrt brachte letzteren nach Monrovia. Da führte ihn sein Kapitän (22. December) bei dem hohen, schlanken Herr Ashmun ein, der ihm auch gleich ein Zimmer einräumte und ihn zu seiner kärglich bestellten Tafel zog. Ein baptistischer Prediger, der farbige Dr. Carey, zugleich der Arzt der Kolonie, stellte sich ein und bot Sessing für den Sonntag seine Kanzel an; vorerst aber fühlte sich dieser zu schwach dazu, „untüchtig

an Geist, Seele und Leib, so daß er sich ordentlich aufraffen müsse, um nur zu denken."

Zu denken aber gab es nun sehr viel, denn erstlich handelte es sich um die Wahl einer Stelle zur Niederlassung, und dann hatte der wohlmeinende, aber sanguinische Prinzipal der Kolonie einen neuen Gedanken um den andern, welchen mit ihm zu verarbeiten Sessing aufgefordert wurde. So war nach den Gesetzen der Kolonie keinem fremden Schiffe der Handel mit ihr gestattet; warum aber nicht ein Missionsschiff anschaffen, um deutsche Waaren darin nach Afrika zu bringen zusammen mit Friedensboten? Und was dergleichen Plane mehr waren, über welche viel unnöthige Tinte verbraucht wurde!

„Ein Haus findet sich leicht, Sie miethen erst eines!" hatte Ashmun zunächst gesagt. Als man nun aber auf den beiden eben erst erstehenden Ansiedelungen Monrovia und Caldwell nachschaute, so gab es einmal keine Häuser, sondern nur Hütten, das noch unvollendete Haus des Principals allein ausgenommen; weiter schienen die Miethzinse ungeheuer hoch; sodann aber waren keine Handwerker zu bekommen, weil die farbigen Einwanderer noch alle für sich selbst bauten. Doch schenkte Ashmun einen waldbewachsenen Morgen Landes am Flusse, um das Missionshaus darauf zu bauen. Sessing, ein gelernter Baumeister, entwarf den Riß, und spekulirte darauf, mit Backsteinen zu bauen, während die 40 Hütten, die bis jetzt in Monrovia standen, alle aus amerikanischem Holz gebaut waren. Wenn nur mehr Arbeitskräfte zu bekommen wären! Aber die Eingebornen sind noch an keine feste Arbeit gewöhnt, und die Eingewanderten bekennen, daß ihnen hier nicht so viel gelinge wie in Amerika, indem das leidige Fieber so viele Unterbrechungen herbeiführe. Von diesen sah denn auch Sessing nur zu deutliche Spuren in den vielen ausgerobeten Stellen, die sich schon wieder mit Wald überzogen, weil die stetige Arbeit fehlte.

Doch das Haus in Monrovia sollte nur zur Beherbergung der Missionare bei ihren Besuchen in der Hauptstadt und als Waarendepot dienen; für die Niederlassung unter den Eingebornen dürfte sich eine Stelle im Bassalande viel besser eignen. Dahin fuhr nun Sessing ab und fand eine Unterkunft am Junk-Fluß, in einer — Faktorei betitelten — Binsenhütte, wurde auch noch dem König Willy vorgestellt. Aber gleich am Tage nach seiner Ankunft befiel

ihn das Fieber und da lag er nun, durchräuchert von den acht Weibern des Königs, die ihre Wirthschaft dort hatten und bis tief in die Nacht hinein lärmten und sangen. An Pflege war nicht zu denken, er mußte sich endlich zur Rückreise im Boot entschließen, hatte aber noch Tagelang im Sand zu waten unter Hunger und Durst, ehe er Monrovia wieder erreichte, wo eben neue Emigranten angekommen waren und seinen Winkel des Hauses mit in Beschlag genommen hatten. Mit knapper Noth genas er soweit, daß er die Arbeit an der Errichtung des neuen Missionshauses wieder leiten konnte; zum Berichten nach Sierra Leone und Basel mangelte ihm Zeit und Kraft. Doch konnte er nicht klagen; denn auch die schwarzen Emigranten starben in der ungesunden Zeit wie Fliegen dahin. —

Sehen wir uns einstweilen nach seinen Mitarbeitern um. Zuerst war Kißling bei den Seinigen in Murr gewesen und hatte auch von dem treuen Zeugen L. Hoffacker einen letzten Segen mitgenommen. Er schreibt:

„Den geistlichen Vätern und Müttern hatte ich schon die Hand zum Abschied gegeben, als meine drei unerwachsenen verwaisten Brüder noch in meinen Armen lagen und mich mit weinenden Augen ansahen, als wollten sie fragen: Kannst du uns denn wirklich verlassen? Da brach mir wahrlich das Herz, ich konnte nur mich sammt den Brüdern in die Arme des treuen Hirten werfen, der uns im Reiche Seiner Herrlichkeit aus Gnaden wieder zusammenbringen wolle, und nahm die Ueberzeugung mit, daß meine und ihre Bitte erhört ist." Das war am 31. Oktober; dann giengs mit dem englischen Bruder Greaves über Stuttgart, Frankfurt, den Rhein hinab nach Rotterdam, und allein im Dampfschiff hinüber nach London. Er lernte da gleich, daß die Christen des Landes eben Engländer seien und keine Deutschen. Erschöpft von der Seekrankheit kam er Abends (12. November) an, mußte aber bei dem Missionsfreund, an den er empfohlen war, noch drei Stunden warten, bis die Theestunde die ersten Erfrischungen brachte; und durch allerhand Geschäftsverwicklungen wurde der nächste Tag auch ein Fasttag. Doch schon am folgenden Tag, als er eben gedankenvoll im Speisesaal der Islingtoner Missionsschule stand, trat ein anderer Deutscher herein, der rührige Bruder H. Wulff, einst ein Hamburger Kaufmann, und nun war Freude die Fülle eingekehrt. Der wußte überall Rath und half dem blöden Schwaben über Manches hinüber; war Kißling im Dampfboot von

Rotterdam zweiter Klasse gefahren unter schauerlicher Gesellschaft, so hatte Wulff sich in Hamburg wohl auch den zweiten Platz genommen, „da ich aber das elende Loch sah, wohin ich mich begeben mußte, grauste es mir und ich entschloß mich schnell noch den ersten Platz zu nehmen, der denn auch erträglich war.“ Allen Alles zu werden, ist der Gedanke, der Wulff beim Eintritt in die Missionslaufbahn besonders bewegt; sich unter Alles zu bucken und doch sich von nichts niederdrücken zu lassen, schien Kießlings Wahlspruch zu sein.

Wie gern wäre doch der Letztere nach Plymouth geflogen, um seinen vielleicht sterbenden Herzensbruder Hegele zu pflegen; Wulff aber hielt das für eine zu große Ausgabe, und die Londoner Freunde verwiesen aufs Warten. Am 2. December, da die beiden eben nach Dr. Steinkopfs Kirche wanderten, um noch einmal das heilige Abendmahl zu genießen, fuhr plötzlich eine Chaise an ihnen vorbei; doch nicht so schnell, daß Kißling nicht in einem darin sitzenden Manne seinen Hegele erkannt hätte. Zum Anhalten war keine Gelegenheit gegeben, doch feierten sie alle einen seligen Ruhetag, und als die Beiden Abends nach Islington zurückgekehrt, ihren Bruder mit der fast geheilten Wunde auf der Stirne begrüßten und ungestört mit ihm verkehren durften, schien es einen Augenblick, als sei nun das Schwerste überstanden!

Als sie nun aber 21. December sich nach Gravesend auf ihr Schiff begeben hatten, ließ sich die Fahrt nur gar nicht günstig an. Durch heftige Winterstürme, in denen viel stärkere Schiffe zerschellten, wurde die morsche „Maria“ im biscayischen Meer genöthigt umzukehren und entrann mit genauer Noth in die Bantry Bai. Statt in Sierra Leone, fand der Februar noch die Brüder in der südwestlichen Ecke von Irland. Die Matrosen, fluchend über Schiff und Kapitän, verliefen sich; neue mußten im Hafen von Cork gesucht werden, nach welchem mit Tagelöhnern gefahren wurde. Wieder lief das Schiff aus (9. Februar) und sprang im ersten Sturm einen Leck, der es nochmals zur Umkehr zwang unter fast allgemeinem Meutern der Mannschaft gegen den trinklustigen Kapitän; worauf eine Untersuchung in Plymouth herausstellte, daß das Schiff wirklich seeuntüchtig sei. Sollten die 90 Pfd. St., die für die Passage gezahlt waren, nun wirklich verloren sein? Der Gedanke an all die Scherflein der Wittwen und Armen, welche damit hinausgeworfen wären, drückte den Brüdern fast das Herz ab. Ganze Balken des Schiffs waren so

verfault, daß man das Holz mit den Händen zerreiben konnte. Nachdem aber die nothdürftigsten Reparaturen vorgenommen waren, fuhr man denn doch in der elenden Barke wieder ab, wenn auch Hegele's Quäkerfreunde meinten, das heiße Gott versuchen. Und nach einem kurzen Aufenthalt vor Madeira warf die Maria (2. April) vor Freetown glücklich Anker; wer war froher als die Brüder, aus diesem „Zaunnest" sich ans Land begeben zu dürfen! Es war Kißlings vierundzwanzigster Geburtstag.

Nun war natürlich das Erste, nach Br. Handt zu fragen, der ja hier geblieben war, um auf die Nachrückenden zu warten. Fieberanfälle hatten ihn genöthigt, aufs Land zu ziehen. Hohlwangig, leichenähnlich kehrte er nach Freetown zurück, ohne doch den Brüdern viel erzählen zu können; denn auch seine Verstandeskräfte schienen so sehr gelitten zu haben, daß die andern deutschen Missionare, Wilhelm, Hänsel, Metzger u. s. w. meinten, das Beste wäre, ihn gleich nach Europa zu spediren. Aber damit drangen sie nicht durch, Handt bestand darauf, mit den Brüdern nach Liberia zu reisen.

Sierra Leone sprach die Brüder nicht so freundlich an, wie sie erwartet hatten. Unter einem weltlich gesinnten Gouverneur hob das Laster frech sein Haupt empor und die Missionare hatten mit dem kleinen Häuslein einen schweren Stand. Dennoch herrschte darüber kein Zweifel, daß es denn doch in Sierra Leone noch viel besser sei als in Liberia. Man beeilte sich nach Kräften, ein Fahrzeug zu finden, das die vier Brüder übersetzen könne; gegen hohen Lohn ließ sich ein Farbiger dazu herbei, und so giengs denn endlich dem heißersehnten Monrovia zu, vorbei an fünf Sklavenschiffen, die eben in Gallinas ihre Ladung einnahmen!

---

3. Die fünf Basler in Liberia.

Am 2. Mai 1828 war es, daß sich die fünf Mitarbeiter in Ashmun's Hause begrüßten, während derselbe eben nach Amerika abfuhr, schon ein Sterbender († 25. Aug. 1828). Mit abgezehrtem, entstelltem Gesicht stürzte Sessing ihnen entgegen, und unaussprechlich war seine Freude, nun endlich Brüder bei sich zu haben. Allein anders als in Sierra Leone sah doch Alles aus. Auf Kisten und Stühlen zwar ließ sich zur Noth schon kampiren; aber der Stellvertreter Ashmun's

erklärte, noch ehe die Lebensmittel vom Schiff gelandet waren, sein Haus sei kein Gasthaus, für ihr Essen haben sie selbst zu sorgen, im Uebrigen sei er zu jedem Dienste bereit. Sessing hatte schon ein anderes Obdach suchen müssen. Wie ganz anders hätten doch die Brüder in Sierra Leone die heilige Pflicht der Gastfreundschaft geübt, hatten die Gäste Wochen- und Monatelang beherbergt und gespeist, ohne irgendwelche Vergütung anzunehmen; und hier in Monrovia war auch um theures Geld keine Nahrung zu beschaffen; einen Kaufladen gab es noch nicht.

So finden wir denn (5. Mai) Wulff bemüht, den kranken Sessing zu pflegen und für ihn zu kochen, während Hegele aufs Schiff fährt, um auszuladen, und Kißling sich auf ein Päckchen Kaffee besinnt, um dem eben vom Fieber befallenen Handt doch etwas Warmes zu brauen; ein Stück Londoner Zwieback fand sich auch noch in einer Tasche, und so wurde ein Labetrunk zu Wege gebracht. Kißling eilte dann ans Ufer, um das Gelandete unter Dach zu bringen; aber die trägen Eingebornen ließen sich nicht einmal durch Geld bewegen, Hand mit anzulegen; erst als Branntwein versprochen wurde, trugen sie die Kisten ins Haus. Die Gänge nach Fischen und andern Lebensmitteln, die Versuche mit Brodbacken und viele sonstige Anstrengungen, die Kißling machte, um den natürlichen Bedürfnissen abzuhelfen, lassen sich nicht in Kürze schildern. Genug, daß die Brüder sich von Mahl zu Mahl, von Tag zu Tag mit größter Mühe durchzubringen hatten. Reis ließ sich am Ende immer kaufen, aber Brod oder Fleisch nur sehr selten, da eine allgemeine Theurung herrschte.

Da klang es denn gar wunderbar, wenn (18. Mai) Dr. Carey einmal predigte: „Wo ist auch ein Land auf dem ganzen Weltall, das dem unsern gliche? Wie billig sind doch die Gesetze, wie vollkommen die Religionsfreiheit, wie herrlich die Sicherheit vor aller Gefahr! Sollte ich irgend einen Vergleich wagen, ich müßte Liberia zunächst ans Paradies hinstellen“ u. s. w. Zwei Tage darauf kam dieser zeitweilige Gouverneur, und wies die Deutschen aus dem Hause Ashmuns in eine Hütte mitten im Busch; da nächstens ein Kriegsschiff komme, könne ihnen nicht länger ein Zimmer im Regierungsgebäude eingeräumt werden. Sie zogen geduldig aus, Hegele schon unterwegs vom Fieberschauer befallen; Kißling kocht ihm dann vor dem Hause, da innen kein Raum zur Küche ist. Dreimal muß er

nach dem Arzte schicken, bis dieser sich endlich erbitten läßt zu kommen. Dann legt sich Kißling, der bald vor Hitze zu zerspringen meinte, und endlich Wulff, der schon geäußert hatte, die Furcht vor dem Fieber allein sei's weitaus in den meisten Fällen, die dasselbe herbeiführe, ihm schade die Hitze nichts. Bald liegt der Eine, bald der Andere; dann steht doch immer einer auf, um irgendwie die Kränkeren zu bedienen.

Es ist eine elende Hütte im dichten Wald, von keiner Seebrise je erreicht, in der die drei nun wohnen, während Wulff und Sessing am Flusse einquartirt den Bau des Missionshauses betreiben. Kaum ist die Sonne untergegangen, so stellen sich die Muskito's in Schwärmen ein, und es beginnt ein Gesang der Grillen, Eidechsen, Heuschrecken und anderer Insekten, während Frösche quacken und Affen schnarren. Der Gouverneur hat auch gerathen, weil das Haus mitten im Walde sei, die Flinte immer geladen zu halten, es wäre nicht unmöglich, daß sich Räuber einstellten. Das blieb freilich um so mehr eine Möglichkeit, als die Gefangenen der Kolonie wiederholt ausbrachen und sich im Busch versteckten, die Hütte unserer Brüder aber weder mit Schloß noch Riegel versehen war. An Schlangen war kein Mangel, auch Skorpionstiche kamen vor; doch lief das Alles gnädig ab.

Schlimmer war der Umstand, daß sich mit den bestehenden Kirchengemeinschaften keine rechte Freundschaft bilden ließ. Niemand kam den Weißen unbefangen nahe. Bei den Baptisten konnte etwa der Gesang gefallen, die Predigt war zu Zeiten erwecklich, wenn auch selten reich an biblischer Wahrheit. Gar arm gieng es in der Methodistenkirche her, viele Worte ohne Sinn und Geist. „Abends hörten wir ein fürchterliches Gelärm, ähnlich einem Bauerntanz; ich mußte denken, es werde in der Methodisten-Kapelle, die etwa 1500 Schritte von uns entfernt ist, etwas vorgehen. Das war es auch. Die Leute stampften und klatschten in die Hände, während die Predigt einherrauschte; es folgten Freudenschreie und Sprünge, daß der Boden hätte brechen sollen. Mehrere Prediger halten es für ein Zeichen des Segens, der auf der Predigt ruht, wenn die Zuhörer hüpfen und springen. Schlägt daher ein Wort bei dieser oder jener Person ein, so wiederholen sie es 15 — 20 Mal mit gefühlvoller oder schreiender Stimme, bis der Ergriffene wie betäubt sein Haupt neigt und in Sonderbarkeiten ausbricht. Hat Eines den Anfang gemacht, so fol-

gen die Andern bald nach. Hier stellt sich einer auf die Fersen und schwingt sich im Kreise wie eine Spindel, ein Anderer schlägt den Takt, das Dritte fällt nieder, jener hüpft, dieser jubelt 2c. Mich aber greift besonders das Geschrei der Prediger bei meiner Nervenschwäche dermaßen an, daß ich jedesmal aufs Neue erkranke." —

Dennoch zwang sich Kißling, der am längsten und öftesten vom Fieber Heimgesuchte, eine Einladung zur Predigt in dieser Kirche anzunehmen. Auf der Kanzel vom Fieber geschüttelt, mußte er (10. August) die Rede abbrechen und suchen, mit stillem Gebet seine Hütte zu erreichen. — Etliche Wochen später wurden die Deutschen (7. September) durch Dr. Carey, als Ungetaufte, vom Abendmahl in der baptistischen Kirche öffentlich ausgeschlossen, worauf sie natürlich auch fernere Einladungen zur Predigt in derselben ablehnten. Warum man sie bald freundlich heranzog, bald aufs barscheste abstieß, sie wußten es sich nicht zu erklären. Es waren die Nachwirkungen des noch unvergessenen Sklavenlebens.

Nun drängte es die Brüder, doch lieber bald unter die Eingebornen zu gehen, weil bei den amerikanischen Einwanderern einmal wenig zu machen war. Wohl nahm einer von diesen lateinische Stunden bei Kißling; aber wozu wohl? „Nun, mein Geist dürstet nach Bildung," sagte der Großsprecher, der auch Mathematik verstehen wollte, aber keine Linie zu beschreiben wußte. Kißling gab sich dennoch dazu her, dem Manne mit seiner Gabe zu dienen, bis er erkannte, daß derselbe nicht lernen, sondern nur glänzen wollte; das schien übrigens die charakteristische Schwäche der Monrovianer im Allgemeinen zu sein.

Ueber dem Plane aber, zu den Eingebornen vorzudringen, entzweiten sich die Köpfe und Herzen der Arbeiter selbst in betrübender Weise. Schon in den Fiebertagen klagten alle über eine ungemeine Reizbarkeit. „Die Sonne gieng unter," schreibt Kißling einmal, „und wir hatten uns die Bruderhand noch nicht gereicht; doch gieng sie nicht wieder auf, ehe dieß geschah." Nun aber kamen Tage, an welchen die Verstimmung viel länger währte. Allen Brüdern war alles gemein, und Handt sollte das Hauswesen führen, auf das er selbst sich nicht zu verstehen bekannte; was Wunder, wenn auch über dem täglichen Brod Murren und Unlust ausbrach. Sessing und Hegele wollten nun vorerst zu den Bassa's abreisen; der einsilbige Handt aber beschloß, sich nicht mit ihnen einzuschiffen, sondern wollte lieber seinen Ranzen

schnallen und zu Fuß unter die Vey's wandern, bei denen eben eine kurzbestandene Schule eingegangen war, und diese erneuern. Mit einem Ranzen sei er nach Basel gekommen, mit einem Ranzen wolle er auch unter die Heiden. Umsonst protestirten die Brüder gegen die Trennung; auch als Hegele, der mit Sessing abgefahren war, vom Sonnenstich getroffen, im traurigsten Zustand nach Monrovia zurückgebracht wurde — er war so verwirrt, daß er den ihm von den Brüdern gereichten Thee für vergiftet erklärte, — wollte doch Handt sich nicht erweichen lassen, sondern zog (27. November) mit einem Knaben, der ihm den Ranzen trug, ins Innere!

Eine eigenthümliche Heimsuchung traf die Kolonie am Anfang des November. Ein französisches Sklavenschiff ankerte vor dem Kap Mesurado und fieng an, Eingeborne zu sammeln; einige Schüsse verjagten es wohl das erstemal, aber es kam wieder und den Liberianern gieng die Munition aus. Während nun der Gouverneur Carey mit aller Macht in nächtlicher Weile bei Licht Patronen machen ließ, flog plötzlich das Haus mit drei Pulverfässern in die Luft (8. Nov.). Sessing und Wulff stürzten, krank wie sie waren, aus ihren Betten und sahen in nächster Nähe die brennenden Menschengestalten, die sich noch zu retten suchten. Unter den zehn Personen, welche diese Explosion wegraffte, war auch Dr. Carey selbst, so daß nun kein erfahrener Mann mehr da war, die Brüder zu berathen.

Gleich darauf war Sessing abgefahren, und obgleich er alsbald den schwererkrankten Hegele hatte zurücksenden müssen (16. November), blieb er doch fast zwei Monate allein bei den Bassa's auf der Insel des St. John's Flusses. Diesen Wilden gab die Erscheinung eines Weißen, der weder mit Sklaven noch sonstigen Waaren handelte, viel zu denken. Er gewann das Zutrauen des Königs Joe und seines Thronfolgers soweit, daß diese ihm ihre Kinder zur Erziehung zu übergeben bereit waren, auch den Sklavenhandel nicht länger betreiben wollten, sobald sie ihre Bedürfnisse, wie Tabak, Flinten, Pulver und Tuch, auf anderem Wege erhalten könnten. Es bahnte sich allmählich ein freundlicher und vielversprechender Verkehr mit den Leuten an, den Sessing zur Einziehung von werthvollen Nachrichten über den ganzen Stamm, sein Leben und Treiben, sowie zur Anlegung einer Wörtersammlung benützte. Zweifelsohne erwies sich der Aufenthalt im Bassa-Lande zuträglicher für die Gesundheit, als das Klima oder die Zustände der Hauptstadt. Schon war der Ort bestimmt,

wo das Missionshaus erbaut werden sollte, und die Leute des Königs hatten mit dem Umhauen des Busches einen Anfang gemacht, als (28. December) ein Bote von Monrovia den Brief überbrachte, der Sessings Rückkehr zu den Brüdern für unerläßlich erklärte.

Hegele nämlich, von Kißling treu gepflegt, erholte sich nicht mehr. „Zwar den Tag über kann man vernünftig mit ihm reden; aber sobald der Abend kommt, werden seine Augen starr, er weiß dann, daß man ihn tödten wolle, und je länger er sich den Feinden nicht übergebe, desto grausamer werde sein Tod. Zwischenhinein fragt er: Ach Gott, bin ich denn verrückt?" — Man hielt endlich fürs Beste, daß Sessing ihn nach Sierra Leone begleite, von wo Miss. Metzger ihn nach Deutschland mitnehmen wollte. Aber ehe diese Last Kißling abgenommen wurde, sollte er noch ein weitere tragen.

Wulff, der auch viel leidend war, mußte geschwind seine Waaren ausräumen, weil (9. December) der Eigenthümer des Hauses, das er für sie gemiethet, viel zu schnell von Amerika zurückkehrte. Angegriffen von den groben Reden, die er an jenem Tage schlucken mußte, legte er sich, wie er sogleich sagte, an seinem „letzten" Fieber und nun hatte Kißling, dem schon die Füße schwollen, zwei Kranke zu bedienen. Darunter brach er vollends zusammen; die Dysenterie verzehrte schnell seine Kräfte. Doch nahm sich nun ein wackerer Kolonist, Williams, bei dem sie einige Zeit in die Kost gegangen, ihrer ernstlich an; auch landete gerade ein guter Arzt in Begleitung des neuen Gouverneurs Randall, der sie zuvorkommend besuchte, und Wulff ins Ohr flüsterte, er habe nun bald überwunden. Es war am 22. December 1828, daß Wulff noch einmal seinem Kißling rief, ihm doch Wasser zu geben. Mit Mühe erhob sich dieser von seinem Bett und gab ihm Limonade, die Williams Schwiegermutter bereitet hatte; Wulff trank einen Schluck, blickte den Bruder groß an, schüttelte sich und legte sein Haupt auf die Seite. In einem Nu war er entschlafen, körperlich, vielleicht auch geistig, der stärkste der fünf Brüder; der neue Gouverneur und die Kolonisten geleiteten seinen Leichnam mit allen Ehren zum Grab. —

So mußte denn Sessing nach der Hauptstadt zurückkehren. Er hieß seine Bassa's mit den Vorbereitungen zum Bau innehalten, ließ aber wie zum Zeichen, daß er wiederkehren werde, sein Gepäck bei ihnen zurück. In Monrovia fand er Kißling in der Genesung begriffen, und entschlossen, das Werk auch allein fortzuführen. Da-

her beeilte er sich, das Missionshaus, das Ashmun der Mission in seinem Testament vermacht hatte, soweit zu vollenden, daß Kißling es bald nach seinem Abgang beziehen könne, und schiffte sich (28. Januar 1829) mit Hegele nach Sierra Leone ein. Ihr Kapitän wurde unterwegs von zwei französischen und spanischen Seeräuberschiffen angehalten, konnte sich aber als Freimaurer mit dem Spanier verständigen, so daß sie der drohenden Gefahr wie durch ein Wunder entrannen. Doch als Sessing in Freetown ankam, war Metzger bereits abgereist, daher ihm nichts übrig blieb, als nach dem Rath der Freunde den armen Hegele selbst nach Europa zurückzubringen, wo sie im Mai ankamen. Hegele erholte sich dort bald von der Kopfwunde und dem Sonnenstich und konnte noch in Kaukasien und andern Theilen Rußlands dem Herrn der Gemeinde, der ihn soweit durchgebracht, treue und gesegnete Dienste leisten. —

Sehen wir uns auch nach dem Einsiedler Handt ein wenig um! Am 1. December war er mit seinen Begleitern in einem Vey-Dorfe, Bigtown, angelangt (in der Nähe vom Kap Mount); das Dorf war etwa ebenso weit westlich von Monrovia gelegen, als der Junkfluß östlich von der Hauptstadt liegt. Trotz der wunden Füße stellte er sich sogleich dem Könige vor und bekam die Leitung der Schule, zu der sich (2. December) alsbald sechzehn Kinder einfanden. Diesen suchte er sich trotz der mangelnden Schulmittel so nützlich als möglich zu machen, indem er selbst von Reis und Wasser lebte. Das gieng ein halbes Jahr lang unter großer Leibesschwachheit fort, bis er seine Kraft erschöpft hatte und bei dem einsamen Kißling, der ihn wiederholt eingeladen hatte, Zuflucht suchen mußte. Dieser fand für ihn erst freie Arbeit in Caldwell, beförderte ihn dann aber zu ärztlicher Berathung nach Sierra Leone, von wo er nach England zurückkehren mußte. Im Dienst der englisch-kirchlichen Mission hat er sich dann zehn Jahre unter den Ureinwohnern von Australien abgemüht, und nach Aufhebung der im Ganzen fruchtlosen Mission noch zwanzig Jahre als Seelsorger in Geelong gewirkt, namentlich im Hospital und Gefängniß. „Vielen ist der Verewigte ein langes Leben hindurch in der Kraft des Glaubens und in treuer Einfalt ein Zeuge des Evangeliums gewesen. Im letzten Jahr seines Lebens, wo er sich genöthigt sah, in Folge des Ausfallens seines Gehaltes, Liebesgaben anzunehmen, wurde es ihm sehr schwer sich durchzuglauben. Doch er glaubte sich durch und schaut jetzt, was er geglaubt. Im

Jahr 1793 in Preußen (Acken) geboren, starb er am 7. Juli 1863 plötzlich in Folge von Lungenentzündung. Sein Gedächtniß wird im Segen bleiben." *)

---

4. Ein einsames Jahr
(28. Januar 1829 bis 17. Jannar 1830).

Kißling hatte sich nun ein ganzes Jahr in Monrovia allein durchzuschlagen. Das Erste war, daß er unter unsäglicher Mühe mit den trägen Arbeitern den Hausbau vollendete, um dann mit Hilfe von Knaben, denn keiner der stolzen Kolonisten ließ sich bewegen mit Hand anzulegen, die da und dort zerstreuten Güter der Mission in demselben unterzubringen. Mitten im Auszug aber (Juli) sank er kraftlos zur Erde und lag nun Tage lang im ungesunden Busch, sein Ende erwartend. Der edle Randall besuchte ihn dort und trug Sorge für die Siebensachen, die dem Kranken so sehr am Herzen lagen. Wiederum sollte er genesen. Zitternd schleppte er sich nun ins Haus des Gouverneurs, den er um Vieles entkräfteter finden sollte, als er selbst gewesen war. Während der Unterredung fiel Randall ihm in die Arme, daher Kißling ihn schnell zu Bett brachte; der gute Mann stöhnte noch einige Worte, schloß das Auge, und war im Nu in die Ewigkeit versetzt. Das war also schon der dritte Gouverneur, den die Missionare überlebten.

Kißling hielt es daher nunmehr für nöthig, des Leibes zu pflegen, d. h. zu dem sorglosen Jungen, der ihn bediente, eine alte Negerin aus Amerika als Haushälterin anzunehmen; er hoffte, man werde ihm diese Ausgabe nicht als Luxus anrechnen. Es war eine wackere Christin, die er bald so weit brachte, selbst das Evangelium zu lesen. Weiter hatte er einen hoffnungsvollen Knaben sich beigesellt, um ihn für Gottes Werk tüchtig zu machen. Es war David, der Sohn eines ehrwürdigen Negerpredigers, Payne, der mit unendlichen Anstrengungen sein Weib und seine Kinder aus der Sklaverei losgekauft hatte, aber bald nach seiner Landung in Liberia aus ihrer Mitte weggerafft wurde. — Wie nun der etwas träge, aber stille Jakob, der mit Sessing von Grand-Bassa mitgekommen war, diesem Lernen

---

*) Australischer Christenbote. Juli 1863, Nro. 7.

zusah, wuchs ihm auch die Lust dazu, daher er von häuslichen Geschäften freigesprochen wurde; in vier Monaten schon hatte er es dahin gebracht, sein englisches Testament mit Verstand zu lesen und ordentlich zu schreiben, und zwar schreibt er in alle seine Hefte und Bücher den Namen des Präsidenten der Missionsgesellschaft, J. von Brunn. — Diese Fortschritte sah ein Mann aus Klein-Bassa mit solchem Wohlgefallen, daß er sein liebliches neunjähriges Söhnlein brachte und Kißling unter der einen Bedingung übergab, daß es ihm, dem Vater, wiedergehören solle, falls der Missionar sterbe oder nach Europa zurückkehre. Derselbe wurde nun ein „Gottlieb Blumhardt". — Auch der freundliche Kolonist Williams, der nun zum Vicegouverneur ernannt wurde, sandte seinen begabten Sohn, Anton, herüber, welcher sich bald genug als Unterlehrer in einer weiteren Schule benützen ließ.

Es schickte sich nämlich, daß Kißling einmal (im März) auch Kolonisten tadelte, daß sie ihre Kinder so gänzlich vernachlässigen. Ihre Antwort lautete: wir vermögen nicht des Monats einen Thaler Schulgeld aufzubringen; wollten Sie vielleicht für arme Knaben Schule halten? Er fühlte sich innerlich gestraft, daß er von den Leuten mehr gefordert, als ihnen gedient habe, und begann das Werk im Aufblick zum HErrn. Erst 26, bald aber 50 Kinder, theils arme Amerikaner, theils der Sklaverei entrissene, lernten nun täglich fünf Stunden bei ihm. So lange Randall lebte, der mit Freuden für die Kleidung der Kleinen sorgte, hatte diese Schule glücklichen Fortgang. An ihr betheiligte sich auch Handt noch eine Zeitlang nach bestem Vermögen. Sodann setzte Kißling mit seinen Knaben den Garten in Stand, baute Cassada und Bataten, und kaufte bei Gelegenheit Ziegen und Hühner (auch ein Schwein, das sich mit den Schlangen mästete), damit die nachrückenden Brüder weniger Noth leiden möchten, als den Bahnbrechern auferlegt worden war.

Unter dieser geordneten Thätigkeit, welche er in der gesunden Wohnung mit wunderbar geschenkter Kraft Monatelang fortsetzen durfte, athmete Kißling frisch auf. Es gelang ihm auch, sich mit den farbigen Predigern in ein freundlicheres Verhältniß zu setzen, indem er vier derselben im „Griechischen" unterrichtete, was Gelegenheit genug bot, ihre Ansichten über viele Punkte zu berichtigen und den strengen Sektengeist zu mildern, namentlich aber sie auch Englisch lesen zu lehren. Er konnte nun oft in der Methodistenkirche predigen und

wöchentlich eine Missionsstunde daselbst halten. (Nach sechs Wochen freilich war die Neuheit der Sache vorüber und Williams mit seiner Frau der einzige Zuhörer, der sich noch einfand, um Mittheilungen aus der Mission zu vernehmen.)

Am meisten aber freute sich Kißling über die Fortschritte der aufgeweckten Knaben um ihn her; sie blieben sich natürlich nicht immer gleich, sondern übten hie und da seine Geduld, aber ihre Buße war aufrichtig, wenn sie ihn je betrübt hatten, und der Jakob zeigte sich so angefaßt von der Gnade Gottes, daß Kißling nur auf die Ankunft der Brüder wartete, um ihm die heilige Taufe zu ertheilen. An ihm hätte man dann den ersten Bassa-Christen; und wie erfreulich war doch diese Aussicht, da König Joe wiederholt anfragen ließ, ob denn die versprochenen Lehrer nicht bald bei ihm eintreffen werden. „Gewiß, dies Feld ist reif zur Ernte; nach 20 Jahren sehen wir Wunderdinge hier in der Wildniß. Fahren Sie fort, Leute und Güter dem HErrn zu opfern; es ist nichts verloren, was für diese Mission geopfert wird."

Auch freut es ihn, auf Umwegen zu hören, daß die fast zu gleicher Zeit auf der Goldküste von Basler Missionaren angefangene Mission gedeiht und die Brüder sich ans Klima gewöhnen. Aber von Basel keine Briefe, weder vom Jahr 1828 noch von 1829! „Ists möglich, ihr Väter?" ruft er (9. Januar 1830) mit bewegtem Herzen aus. „Doch geht hier Alles gut, dem HErrn sei Dank! Ich bin mit Ihm zufrieden. Ob Er auch mit mir? Ja, wenigstens zum Theil." Fröhlich schaute Kißling von seinem zweiten Stock nach Westen auf den weiten Ocean, nach Nordosten auf den schönen breiten St. Paulsfluß, der in jenen mündet, und es ist ihm so leicht wie nie zuvor in Afrika. Allein ist er freilich und hat keinen Herzensfreund; doch werden ja bald Brüder kommen!

(Fortsetzung folgt.)

Missionsleben unter den Zulukaffern.*)

Unter diesem Titel liegt ein Buch vor uns, das uns weit über die Grenzen der Natalkolonie hinaus einführt in das eigentliche Zulureich. Genießen in Natal die dunkelfarbigen Eingebornen Alle doch mindestens den Segen einer gerechten christlichen Regierung, so lastet jenseits des Grenzflusses Tugela auch in bürgerlicher Beziehung auf ihnen noch der ganze Fluch des Heidenthums. Als ein dreifacher Bann greift er dort in das Leben des Volkes ein durch die despotische Regierungsform, den Glauben an Zauberei und die allgemeine Sitte des Weiberkaufs. Wie viel Jammer und Elend hat doch jeder einzelne dieser Strahlen schon über unzählige Häupter gebracht!

Die Schreckenswörter der Anklage auf Hexerei und des Verhandelns junger Mädchen an den Meistbietenden haben indeß auch in der Natalkolonie ihre Kraft noch nicht verloren. Welches Mißgeschick auch immer ein Haus treffen mag — es wird irgend einem feindlichen Einfluß zugeschrieben. Die ganze Nachbarschaft geräth dann in Aufregung, und alle Hexendoktoren werden zusammenberufen, den Schuldigen ausfindig zu machen. Nach Zulusitte am Leben gestraft zu werden, droht zwar unter englischer Obrigkeit dem Angeklagten nicht, aber er und seine Familie werden von nun an auf eine Weise gemieden, daß sie völlig als Geächtete dastehen. Und schauerliche Fälle von Vergiftung kommen mitunter auch zu Tage, wenn man der Sache auf den Grund geht. Unter dem scheinbar so gastfreien Volke traut Jeder dem Andern um so weniger, je näher er ihm steht; denn der bloße Wunsch nach des Bruders Kühen oder nach des Nachbars Garten genügt oft zu solch einem heimlichen Mord. Daher ist es auch allgemeine Sitte, alles was dem Gaste von Speise oder Trank gereicht wird, zuerst selbst zu kosten, um ihn zu überzeugen, daß er es unbedenklich genießen könne.

*) Mission life among the Zulu-Kafirs. Memorials of Henrietta Robertson, wife of the Rev. R. Robertson, by Anne Mackenzie. Cambridge 1866. Eine Schrift reich an lebendigen Schilderungen und anmuthigem Detail, wie es sich von der Hand einer Dame erwarten läßt.

Eher noch als den auf Zauberei Angeklagten ist es zuweilen jungen Mädchen möglich, durch Muth und schnelle Besonnenheit ihrem Schicksal zu entrinnen. Umandumela z. B. hat eine hübsche, achtzehnjährige Tochter, die er vor vielen Jahren schon einem alten Polygamisten zum Weibe versprach. Sie weiß von dem Plane ihres Vaters, hat aber unterdessen einen Mann ihres Alters liebgewonnen. Da erscheint eines Morgens der Alte mit den versprochenen Kühen und verlangt sein Weib. Umandumela ruft seine Familie und seine Nachbarn zusammen, und theilt in deren Gegenwart seiner Tochter mit, daß sie nun mit jenem zu leben habe. Wie von einem elektrischen Schlage getroffen, springt sie auf, rennt ihren Kopf an den Pfosten in der Mitte in der Hütte an und erklärt, das werde sie nun und nimmermehr thun; keinen Andern als den Sohn Umfukuzele's werde sie je zum Manne nehmen. Man hälts fürs Beste, die Sache vorerst ruhen zu lassen. Nachmittags hört der Vater, während er im Garten arbeitet, plötzlich den Ruf: „Gerade ist das Mädchen fort.“ Er rennt ihr nach, aber zu spät, um sie noch zu erwischen; denn schon ist sie mit zwei ihrer Freundinnen auf und davon. Er beräth sich mit den Nachbarn, und es wird beschlossen, sie im Kraal des jungen Mannes aufzusuchen. Gegen Mitternacht kommt der Vater mit seinen Begleitern dort an. Auf seine Erkundigungen erhält er ausweichende Antworten, wie die Kaffern sie meisterhaft zu geben wissen. Schon sind sie im Begriff wieder umzukehren, da hören sie in einer der Hütten ein halberstícktes Lachen. Sie erkennen die Stimme einer der Flüchtigen, nähern sich dem Eingang und sehen die Entlaufenen sich mit andern Mädchen vergnügen. Umandumela läßt seine Tochter herauskommen und schleppt sie mit Gewalt fort. Doch kaum haben sie den Kraal hinter sich, so reißt sie aus, springt wie ein junges Reh über die Büsche und verschwindet im Dunkel. Drei Tage verbergen sie nun die Bewohner des Kraals und liefern sie dem Vater erst gegen das Versprechen aus, daß sie ihren jugendlichen Bewerber heirathen dürfe.

Ein anderes Beispiel. Untolo, ein einnehmender junger Mann von neunzehn Jahren, liebte Ukoniyana, die Tochter Unomarebe's, eines benachbarten Häuptlings. „Wir wuchsen zusammen auf,“ erzählt er selbst, „und wußten gar nicht, daß wir einander liebten, bis ihr Vater sie gegen ihren Willen an einen alten Mann verheirathen wollte, der schon mehrere Frauen hatte. Als sie sich

weigerte, schlug man sie; da lief sie davon und kam zu mir. Nach vielem Hin- und Herreden und Schelten willigte ihr Vater endlich ein, sie mir zu geben, wenn ich ihm zwanzig Stücke Vieh für sie zahle. Ich gab ihm gleich alles Vieh, das ich hatte, und fieng an zu arbeiten, um das noch fehlende ergänzen zu können. Da brach die Lungenseuche aus und raffte alles Vieh hinweg, seines wie meines. So mußte ich wieder vornen anfangen. Unomarebe sah, daß ich lange Zeit brauchen werde, und versuchte seine Tochter an einen andern Mann ihres Alters zu verheirathen; aber sie wollte wieder nicht, denn sie liebte mich. Die Zeit verstrich, und es war noch keine Aussicht, daß ich die zwanzig Stücke Vieh bald bezahlen könnte. Da versprach der Vater seine Ukoniyana ohne ihr Wissen Pangela, einem alten Häuptling, zur Frau. Als sie sich weigerte, wurde sie blutig geschlagen, mit Gewalt in Pangela's Kraal geschleppt und gezwungen, an den Hochzeitsfeierlichkeiten Theil zu nehmen. Sie that es nur unwillig und wurde je länger je finsterer. Gegen Abend brach die Wolke auf ihrem Gesicht in einen solchen Sturm aus, daß Pangela froh war, sie wieder von sich zu lassen. Spät in der Nacht kam sie in meinem Kraal an und trat, ohne ein Wort zu sprechen, in meine Hütte. Ich schlief nicht,' wie hätte ich schlafen können in dieser Nacht? Als ich die Thüre öffnen und Jemand hereinkommen hörte, fragte ich: 'Wer ist da?' — 'Ich bins,' antwortete sie mit ihrer wohlbekannten Stimme. Da wurde mein Herz weit, und wir liefen davon und flüchteten uns weit von hier in einen Kraal am Umhlatuzana." — Groß war der Zorn Unomarebe's, als er so seinen eigenen Traum von einer großen Heerde Vieh und den Pangela's von einem jungen Weib in seinen alten Tagen zerrinnen sah. Er suchte weit und breit nach den Flüchtlingen, stieß manche grimmige Drohung aus und beseufzte die traurigen Zeiten, in denen man nicht mehr wie früher ungestraft den Gegner erschlagen könne. Die Verwandten beider Theile klagten nun dem Missionar ihre Noth und ihren Verdruß — auch dem Kaffer ist es ein Trost, sein Herz ausschütten zu können — und bekamen dafür ernste Vorstellungen gegen eine Volkssitte zu hören, nach der ein junges Mädchen sich schweren Mißhandlungen aussetzt, wenn sie dem Manne ihrer Wahl treu bleiben und nicht einen andern heirathen will, der ebensogut ihr Großvater sein könnte. Der Missionar schlug ihnen vor, den Fall vor die englische Obrigkeit zu bringen. Die Kunde davon drang zu den

Flüchtlingen, und alsbald stellten sich diese wieder ein, Ukoniyana noch entstellt von den erlittenen Schlägen. Noch ehe es jedoch zur gerichtlichen Verhandlung kam, zog ihr Vater vor, die Sache friedlich zu regeln. Untolo sollte Ukoniyana zum Weibe bekommen, sobald er zehn Stücke Vieh bezahlt hätte, und drei Jahre Frist zur Entrichtung der andern Hälfte erhalten. Der Vertrag wurde zu Papier gebracht, in aller Form unterzeichnet, und von beiden Seiten durch Zeugen bestätigt. Dann kehrten Untolo und Ukoniyana leichten Herzens jedes in seine elterliche Hütte zurück.

Wohl murren noch Manche mit Unomarebe darüber, daß sie auf britischem Boden nicht volle Freiheit zu ihrem gewohnten Treiben haben; nach Norden auszuwandern, haben sie aber doch keine Lust. Vielmehr hat die Grausamkeit der Zulufürsten und der dort herrschende Despotismus schon Tausende von Flüchtlingen unter den Schutz der englischen Gesetze geführt und sie dem Evangelium ins Netz geworfen, das in Natal außer den Geistlichen der englischen Kirche Methodisten, Bostoner, Berliner, Hermannsburger und Norwegische Missionare auszuspannen bemüht sind. Die Wirksamkeit des einzigen Vertreters der hochkirchlichen Ausbreitungsgesellschaft schildert die uns bereits aus der Biographie ihres Bruders (Miss. Mag. 1866, S. 288 ff.) bekannte Verfasserin der vorliegenden Schrift, indem sie mit liebender Hand das Leben seiner Gattin zeichnet. Im Jahr 1851 ausgesandt, arbeitete Robertson bis zum Ende des Jahres 1860 in der Natalkolonie, von da an im Zulureich unter den Kaffern. Aus diesen beiden Abschnitten seines Missionslebens denken wir unsern Lesern in den folgenden Seiten einige Bruchstücke mitzutheilen.

---

1. In Natal.

Lassen wir uns vor Allem von Frl. Mackenzie ihre erste Begegnung mit der Freundin erzählen, mit deren Leben das ihre von da an vier Jahre hindurch aufs engste verknüpft war. Eine Wittwe, schon in der Heimat reich an guten Werken, hatte Frau Woodrow im Dezember 1853 sich nach Südafrika eingeschifft in der Hoffnung, dort, in dem wärmern Klima, werde sie bei ihrer zarten Gesundheit im Dienste ihres Herrn mehr leisten können, als zu Hause im kühlen, nebligen England. Kurz nach ihrer Landung in Natal hatte sie die Leitung des Waisenhauses in Pieter Maritzburg übernommen und sich

dann gerade, ehe im Mai 1855 der Erzdiakon Mackenzie mit seiner Schwester landete, mit Miss. Robertson verlobt.

„Ich hatte schon manche ihrer Briefe gelesen und freute mich mehr auf ihre Bekanntschaft als auf die irgend eines andern Menschen in der Kolonie. Mein erster Besuch in Pieter Maritzburg galt ihr. Einen kleinen schwarzen Knaben auf dem Arm, trat sie ins Zimmer und legte ihn mir auf den Schooß mit den Worten, das sei ihr jüngster Pflegling, das Kind ihrer beiden christlichen Dienstboten Abraham und Marie.

„Ich liebte damals die Schwarzen noch nicht, wie der nähere Verkehr mit ihnen sie lieben lehrt, und die dicken Lippen und großen Nasenlöcher des kleinen Hali waren nicht gerade einnehmend; aber doch war es unmöglich, ohne Rührung dieses Kind zu betrachten, das bald im Wasser der Taufe gewaschen' und als ein Christenknabe erzogen werden sollte; denn Abraham und Marie sagten, er sei der „Lady" Söhnlein.

„Wie gerne nannte man sie doch bei diesem Namen „Lady"; er schien so ganz für sie gemacht; denn man war wirklich versucht, sie um die wunderbare Gabe zu beneiden, der armseligsten, aufs nothdürftigste eingerichteten Hütte einen mehr als nur wohnlichen Anstrich zu geben. Beim ersten Blick mußte ich nur staunen, wo sie Kraft hernehme zu Allem, was sie that, so zart und schwach sah sie aus. Dieser Eindruck wurde mir bestätigt durch den Ausspruch des Arztes, daß ihre Kraft einzig in den Nerven liege. Die schweren Krankheiten, die sie so oft niederwarfen, bewiesen die Richtigkeit dieser Ansicht.

„Sie war groß und schön, ihre Schultern schmal, ihr langer Hals ließ ihre Gestalt noch höher erscheinen, als sie es war. Ihre Gesichtsfarbe war auffallend blaß, ihr blondes Haar fiel in langen Locken herab. Sie sprach sehr langsam, aber trotz ihrer sichtbaren Schwäche konnte man wohl eine Willenskraft durchfühlen, die sie aufrecht erhielt, wo hundert Andere unfähig gewesen wären, noch irgend etwas zu thun.

„Gleich nach ihrer Wiederverheirathung zog sie mit Miss. Robertson nach Durban, wo ihre kleine Wohnung von drei Zimmern bewies, was ich oben von ihrer wunderbaren Gabe sagte. Niemand hätte, als sie das Häuslein wieder verließen, die gleichen Räume darin erkannt, wie ehe sie es bezogen.

„Man konnte unmöglich Frau Robertson so genau kennen, wie es uns vergönnt war, ohne einen tiefen Eindruck von ihrem selbstverläugnenden, himmlischen, so weit über alles Irdische erhabenen Sinn zu bekommen."

Als Prediger der weißen Gemeinde in Durban lebte Mackenzie mit seiner Schwester dort aufs innigste verbunden mit den Robertsons, deren Haushalt gegen Ende des Jahres 1855 aus einer Hottentottenfrau Mam mit ihren drei Kindern John, William und Alice, dem kleinen Hali (Abraham und Marie waren vorerst in Pieter Maritzburg zurückgeblieben), dem Stallknecht Benjamin und zwei geflüchteten Zulumädchen, die später in der Taufe die Namen Emilie und Luise erhielten, bestand.

Diese beiden Letztern kamen zu den Robertsons als völlige Wilde, nackt, nur ein Tuch um den Leib gebunden. Anfangs waren sie mürrisch und faul und sagten, sie haben das Zululand nur verlassen aus Angst, sie könnten erstochen werden. Suchte man ihnen begreiflich zu machen, es sei doch eine Wohlthat für sie, Freunde gefunden zu haben, die sich ihrer annehmen, so erwiederten sie, sie haben Freunde zu Hause; sprach man von den Kleidern, die sie jetzt trugen, so war die Antwort, es sei viel angenehmer ohne Kleider, man habe mehr Luft. Beinahe das Erste, was ihnen wirklich Freude zu machen schien, war der Ton eines Harmoniums. „Fast wären wir gestorben, ohne das gehört zu haben," riefen sie aus, als sie ihn vernahmen. Da nach einem Kolonialgesetz alle Flüchtlinge aus dem Zululande einem weißen Herrn zugetheilt werden müssen, der ihnen einen festgesetzten Lohn zu bezahlen und sie billig zu behandeln hat, wurden die beiden Mädchen von der Stadtbehörde den Robertsons auf drei Jahre übergeben, und bald trug auch Frau Robertsons liebevolle und weise Leitung einige Früchte.

Noch ist aber die Zahl der ganzen zu bedienenden Dienerschaft nicht voll. Da war auch noch ein schon seit anderthalb Jahren im christlichen Unterricht stehender Bursche Josanna, den die Robertsons eine Zeitlang den Mackenzie's abgetreten hatten. Frl. Mackenzie und ihr Mädchen wußten jedoch nichts mit dem trägen, fetten Menschen zu machen und gaben ihn seinen ersten Freunden zurück, die nie Geduld und Hoffnung verloren. Er hat sie nie verlassen und arbeitet jetzt als treuer Katechist im Zululand. Er war der erste erwachsene Heide, dessen Taufe die Mackenzie's (25. Jan. 1856) beiwohnten, und

die Kaffer'sche Art, beim Gebet nicht einfach zu knieen, sondern auch mit der Stirne den Boden zu berühren, erhöhte ihnen dabei den feierlichen Eindruck der Handlung. Usajabula, „der Fröhliche", war der neue Name des Getauften.

Gleich zu Anfang des Jahres 1856 bestimmte die Kolonialregierung eine Strecke von 500 Morgen Landes in der Nähe der Küste zur Errichtung einer kirchlichen Missionsstation. Robertson sollte unter Mackenzie's Oberaufsicht die Gründung und Leitung derselben übernehmen, und schon im März schlug Ersterer mit seiner Gattin seine Wohnung dort auf. Es war ein schöner, malerisch gelegener Platz und viele Kaffernkraale in der Nähe. Von Durban aus führt der Weg dorthin zuerst über eine sandige Uferstrecke, die zur Fluthzeit vom Meereswasser bedeckt wird. Rechts davon erblickt man die schattigen Ufer der Berea, an denen der Weg nach Pieter Maritzburg hinführt. Das erste Hinderniß, auf das der Wanderer zuweilen stößt, ist der periodische Fluß Umbilo, der nach starkem Regen nicht zu passiren ist, und zur Fluthzeit durchschwommen werden muß. An einer herrlichen Orangen-, Limonen- und Bananen-Pflanzung vorbei, geht es dann etwa anderthalb Stunden weiter bis zum Umhlatuze-Fluß, der zur Fluthzeit gleichfalls nicht leicht zu passiren ist; dennoch wagten es Robertson und Mackenzie oft, sogar in der Dunkelheit, trotz des Widerstrebens ihrer Pferde, die in ihrer Angst, die Vorderfüße nach Katzenart ausstreckend, sich auf die Hinterfüße setzten und erst aufs äußerste gespornt den verzweifelten Sprung ins Wasser wagten. Bald ist nun das freundliche Claremont mit seinem hölzernen Kirchlein erreicht, in dem Robertson jeden andern Sonntag zu predigen hatte. Durch Wald und Gebüsch, wo fast das ganze Jahr hindurch von allen Zweigen Schlingpflanzen mit den buntesten Blüthen herabhängen, zieht sich jetzt der Pfad weiter, bis er in einer einförmigen Ebene mündet, von der aus man endlich den schönen Umlazi-Fluß mit seinen veränderlichen Sandbänken, seinem klaren Wasser und seinen schroffen Felsenufern erblickt, an deren romantischesten Stellen die Kaffern ihre Kraale aufgeschlagen haben. Ein steiler Zickzackpfad führt durch dichtes Buschwerk den Hügel hinan, auf dem zur Eröffnung der Umlazi-Station für Miss. Robertson und die Seinen einige zeitweilige Hütten errichtet worden waren.

Hatten in Durban die beiden Familien zusammen gelebt und gewirkt, wie sie z. B. Abends ihre Kaffernschule gemeinsam hielten,

so pflegten sie dieses Liebesband nach ihrer Trennung nicht nur durch einen lebhaften Briefwechsel und durch freundschaftliche Besuche fort, sondern sie betrachteten auch jetzt noch ihre Arbeit als eine gemeinsame. Wie oft und wie frohen Herzens legten nicht die Mackenzie's den soeben beschriebenen Weg zurück! Kleine Unbequemlichkeiten galten bei diesen Besuchen für keine Störung. War man's doch auch in Durban gewohnt, bei den Robertsons Abends zuweilen dichte Schwärme geflügelter Ameisen ins Zimmer eindringen und acht bis zehn Kröten hinter ihnen herhüpfen zu sehen, um sie zu verschlingen! Zudem suchten die Freunde aufs Beste für ihre Gäste zu sorgen. Für Mackenzie ließen sie eine eigene Kaffernhütte mit hohem Eingang, sonst aber ganz von der Form eines Bienenkorbes, bauen. Freilich, als Frau Robertson ihn triumphirend zum erstenmal hineinführen wollte, fand sie dieselbe mit Schrecken schon anderweitig besetzt. Man hatte Tags zuvor ein paar christlichen Kafferfamilien, die sich auf der Station niedergelassen hatten, geholfen eine Kuh zu schlachten; anstatt nach Kaffersitte ein Gastmahl anzustellen und dieselbe an Einem Tag zu verzehren, sollte nun der größere Theil davon aufbewahrt und eingesalzen werden. Bei dem strömenden Regen hatten die guten Leute den angemeldeten Gast nicht erwartet und das Thier in seiner Hütte aufgehängt. Natürlich wurde es sogleich entfernt; am andern Morgen aber fand es der Erzdiakon in seiner Badewanne, „weil durchaus kein anderer Platz da gewesen sei;" ein schlagender Beweis, daß wenn man die Kaffern an Mäßigkeit gewöhnen wolle, man irgendwelche andere kleine Uebelstände dafür in den Kauf nehmen müsse. — Zu Frl. Mackenzie's Empfang wurde mit Pfählen eine noch stattlichere Hütte erbaut als für ihren Bruder. Die letzte Hand legte man daran erst, als man die Erwartete über den Fluß setzen sah. Sie hörte Frau Robertson noch nach einem Rechen rufen, um den Boden glatt zu machen, ehe die Matten darauf gelegt wurden.

Die Missionswohnung selbst bestand aus einem einzigen, dreißig Fuß langen und vierzehn Fuß breiten, durch leichte Zwischenwände in ein Schlaf=, Eß= und Empfangszimmer abgetheilten Gemach. Von der Beschaffenheit des Hauses wie von dem Geist seiner Bewohner gibt Frau Robertsons erstes Einladungsschreiben an ihre Freundin ein sprechendes Bild.

„Liebe Frl. Mackenzie, wir wünschen so sehr, Sie hier zu haben. Die Luft ist so rein, die Gegend so schön, Alles so herrlich und un=

ser Haus so erträglich, so viel besser als ichs erwartet hatte. Obgleich noch vieles daran zu thun bleibt, würden Sie doch staunen über so manche hübsche Einrichtung, die mein Mann schon getroffen, und er möchte so gerne wieder einmal nach Herzenslust kafferisch mit Ihnen plaudern. Weil man den feuchten Lehmboden für meine Gesundheit fürchtete, hat man über einige Balken einstweilen Bretter gelegt, die nachher anders verwendet werden können. Nur hatten wir nicht ganz genug Balken zur Unterlage, daher ist der Boden so schwankend, daß bei jedem Schritt, den wir machen, die Möbel mitschwanken, und ein Fehltritt ein gewaltiges Gepolter der Tische und Stühle am entgegengesetzten Ende zur Folge hat. Wir haben Frösche und Ameisen und Spinnen und Mäuse, aber jeden Tag erfinden wir neue Mittel, sie los zu werden. Wir haben kaffeefarbene Wände und ein braunes Grasdach, überhaupt ein recht braunes Haus. Gestern, während des Sturmes, regnete es auf unsern Eßtisch herunter; da meinte Robertson, es sei doch ausgemacht gewesen, nach unserer Ankunft hier sollte es nicht mehr regnen."

Nun aber genug von diesen Aeußerlichkeiten; begleiten wir die liebe Missionsfamilie auch zu ihrem Tagewerk. Daß wir uns im hochkirchlichen Lager befinden, zeigt uns fast der erste Blick; wir brauchen dazu nicht erst vom Zululand aus Robertson nach einem Bischof seufzen und die Ansicht aussprechen zu hören, nur das sei die rechte Art, Mission zu treiben, wenn gleich ein Bischof mit seinem ganzen Stabe ausgesandt werde; aber ächt evangelische Liebe weht uns bei all dem doch entgegen. Auch die Robertsons haben, wie andere Missionare, von Anfang an mit allerlei Schwierigkeiten und mit viel Undank zu kämpfen. Obgleich von den Kaffern im Ganzen mit Freuden begrüßt, müssen sie doch erst mit großer Geduld deren Vertrauen zu gewinnen suchen. Man fürchtet, die Kinder könnten in der Schule mit Gewalt zu Christen gemacht werden, und will sie daher lieber nicht schicken. Der Versuch Frau Robertsons, die fast nackten jungen Mädchen, die gleich an einem der ersten Sonntage mit vielen Erwachsenen zur Predigt kommen, mit Kleidern zu beschenken und ihnen dieselben nach dem Gottesdienst anzuziehen, erregt solche Unzufriedenheit, daß ein bekehrter Eingeborner ihr räth, davon abzustehen, wenn sie nicht alle Frauen verscheuchen wolle. — Die oben erwähnte, unaussprechlich häßliche Hottentottin Mam ist auf die Bitte ihres ebenso häßlichen Mannes, eines alten Wagentreibers,

mit ihren drei Kindern ins Missionshaus aufgenommen worden, damit er ungehindert seinem Gewerbe nachgehen könne. Etwas später sucht er die Erlaubniß nach, hart neben den Robinsons seine eigene Hütte aufzuschlagen. Er erhält sie, weil er und seine ganze Familie getauft ist. Nach kurzer Zeit aber fühlt er sich durch irgend eine Kleinigkeit beleidigt und fordert seine Kinder zurück. Robertson erklärt ihm, daß er entweder seine Kinder auch von der eigenen Hütte aus noch zur Schule schicken, oder aber den Missionsgrund verlassen müsse. Da äußert der Alte, ja er wolle Robertson seine Kinder lassen, um ihn zu ermuthigen, weil er noch ein junger Lehrer sei und sonst keine Schüler habe; er sei eben noch ein Mäuslein mit kleinem Schwanz, er selbst dagegen eine erfahrene Ratte mit stattlichem Schweif.

Man hat schon oft behauptet, den Kaffern fehle nicht nur das Gefühl, sondern auch der Begriff von Dankbarkeit, da ihre Sprache nicht einmal ein Wort dafür habe. Die Robertsons aber durften doch auch Erfahrungen anderer Art machen, und überdieß lehrte sie die Liebe, die alles verträgt und duldet, auch alles glauben und hoffen. Und so entschlüpfte ihnen selten ein Seufzer; viel häufiger hört man von ihnen die Stimme des Lobens und Dankens. Das scheint auch die einzig richtige Methode, Dankbarkeit in Andern zu erwecken; wie viel mehr erführen wir davon, wenn wir selbst dankbarer wären.

„Die Sonne geht um sieben Uhr auf,“ lautet ein Bericht vom Juni 1856, „aber schon eine Stunde vorher weckt uns Alle eine große, an einen Baum aufgehängte Glocke, die auch die Eingebornen weithin hören. Um acht Uhr liest Robertson mit unsern eingebornen Dienstboten die Gebete in kafferischer Sprache, dann frühstücken wir und haben unser englisches Morgengebet. Noch ehe wir damit fertig sind, finden sich schon unsere Schulkinder ein. Wir haben ihrer jetzt acht. Unsere kleine Hottentottin Alice und einige der Dienstboten sorgen dafür, daß sie sich inzwischen waschen; dann beschäftigen wir sie in der Weise, wie man's in den Kleinkinderschulen zu halten pflegt. Die Kleinen kommen so gerne, daß in einigen Kraalen Eltern, die ihre Kinder lieber zum Hüten des Viehs und der jüngern Geschwister zu Hause behalten, sie verstecken, wenn wir Besuche machen, um sie zur Schule einzuladen. Nachmittags gehen wir gewöhnlich in die benachbarten Kraale hinaus, um Bekanntschaften anzuknüpfen. Dabei finden wir, daß in den verschiedenen Kaffernfamilien zwischen Eltern und Kindern ein ebenso verschiedener Ton herrscht, wie

in entgegengesetzter Richtung etwa 1½ Stunden von der Missions-Station entfernt liegt. An einer malerischen, lichten Stelle im Busch predigte er dann Nachmittags den Kaffern. Doch war das nur bei schönem Wetter möglich, daher betrieb er eifrigst den Bau einer kleinen Kirche.

Einem treuen Seelsorger fehlt es ja nirgends an Gelegenheit, im Leiblichen wie im Geistlichen seine Gemeindeglieder zu bedienen und ihre Freuden und Schmerzen zu den seinen zu machen; wie hätte sie draußen, auf dem Missionsboden, nicht auch den Robertsons werden sollen? Und für die Treue, mit der sie diese Gelegenheiten benützen, werden ihnen auch bald herzerquickende Zeichen dankbarer Gegenliebe zu Theil. Schon im Sommer 1856 öffnete die noch heidnische Frau eines weißen Arbeiters auf der Station dem Evangelium ihr Ohr und entschlief dann wenige Wochen nach ihrer Taufe im Frieden. Mit sterbender Stimme noch sagte sie Robertson das Glaubensbekenntniß und die Gebete nach, die er ihr vorsprach, wie denn auch seine Besuche ihre höchste Freude gewesen waren. Die Ruhe, mit der sie ihrem Ende entgegensah, schien einen tiefen Eindruck auf eines der noch halbwilden Zulu-Mädchen im Missionshaus zu machen, denn die Kaffern haben von Natur ein entsetzliches Grauen vor dem Tod. Doch reifte die Frucht nur langsam, und als kurz darauf Robertson ernstlich mit ihr über ihre Seele sprach, war nach langem, beharrlichem Schweigen ihre einzige Antwort: „Ich glaube, es ist jetzt Zeit, die Suppe zu kochen.“ — Ein Söhnlein der Verstorbenen von Hali's Alter, der kleine Billy, fand Aufnahme im Missionshaus.

Noch vor Weihnachten wird Robertson an ein anderes Sterbebett, an das eines Heiden in einem benachbarten Kraal gerufen. „Ich fühle es, ich werde sterben,“ sagt der Kranke mit Thränen, „aber ich wünsche gut zu sein, Umfundisi (Lehrer), und nach deinen Worten zu thun.“ Dann bittet er so flehentlich, ihn doch ins Missionshaus mitzunehmen, damit er dort sterbe, daß Robertson nicht widerstehen kann. Nachdem er mit ihm gebetet, kehrt er heim, um eine Tragbahre zu rüsten, und zieht dann mit seinen 32 Schulkindern hinaus, den Kranken zu holen. Es ist ein trauriger Zug: Abraham und zwei andere christliche Kaffern tragen den Kranken. Die Schulkinder schreiten voran; die Frau und die Mutter des Sterbenden folgen ihm schluchzend. Unter jedem schattigen Baum wird er sanft

niedergelassen, um ein wenig zu ruhen; dann stehen die Kinder im Kreis um ihn her und singen ihm ein Lied oder einen Psalm. An den beiden folgenden Tagen sucht ihm Robertson noch, so viel er fassen kann, von den christlichen Heilswahrheiten mitzutheilen, und nimmt ihn dann durch die Taufe in die Kirche Christi auf. Sein Ende erfolgt nicht ganz so schnell als man erwartet hatte; unterdessen aber pflegen ihn abwechslungsweise seine Mutter und seine Frau, die Robertson gleich erklärt hatten, sie werden ihre Nahrung selbst mitbringen.

Die schlimmste Zeit für Frau Robertsons Gesundheit war immer die der größten Hitze im Dezember und Januar. So bricht sie auch zu Anfang des Jahrs 1857 zusammen. Wochenlang erlaubt der Husten ihr nicht zu sprechen, und auf ärztlichen Rath wird ihr als Erholungsplatz endlich drei Stunden von der Missionsstation, an der Mündung des Flusses, ein kleines Landhaus erbaut. Dazu schafft ein alter Kaffer mit seinen Weibern freiwillig die Pfähle, das Schilfrohr und die Rasendecke herbei; die eigenen Dienstboten der Robertsons arbeiten noch lange nach Sonnenuntergang fort um den Bau zu fördern, und ein geschickter Jäger bringt zur Stärkung der Kranken ihr oft das erlegte Wild. Die Ruhe und Stille am Meeresstrand hat unter Gottes Segen den gewünschten Erfolg, und aus innerster Erfahrung kann kurz darauf die Wiedergenesene schreiben: „Wir betrachten weder diese noch irgend eine andere Prüfung als für die Mission verlorene Zeit. Jede Trübsal bringt ihren Segen, und so können wir auch auf diese nur mit Dank zurückblicken.“

Im Mai 1857 wird den Robertsons von der Regierung ein neues Kaffernmädchen, Gubu, zugetheilt. Voll Leben und Thätigkeit, aber ausgelassenen Wesens, ist sie zu jedem Spiel, wie zu jeder Balgerei bereit. Doch läßt sie sich leiten, und auch in der Schule glänzen ihre weißen Zähne aus dem fröhlich lachenden Mund heraus. Sie hat vorher eine ungütige Herrin gehabt, und weiß daher die Freundlichkeit und den Unterricht, den sie hier genießt, desto besser zu schätzen. Bald wird sie verlangend nach der Taufe, und mit Freuden bereitet sie Robertson darauf vor. Aber auch bei dieser Gelegenheit zeigt sichs, welch bittere Feindschaft gegen Jesus, den Sohn Gottes, im Herzen jedes, selbst des liebenswürdigsten unbekehrten Menschen wohnt. Nicht eher ist Gubu mit ihrem Bekenntniß hervorgetreten, so wird sie im Missionshause selbst der Gegenstand des

Aergers und Spottes auch der im übrigen lenksamsten heidnischen Schüler. Sie aber bleibt fest, obgleich sie als minderjährig nicht ohne die Zustimmung ihres heidnischen Onkels getauft werden kann, der ihr gesetzlicher Pfleger, aber ein zornmüthiger Mann und bekannter Christenfeind ist. Eben macht Robertson Pläne, ihn aufzusuchen, da erscheint er plötzlich selbst und fordert Gudu zurück. Robertson spricht liebevoll mit ihm und sucht ihn für das ihm im Grunde noch ganz unbekannte Evangelium zu gewinnen. Der Mann vertheidigt das Heidenthum, so gut es sich überhaupt vertheidigen läßt, befreundet sich aber dennoch so mit der Missionsfamilie, daß er ihr das arme Kind ganz überläßt und in ihre Taufe willigt. Am Abend des Osterfestes 1858 erhält sie in derselben den Namen Christine. Es ist das ein doppelter Freudentag, weil an demselben auch das ältere der beiden andern Zulu-Mädchen, an der schon seit einiger Zeit ein größerer Ernst fühlbar war, Robertson erklärt, sie könne nicht länger mehr glücklich sein, ohne den Willen des Herrn zu thun; von ihren Verwandten und Freunden trenne sie sich aber dadurch ganz; ob nicht er sie als sein Kind annehmen und erziehen wolle? Einige Tage darauf tritt die Jüngere mit dem gleichen Bekenntniß hervor. Kurz nachher werden Beide getauft, und Frau Robertson kann den drei jungen Christinnen das Zeugniß geben:

„Aus wilden, abergläubischen Heidenkindern sind sie sittsame, fromme Mädchen geworden. Sie sind jetzt meine größte Hilfe, und kaum könnte ich mein Tagewerk ohne sie vollbringen. Sie sind vortreffliche Näherinnen, und seit die Regierung das Gesetz erlassen hat, daß alle Eingebornen, die sich ungekleidet in den Städten zeigen, eingesteckt werden, haben wir für mehr als 30 Personen Kleider zu machen, obgleich die um uns her angesiedelten christlichen Frauen bereits im Stande sind, nicht nur ihre Familien selbst zu versorgen, sondern auch noch Näharbeit für Andere anzunehmen.*) Christine ist mein Kindsmädchen. Sie ist so ernst und zuverlässig, daß ich

*) Schon vor Bekanntmachung jenes Gesetzes war es Frau Robertson gelungen, manche der benachbarten heidnischen Weiber zur Annahme von Kleidern zu bewegen. Komisch war die Wahl, welche dabei die vier Frauen eines alten Polygamisten trafen, denen man lange vergeblich Hemden und Jacken angeboten hatte. Die älteste von ihnen verschmähte ein dunkles Hemd, das zu ihren Jahren paßte, die jüngste, fast noch ein Kind, von lieblichem, unschuldigem Ausdruck, strahlte vor Freude über ihr rothes Hemd und ihre weiße Jacke.

weiß, sie legt die Kleinen nicht zu Bette, ohne sie ihre Gebete sagen zu lassen, wenn ich selbst zu müde bin, es zu thun."

Unterstützung kann freilich die gute Frau Robertson wohl brauchen; denn wieder und wieder werfen sie Hals- und Brustentzündungen nieder, und fesseln sie wochenlang auf ihr Lager. Ein Wunder ists nur, welchen Einfluß sie selbst vom Bett aus auf die ganze Station zu üben versteht. In solchen Zeiten verliert sie dann wenigstens die Kleinen, zu denen noch ein drittes, ein Heidenkind, gekommen ist, selten aus den Augen. Sie hat diesen kleinen Ujabu so oft auf ihrem Pferde nach Hause genommen und gehütet, damit seine Schwester zur Schule kommen könne, daß er am Ende heimisch geworden ist und nirgends anders mehr sein will als bei ihr, und die Eltern erlauben es. Von Hause aus ein recht eigensinniges Bürschlein, wird er in der liebenden Umgebung immer milder, und passirt's ihm auch jetzt noch zuweilen, wenn Hali und Billy ihm ihre Spielsachen nicht sogleich abtreten wollen, sie geschwind auf den Boden zu werfen, so reut's ihn alsbald. Er hebt die etwas jüngeren Knaben wieder auf, küßt und tröstet sie, bis sie wieder vergnügt sind, und kommt dann zu Frau Robertson mit den Worten: „Ujabu wills nimmer thun." Es ist ihr süß, wenn die Kraft nicht weiter reicht, doch diese hoffnungsvollen Kinder um sich zu haben, und ihre Liebe erscheint ihr als ein köstliches Geschenk des Herrn.

Unterdessen hat auch Robertson seine eigenen Pfleglinge bekommen, 8—10 etwas größere Kaffernknaben, die freiwillig bei ihm leben, und die er unabhängig von der Tagschule allerlei nützliche Dinge lehrt.

Denn nicht nur um eigentlichen Schulunterricht handelt sichs; in allen möglichen Stücken, namentlich in der Landwirthschaft bedürfen die Eingebornen der Anleitung. Daher fängt Robertson vorerst auf seinem eigenen Grund und Boden an, süße Kartoffeln, Bananen und Ananas zu pflanzen, um nicht einzig auf die hier einheimischen Kornarten angewiesen zu sein; dann ladet er seine heidnischen Nachbarn zu einer Berathung ein, ob sie nicht seinem Beispiel folgen wollen. Dabei wird eine Ananas vertheilt, die sie mit so unaussprechlichen Geberden, mit so bedeutungsvollen Blicken kosten, daß ein uneingeweihter Zuschauer glauben könnte, es handle sich um die wichtigsten Fragen des Volkswohls. Bei der gemeinsamen Arbeit sucht Robertson durch Wort und Wandel der ihn umgebenden Jugend zu predigen. Die Kinder der benachbarten Kraale aber an regel-

mäßigen Schulbesuch zu gewöhnen, ist fast nicht möglich, so fröhliche Tage man ihnen auch zuweilen und namentlich am Christfest bereitet. Bald wollen die Eltern die Kinder nicht fortlassen, bald hält auch eigene Trägheit sie ab. Vergeblich wird die Glocke am Baum geläutet; will man die Zahl der Schüler voll haben, so muß Abraham erst in den verschiedenen Kraalen herumlaufen und sie holen. Er selbst ist jetzt eigentlicher Schulmeister geworden, und auch Usajabula und Benjamin werden zum Unterrichten herangezogen.

Nicht lange nach den lieblichen Erfahrungen von der Kraft des Wortes Gottes, welche die Robertsons bei der Taufe der drei Zulu-Mädchen machen durften, bekamen sie auch recht die Macht der Finsterniß zu fühlen. Impepu, der Vater dreier ihrer liebsten Schulkinder, wurde beschuldigt, den Tod von zwei Frauen eines in der Nähe wohnenden Mannes verursacht zu haben. Gegen Sonnenuntergang kamen seine Ankläger und umzingelten seinen Kraal, bis am Morgen endlich die Hexendoktoren erschienen, um nach dem Umuti oder der Arznei zu suchen, vermittelst deren die Vergiftung oder Behexung stattgefunden haben sollte. Auch Robertson fand sich dort ein. Die Hexendoktoren in ihrer angeblichen Begeisterung machten ihm einen wirklich schauerlichen Eindruck, obgleich sie nirgend das Umuti finden konnten. Entschlossen, ihnen keine Zeit zu irgend einem geheimen Kunstgriff zu lassen, verlor er sie keinen Augenblick aus den Augen, bis einer von ihnen endlich erklärte, von dem Umfundisi gehe eine Gegenwirkung aus. Bisher war Robertson nur stummer Zuschauer gewesen; jetzt aber ergriff er das Wort und hielt ihnen ihr abscheuliches Handwerk mit solchem Ernste vor, daß einer von ihnen erblaßte und am ganzen Leibe zitterte. Ein Anderer gestand, ja, es sei lauter Betrug. Ein Dritter ergab sich aber nicht, sondern behauptete, die große Schlange habe ihm gesagt, Impepu's Weib habe das Umuti ins Meer geworfen. Doch zogen sie sich Abends sämmtlich in einen Kraal auf dem jenseitigen Ufer des Flusses zurück. Robertson suchte sie dort auf und ließ ihnen keine Ruhe, bis sie ihm versprachen, von der Verfolgung Impepu's abzustehen. Die umwohnenden Kaffern aber waren ganz entsetzt, daß ihr Umfundisi einem Umtakati, einem Zauberer, das Wort rede. Sie beruhigten sich dabei nicht, sondern suchten in einem andern Kraal größere Hexendoktoren auf. Ohne nur in Impepu's Kraal zu kommen, fügten diese zu der einen Anklage noch neue hinzu und beschuldigten ihn

verschiedener anderer Morde; ja er sollte das Haupt einer ganzen Abatakati-Bande sein.

Traurig kam der Arme am folgenden Morgen in die Missionswohnung; denn daß nun hier seines Bleibens nicht länger sei, war ihm ausgemacht. Robertson jedoch wollte von seinem Gehen nichts hören; sei er aller dieser Verbrechen schuldig, so müsse er sich der Obrigkeit stellen und seine Strafe tragen; wenn nicht, so werde jene seine Unschuld darthun. Nun wußten aber die Herendoktoren Impepu so zu ängsten, daß dieser am Ende sich lieber als Mörder bekannte und mit seiner Familie wegziehen wollte, um nicht vor den englischen Richtern erscheinen zu müssen. Der ganze Haufe kam auf dieses Geständniß vor Robertsons Wohnung. Mit jammervollem Blick sich gegen seine herzlosen Ankläger wendend, seufzte Impepu: „Ihr brachtet mich dazu, so zu sagen." Robertson, das ganze Gewebe durchschauend, erklärte fest, gegen Mörder kenne er keine Schonung. Impepu müsse nun vor Gericht. Ebenso fest aber erklärte der aufgeregte Haufen, er werde die Sache nicht vor Gericht bringen; Robertson selbst möge somit den Schuldigen erschießen. Allein machte sich der Missionar nun auf in die Stadt, um zu hören, was in diesem Fall zu thun sei, und sichtbar erschrocken sahen ihm Alle nach. In der Folge zeigte sichs, daß er durch seine Festigkeit in ihrer Achtung nur gestiegen war; die augenblickliche Wirkung aber war eine andere.

Frau Robertson war zu ihren Schulkindern zurückgekehrt. Da saßen die lieblichen Kinder des Angeklagten mit rothgeweinten Augen und geschwollenen Gesichtern, von den Andern gemieden, als müßte ihre bloße Berührung vergiften. Das gieng so fort, und als Robertson ihnen freundlich neben den schon getauften Kindern ihren Platz anwies, schienen sie mehr überrascht als beruhigt durch seine Güte. Zu gerichtlichem Einschreiten kam es nicht, und so lastete auf der ganzen Gegend eine solche Angst vor dem angeblichen Mörder, auch das Missionshaus wurde um seinetwillen von so vielen gemieden, daß es am Ende Robertson selbst eine Erleichterung war, als Impepu sich entschloß, auf eine andere, von einem amerikanischen Missionar bediente Station zu ziehen. Erst bei dieser tiefschmerzlichen Erfahrung lernte er die dunkelsten Seiten des Lebens der heidnischen Kaffern kennen.

Unter freundlicheren Eindrücken schloß das Jahr. Mackenzie hatte den Auftrag, etliche und zwanzig Stunden nördlich vom Umlazi-

am Umhlali-Fluß eine zweite Missions-Station zu gründen. Im Mai 1857 waren ihm von den Robertsons aus seine beiden Schwestern dorthin gefolgt, und seither hatten die Freunde einander nicht mehr gesehen. Nun endlich brachen die Robertsons auf, den lang erbetenen Besuch dort abzustatten. Allein freilich konnte man sie nicht haben, doch ihre Freunde waren ja auch die Freunde der Mackenzie's, und wen sie nur immer mitbrachten, er war aufs wärmste willkommen. Die beiden Kleinen Hali und Billy, das Hottentotten-Geschwisterpaar Alice und William, Christine, Benjamin und noch einige der speciellen Lieblinge der Mackenzie's durften also alle mit. Lange sollte indeß der Besuch nicht dauern, da Benjamin mit Luise, einem der getauften Zulu-Mädchen, verlobt war, und man die Hochzeit gleich nach Weihnachten feiern wollte. Damit nun waren die Mackenzie's durchaus nicht einverstanden; sie wollten ihre Gäste jetzt, da sie sie einmal hatten, festhalten und ihr Haus noch voller haben. Also wurde beschlossen, Robertson solle, wenn er seines Amtes wegen über Weihnachten nach Hause gehe, die Braut, und wen er sonst noch wolle, holen, damit das Hochzeitfest am Umhlali-Fluß gefeiert werde. So groß auch die Gesellschaft ausfiel — denn es war unmöglich, allen den Bitten und Thränen zu widerstehen — fanden die Robertsons doch Mittel, sie zu beherbergen. Am 5. Jan. 1859 fand die Trauung statt; bei der Feier des h. Abendmahls, die sich daran anschloß, betheiligten sich sieben der getauften Kaffern. Recht festlich wars Robertson zu Muth, als er die Hand seines Benjamin, des Erstlings, der ihm und der anglikanischen Kirche überhaupt aus den Kaffern geschenkt war, in die Hand eines Mädchens legen durfte, die gleichfalls in seinem Hause ihren Heiland gefunden hatte. „Sie waren beide wie zwei folgsame, dankbare Kinder, die mit sanftem, willigem Geist auf jedes Wort der Ermahnung lauschten, das er ihnen sagte. Man konnte kein glücklicheres Paar sehen, und das Benehmen der ganzen braunen Gemeinde war durchaus würdig und feierlich." Freudigen und dankbaren Herzens sahen die beiden Missionsfamilien, die auf ihren Pferden folgten, nach dem Gottesdienst den Hochzeitszug sich auf schmalem Pfade zwischen den Bergen durchwinden; zu Hause aber giengs nun an ein Schüren und Schaffen; denn ein ganzer Ochse sollte gekocht werden, und natürlich war niemand zurückgeblieben, das Mahl zu bereiten. Die Küche war für diesen Tag ins Freie verlegt; nur etliche an Pfosten befestigte Matten schützten vor zu star-

kem Luftzug. Dort erwarteten die Heimkehrenden große, leere Kessel, bestimmt das Fleisch, Gemüse und den Pudding für mindestens 40 braune und 20 weiße Hochzeitsgäste zu fassen. Ein wenig muthlos sahen die Frauen drein; da erklärte Abraham, um zu einem Essen zu kommen, müsse man energische Maßregeln ergreifen. Muthig nimmt er die Sache in die Hand, kommandirt einen Theil der braunen Gesellschaft an den Fluß hinab, um Wasser zu holen, stellt Andere zum Putzen des Gemüses und noch Andere zum Zerlegen des Fleisches an. Bald brennen die Feuer, und Alles ist im schönsten Gang. Unterdessen vergnügt sich die Jugend mit Wettläufen und dem Schleudern ihrer Assegai's nach einem vorgesteckten Ziel. Für die weißen Zuschauer ist es gleich ergötzlich, das stolze Siegesgefühl über einen gewonnenen Preis wie die komische Enttäuschung bei einem mißlungenen Wurf zu sehen. In einem langen, mit Immergrün verzierten Gebäude decken indessen die Frauen sieben Tische zum Mittagsmahl. An einem Ende derselben nimmt Mackenzie, am andern Robertson seinen Platz ein, das Brautpaar in der Mitte. Keiner von all den frohen Gästen merkt die stillen Nöthen der guten Festgeberinnen. Schon haben diese nämlich den Kuchen aufgeschnitten und wollen den Kaffee anbieten, da ist keiner vorhanden, und ebenso wenig ein Tropfen Wasser in der Küche. Vorwurfsvoll wird den betroffenen Frauen erwiedert, alles Wasser sei zum Spülen des Geschirres gebraucht worden, das sie ja befohlen haben. So muß also zum Kaffee erst wieder Wasser am Fluß geholt werden. Sorgfältig haben sie sodann ihre besten Bestecke zurückgelegt, um sie ihren weißen Besuchen zum Plumpudding zu geben. Der gute Erzdiakon aber weiß davon nichts, macht selbst einen Ausfall in die Küche, und erbeutet dort für sie so ziemlich die schlechtesten und nicht einmal ganz reinen.

Den Robertsons war es natürlich eine köstliche Würze des Mahls, daß die Liebe der Mackenzie's es bereitete; das ganze Fest wurde doppelt genossen, weil sie es mitfeierten. So liebe Erinnerungen an das frühere Zusammenleben aber auch die Tage am Umhlali weckten, — bedauern konnten die Robertsons die Trennung von den Freunden immer weniger, seit sie sie in ihrer gesegneten Wirksamkeit gesehen hatten; und enger als je fühlte man sich nach diesem Wiedersehen im Herrn und in der gemeinsamen Arbeit in Seinem Weinberg verbunden. Als Pfand dieser Einigkeit im Geist bekamen sie von den Mackenzie's einen neuen Pflegling mit, Pahlegazi, ein heidnisches

Zulu-Mädchen, das von der Regierung ihnen selbst übergeben worden war. Die Demuth, die Andere höher achtet als sich selbst, ließ sie in den Robertsons tüchtigere Pflegeltern für sie sehen, als sie, bei ihrer noch mangelhaften Kenntniß der Sprache, ihr sein zu können glaubten, und dann hatte Pahlegazi sich mit solcher Liebe an Christine angeschlossen, daß man hauptsächlich von ihrem Einfluß Gutes hoffte. Sie war so ziemlich das häßlichste Mädchen, das man sich denken konnte; und doch verklärte manchmal ein ungemein lieblicher Ausdruck ihre plumpen Züge, wenn ihr Blick bewundernd an der anmuthigen Christine hieng. Lud man sie aber ein, deren Fleiß und Rührigkeit nachzuahmen, so erwiederte sie, Christine habe einen leichten Körper, der ihre dagegen sei schwer; sie könne sich nicht so schnell bewegen. Den Einen großen Schritt aus der Finsterniß zum Licht schien sie indeß nicht allzu langsam der Freundin nachzumachen; schon im Mai zählte sie Robertson unter seine hoffnungsvollen Taufbewerberinnen.

Im Mai wurden auch zwei weitere Hochzeiten gefeiert: die Christinens mit dem seither wunderbar entwickelten Usajabula, und Anna's, einer Nichte Abrahams mit Robert, einem der jungen Männer auf der Station. Die Kirche war gedrängt voll von Christen und Heiden, und wie am Umhlali, so herrschte auch hier während der Trauung feierliche Stille. Besonders zeichnete sich Christine durch ihr bescheidenes und gesammeltes Benehmen aus: „man hätte sie für ein wohlerzogenes englisches Mädchen halten können." In der breiten Verandah des Missionshauses wurden hierauf die Christen und Katechumenen mit einem schon vorher gerüsteten Gabelfrühstück bewirthet, während draußen auf dem Gras sich in malerischen Gruppen viele heidnische Kaffern lagerten in der Hoffnung, auch einige Brocken zu erhaschen. Nach der Mahlzeit hielt Robertson eine Ansprache an die ganze Versammlung, die sich allmählig zerstreute, nachdem noch der Segen gesungen war.

Abends veranstaltete Abraham in seiner eigenen, ziemlich entfernten Wohnung seiner Nichte zu Ehren ein Gastmahl. Unter einigen Euphorbiabäumen war im Freien die Tafel gedeckt, Abraham und seine Frau präsidirten an den beiden Enden derselben; Robertson sprach das Tischgebet, und trotz des reichlichen Frühstücks brachten die Gäste recht hungrige Mägen mit. Nachdem Robertson den Segen gesprochen, folgte noch lange ein Lied dem andern, und erst bei

Sternenschein trat man den Heimweg an. Robertson hatte für seine Frau zum Nachhausefahren einen Karren bestellt, in dem neben ihr Christine und einige Andere Platz nahmen. Er selbst wollte nicht einsteigen, sondern bot der jetzt verwittweten Hottentottin Mam den Arm. Auf die wiederholten Einladungen seiner Frau schob er ihr erst die Alte, dann immer ein neues Kind hinein, bis endlich der Selbsterhaltungstrieb sie schweigen hieß. Wer sollte sich aber wundern, daß es auch an diesem Tag Unzufriedene gab? Als am folgenden Morgen Robertson mit zwei der Kleinen einen benachbarten Kraal besuchte, lief ihm eine widerliche Alte — dieselbe, die bei der Annahme eines Hemdes so wählerisch gewesen war — gefolgt von der ganzen übrigen Einwohnerschaft mit bittern Klagen nach, daß sie beim gestrigen Gastmahl übergangen worden seien. (Man hatte den Ungeladenen blos nebenher ausgetheilt.) Ihr hätte der oberste Platz am Tische gebührt, meinte ganz ernsthaft die Alte, indem sie als Ausdruck ihres Hungers ihren Daumen in den Mund steckte.

Ein Wonnemonat war er aber doch dieser herbstliche Mai. Lassen wir uns die reiche Geschichte dreier kurzen Tage von Robertson selbst erzählen:

„Dieß ist eine der glücklichsten Wochen meines Lebens gewesen. Am 18. spät Abends kam Pahlegazi zu mir und sagte, sie möchte beten lernen und eine Christin werden. Am 19. war die Hochzeit. Gestern Nachmittag kam ein junger Mann Namens Udhlupela, um mir zu sagen, er „glaube“ auch. Gerade vor Schlafengehen huschte noch Usajabula's Bruder, Ufila, ins Zimmer, faßte meine Hand und sagte, er möchte auch im Christenthum unterrichtet werden, er habe lange widerstanden. — Dem Herrn allein die Ehre!“

Drei Wochen später schrieb Frau Robertson einer englischen Freundin, die sie mit einer reichen Sendung von Kleidungsstücken und Spielsachen erfreut hatte: „Ich fürchte mich, zu viel von unsern Leuten zu sagen. Aber es hat Gott gefallen, die Arbeit meines Mannes zu segnen, und außer den schon Getauften haben wir jetzt zehn neue Taufbewerber, darunter auch das junge Mädchen, das ich voriges Jahr Ihrer besondern Fürbitte empfahl. In Seiner großen Barmherzigkeit hat mich Gott in diesem Jahr so mit Krankheit verschont, daß ich bei der vermehrten Gelegenheit zur Arbeit auch weit mehr thun konnte als bisher. Wir haben junge Frauen und Mädchen hier, die einer sorgfältigen Leitung bedürfen. Meine Zeit ist

daher sehr ausgefüllt, doch hoffe ich, dir bald mehr schreiben zu können von dem, was unsere Herzen so freudig bewegt. Ich glaube nicht, daß ich dich auf dieser Erde wiedersehen werde, aber ich bin der frohen Zuversicht, daß wir einander bei unserem himmlischen Vater mit vielen von denen treffen werden, die wir durch Seine unverdiente Gnade unsere Freude und Krone nennen dürfen."

Wie freuten sich auch die Mackenzie's, die vor ihrer halb unfreiwilligen Reise nach England noch zwei Tage am Umlazi zubrachten, über Alles, was sie da sahen und hörten! Schon äußerlich war so manches anders geworden. Während die heidnischen Kaffern Hütten und Kraale nur kreisförmig bauen, waren jetzt verschiedene Häuslein durch ihre viereckige Form als die Wohnungen von Christen kenntlich. Und welche reinliche, niedliche Musterwirthschaft führte nicht das am Umhlali getraute junge Paar! Beim Morgen- und Abendgebet war ein merklicher Unterschied zwischen Getauften, Taufbewerbern und Heiden zu spüren, und immer größer wurde die Zahl derer, die sich offen zu Jesus bekennen wollten. Der Feind zwar regte sich auch; die heidnischen Verwandten und Freunde der Angefaßten boten Allem auf, sie einzuschüchtern und von ihrem Vorhaben abzubringen. Sahen dann aber die Eltern, wie gar nichts sie dabei verloren, wenn ihre Kinder christlichen Unterricht genossen, wie vielmehr Robertson sie ermahnte, ihnen in allen rechtmäßigen Dingen nur um so größere Liebe und Folgsamkeit zu beweisen, so söhnten sie sich am Ende damit aus, und selten machten die Zöglinge des Missionshauses einen Besuch bei den Ihren, ohne eines ihrer Geschwister als neuen Zuwachs mitzubringen.

Eine schätzbare Hilfe hatte Robertson auch an dem englischen Katechisten Samuelson erhalten, der sich mit seiner Familie auf der Station niederließ und als geschickter Zimmermann wie durch seine Kenntniß der Zulusprache gute Dienste leistete. Alles schien in so lieblichem Gang, daß die letzte Sorge der scheidenden Freunde nur die war, den Robertsons selbst noch den Plan zu einem neuen, besseren Wohnhaus zu entwerfen, wozu soeben englische Freunde die Mittel angeboten hatten.

Man will sich wirklich an die Ausführung dieses Planes machen. Gleich auf dem Heimweg von Durban, wo die Robertsons die Reisenden noch aufs Dampfboot begleitet haben und in ihrer Kabine zum letzten Mal zum Gebet mit ihnen niedergekniet sind, begegnet

ihnen der Werkmeister, dem sie denselben vorzulegen wünschen. Man bespricht sich einstweilen darüber, und der Befragte findet alles sehr leicht ausführbar. Er selbst will die Backsteine brennen, wenn man keine Leute dazu findet, und in vierzehn Tagen an den Umlazi kommen, um den Bau zu leiten. Aber so oft man auch in die Stadt schickt, immer ist er abwesend und wird erst in einigen Tagen zurückerwartet. Endlich erscheint er am Umlazi. Backsteine sind jetzt aber fast nicht zu haben; selbst für die Zuckersiedereien ist das nöthige Material nicht aufzubringen, also sollte der Bau doch lieber aus Steinen aufgeführt werden. Man bittet um einen Kosten-Ueberschlag, der schlechterdings nicht zu bekommen ist, und so bleibt Alles beim Alten, soweit man nicht selbst Hand anlegt, um z. B. das Dach auszubessern.

Ein neuer Freudentag war der 17. Juli, an dem die zehn obenerwähnten Katechumenen die h. Taufe erhielten. Vier derselben gehörten einer Familie an, deren Haupt die Sehnsucht nach christlichem Unterricht aus weiter Ferne hergeführt hatte. Der alte Upatwa, ein Vetter Abrahams, war schon in Pieter Maritzburg einmal in Frau Robertsons Haus gewesen und hatte dort die biblischen Bilder gesehen, die immer so viele braune Besuche herbeilockten. Abrahams Erklärung derselben hatte ihn so bewegt, daß er sie nicht vergessen konnte, und endlich seinen beiden Frauen mittheilte, er wolle auf die Missionsstation am Umlazi, um sich dort unterrichten zu lassen. Die ältere weigerte sich so entschieden, ihm dorthin zu folgen und sich auch unterrichten zu lassen, daß er sie endlich in ihre Heimat entließ. Die zweite war Eines Sinnes mit ihm, erkrankte aber unterwegs, so daß er die Reise nicht fortsetzen konnte. Nach längerem Leiden starb sie auf einer amerikanischen Missionsstation, wo Upatwa und seinen Kindern schon so viel christliche Unterweisung zu Theil wurde, daß Robertson wenig mehr zu thun blieb, um sie auf die Taufe vorzubereiten. Der Vater erhielt in derselben den Namen Heber; die älteste Tochter wurde Hanna, die zweite Alice und sein fünfjähriger Knabe Karl Mackenzie genannt. Daß es diesem Manne mit seinem Christenthum ein ganzer Ernst sei, zeigte sich auf die verschiedenste Weise. Als z. B. ein junger Mann von einer andern Missionsstation um seine Tochter Hanna warb, weigerte er sich entschieden, das übliche Geschenk an Kühen von ihm anzunehmen, „weil er sein Kind nicht verkaufe." Voll Kummer, daß ja dann nach Kaffernsitte seine Ehe

gar nicht giltig sei, drang der junge Mann in ihn; Heber aber blieb fest, und ließ nur gerichtlich beglaubigen, daß er seine Tochter diesem Manne zum Weib gegeben habe. — Kurz darauf heirathete er selbst Lydia, eine christliche Wittwe von der Station.

Ein anderer der Neugetauften war jener Knabe, der einst in Mackenzie's Hütte geschlafen und sich im Missionshaus gleich so heimisch gefühlt hatte. Ihn betrachtet Robertson als den ersten Märtyrer seines Volks. Als sein Vater hörte, er wolle sich taufen lassen, kam er heulend herbei und verlangte, er solle nach Hause kommen, wo seine Mutter krank liege. Mit Wehmuth sah Udhlupela den Kummer seines Vaters und rüstete sich, ihm zu folgen. Auf die Warnungen der Robertsons, diese Versuchung könnte zu groß für ihn werden, erwiederte er ruhig: nein, er werde nie vergessen, was er gehört habe, und nach zwei Sonntagen kehre er zu ihnen zurück. Und wirklich, schon am Dienstag nach dem zweiten Sonntag klopfte er wieder ans Fenster des Missionshauses. In seinem Kraal habe Niemand eine Freude an ihm gehabt, sagte er, er sei so froh wieder hier zu sein, wo ihn Alles so herzlich begrüße. Sechs Wochen nachher, am 13. August, erkrankte er. Man sandte nach dem Arzt, aber eine Stunde, nachdem der Bote fort war, kam schon das Ende. Jetzt erst hörten die Robertsons von seinen Freunden, wie gewaltsam man seine Rückkehr ins Missionshaus habe verhindern wollen, und daß er seit jenem Besuch in der Heimat sich nie mehr wohl gefühlt habe. Als am andern Tag der Arzt kam, baten sie ihn daher die Leiche zu untersuchen, ob sich nicht Spuren von Vergiftung finden. Dr. Taylor aber erwiederte, Pflanzengifte lassen sich nicht ermitteln, allerdings aber verstehen die Kaffern, sie so fein zu bereiten, daß eine so langsame Wirkung recht wohl möglich sei. Auch ihm fiel der edle Ausdruck des lieben Knaben auf, über dessen Lippen bei allen Schmerzen nie eine Klage gekommen war, und von dem Robertson bezeugte: „Er war der Einzige, an dem ich nie etwas zu tadeln fand."

Mit ihm war auch Pahlegazi, jetzt Susanna, getauft worden.

(Fortsetzung folgt.)

Missions-Zeitung.

Ein japanischer Jünger.

Dr. H. Wood, einer der ersten Amerikaner, die sich in Japan niederließen, nachdem dieses lang verschlossene Reich dem Verkehr der Welt des Abendlandes geöffnet worden war, berichtet, wie er dort einem Dutzend junger Beamten englischen Unterricht ertheilte, um sie — auf den Wunsch der Regierung — zu Dolmetschern auszubilden. Kaum war er nach Amerika zurückgekehrt, so hörte er von einem jungen Japanesen aus Jeddo, der auf einer der hohen Schulen der Union sich durch seine Fortschritte in den Studien, wie durch seinen christlichen Charakter die allgemeine Achtung erworben habe.

„Ich machte mich auf, ihn zu besuchen, und nahm eine Karte von Jeddo mit mir. Der Student zeigte alsbald auf diesem Plan das Haus, in welchem er geboren war, die Wohnung eines Daimios (Fürsten) nahe beim kaiserlichen Palast, in dessen Dienst er früher gestanden. Er konnte mir von etlichen meiner japanischen Bekannten, besonders von meinem besten Schüler Tommy, Nachrichten geben, die jeden Gedanken an einen Betrug oder Irrthum ausschlossen; so waren wir denn alsbald alte Freunde.

„Sein Vater war Sekretär des Fürsten und Hofmeister seiner Kinder. Mein junger Freund hatte schon im sechsten Jahre angefangen die japanische Schrift und das Chinesische zugleich zu erlernen; später begeisterte er sich für den Kriegsdienst, gab ihn aber auf, nachdem ihn ein Fall vom Pferde schwer verletzt hatte, um zu seinen Studien zurückzukehren. Unterbrochen wurden diese durch den Auftrag, den ihm der Fürst ertheilte, seines Vaters Stelle einzunehmen, indem er seine Kinder unterrichte und sein Tagbuch führe; doch lag ihm so viel an der Kenntniß des Chinesischen, daß er zu Hause bis tief in die Nacht hinein sich diesem Studium widmete.

„Nun begab sichs eines Tags, daß ihm ein Bekannter die Geographie der Vereinigten Staaten zusandte, die ein gewisser amerikanischer Missionar in chinesischer Sprache herausgegeben habe. Es war das Dr. Bridgman's Werk, eine Schrift, von der er selbst mir sagte, sie gehe, sonderbar genug, in Japan reißender ab als in China, nachdem die Holländer ihre japanesischen Freunde möglichst lange in Unwissenheit über die Erdkunde zu erhalten bemüht gewesen waren.

„Der Jüngling staunte über das, was er da las von der Freiheit und dem Gedeihen eines großen Volkes ohne Fürst und König; 'das Hirn schmolz ihm aus dem Kopfe,' wie er sich ausdrückte. Es gelüstete ihn so sehr nach mehr 'amerikanischem Wissen', daß er mehrmals einen Schulmeister besuchte, um sich von ihm belehren zu lassen, wofür er aber vom Fürsten, wie von seinen Eltern tüchtig geschlagen wurde. Tief niedergedrückt und gefährlich erkrankt, gab er doch das Verlangen

nach weiterer Kunde nicht auf, wenn auch der Daimio ihn beständig nöthigte, sich mit dem verwünschten 'Niederländischen' abzugeben.

„Wie er nun einmal einen Freund besuchte, traf er ihn über einer chinesischen Bibel. Auch diese, hörte er, solle von einem Amerikaner stammen; es war Dr. Bridgman's Uebersetzung. Er nahm sie mit sich und las sie in der Nacht, immer in Angst, er und seine Familie könnten, wie einst die Bekehrten der katholischen Kirche, gekreuzigt werden, wenn er über dem Bibellesen ertappt würde.

„Und nun that sich vor ihm eine neue und größere Welt auf, als die ihm das geographische Lehrbuch enthüllt hatte. Zum erstenmal vernahm er von einem persönlichen Gott, von der Schöpfung der Welt, von der Erlösung durch Jesum Christum. Ueberwältigt von den nie gehörten Thatsachen und Lehren, beschloß er bald, das Land aufzusuchen, von dem ihm die Erdkunde gesagt hatte, wo diese Religion der Bibel gelehrt und geübt werde.

„Es drängte ihn, die Bibel im Englischen zu lesen, daher er seine Eltern und den Daimio bat, ihn nach Hakodadi gehen zu lassen, damit er dort einen amerikanischen oder englischen Lehrer aufsuchen könne. Man schlug es ihm rund ab, aber er betete beständig zu Gott: 'sei so gut und laß mich mein Ziel erreichen.' Mittlerweile fand sich ein Japaner, bei dem er etwas Englisch lernen konnte. Und dann führte er seinen Plan aus, so schwer es ihm fiel, den Vater zu verlassen und ungehorsam zu werden: 'Denn ist Gott nicht ein größerer Vater? Ihm mußte ich doch gehorchen, was es auch koste!'

„Um Mitternacht entrann er mit einigen Kleidern und etwas Geld aus des Daimio's Wohnung und fuhr in einem amerikanischen Schiff nach Schanghai, wo sich ein anderer Kapitän bereitwillig finden ließ, ihn in der Stellung eines Bedienten nach Amerika mitzunehmen. Auf der viermonatlichen Fahrt gewann derselbe den Jüngling so lieb, daß er ihn einem christlichen Menschenfreund empfahl, der ihn auf seine Kosten studiren ließ; so ist er nun ein lebendiges Glied der christlichen Kirche und ein hoffnungsvoller Aspirant des Predigtamtes geworden." Das sind gute Vorzeichen des Segens, den Japan noch von Gottes Wort zu erwarten hat. Auch sonst soll sich auf jenen Inseln Manches regen. (New-York Observer.)

Borneo.

Im Norden dieser Insel scheint die anglikanische Mission unter dem Schutz des Radscha Brooke von Sarawak glückliche Fortschritte zu machen. Es sind jetzt 19 Jahre, seit Bischof Mac Dougall hinauszog als der erste Missionar in der neuen Kolonie, und schon ist eine christliche Gemeinde von mehr als 1000 Gliedern, Dayacken und Chinesen gesammelt, welcher acht europäische und ein chinesischer Prediger mit acht Nationalgehilfen vorstehen. Von den fünf Stationen, Sarawak, Linga, Lundu, Quop

und Banting besitzen vier bereits stattliche Kirchen. Der Bischof, bekannt durch seine Energie (die er im Mai 1862 in sehr fraglicher Weise auch damit bewies, daß er auf ein Seeräuberschiff viele gutgezielte Schüsse abfeuerte) ist gegenwärtig auf Besuch in England.

Auch vom Süden der Insel, wo seit der furchtbaren Katastrophe des Jahres 1859 unter dem argwöhnischen und launischen holländischen Regiment ein siebenjähriger Stillstand eingetreten war, erhält die rheinische Mission wieder bessere Berichte. Zehn Stationen, die etwa 230 Getaufte zählten, waren durch die Eingebornen vernichtet worden; im April 1865 wurde auch das Missionshaus in der Hauptstadt Banjer Massing niedergebrannt und die Brandstätte als Regierungseigenthum in Anspruch genommen, als sollten die Missionare durchaus von der Insel verdrängt werden. Doch nun wandte sich das Blatt. Die Regierung schenkte dem Appel der Gesellschaft geneigtes Gehör, und die Häuptlinge des bajadischen Nieder- und Hochlands baten selbst um die Rückkehr der verjagten Lehrer. Seither ist in Banjer Massing ein neues Missionshaus entstanden, und auf den alten Stationen sind wieder Schulen errichtet. Miss. Zimmer in Kwala Kapuas klagt wohl, wie viele in der Zeit der Dürre zurückgeworfen und verkommen seien, doch konnte er mit einem Häuflein von 24 Seelen (an Weihnachten 1866) wieder das h. Abendmahl feiern mit großem Segen, und freut sich, wenn auch mit Zittern. Männer wie Dutah, der sich an dem Mord der Missionsgeschwister thätig betheiligt hat, gehen in Folge der verfrühten und falsch ausgelegten Amnestie frei herum und statten unbefangen auf dem Missionshause Besuche ab. Andere, welche einst liebe Christen waren, sind wenigstens in heidnische Verbindungen verstrickt und gestehen, daß ihr Gewissen völlig eingeschlafen war und erst dann erwachte, als sie den alten Lehrer zum ersten Mal wiedersahen. Es hält schwer, sie zu einem rechten Leben zu erneuen; doch läuft nun wieder das theure Wort über die verwüsteten Stätten hin, und auch neuen Arbeitern ist der Eingang zu ihnen in erfreulicher Weise geöffnet worden.

Literatur.

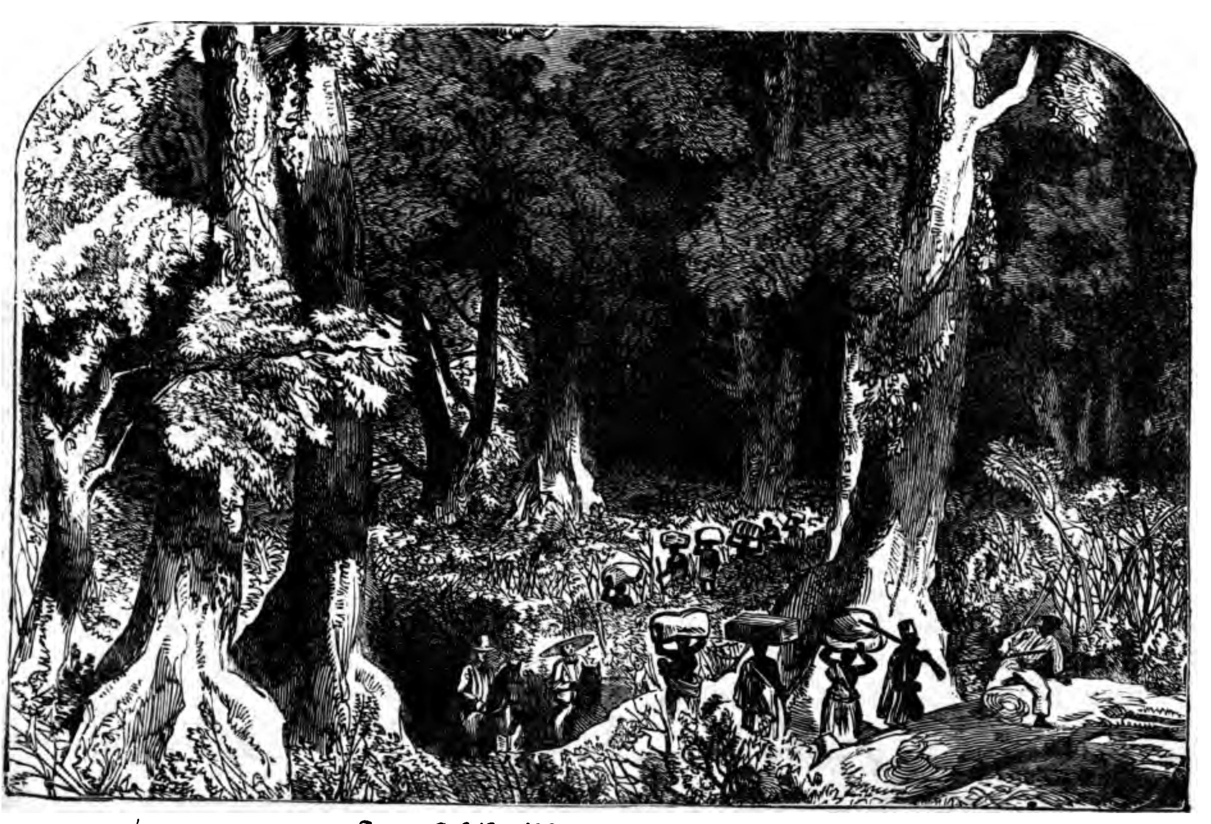
Sieben Zeugen des HErrn aus allerlei Volk; zur Belehrung und Erbauung dargestellt von C. H. C. Plath, Missionsinspektor. Berlin 1867.

Es sind dieß kurze Biographien von Männern, die in verschiedener Weise für die Missionsgeschichte von Bedeutung geworden sind. Wir machen da zuerst eine nähere Bekanntschaft mit dem edlen Scriver, der schon lange vor der Missionszeit der Heiden, Juden, Türken und Tataren mit herzlichem Mitleid gedachte und ihre Noth seinen Magde-

burgern mit beredter Zunge ans Herz legte. Dann führt uns der Freiherr von Canstein in das bewegte Leben des hallischen Kreises ein, aus dem die erste Bibelgesellschaft hervorgieng. Der Graf von Zinzendorf ist uns wohl schon nach der einen oder andern Seite hin bekannt; hier sehen wir das erstemal, wie das fromme Kind auch einmal in Gefahr war, ein „hochmüthiges Gräflein" zu werden, und wie gut die Zucht des sel. Franke, noch mehr aber die des himmlischen Erziehers bei ihm anschlug. Eine andere Zeit Halle's führt uns „der fromme Wagner" vor die Augen, ein gesegneter Zeuge des HErrn in dürren Tagen, durch welchen, ob er wohl nur ein einfacher Handwerker war, Männer wie der reichgesegnete Georg Müller von Bristol für Jesum gewonnen wurden. Die längste Schilderung ist dem sel. Wallmann gewidmet, der als Inspektor der Berliner Mission für Norddeutschland dasselbe geworden ist, was der unvergeßliche Barth im Süden war, der eifrigste und kenntnißreichste Beförderer der Mission, mit dem Unterschiede, daß Wallmann durch seine erziehende und leitende Thätigkeit in die Betreibung der großen Sache entscheidender eingriff und dabei bestimmtere Ziele verfolgte. Der treue Kleinschmidt steht vor uns da als das leuchtende Vorbild eines Missionars, wie man ihn gern hätte in allen Lagen und Wendungen des schweren Berufs. „Der bleibt stehen, wo man ihn hinstellt," war Wallmann's vielsagendes Zeugniß von ihm. Auf einer herzbrechenden Flucht ist er von dem 25jährigen Kampfe entbunden worden. In der Helferschwester Wilhelmine endlich wird uns eine köstliche Missionsfrucht aus dem Kaffervolke gezeigt, über der sich schon jetzt mit einander freuen können die da säen und die da schneiden. Möge das trefflich geschriebene Büchlein viele Leser und Beherziger finden!

Das Arbeitsgebiet der Norddeutschen Missionsgesellschaft auf der Sklavenküste Nordafrika's. Zu haben bei Missionsinspektor Zahn, Bremen 1867 (kostet 57 kr.).

Ein schönes 18" hohes Bild, welches die Karte des Ewe-Missionsgebietes enthält, umgeben von photographischen Darstellungen der Stationen Keta, Anyako, Waya und Wegbe, und des mannigfaltigen regen Treibens auf denselben. Eine gedruckte Erläuterung ist dem Bilde beigegeben, welche den Einblick in die Arbeit, die auf diesen Stationen vor sich geht, erleichtert. Es kann nun Jeder an dem trefflichen Bilde sehen, daß die Gaben für das opferreiche Werk nicht ins Wasser fallen, sondern übers Wasser fahren und in reichem Gottessegen auch wieder zurückkommen, das Herz des einfältigen Gebers zu erfreuen.



Im westafrikanischen Urwald (hinter Lagos).

Georg Adam Kißling,

geboren zu Murr den 2. April 1805, gestorben als Erzdiakon von Waitemata in Neuseeland den 10. November 1865.

(Schluß.)

5. Die zweite Expedition.

Hessing hatte unterdessen in Basel den Eifer für Westafrika neu belebt; die Kommittee war auch nicht im mindesten entmuthigt, sondern gab ihm, da er möglichst schnell zurückzukehren wünschte, die Erlaubniß zu seiner Verehlichung, welche so rasch ins Werk gesetzt wurde, daß er schon im Sept. 1829 von Basel wieder abreisen konnte, begleitet von seiner Gattin und den drei Missionaren J. Bührer, R. Dietschy und H. Graner. Dießmal gieng die Reise über Havre nach Amerika, da es doch räthlich war, mit der Kolonisationsgesellschaft eine engere Verbindung anzuknüpfen. Sessing mit seiner Gattin fuhr in der ersten Klasse, während die drei ledigen Brüder sich mit einer Stelle im Schiffsraum begnügten. Sie hatten zum Reisegefährten den amerikanischen Gesandten in Paris, einen Herrn Brown aus Louisiana, der seinen Vorurtheilen gegen die Neger und die Mission freien Lauf ließ und den Brüdern zu beweisen suchte, wenn sie keine Abneigung gegen die Schwarzen haben, werde es das Beste für sie sein, die Tochter irgend eines Häuptlings zu heirathen, wodurch sich leicht der ganze Stamm zum Christenthum bekehren lasse. Jedenfalls aber sollten sie das viele Predigen meiden und die Wilden andere nützliche Dinge lehren, Handwerke u. dgl.

Schon am 25. Oktober landeten sie in New-York, wo bis dahin die Liberia-Angelegenheit keinen Anklang gefunden hatte, daher rasch weiter nach Philadelphia! Hier interessirten sich manche tüchtige

Männer für die Plane der Mission, doch erschwerte das Denominationswesen die Bildung einer Hilfsgesellschaft; bei den Deutschen wurde zum erstenmale in Missionsstunden angeklopft, und auch etliche englische Versammlungen kamen zu Stande, in welchen erträgliche Kollekten fielen. Uebrigens hieß es bei den Bischöflichen, wie bei den Presbyterianern: Wollt ihr euch nicht unserer Gemeinschaft anschließen? so könnten wir leicht für euch sorgen. Natürlich fiel es auch auf, daß Lehrer nach Liberia ausgiengen, die zum Theil noch nicht fließend englisch sprechen konnten. Doch hätte der amerikanische board gern Zöglinge von Basel angenommen, um mit solchen eine Mission in Westafrika zu gründen; Amerikaner hatten sich bisher für diesen Dienst noch nicht angeboten. Die Kolonisationsgesellschaft in Washington war selbst durch Schulden in bedrängter Lage und konnte daher nur ihren guten Willen bezeugen, indem sie den Missionaren den Handel in Liberia erlaubte und für den Fall, daß sie ein Missionsschiff kauften, einige Vergünstigungen in Aussicht stellte.

Zuerst schifften sich nun die Sessings mit Bührer in einem kleinen Kolonialschooner ein (2. December) und kamen nach stürmischer Fahrt (17. Januar 1830) vor dem Kap Mesurado an. Die Frage: wie werden wir's finden? bewegte ihre Herzen gewaltig, aber siehe da — Kißling ist schon am Sonntag Morgen unter seinen Schülern thätig, und Alles steht besser, als sie's erwarten konnten. Nur Sessings Handwerkzeug ist bei dem vielen Ausräumen unsichtbar geworden.

Am 4. Januar 1830 schifften sich auch Dietschy und Graner in Norfolk ein, begleitet von dem neuen Gouverneur, einem ausgezeichneten Christen, und von 58 Schwarzen, an denen sie theils flinke, theils auch sehr ungelenke Schüler hatten; am 27. Februar landeten sie. Der erste Mann, der ihnen begegnete, war der blasse magere Handt; hohlwangig standen die Sessing am Fenster, Bührer schwankte am Stock, und hatte bald darauf seinen Fieberanfall, in welchem er die Brüder bat, ihn doch lieber zu erschießen als in heißem Wasser zu ertränken. Kißling war schwach, doch gelassen. Drei Brüder auf der Goldküste waren entschlafen, Henke dort allein noch übrig. Es schien ihnen denn doch ein schwerer Eintritt, wenn sie selbst auch die Hitze noch gar nicht lästig fanden und allerhand Bestellungen nach Basel adressirten, als hätten sie noch Jahre vor sich.

Dietschy unterlag schon dem ersten Fieber (22. März), Bührer

einem zweiten Anfall (26. März); ihn zu begraben ließ sich keiner der Kolonisten willig finden, so widerlich schienen ihnen die vielen weißen Gesichter; ein eben vom Gefängniß entlassener Dieb mußte als Träger angestellt werden. Daher bat Kißling die Brüder, wenn die Reihe an ihn komme, sollen sie ihn doch durch eingeborne Heiden hinaustragen lassen, denn zu ihnen sei er gesandt.

Sodann starb der gute Gouverneur, Dr. Anderson, und die Missionare mußten sich darauf gefaßt machen, daß die Kolonisationsgesellschaft ihm keinen Nachfolger senden werde, oder einen (Dr. Mechlin), dessen Abneigung gegen die Mission ihnen kein Geheimniß mehr war. Graner, dem man schon in Boston gesagt hatte, er sei zu gesund für Afrika und werde keine neun Monate dort leben, während Dietschy viel bessere Aussichten habe, folgte diesem Bruder — wohl durch das gelbe Fieber — (12. Mai) im Tode nach. Die beiden übrigen Brüder waren abwechselnd so elend, daß immer einer den andern zu pflegen hatte; Frau Sessing blieb noch die stärkste.

Unter diesen Erfahrungen gab zuerst Sessing die Hoffnung, daß diese Mission noch gedeihen werde, entschieden auf; ihn zog es nach Sierra Leone, wo unter der englischen Regierung soviel geordnetere Verhältnisse bestanden. Kißlings Ansicht wich etwas von der seinen ab, so zwar, daß auch ihm feststand, in Afrika werde das Evangelium am besten durch Afrikaner verbreitet, aber solche schwarze Prediger heranzubilden, bleibe die nächste Aufgabe der europäischen Missionare. Kißling läßt uns tief in seine Lage hineinschauen; wir holen daher etwas weiter aus.

Ihm waren die Jahre, da keine Briefe von Basel kamen, schwer genug geworden. Aber als die Brüder nun mit neuen Verhaltungsregeln kamen, fielen ihm auch diese schwer aufs Herz. „Wir sollen ins Bassaland ziehen und immer noch Alles mit einander gemein haben!“ Das wollte ihm schwer in den Sinn. Er hatte es zu einer geregelten Thätigkeit gebracht, und nun sollte Alles wieder in Frage gestellt werden. Die Kinder der Kolonisten hatten ihn viel geübt, da z. B. zu einem Schulzwang kein auch noch so milder Anlauf gewagt werden durfte; sie hatten ihm aber auch „manche freudige und selige Stunde verschafft“, daher er versprochen hatte, ihren Unterricht möglichst lange fortzuführen. Weniger befriedigt ist er von dem Ergebniß seiner Predigt an die Erwachsenen, sofern sie viel geneigter waren, sich das Herz rühren als den Verstand erleuchten zu

lassen; so kam es, daß die einfach klare Darstellung des Schriftzusammenhangs an der Menge wirkungslos vorübergleitete, während ein paar zusammenhangslose Worte, warm vorgetragen, die Zuhörer zum Hüpfen und Springen elektrisirten. „Doch ist das etwas seltener geworden und die Bibel nun in besseren Gebrauch gekommen.“ Wenn aber ein Schwarzer ihnen predigte, der auch nur die halbe Bildung des Weißen hätte, würde er nicht zehnmal mehr unter seinen Landsleuten wirken als dieser? Ihm diese — sei's halbe — Bildung angedeihen zu lassen, das wäre ein wirklicher Beruf.

Also errichtet ein Institut für Lehrer aus den Eingebornen! Errichtet es wo möglich innerhalb einer christlichen Gemeinde; bereitwillige Jünglinge finden sich in genügender Anzahl. Sind sie erzogen und bewährt, so sendet sie dann aus unter der Leitung irgend eines akklimatisirten Europäers. Aber wählet dazu Missionare, die Eines Sinnes sind! „Du David's und Jonathan's Liebe, wie schätzt man dich zur Zeit der Entbehrung!“

„Das nun wäre ein Beruf, der mich glücklich machen würde. Wie viel habe ich nicht gelitten die zwei Jahre her durch den Mangel eines bestimmten Berufs! Bin nun seit zwei Jahren hier — mit stärkeren denn Eisenketten angeschlossen an dieß kleine Plätzchen in Monrovia, nur etwa 30 Stunden von dem Ort meiner Bestimmung entfernt, so daß ich beständig fragen mußte: was hat doch der HErr mit mir vor? und niedergedrückt war und blieb durch das peinigende Gefühl, ich sei hier nur ein Gast, und durch die stete Ungewißheit über meinen Beruf.

„Doch habe ich nun die Bassa's besucht (März und April) und die Ueberzeugung gewonnen, daß wenn auch König Joe (ein Fürst mit 500 Unterthanen) uns gewogen ist, ich mich nicht allein dort niederlassen darf. Das Land ist in etwa zwölf Herrschaften getheilt, die sich unter einander bekriegen. Denn es hat sich ein Sklavenhändler, Don Macgill, erfrecht, in Klein-Bassa seine Fahne aufzupflanzen und seine Faktorei mit Kanonen zu umgeben. Er bewirthete mich, als ich mit dem Kapitän ans Land gieng, ganz höflich, aber sehr ungern ließ er mich zu seinen Sklaven, die ich in ihrem Blute liegen sah, mit den fürchterlichsten Wunden, winselnd, daß einem das Herz zerspringen sollte. Sie hatten dem Wütherich entfliehen wollen, und mußten nun verbluten zur Warnung für die andern. Mein Kapitän, frisch entschlossen, erklärt ihm den Krieg, nimmt das

Fort mit fünfzehn Bewaffneten und schießt den Don durchs Herz, während ich aufs Schiff eilte, um mich von der ganzen Sache fern zu halten. Nun sind aber alle Sklavenhändler auf die Kolonie erbost und regen die Neger auf; wie kann in so ungeordneten Zuständen, fern von der Hauptstadt, etwas Neues unternommen werden? Kein Boot wagt sich mehr ins Bassaland und die Regierung verwahrt sich dagegen, uns in dieser Entfernung schützen zu können.*)

„Sodann glauben Sie doch nicht, daß die Bassa's viel für uns thun werden; sie wollen natürlich nur zeitlichen Nutzen von uns ziehen. Wie sollen wir aber das Geld für die dortigen Bauten auftreiben? wie ohne ein eigenes Boot die Verbindung mit Monrovia unterhalten?

„Ich denke nicht ans Heimgehen, vorerst auch nicht ans Heirathen, aber ich suche einen geordneten Beruf mit Freiheit der Bewegung. Zunächst nehme ich die Armenschule wieder auf, die ich während der Krankheit unserer Brüder aufgeben mußte. Die Methodisten-Prediger, deren einige nicht einmal lesen können, haben meinen Unterricht verlassen; sie entschuldigen sich, keine Zeit dafür übrig zu haben."

Wieder wurde also die Waisenschule eröffnet, aber unter so offenbarem Widerstreben der Regierung, daß sie nicht mehr gelang. Branntweinschenken wurden in Masse eröffnet und dem Laster in einer Weise gefröhnt, daß das Ansehen der Kolonisten bei den heidnischen Stämmen aufs Tiefste herabsank, daher auch keine heidnischen Kinder mehr nach Monrovia zur Erziehung kamen.

Nicht nur blieben noch immer die Briefe von Basel in unerklärlicher Weise aus; von dem amerikanischen Bankier wurde den Brüdern geschrieben, daß ihr Kredit zu Ende gegangen sei. Nun mußten sie sich nothdürftig mit Verkauf ihrer Waaren behelfen und durften nicht mehr an die Eröffnung eines Instituts denken. Die

*) Die spanische Regierung, bemerken wir das gleich hier, sah die Tödtung dieses Ungeheuers, das nach Belieben Neger und Matrosen gemartert oder von seinen Kanonen weggeblasen hatte, als eine völkerrechtswidrige That an. Ein Kriegsschiff wurde abgesendet, der Schooner der Kolonie gekapert und sammt dem Cargo versenkt, sein schwarzer Kapitän aber, eben der Mann, der den Don erschossen, mit der Mannschaft gefangen gehalten. Monrovia selbst mußte sich lange auf eine Beschießung gefaßt halten. Das war der Stand der Dinge im Juli 1831, als Kißling endlich der Kolonie den Rücken kehrte.

unüberwindliche Schwierigkeit des Verkehrs in den damaligen Zuständen wurde noch vermehrt durch den böswilligen Gouverneur, unter dessen Papieren sein Nachfolger einen an die Missionäre adressirten Brief aus Bremen erbrochen fand; als ein Mann von Ehre, händigte er ihnen denselben sofort aus. Nun erst konnten diese sich erklären, was aus ihren übrigen Briefen geworden sein mochte; der Bremer-Brief allein war in der Eile übersehen, die andern vernichtet worden!

Unter diesen Umständen entschloß sich Kißling, der Goldküste, woselbst Freund Henke allein übrig geblieben war, einen Besuch abzustatten, um von dem ganzen Gestade Westafrika's und den Aussichten der Mission auf demselben sich eine sicherere Ansicht zu bilden. Am 9. September schiffte er sich ein, erst am 29. Januar 1831 kam er zurück, mit guten Nachrichten von dem fleißigen Henke, aber tief erschüttert in seiner Gesundheit, indem er nach Herausziehen eines Zahnes in Cape Coast an einer Zahnfistel fast verblutet war. Man hatte ihn dort ernstlich festzuhalten gesucht als Prediger für die englische Kolonie; doch wollte er keinen eigenmächtigen Schritt thun, um so weniger, da alle dortigen Engländer in Polygamie lebten, und kehrte daher zu Sessing zurück, der weiteren Winke des HErrn gewärtig.

---

6. Der Abschied von Liberia.

Die Mission der Deutschen hatte indessen soviel bewirkt, daß die Amerikaner zur Nacheiferung angefeuert wurden. Zuerst kam ein Presbyterianer Erskine nach Liberia, der aber bald starb; am 4. December 1830 landete dann der Baptisten-Missionar Skinner mit einem Schiff, das Emigranten brachte und die Deutschen — nach vierzehn Monaten — wieder einmal mit einem Brief aus Basel erfreute. Sessing gieng, den neuen Mitarbeiter zu besuchen, wurde aber so kalt empfangen, mit Andeutungen, wie er (Skinner) seine Zeit „in diesem angenehmen Klima" besser anwenden werde 2c., daß er seufzend heimkehrte. Nach wenigen Wochen lag der Ankömmling so darnieder, daß er für die Hilfe des deutschen Bruders in seinem Elend überaus dankbar war; Frau und Kind entschlafen, er selbst zurückkehrend nach Amerika, nicht zum Leidwesen der schwarzen Baptisten! Die Hälfte der mit ihm gekommenen Kolonisten war schon im Februar begraben!

Sessing hielt es nun für seine Pflicht, mit seiner Gattin für

die Zeit ihrer Entbindung (März 1831) nach Sierra Leone zu reisen, wo seine Schwester als Gattin von Miss. Gerber weilte. Auf die Einladung der dortigen Brüder, deren Zahl durch Krankheit bedeutend geschwächt war, übernahm er bald die Leitung der Regent-Gemeinde und trat damit außer allen Verband mit der Liberia-Mission. Er hat später als kirchlicher Missionar und Prediger in Jamaika seinen Lauf beschlossen (1854).

Von Blutgeschwüren geplagt, die ihm jede Arbeit zur Pein machten, harrte Kißling auf die Entscheidung der Basler-Kommittee, welche endlich eintraf und die Aufhebung der Mission wahrscheinlich machte, worauf auch er der Einladung nach Sierra Leone folgte (Juli 1831). „Warum jenen Steinhaufen hüten," hatte Sessing ihm geschrieben, „während es hier die Hände voll zu thun gibt."

In Kissey haben dann die Brüder (23. Oktober) mit andern Erwachsenen auch den Jakob von Brunn getauft, der ihnen und dem HErrn unveränderlich treu geblieben war. Kißling war noch bereit, mit diesem und den vier andern Jünglingen, die ihn begleitet hatten, auch nöthigenfalls in Liberia, „so sehr dem Fleische hievor grauste", eine Erziehungsanstalt zu beginnen, doch hielt er für nöthig, daß ihm vorerst ein Besuch in Europa gestattet würde, um die für ein solches Unternehmen nöthigen Instruktionen durch persönliche Besprechung zu beeinflußen. Ihm aber schien dieser Platz für eine deutsche Mission einmal nicht geeignet.

Da die Ruhr, an der er schon lange litt, eine solche Erholung nöthig machte, schiffte er sich (3. Jan 1832) nach England ein, tief gedemüthigt durch das drückende Gefühl, daß es am Ende doch nur seine eigene „Lauigkeit und Nachlässigkeit im Umgang mit Gott" gewesen sei, was seinen vierjährigen Dienst so unfruchtbar gemacht habe.

Er war nun auf dem St. Andrews, demselben Fahrzeug, welches vor vier Jahren für Hegele so verhängnißvoll geworden war. Es sollte die letzte Fahrt dieses Schiffes sein. Vom Sturm entmastet, in sinkendem Zustand, wurde es noch von einem französischen Schiffe erreicht, das die Passagiere und Mannschaft an Bord nahm und nach Terceira brachte. Erst im April erreichte er England, wo er der kirchlichen Gesellschaft vom Stand der Dinge in Westafrika so ungeschminkten Bericht erstattete, daß dieselbe sogleich bei den Baslern um Ueberlassung dieses werthvollen Arbeiters einkam. —

Die Mission in Liberia war dem Anscheine nach beendigt, in

Wirklichkeit fieng sie nun erst recht an. Die amerikanischen Christen schämten sich der langen Vernachlässigung und sandten seit 1832 weiße Prediger, Baptisten, Methodisten, Kongregationalisten (die doch bald weiter zogen), Episkopale und Presbyterianer. Auch amerikanische Lutheraner haben in Mühlenberg am St. Paulsfluß (seit 1860) eine Station begonnen. Die deutsche Missionsarbeit aber hat auf der Goldküste festen Fuß gefaßt, und die Sklavenküste erfreut sich durch sie eines ähnlichen Aufschwungs.

Aber auch an Liberia selbst ist die leidensvolle Arbeit jener vier Jahre nicht vergeblich vorübergegangen. Wir können nicht im Einzelnen die Geschicke der Knaben verfolgen, welche Kißling nach Sierra Leone mitnahm; aber einen von ihnen, den Bassa Jakob von Brunn, durfte er jedenfalls noch zu einem tüchtigen Prediger heranziehen, der dann dem HErrn mit großem Eifer und Geschick lange gedient hat. Und noch vor wenig Jahren fuhr mit einem deutschen Missionar ein schwarzer Kaufmann und Doktor, Herr Macgill, von der afrikanischen Küste ab, der sich dem Landsmann Kißlings und Sessings vertrauensvoll näherte und durch deren Dienst zum Leben in Gott gebracht zu sein dankbar bekannte. Doch wozu könnte es dienen, den einzelnen Saatkörnern nachzuspüren, die dort unter Angst und Thränen ausgesäet wurden? Sie werden sich einmal alle sicher zusammenfinden am großen Tag der Ernte.

Das aber darf wohl als das sicherste Ergebniß betrachtet werden, was das Ausharren in einem solchen Leidenstigel dem jungen Missionar selbst ausgetragen hat. Ist z. B. unserm Kißling so nach und nach in der Hitze Afrika's die poetische Ader vertrocknet, so hat er dafür Sicherheit im Englischen gewonnen, hat sich mit allerlei Menschen und ohne sie durchschlagen gelernt und schaudert vor keiner Anforderung, die das Leben an ihn stellen mag, mehr zurück. Er hat so oft schon sich versucht gefühlt, mit Elisa's Knaben auszurufen: Ah weh, mein Herr, wie wollen wir nun thun? und ist so wunderbar wieder und wieder errettet worden, daß ihm die feurigen Rosse und Wagen nun nicht mehr blos eine gelegentliche Ahnung bleiben. Hinfort mochte wohl das indische Sprüchwort auf ihn Anwendung finden: was im Feuer gesproßt ist, stirbt nicht am Sonnenschein. Weder Sierra Leone, noch Neuseeland konnten ihn auf viel härtere Proben stellen, als diejenigen waren, in welchen sein Glaube nun zum vollen Mannesalter herangereift war.

Das 25jährige Jahresfest des Studentenmissionsvereins in Halle a. S.

Sehr oft ist von den Freunden der Mission darüber geklagt worden, daß auf den Universitäten entweder gar nichts oder doch viel zu wenig geschehe, um die künftigen Diener der Kirche mit der im christlichen Leben unsrer Zeit eine so hervorragende Stelle einnehmenden Missionssache gründlich bekannt zu machen, und ein lebendiges Interesse dafür zu wecken. So wenig wir in Abrede stellen können, daß diese leider nur zu gegründete Klage auch unsre Universität noch trifft, so glauben wir durch dieselbe doch auch ebenso berechtigt als verpflichtet zu sein, den Missionsfreunden von einem vor kurzem hier gefeierten Feste Bericht zu erstatten, welches davon Zeugniß giebt, daß durch Gottes Gnade schon seit längerer Zeit in unsrer Mitte wenigstens ein Anfang in der Erfüllung jener Aufgabe, wenn auch ein kleiner und schwacher, gemacht worden ist. Am 13. März d. J. feierte nämlich der studentische Missionsverein in Halle a/S. sein 25jähriges Jahresfest; und er durfte es bei allem Bewußtsein seiner Schwachheit doch feiern mit dem freudigen und dankbaren Bekenntniß, daß Gottes Vaterhand bis hierher segnend auf ihm geruht und ihm je und je neues Leben und neue Kraft aus der Höhe hat zufließen lassen.

Durch die Güte des Herrn Pastor Hoffmann war die St. Laurentii-Kirche auf dem Neumarkte für die Festfeier eingeräumt worden. Allgemeine Einladungen zur Theilnahme an derselben waren in öffentlichen Blättern, besondere an die Herren Professoren und die Geistlichen der Stadt, welche bisher in näherer Beziehung zu dem Vereine gestanden, durch Vorstandsmitglieder ergangen. So sammelten sich in den ersten Nachmittagsstunden auf den Ruf der Glocken außer den Vereinsmitgliedern gegen 300 Missionsfreunde in dem festlich geschmückten Gotteshause. Nach dem Eingangslied: „Herr Jesu Christ, dich zu uns wend', Dein heil'gen Geist du zu uns send'," hielt Herr Pastor Hoffmann die Liturgie; auf den großentheils von Vereinsgenossen ausgeführten Gesang der Motette von Grell: „Das Volk so im Finstern wandelt" u. s. w. folgte als Hauptlied: „Wach' auf, du Geist der ersten Zeugen", woran sich so-

dann die Festpredigt anschloß. — Da der Wunsch des Vorstandes, daß einer der Begründer oder ältesten Mitglieder des Vereines (Propst Köllner in Berlin, Pastor Wedler in Alsleben und Taube in Lebensdorf, Domprediger Lange in Halberstadt) in der Festpredigt von den Zeiten der ersten Liebe aus eigenster Erinnerung Zeugniß gebe, wegen der um die Zeit des Festes besonders gehäuften Amtsgeschäfte der Geistlichen nicht erfüllt werden konnte, so hatte Herr Prof. Dr. Riehm die Bitte um Uebernahme derselben erfüllt.

Nach einigen einleitenden Worten verlas er als Festtext die Worte Jes. 49, 1—6; diese Weissagung stellte er im ersten Theile seiner Predigt „als eine ermunternde Erinnerung an den geschichtlichen Zusammenhang und die Gemeinschaft, in der wir mit unserm Missionsverein und unsrer Missionsarbeit stehen,“ dar. Der Prophet — dies etwa waren die Hauptgedanken — redet zunächst von Israel, dem Eigenthumsvolke Gottes, das schon bei seiner Erwählung die Bestimmung erhielt, dereinst als Knecht Gottes das Werkzeug zu sein zur Ausführung des beschwornen Heilsrathschlusses Gottes über alle Völker (Jes. 45, 23 f.), das aber zuerst selbst, von den Völkern abgesondert, zur Erfüllung dieses Berufes vorbereitet und erst in der Zeit der Gefangenschaft und Zerstreuung unter den Heiden durch das Wort der Propheten zum klaren Bewußtsein um denselben geführt wurde. Israel konnte aber diesen hohen Beruf nach Gottes ewigem Rath nur in dem einen erfüllen, der in seinem Schooße geboren zugleich der eingeborene Sohn Gottes war, in welchem alle Gottesverheißungen Ja und Amen sind, und in dem schon Simeon die Erfüllung auch dieser Weissagung erkannt hat (Luc. 2, 32). Er ist der wahrhaftige Knecht Gottes, dem die Begründung, Fortführung und Vollendung des Liebesraths, daß Allen geholfen werde, von seinem Vater übertragen ist. Er führt aber seit seinem Eingang in die Herrlichkeit sein Werk aus durch das Werkzeug, das er sich selber zubereitet hat, durch seine Gemeinde; diese ist darum auch Erbe des Berufes und der Verheißungen Israels geworden; und so gilt namentlich auch diese Verheißung von ihr: sie ist auch in ihrem Maße und in ihrer Weise der Knecht Gottes, der zum Licht der Heiden werden sollte, wie dies schon Paulus und Barnabas auf der ersten Missionsreise ausdrücklich bezeugen (Apostelgesch. 13, 47). Diesen ihren Beruf hat die Kirche Christi auch erfüllt; und als das reine lautere Gotteswort nicht mehr in ihrem

Munde war, bereitete sich der Herr in der evangelischen Kirche ein neues Werkzeug zur Erfüllung desselben zu. Doch ist auch in ihr nicht einer wie der andere zu seiner Erfüllung berufen und geschickt, sondern nur diejenigen, in welchen Glauben und Glaubenserfahrung und die aus Gott stammende Liebe, die da möchte, daß allen geholfen werde, lebendig ist: die Gemeinde der Gläubigen. Und erst in den Zeiten des Kampfes mit dem auch in die Kirche selbst eingedrungenen heidnischen Sinn wurde das Bewußtsein, zum heiligen Kampf für die Kirche Christi wider das Reich der Finsterniß in der Heimat und in der Ferne berufen zu sein, und die Hoffnung, daß der Herr sein Werk herrlich hinausführen werde, in der Gemeinde der Gläubigen recht lebendig. So war es in den Tagen eines Spener und Francke; so noch mehr, als seit dem Anfang unsres Jahrhunderts das Missionsleben in unsrer deutsch-evangelischen Kirche in neuer Kraft erwachte. Das Werk, an dem wir an unserer bescheidenen Stelle mitarbeiten, um auch einen kleinen Baustein herbeizutragen zum Aufbau des Tempels, in dem Gott Wohnung machen will, steht also nicht mehr in seinen Anfängen; es hat eine an großen Gottesthaten, an Kämpfen und Siegen, an Erfahrungen und Erfolgen reiche Geschichte, die nach Jahrtausenden zählt; und unser Verein ist ein kleines Glied eines großen Heeres von Mitarbeitern, Mitbetern, Mitstreitern, an dessen Spitze der Herr selbst steht, der mit seinen allgewaltigen Händen seine Sache zum Siege führt.

Auf Grund dieser Ausführung betrachtete der Festredner im zweiten Theile das, was in dem Weissagungsworte Israel vor den Ohren der Völker bezeugt von seinem Beruf, von seiner Erfahrung und von den ihm gegebenen Verheißungen als ein uns in den Mund gelegtes Zeugniß von unserm Beruf zur Missionsarbeit, von unsrer Erfahrung und von den göttlichen Verheißungen, die uns gegeben sind.

Von unserm Beruf zur Missionsarbeit. Hier wurde zuerst das Bedenken aufgeworfen, ob wir einen solchen auch wirklich haben. Daran, daß die Mission eine heilige Pflicht der Christenheit ist, zweifelt zwar Niemand unter uns; wohl aber daran, daß wir jetzt schon berufen sind, uns an der Erfüllung dieser Pflicht zu betheiligen, da uns jetzt die Vorbereitung auf unsern dereinstigen Beruf obliegt, und da die dafür erforderlichen Aufgaben, zumal die wissenschaftlichen, unser Interesse, unsre Zeit und unsre Kraft jetzt in vollem Maße in

Anspruch nehmen. Ist es denn wohlgethan, schon jetzt die praktischen Aufgaben des kirchlichen Lebens mitangreifen zu wollen, und dazu eine solche, die, so wichtig und heilig sie auch ist, uns doch verhältnißmäßig ferner liegt. — Wären diese Bedenken gegründet — so lautete die Antwort — dann dürften wir heute kein Fest feiern, sondern müßten unser Werk als eine fünfundzwanzigjährige Verirrung aufgeben; denn in der rechten Weise können wir ein Werk nur dann treiben, wenn wir volle Gewißheit darüber haben, daß es uns nach dem Willen unsers Herrn zu thun obliegt. Aber solche Gewißheit haben wir auch und dürfen wir haben. Wo Glaube und Glaubenserfahrung und Liebe ist, da ist auch Beruf zur Missionsarbeit. Nun sind wir uns wohl alle bewußt, wie sehr wir noch des Wachsthums daran bedürfen. Aber doch ist mancher Jüngling hier, der wenigstens etwas aus Erfahrung davon weiß, daß allein Christus das Licht der Seele, der Friede des Herzens, die Kraft zum Guten, der Trost im Leiden, die Hoffnung im Tode ist, und dem die Frage des Gekreuzigten: „Das that ich für dich, was thust du für mich?“ auf das Herz und Gewissen gefallen ist. Darum können wir, wenn wir auch jetzt noch nicht den Beruf haben, den Missionssinn in der Gemeinde zu pflegen, doch unmöglich unthätig bleiben; denn Glaube und Liebe, wo sie wirklich lebendig sind, können sich nicht vorschreiben lassen, eine Zeit lang ganz zu ruhen, können sich nicht blos auf ein dereinstiges Fruchtbringen vertrösten lassen. — Unsre wissenschaftlichen Aufgaben wollen wir nicht vernachläßigen; aber es giebt auch jetzt für uns etwas, was höher ist als alle Wissenschaft. Ebenso wollen wir auch die vor allem nöthige sittliche Arbeit an uns selber nicht versäumen; aber auch jetzt haben wir nicht blos für uns, sondern für unsern Herrn und seine Kirche zu leben. Und gerade christliche Jünglinge, denen Johannes schreibt: ich habe euch geschrieben, weil ihr stark seid und den Bösen überwunden habt, sind vorzugsweise zum Kampfe für die Kirche Christi und gegen das Reich der Welt berufen. Wie sollten wir denn, wenn er uns mit der geistlichen Waffenrüstung ausgestattet hat, seinem Aufgebot nicht Folge leisten? Und wie könnten wir der Streiter vergessen, die auf den Vorposten stehen, und in die Reiche des Fürsten dieser Welt eindringen, um unter Christi Panier unserm himmlischen Könige die Herzen zu erobern? — Wie mag man sagen: die Missionssache liege uns fern. Der ist kein rechter Jüngling und kein rechter Studirender, der kein Herz hat für

hohe, ideale Ziele; und hier tritt uns ein Ideal entgegen, dessen Verwirklichung uns verbürgt ist durch die unzweideutigsten und zuverläßigsten Zusagen des lebendigen Gottes: das Reich der Gerechtigkeit und des Friedens reichend von Meer zu Meer und von einem Ende der Erde bis zum andern. Und für solches Ideal sollten Jünglinge, die den Herrn Jesum und sein Reich lieb haben, sich nicht begeistern? Und endlich: mancher von uns wird in wenigen Jahren berufen sein in Gemeinden, in denen schon ein mehr oder weniger reges Missionsleben erwacht ist, dasselbe zu pflegen und zu leiten. Wer möchte da als ein Neuling in einer so heiligen und wichtigen Sache des Christenthums und der Kirche unter die Erfahreneren treten? Möge denn das Zeugniß der Gewißheit unsres Berufes zur Missionsarbeit ein volles Echo finden in allen Herzen! Möge, wie einst nach den Kreuzzugspredigten des heiligen Bernhard, von Mund zu Mund, und von Herz zu Herz der Ruf gehen: Ja, der Herr will's; lasset seinem Ruf uns folgen!

Zurückblickend auf die gemachten Erfahrungen führte der Redner aus, daß wir wohl, wie Israel in der Zeit des Exils, und wie mancher Missionsarbeiter, wenn er ein Missionsfeld wieder aufgeben mußte, sprechen könnten: „Ich dachte, ich arbeite vergeblich und brächte meine Kraft umsonst und unnützlich zu." Weniger deßhalb, weil die Zahl der Vereinsmitglieder verhältnißmäßig klein geblieben und die äußerlichen Ergebnisse der Arbeit gering sind, als darum, weil schon seit Jahren die Klage über Lauheit eines großen Theils der Mitglieder erhoben werden mußte, während der Verein sich um die Zeit des ersten öffentlichen Jahresfestes (1847) der schönsten Blüthe erfreute. Aber solche Erfahrungen sollen uns nicht niederschlagen, sondern nur demüthigen und um so mehr antreiben zu selbstverläugnendem Eifer im Aufblick zu dem Herrn, deß die Sache ist. Zumal dieser Herr es uns ja auch nicht an thatsächlichen Zeugnissen hat fehlen lassen, daß er auch der kleinen Kraft die Frucht ihrer Arbeit schenkt. Wie die Missionsarbeit im Ganzen der Heimatgemeinde neue Lebens- und Segenszuflüsse zugeführt, und mehr als die theologische Wissenschaft und das Pochen auf das formulirte Bekenntniß das Gnadengefühl in der Kirche belebt und gestärkt, aber auch auf den Arbeitsfeldern in der Ferne eine stattliche Anzahl lebendiger Zeugnisse für den Erfolg ihrer Arbeit aufzuweisen hat, so fehlte auch der Missionsarbeit in unserm engen Kreise nicht ihre Frucht und ihr Lohn.

Die segensvolle Rückwirkung auf die Arbeiter selbst hat auch hier nicht gefehlt. Für manchen Jüngling war unser Missionsverein ein Mittel zur Bewahrung des Funkens göttlichen Lebens in dem Kampfe des Zweifels, in welchen das wissenschaftliche Streben hineinführte, und in den Gefahren, die die ungebundene Freiheit und Fröhlichkeit des akademischen Lebens mit sich bringt. Mancher hat hier lebendige Eindrücke davon bekommen, daß auch heute noch das Evangelium eine seligmachende Gotteskraft ist. So ist unser Verein in den 25 Jahren seines Bestandes in seinem Maße und in seiner Weise ein Salz gewesen für Manchen auf unsrer Universität. Und ebenso hat er auch in manchem Herzen die Liebe zur Missionssache geweckt oder erhalten und genährt. Sehen wir heute auf die Gemeinden in der Nähe und in der Ferne, in welchen ein regerer Missionseifer sich bemerklich macht, so erkennen wir da und dort als Pfleger und Förderer dieses Missionslebens Männer, von denen wir sagen dürfen: die sind von den unsern. Ferne sei von uns Rühmen, aber zu des Herrn Lob sei es gesagt: auch zu unsrer Arbeit hat er sich bekannt.

Den Blick in die Zukunft richtend wies der Redner endlich darauf hin, daß die im Textesworte gegebenen tröstlichen Verheißungen und herrlichen Zusagen der Missionsgemeinde das endliche völlige Gelingen des Werkes, an dem sie im Dienste des Herrn arbeitet, verbürgen; und bezeugte, daß an diesen Verheißungen auch unser Verein Theil habe. Der Herr will in unsrer Mitte bleiben; unser Gott will immer mehr wieder Wohnung machen auf unsern deutschen Universitäten, auch auf unsrer Universität; und unser Verein soll mit dazu helfen, daß ihm der Weg gebahnt werde. — Aber an zwei Dingen dürfen wir es nicht fehlen lassen: an dem zuversichtsvollen Glaubens- und Hoffnungsblick auf das große Ziel, das Gottes Verheißungen uns vorhalten, damit wir uns der Größe des Werkes, an dem wir arbeiten, dürfen bewußt bleiben, und an der selbstverläugnenden Treue auch im Kleinen und Unscheinbaren. Hiezu möge das Fest uns ermuntern; möge es nicht in einer künstlich erzeugten, rasch auflodernden, aber kraftlosen Begeisterung verrauschen, sondern ein im Verborgenen glühendes Feuer anzünden. Keinen von uns treffe des Herrn Wort: „Wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der kann nicht mein Jünger sein!“ Mit einem Aufruf an diejenigen, die dem Vereine bisher ferne geblieben waren, mit Hand anzulegen, und mit Segenswünschen schloß die Predigt.

Es folgte nach einem Liedervers der allgemeine Bericht über die Gesellschaft und das gegenwärtige Leben des Vereins, erstattet von dem derzeit Vorsitzenden stud. theol. Ackermann. Wir heben daraus Folgendes hervor: Daß wir das Fest feiern können, ist ein Gnadenbeweis unsres Gottes, der freudigsten Dankes werth ist; denn einem Studentenmissionsverein wird es schwer, sich bei kräftigem und lebendigem Bestehen zu erhalten; von der Zehnzahl solcher Vereine, die in den letzten 25 Jahren auf deutschen Universitäten entstanden sind, besteht jetzt außer dem unsrigen nur noch ein erst vor Kurzem in Königsberg begründeter.

Der Verein ist hervorgegangen aus einer Anzahl kleiner Erbauungsvereine, in welchen zu Anfang der vierziger Jahre die von dem neuen, besonders durch die Wirksamkeit des ehrwürdigen Dr. Tholuck in unsre hiesige Theologie gekommenen Lebenshauche lebendiger ergriffenen Theologiestudirenden sich gesammelt hatten. Die Vereinigung derselben zu einem Missionsverein wurde 1842 namentlich von dem frühzeitig heimgegangenen Peter Löser aus Wildschütz bei Torgau betrieben. Nach langen Verhandlungen gaben die Behörden die Genehmigung zur Begründung des Vereins, nachdem sie dadurch, daß Herr Konsistorialrath Müller als Protektor an die Spitze desselben trat, eine Garantie für seine Unschädlichkeit erhalten hatten. Nun wurden regelmäßige Versammlungen festgesetzt, Vorträge geschichtlichen und erbaulichen Inhalts gehalten, ein Lesecirkel mit einer namhaften Anzahl von Missionsschriften eingerichtet, auch ein Briefwechsel mit den auf andern Universitäten nach und nach entstandenen oder im Entstehen begriffenen akademischen Missionsvereinen angeknüpft; jeden ersten Montag im Monat wurden in kleineren Kreisen besondere Gebetsversammlungen gehalten; ja eine Zeit lang wurden auch in zwei benachbarten Landgemeinden öffentliche Missionsstunden von Vereinsmitgliedern gehalten. Die Mitgliederzahl mehrte sich von Jahr zu Jahr, und der Verein blühte immer mehr empor. So wagte er es denn auch, innerlich und äußerlich erstarkt, am 19. Mai 1847 das erste öffentliche Studentenmissionsfest zu feiern. Im Winter darauf verfügte König Friedrich Wilhelm IV, daß der Verein ohne ferner eine Bürgschaft für seine Unschädlichkeit stellen zu müssen, bestehen dürfe, worauf sich derselbe unmittelbar unter das Protektorat seines himmlischen Herrn und Königs stellte, den bisherigen Protektor aber als Ehrenmitglied auch ferner zu den Seinen rechnen durfte. Das

Revolutionsjahr 1848 wurde für ihn gerade ein Jahr des reichsten Segens und der schönsten Blüthe: über 100 Mitglieder gehörten ihm an, und 126 Thlr. konnten nach Abzug der nicht unbeträchtlichen Ausgaben an die Berliner Missionsgesellschaft eingesendet werden. Leider trat aber schon im Sommer 1849 eine Periode der Erschlaffung und der Lauheit ein, während deren die früher in der Regel alle 14 Tage gehaltenen Versammlungen auf monatlich zu haltende reducirt werden mußten. Doch wurden der kleinen Zahl derer, denen die Mission Herzenssache war, wieder neue treue Genossen zugeführt; um die Theilnahme lebendiger zu erhalten, wurde von nun an den Vorträgen nach Inhalt und Form ein auch dem wissenschaftlichen Interesse und Bedürfniß entsprechenderer Charakter gegeben; die Literatur für Lesecirkel und Bibliothek wurde vermehrt. So blühte der Verein wieder auf, und auch seine Versammlungen konnten wieder alle 14 Tage gehalten werden. Zwar trat gegen Ende der fünfziger Jahre noch einmal eine Erschlaffung ein, und das Jahr 1860, in welchem fast alle Mitglieder des Vorstandes und die meisten des Vereines Halle verließen, und nur 20 zurückblieben, war für den Verein die Zeit seiner tiefsten Erniedrigung. Doch hat diese schmerzliche Erfahrung ihn nur gedemüthigt, aber nicht kleinmüthig gemacht; die Zurückgebliebenen gaben sich das Wort, die Sache nicht liegen zu lassen, sondern im Vertrauen auf den Herrn auch die Versammlungen fortzuführen, so lange auch nur noch einige daran Theil nähmen. Und ihr Vertrauen wurde nicht zu Schanden: vor zwei Jahren hatte sich der Verein wieder an innerer Kraft und äußerem Umfang zu einer Höhe erhoben, wie er sie nur in der ersten Zeit seines Bestehens gehabt hatte. Auch hatte er die Freude, daß im Oktober 1865 eines seiner Mitglieder, Th. Jellinghaus, von der Goßnerschen Missionsanstalt in Berlin zu den Kols ausgesendet werden konnte. — Mehrere neu getroffene Einrichtungen haben sich bewährt als Förderungsmittel des Vereinslebens: so wurde für Vorträge und Lesecirkel das Gebiet der Vereinsthätigkeit durch Hereinziehung der Judenmission, der Mission unter den ausgewanderten Deutschen in Amerika und der inneren Mission erweitert; die gesammelten Beiträge werden nicht mehr lediglich der Berliner Missionsgesellschaft, sondern immer derjenigen, welche gerade besonders dringende Bedürfnisse zu befriedigen hat, zugesendet; auch mit Missionaren, wie Sternberg und Schatz in Ostindien, Schmidt in Südafrika, Kittel und Kaufmann in Ostindien

wurde ein Briefwechsel geführt, der mit den beiden letzteren noch jetzt fortgeht, und dem Verein gewiß mache Bewegung und manchen Segen bringt. — Auf die Geldsammlungen (im Ganzen betrugen sie etwa 1200 Thlr.) kann natürlich bei einem Verein dieser Art am allerwenigsten das Hauptgewicht gelegt werden. Aber dessen darf der Verein zuversichtlich gewiß sein, daß die 886 Mitglieder, die ihm angehörten, nicht ohne Frucht für das Missionsleben in der heimatlichen Kirche während ihrer Studienzeit an seinen Versammlungen und Arbeiten Theil genommen haben, wie das auch mehrere Zuschriften früherer Mitglieder ausdrücklich bezeugten. —

Nach dem Berichte ertheilte Herr Pastor Hoffmann vom Altar aus den Segen, und die Feier endete mit dem üblichen Schlußvers: „Die wir uns allhier beisammen finden" rc. Die Kollekte, welche für den Kirchenbau in Anandapur in Ostindien bestimmt wurde, betrug 16 Thlr., und ist an den Missionar Kaufmann daselbst bereits abgesendet.

Gegen Abend wurde noch in einem vor der Stadt gelegenen öffentlichen Lokale eine Nachversammlung gehalten, in welcher der Bericht über das letztverflossene Vereinsjahr und die eingelaufenen Zuschriften früherer Vereinsgenossen von dem Vorsitzenden verlesen wurden. Außerdem machten die Herren Professoren Jacobi und Schlottmann mehrere anregende Mittheilungen aus dem Missionsleben, namentlich aus Goßner's Missionsthätigkeit und aus Ribbentrop's Leben und Wirken.

Wir hoffen, daß der erhebende Eindruck, den die Feier bei aller Einfachheit machte, ein nachhaltiger sein, und daß durch Gottes Gnade in der neuen Periode des Vereinslebens auch neue Liebe und neuer Eifer für die heilige Sache sich bethätigen wird. Möchten diese Mittheilungen zugleich für die Kommilitonen auf andern Universitäten eine Anregung werden, mit dazu zu helfen, daß auf den deutschen Hochschulen auch die Missionssache die ihr gebührende Pflege und Förderung finde.

Missionsleben unter den Zulukaffern.

(Fortsetzung.)

Immer mehr wird nun das Missionshaus eine Zufluchtsstätte der Hilfesuchenden oder Hilfebedürftigen nach Leib und Seele. Ein

junger Mann, der durch einen Schlangenbiß ein Bein verlor, und dem Robertson ein künstliches zu machen verspricht, eine Mutter, der schon fünf Kleine gestorben sind, und deren sechstes nun auch scheinbar hoffnungsvoll dahinsiecht, und zwei weitere kleine Knaben haben schon früher Aufnahme gefunden. Nun wird abermals ein vierjähriger Knabe angemeldet. Frau Robertson hat eben erst wieder einen schweren Krankheitsanfall gehabt, und schleppt sich nur mühsam an ihrem Stocke herum. Da ist es doch klar, daß man die Zahl der vierjährigen Kinder nicht ins Endlose vermehren kann. So beschlossen. Doch nach vierzehn Tagen bringt der Vater den kleinen Mann in vollem Staat, gewaschen und gesalbt, mit Perlen behangen, die Kafferschürze umgebunden und einen Stock in der Hand, als stünde er im Begriff, nun selbständig die Lebensreise anzutreten. Frau Robertson erklärt ihm, sie könne nichts entscheiden, er möge seinen Wunsch bei ihrem Manne anbringen, der bald nach Hause kommen werde. Darüber verstreicht aber eine Stunde, und unterdessen wird der Kleine gekleidet und angenommen. Ein Haus bauend, sitzt er auf dem Boden neben Hali und Billy, die ihn ihr Brüderlein heißen und ihm versprechen, ihm ihre Spielsachen und Bücher zu leihen und ihn lesen zu lehren, während Ujadu versichert, er wolle ihn nicht beißen, nicht kratzen und nicht todtschlagen. So findet sie Robertson, und seine Frau hat sich mit dem Gedanken, den neuen Pflegling nicht zu verstoßen, schon so vertraut gemacht, daß sie ganz verwundert drein sieht bei der Frage: „Also willst du ihn behalten?“ Jetzt erst fällt ihr wieder ein, daß man ja ihren Mann erwarten wollte, um die Sache zu entscheiden. Sie bittet ihn, mit dem Vater zu sprechen. Der aber erklärt einfach, der Knabe sei Robertsons Kind, und dieser habe ihm 3 fl. zu bezahlen. „Welche Arbeit kann er denn verrichten, daß wir Geld für ihn geben sollen?“ erwiedert Robertson. „Was liegt daran,“ ist die Antwort, „wenn es nur eure Herzen froh macht, ihn zu haben!“ — Er bleibt, und wirklich wird auch der sanfte, lenksame Junge bald ein Gegenstand herzlicher Freude.

Doch nicht lange soll diese Aussaat der Liebe am Umlazi mehr dauern. Noch ist Frau Robertson nicht ganz wiederhergestellt, da ruft im September der Bischof ihren Mann zu einer gemeinsamen Untersuchungsreise ins Zululand ab. Sie nimmt all' ihre Kraft zusammen, sich aufzuraffen, daß er sie ruhig verlassen kann, da ihr für seine eigene Gesundheit diese Unterbrechung seiner Arbeit will-

kommen ist; ja so lange seine Gegenwart die noch heidnischen Knaben nicht im Zaume hält, theilt sie sogar ihr Schlafzimmer mit den getauften Mädchen, um sie vor jedem Muthwillen zu schützen.

Die Reise ins Zululand hat den gewünschten Erfolg; der König Panda erklärt sich bereit, einen Missionar aufzunehmen und ihm das nöthige Land zur Gründung einer Station anzuweisen. Und so wird Robertson berufen, auf ein neues Arbeitsfeld hinauszuziehen und die reifenden Früchte des seitherigen von Andern einsammeln zu lassen.

Es war ein schwerer Weg des Gehorsams, den er da zu gehen hatte; denn jetzt erst fiengen auch die Bewohner der benachbarten Kraale an, recht zutraulich gegen ihn zu werden.

„Der größte Schmerz wird mir fast der sein," schrieb im Frühling 1860 Frau Robertson, „bei unserem Wegzug von hier Ujadu und Tzegula ihren heidnischen Verwandten zurückgeben zu müssen. Sie gehören jetzt so ganz zu uns, sind von ihren heidnischen Gewohnheiten los und so liebe, verständige Kinder geworden. Tzegula besonders ist nach Leib, Seele und Geist ein köstliches kleines Geschöpf. Oft kam er in meinen Krankheiten Sonntag Abends an mein Bett und erzählte mir, was er in der Kirche gehört hatte. Einmal gab er mit seinen eigenen, kindlichen Worten, aber ganz genau, die Speisung der 5000 Mann wieder und hatte seine Freude dran, daß ein kleiner Knabe das Brod und die Fische gehabt habe, wovon so Viele satt wurden. 'Es ist nicht recht, Speise wegzuwerfen, weil sie eine Gabe Gottes ist,' setzte er dann ernsthaft hinzu. Und wie hat es uns nicht das Herz bewegt, als im vorigen Jahr Ujadu wieder und wieder fragte, warum Umfundisi nicht auch aus ihm ein getauftes Kind machen wolle, und wie er dann während der heiligen Handlung seinen Platz verließ, um sich neben die Täuflinge zu stellen in der festen Erwartung, nun werde die Reihe auch an ihn kommen! Schwerlich werden seine Eltern ihn unserm unverheiratheten Nachfolger lassen; denn allgemein sagen die Mütter, die Pflege der Kleinen sei nicht die Sache des Lehrers, sondern der Frauen. — Die andern Kinder ins Zululand mitnehmen zu dürfen, sind wir gewiß. Selbst die geflüchteten Mädchen, die Anfangs nur mit Schrecken an die Rückkehr in ihre Heimat dachten, erklären jetzt ihren Entschluß, mit uns zu ziehen. Wir fordern Niemand dazu auf und rathen Vielen, lieber am Umlazi zu bleiben; wer aber selbst den entschiedenen Wunsch ausspricht, dem wehren wir nicht."

Im August, schon mitten unter den Reisevorbereitungen, fuhr Frau Robertson fort: „Wir haben viele rührende Scenen mit den Leuten um uns her gehabt, die ich nicht zu schildern vermöchte, auch wenn mir die Zeit dazu reichte. — Wir sind jetzt in voller Thätigkeit. Abraham hat unsern großen Reisewagen frisch angestrichen, und macht sich in diesem Augenblick mit den Zeltpfählen zu thun. Samuelson und Usajabula fabriciren Thüren und Fenster; letzterer gönnt sich vom frühen Morgen bis Sonnenuntergang keine Ruhe. Der Reisewagen wird uns in den nächsten drei Monaten zur Wohnung dienen müssen, obgleich uns unsere Leute versichern, sie wollen mit aller Macht arbeiten, um schnell ein Haus aufzurichten: die Schwierigkeit ist das Dach, weil in dieser Jahreszeit kein Gras zum Decken desselben zu bekommen ist. Wir haben drei Zelte, die mein Mann so glücklich war, in einer Militär-Auction in Pieter Maritzburg zu erbeuten. Die Hütten im Zululand sind so niedrig, daß wir auch die besten kaum benützen könnten. Auf seiner Reise mit dem Bischof wurde Robertson bei Nacht ohnmächtig und kam erst dadurch wieder zu sich, daß man seinen Kopf ins Freie hinauslegte.

„Es ist ein mißliches Unternehmen, in so vorgerückter Jahreszeit erst aufzubrechen. Nicht ohne Sorge sehe ich Robertson so allein mit der Aufgabe, ein Haus zu bauen; denn obgleich wir alle willige Herzen haben, liegt das Hauptgeschäft doch auf ihm. Er muß überall selbst Hand anlegen, um die Uebrigen unter allen Beschwerden der Niederlassung in einem fremden Lande bei gutem Muth zu erhalten.

„Der Bischof hat uns zwei Wägen erlaubt. Robertson hatte aber große Mühe, die nöthigen Ochsen dazu zu bekommen; der lange, trockene, kalte Winter war hier zu Lande den Ochsen so verderblich wie in Schottland den Schafen. Zwei der Thiere, die unsern Wagen von Pieter Maritzburg hieher brachten, sind unterwegs gestorben; ein drittes fürchten wir heute zu verlieren. Es liegt uns sehr daran, jetzt möglichst schnell fortzukommen."

So schwer auch Abraham und Marie zu einer Trennung von ihrem Umfundisi und ihrer Inkonsikaza zu bewegen waren, willigten sie doch endlich ein, zur Unterstützung von deren Nachfolger am Umlazi zurückzubleiben. Ueberhaupt suchte man die dießmalige Reisegesellschaft des Mangels an Nahrung und Obdach wegen möglichst klein zu machen: die Hottentottin Mam mit ihren drei Kindern, Usajabula und Christine mit ihrem Kleinen, Susanna mit ihrem

Verlobten und die vier Kleinen waren dabei. Die Reisenöthen wollen wir nicht schildern; am 19. September erreichte die Karawane glücklich den Ort ihrer Bestimmung.

II. Im Zululand.

1. Missionsanfänge in sturmbewegter Zeit.

Es ist ein seit mehr als einem Menschenalter vielfach blutgetränkter Boden, den der afrikanische Reisende mit dem Zulureich betritt. Hatte der Häuptling Tschakka, nachdem er sich durch List und Gewalt die Nachbarstämme unterworfen, im Jahr 1820 den Tugela überschritten und in vier Jahren das heutige Natalland zur Einöde gemacht, um etliche Jahre nachher sein blutbeflecktes Leben unter den mörderischen Streichen seiner leiblichen Brüder zu enden, so war sein Nachfolger Dingan kaum weniger grausam als er. Im Jahr 1837 ließ er bei einem Gastmahl 70 ausgewanderte Boers erschlagen, die nach Natal gekommen waren, sich dort Wohnsitze zu suchen, und denen er bereits eine Strecke Landes abgetreten hatte. Dann überfiel er das Lager der Boers und tödtete in demselben gegen 600 Personen, so daß die Stätte heute noch „Weenen" (Weinen) heißt. Drei Jahre später fiel er im Kampfe mit seinem von den Boers unterstützten Bruder Panda, der nun König wurde. Doch damit waren die Fehden nicht zu Ende. In dem durchaus kriegerischen Stamm der Zulu's werden nämlich alle jungen Männer in verschiedene Regimenter eingetheilt, von denen der König gewisse Dienstleistungen fordert, wie ihm Hütten und Zäune zu errichten und seines Viehs zu warten. Die Offiziere haben an seinem Hofe zu weilen. so lange ihr Regiment den Dienst hat; sie bewohnen ihre eigenen Hütten, werden von ihren eigenen Leuten mit Speise versorgt, sind aber von alten Zeiten her gewöhnt, von dem König durch Geschenke an Vieh für ihre Dienste entschädigt zu werden.

Diese Entschädigung war leicht, so lange Raubzüge das eigentliche Leben der Zulufürsten waren, und es an Beute nie mangelte. Panda aber wurde vom Anfang seiner Regierung an von seinen holländischen und englischen Nachbarn so im Schach gehalten, daß er ausschließlich auf die Hilfsquellen seines eigenen Landes angewiesen war. An seinem Hofe mußten daher die Häuptlinge meist darben

und nach Verfluß ihrer Dienstzeit mit leerer Hand heimkehren. Dazu kam noch, daß er seinen Kriegern auch zumuthete, länger als die seitherige Sitte es forderte, unverheirathet zu bleiben. Er selbst kränkelte und ließ sich selten vor dem Volk sehen, außer etwa auf einsamen Spaziergängen. Anstatt mit seinen Häuptlingen die Regierungsangelegenheiten zu berathen, gab er meistens nur den Nächststehenden so hastige und undeutliche Befehle, daß Alles davon rannte, um sich nachher erstaunt anzusehen und zu fragen, was man denn eigentlich wolle, und wohin man beordert sei? Kein Wunder, daß sich mehr und mehr das Gefühl verbreitete, Panda sei „kein König nach dem Zuluherzen". Er selbst merkte indeß nichts von dieser Abneigung, und Niemand hatte Lust, ihn davon in Kenntniß zu setzen. Erst als er seinen beiden älteren Söhnen, Ketschwayo und Umbulazi Erlaubniß gab, eigene Kraale zu bauen, und sich nun die Unzufriedensten um die neu aufgehenden Gestirne schaarten, ohne weiter Lust zu haben, von „des Tigers Schwanz" sich zur Rückkehr zu „des Tigers Haupt" einladen zu lassen, weil sie dadurch ihrem Gefühl nach auch seinen Zähnen näher kamen, giengen ihm die Augen auf. In eben dem Maß aber, in dem der Anhang der jungen Fürsten wuchs, wuchs auch ihre gegenseitige Eifersucht. Die jungen Männer des Stammes, in denen durch glänzende Schilderungen von dem Räuberleben zu Tschakka's und Dingan's Zeiten der Durst nach ähnlichen Abenteuern erwacht war, sammelten sich um Ketschwayo; die jüngeren Söhne des Königs schlossen sich an Umbulazi an. Man veranstaltete Jagdpartieen, und die Geladenen stellten sich mit ihren großen Kriegsschilden, statt mit dem leichteren Jagdgeräthe ein; es war leicht zu merken, daß die Assegai's sich bald nicht mehr bloß gegen das Wild des Feldes kehren sollten. Als dem König diese Gährung der Gemüther zu Ohren kam, ließ er seine beiden Söhne rufen und befahl ihnen, ihre Eifersüchteleien zu lassen und im Frieden zu leben. Die Prinzen dagegen verlangten, das Volk solle zusammengerufen werden, um ihre beiderseitigen Ansprüche zu hören und zu richten. Taub gegen diesen Wunsch, behielt Panda den Jüngeren, Umbulazi, eine Zeitlang bei sich und gab ihm dann Erlaubniß, sich am Tugela anzubauen. Auf dem ganzen Wege Anhänger sammelnd, zog Umbulazi langsam dem ihm angewiesenen Platze zu. Man wußte, daß in der Stille Panda ihn bevorzuge; somit wurde er der Repräsentant der Anhänger des Königs, während die Hoffnung

der Unzufriedenen auf Ketschwayo ruhte. Er, meinten sie, werde den verarmten Kraalen wieder Wohlstand und Ueberfluß bringen. Im entscheidenden Augenblick erklärte sich auch noch Panda's erster Minister für Ketschwayo und gieng mit einem großen Theil der königlichen Truppen zu ihm über. In drei Heeressäulen überfielen nun im Dezember 1856 Ketschwayo's Krieger die Anhänger Umbulazi's und zerstreuten sie nach kurzem Kampf. Die Geschlagenen suchten sich über den Tugela auf britisches Gebiet zu flüchten; aber Tausende von ihnen fanden unter den Schlachtkeulen ihrer Gegner oder in den Fluthen des hochangeschwollenen Stromes ihren Tod. Umbulazi und fünf seiner Brüder fielen im Kampfe; zwei jüngere Söhne Panda's, wovon der eine noch ein Knabe, entkamen auf britisches Gebiet und leben seither als Flüchtlinge in Natal.

Nach jenem Kampf sank die Macht des alternden Königs immer tiefer und Ketschwayo's Gestirn stieg in eben dem Grade; doch wurde Panda's Person noch geachtet. Um allen weiteren Streitigkeiten wegen der Thronfolge ein Ende zu machen, wurde im November 1857 auf einer Volksversammlung beschlossen, da Panda wohl noch geschickt zum Denken sei, aber zu alt zum Gehen, solle er künftighin „das Haupt" und Ketschwayo „der Fuß" der Zulu's sein; d. h. Letzterer solle schon zu Lebzeiten des Vaters als oberster Induna die Zügel der Regierung in die Hand nehmen und diesem nur die bereits vorbereiteten Beschlüsse zur Genehmigung vorlegen.

Die Hauptfrage wurde bei dieser Uebereinkunft freilich mehr stillschweigend als mit klaren Worten erledigt, denn von dem möglichen Tode des Königs zu sprechen, gilt im Zulureich für Hochverrath. Man erzählt sich noch, in welchen Schrecken einst ein Engländer den ganzen Hof Panda's versetzte, als er den König wegen seines guten Aussehens beglückwünschte mit der Bemerkung, er habe ein Gerücht gehört, als wäre er todt. Einen Augenblick schwieg Panda selbst erstaunt und entsetzt, dann aber gab er schnell dem Gespräch eine andere Wendung, indem er leicht hinwarf: „Wir haben hier nicht die Sitte, von diesen Dingen zu sprechen."

In Ketschwayo's Fall hatte diese unzeitige Schonung des Königs noch blutige Folgen, und einige feste Bestimmungen hätten Letzterem wohl großes Herzeleid erspart. Doch wir müssen uns wieder nach Robertson umsehen, der gerade um jene Zeit seine Hütte in Kwamagwaza aufschlug.

„Wir haben auf der Reise viel Mühsal gehabt," schrieb Frau Robertson am 2. Oktober 1860 an den inzwischen zum Bischof der Zambesi-Mission ernannten Mackenzie und seine Schwester, „aber der herzliche Empfang, der uns hier zu Theil wurde, hat uns reichlich für alle Schmerzen entschädigt, die uns der Abschied vom Umlazi kostete. Nicht nur Sonntags, sondern auch an den Wochentagen erhalten wir Besuche die Menge von unsern zahlreichen Nachbarn. Sie sind so froh und dankbar, daß sie 'den Lehrer' ganz verstehen können, und wiederholen Abraham beständig, sie haben einen Umfundisi, dem es nie an Worten fehle. Abraham selbst war letzten Sonntag ganz außer sich vor Freude beim Anblick der im Schatten unserer großen Bäume versammelten Menge, von der keine eifersüchtige Furcht die Frauen und Mädchen ferne hielt, und bei der auch kleine Kinder und ergraute Mütterlein nicht fehlten. Allen schien es zu gefallen, als ich die Kleinen in Häuflein dicht um Robertson herumsetzte und ihnen sagte, wir haben die Kinder lieb. Die Leute waren sehr aufmerksam und versuchten in den Gesang mit einzustimmen, obgleich sie Anfangs ganz ungenirt ihre lauten Bemerkungen über alles machten, was ihnen neu war. Es liegt etwas Erfrischendes in ihrer einfachen, offenen, fröhlichen Art. Sie hatten gehört, daß ein Lehrer kommen werde und hatten so lange schon auf ihn gewartet, daß sie ihn mit laut ausbrechendem Jubel begrüßten. Da sie nicht wußten, daß er verheirathet sei, und eine weiße Frau ihnen ein sehr ungewohnter Anblick ist, wurde das Maß ihrer Freude dadurch voll; sie haben Einen erwartet, meinten sie, und jetzt sei es, als wären vier gekommen. Einer sagte, er habe ein Gefühl, wie wenn die Sonne unter ihnen aufgegangen wäre; ein Anderer, zum Himmel deutend, er danke Gott, daß Er uns hieher gebracht habe. Sie fühlen sich zu Robertson hingezogen, wie wenn er ihnen schon seit Jahren bekannt wäre; es hat etwas fast Unbegreifliches, daß diese Leute eine so mörderische Regierungsform ertragen können.

„Das Leben ist so unsicher, und doch sehen sie froh und zufrieden aus und wollen sich gerne unterrichten lassen. Sie lieben ihre Heimat, und doch kann über Nacht ein nahestehender Freund auf königlichen Befehl hingerichtet werden, und man sieht sein Angesicht nicht mehr. Das ganze Land ist aufs Neue fieberhaft erregt, weil der König und seine Söhne alles Volk unter die Waffen gerufen haben. Alle müssen erscheinen und ihre Waffenübungen durchmachen; nur

Greise, Knaben, Frauen und Kinder sind ausgenommen. Sie sollen gegen die Amaswazi zu Felde ziehen, die ein Häuflein Zulu's ermordet haben, lautet der Befehl, aber Viele halten dieß nur für einen Vorwand und glauben, es stehe vielmehr eine neue Krisis zwischen dem König und seinem Sohne bevor.

„Wir leben noch immer in unserem Wagen und in Zelten, und haben allerlei Abenteuer mit Regenstürmen, bald aber hoffen wir auf dem weichen Rasenboden Hütten zu bewohnen — vor uns nicht den gewohnten Busch, sondern hohe Baumgruppen und sanft abfallende Hügel mit der Aussicht in liebliche Thäler und auf ferne Berge. Beten Sie für uns, daß wir unsere Pflicht thun; denn Alles hier scheint so vielversprechend."

Drei Wochen später fährt sie fort:

„Das Wagen- und Zeltleben bei der nassen Witterung, die wir bis jetzt beinahe unaufhörlich hatten, nimmt meine ganze Kraft in Anspruch, unsere Sachen zu trocknen nnd die Kinder und jungen Mädchen bei gutem Muth zu erhalten. Obgleich ich es recht beschwerlich fand, mich entweder in dem engen Wagen behelfen, oder aber dem Regen, und was fast noch schlimmer war, der Sonne aussetzen zu müssen, hat sich meine Gesundheit doch wunderbar gut gehalten. Oft muß ich, um nicht ohnmächtig zu werden, im offenen Wagen schlafen, durch den die feuchte Nachtluft streicht, und manchmal schon habe ich, wenn ich versucht war mich selbst zu bemitleiden, mir vorgehalten, ich könnte in der Kabine eines Dampfbootes noch schlimmer daran sein. Je mehr wir übrigens von dem Volke sehen, desto erfrischter und ermuthigter fühlen wir uns. Es ist ohne allen Zweifel den Natal-Kaffern weit überlegen. Wir finden unter diesen Zulu's eine solche Freigebigkeit und Weitherzigkeit, daß Robertson sagt, Viele von ihnen seien wahrhafte Edelleute in ihrer Denkweise. Er ist überaus geschäftig und trägt mir auf: 'Sage ihnen, ich sei daran, am ersten schönen Tag, den wir seit einer Woche gehabt haben, dir eine Hütte zu bauen, und könne mich nicht zum Schreiben los machen. Sage ihnen alles Liebe und Gute, wie oft wir von ihnen sprechen, und wie glücklich wir gewesen wären, sie an den Zambesi begleiten zu dürfen.'"

Wieder drei Wochen später lesen wir:

„Während ich dieß schreibe, landen Sie vielleicht in der Tafelbai. Es wird eine wahre Erleichterung für uns sein, endlich einmal einen

Brief von Ihnen zu erhalten, der erst geschrieben war, nachdem Sie wußten, daß wir unser liebes Umlazi verlassen haben. Jeder Ihrer Glückwünsche, daß wir noch dort seien, war ein Stich in unsere Herzen. Nicht als sehnten wir uns zurück, aber der Abschied war so schwer, daß ich noch jetzt die Erinnerung daran fast nicht ertragen kann. Ich empfand dabei etwas Aehnliches wie nachher manchmal auf der Reise hieher beim Blick in einen Abgrund, der so schauerlich vor uns lag, daß ich nur meine Augen schließen und stille sein und hoffen konnte.

„Wir bewohnen jetzt unsere erste Hütte. Sie ist allerliebst in Betracht des Materials, das meinem Manne zu Gebot stand. Eine Kaffernhütte hätte er damit nicht hoch genug bauen können, um auf einem Stuhle sitzend bequem darin zu athmen; also bestehen die Wände aus grasbedecktem Flechtwerk, und in der Mitte trägt ein zwölf Fuß hoher Pfosten das Dach von Baumzweigen, das einem riesigen, etwas unregelmäßigen Spinnengewebe nicht ganz unähnlich ist. Ueber die Baumzweige sind vor der Grasdecke noch Matten gebreitet, so daß Alles recht sauber aussieht. Die Wände sind etwa sechs Fuß hoch und doppelt oder gar dreifach mit Matten bekleidet. Eines der beiden Fenster hat eine große Glasscheibe. Die Thüre bildet bis jetzt ein blauer Teppich; es ist aber eine von Weidengeflecht in Arbeit, die dann noch mit einem Fell überzogen werden soll. Es ist doch ein großer Genuß, wieder an einem Tische sitzen, aufrecht hinstehen, oder ein Buch vom Wandbrett herabnehmen zu können! Wir glaubten fast keine Bücher mitgenommen zu haben, und doch haben wir deren ganz genug, es zu füllen. Das Eine Gemach ist bis jetzt Alles in Allem. Das Zelt der Kinder war so durchlöchert, daß wir froh waren, ihnen den Wagen einzuräumen und das ihre dazu zu verwenden, den jungen Mädchen ein doppeltes zu machen. Die fortwährende Nässe hat das Bedürfniß nach Hütten dringender gemacht und zugleich ihre Erbauung bedeutend erschwert.

„Robertson ist nicht ganz wohl gewesen und hat eine Geschwulst an der Hand gehabt, die recht bösartig zu werden drohte. Durch Gottes Güte ist sie aber der Kaltwasserbehandlung gewichen oder trotz derselben geheilt. Mir ist manchmal bange, er überarbeite sich zu sehr, ohne es gleich zu merken; denn er sieht zuweilen entsetzlich abgemagert aus, und auch seine entzündete Hand schien mir mit seiner Erschöpfung im Zusammenhang zu stehen. Aber er ist so voll Eifer

bei seiner neuen Aufgabe; auch wenn er baut oder gräbt, hat er immer Leute um sich, mit denen er über göttliche Dinge spricht.

„Wir hoffen bald eine Schule zu eröffnen. Um aber das zu können, muß Robertson einen Besuch bei dem König machen; denn wollten Leute ihre Kinder ohne dessen ausdrückliche Erlaubniß schicken, so könnten sie dafür ohne Weiteres mit dem Tode bestraft werden. Letzten Sonntag fand sich zur Predigt eine größere Menge ein als je. Es liegt uns sehr am Herzen, nun bald ein Gebäude für den Gottesdienst zu Stande zu bringen. Kein Zelt könnte die ganze Versammlung fassen, und doch ist es immer so windig oder naß oder kalt, daß es sich kaum thut im Freien.

„Es herrscht jetzt auch hier, wie in Natal, große Theurung, so daß wir uns bis zur neuen Ernte auf zwei Mahlzeiten täglich beschränken. Heute ist ein rechter Freudentag für uns. Diesen Morgen verkochten wir unsere letzte Schüssel Mehl, und diesen Abend haben wir, Dank unsern Freunden, wieder mehr als einen Sack voll. Fünf Körbe davon sind Geschenke."

Am 7. Dezember schreibt Frau Robertson selbst nur die wenigen Worte: „Es gäbe so viel Stoff zum Erzählen, daß ich lieber gar nicht anfange; denn wir sind Alle sehr hungrig. Die Flinte, die für meinen Mann unterwegs ist, wird ein großer Gewinn für uns sein; dann dürfen wir doch hoffen, manchmal ein Perl- oder Rebhuhn und dann und wann einen Bock zu bekommen; nur gibt es leider deren nicht viele. Wir schicken eben landaufwärts, um zu sehen, ob nicht Schafe oder Ziegen zu haben sind. Klingt das nicht gefräßig?"

Der sonst so schweigsame Robertson dagegen ergreift dießmal die Feder: „Wir fühlen uns in unserer neuen Heimat so glücklich als je und fassen immer festeren Fuß im Vertrauen des Volks; aber bei dem schauerlichen politischen Zustand des Landes können wir in der nächsten Zeit nur wenig Frucht von unserer Arbeit hoffen. Justizmorde sind ganz an der Tagesordnung, und ohne die Erlaubniß des Häuptlings und des Izinduna (Rath) darf Niemand das Geringste unternehmen. Ich messe jedoch nicht alle Schuld der Regierung bei; auch das Volk hat Theil daran. Auf falsche Beschuldigungen hin, denen die Häuptlinge wegen des dabei zu erbeutenden Viehs nur zu leicht Folge geben, erschlägt Einer den Andern. Ich hoffe und bete, daß es uns gelingen möge, einigen Einfluß auf die Leute zu gewinnen.

„Bitte lassen Sie uns doch genau den Punkt auf der Erdkugel wissen, an dem Sie Ihren Wohnsitz aufschlagen, wenn Sie einmal am Zambesi sind. Ich bin sehr geneigt zu glauben, daß Dr. Livingstone's 'gesunde Bergrücken' bis zu uns herabreichen und habe eine leise Ahnung, als könnten wir noch einmal etwas weiter daran hinaufrücken. Durch Ihre Photographie sind Sie allen unsern Kwamagwaza-Leuten bekannt, und manche derselben waren schon am Zambesi. Wir gedenken Ihrer auch in unsern 'schwarzen' Gebeten. Ich hatte Niemand auf diesen Zusatz vorbereitet, aber als ich nachher fragte, warum ich ihn gemacht, wußtens Alle. Susanna war die Erste, die sprach. Sie nimmt warmen Antheil an allem, was sie von Ihnen hört, und ist im Ganzen recht lieb, nur manchmal ein wenig dumm und störrig, damit wir Pahlegazi (ihren alten Namen) nicht vergessen.

„Ich muß schließen, und brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß wir Ihrer oft, oft gedenken und auch in Zukunft oft bei Ihnen auf Ihrem neuen Arbeitsfeld sein werden. Mit den innigsten Segenswünschen für Sie Beide, und in der Hoffnung, es werde uns vergönnt sein, einander hienieden noch einmal zu sehen, Ihr

R. Robertson."

Fast schien es, als sollte dieß Robertsons Abschiedsgruß an den Freund werden und sein eigener früher Heimgang ein Wiedersehen in diesem Leben unmöglich machen. Zu der Theurung gesellte sich nun auch noch eine Viehseuche und immer empfindlicher wurde der Mangel. Die tägliche Nahrung für so viele Pflegebefohlene aufzutreiben, war am Ende eine schwere Sorge, und obgleich es Morgens und Abends nie ganz an Speise fehlte, fiel die Mahlzeit doch oft schmal genug aus. Bei der ungenügenden Nahrung unter so drückender Arbeitslast brach Robertsons Kraft zusammen. Dreimal warfen ihn nach besondern Anstrengungen und längerem Fasten Fieberanfälle nieder, die sich ganz unter denselben Symptomen einstellten, obgleich die beiden ersten leicht waren im Vergleich mit dem letzten: heftige Schmerzen und Ohnmachten nach dem erstmaligen Genuß von Speise. Bange Tage und Nächte hindurch saß die Gattin am Lager des vor Fieber und Schwäche Bewußtlosen, der nicht einmal seinen Zustand zu beschreiben vermochte. Rath war nirgends zu holen; sie konnte nur beten und zu Gott hoffen, daß sie in der Pflege das Rechte treffe. An wohlthuender Theilnahme von Seiten der Eingebornen fehlte es

nicht; aber welche Mühe kostete es, die Haufen von Besuchen, die sich besonders Sonntags einfanden, von der Thüre des Kranken fern zu halten. Sie hatten so gar keinen Begriff von der Ruhe, die er bedurfte. Einer der besten Bekannten bat so bringend um Einlaß und versprach so fest, kein Wort zu sagen, daß ihn Frau Robertson endlich in die Hütte führte. Traurig sah er den todesmüden Lehrer an und gieng dann schweigend hinaus. „Lebewohl, Umfundisi!" flüsterten Andere, nachdem sie sich zur Umkehr hatten überreden lassen.

Doch um ein letztes Lebewohl handelte es sich noch nicht. Allmählich kehrten die Kräfte des Kranken wieder; er konnte anfangen am Arm seiner Frau einige Schritte zu machen und im Februar Frl. Mackenzie schreiben: „Sie werden von meinem theuren Weibe gehört haben, wie tief drunten ich war. Nun hat es dem Geber aller guten Gaben gefallen, mich wieder aufzurichten, und ich kann im Rückblick Ihm nur danken für alles Durchlebte. Es ist uns gut zu erfahren, wie schwach wir sind."

Als welchen Segen auch die Gattin die Trübsal hatte erkennen lernen, läßt sich den paar Worten abfühlen, die sie der nun getrennt vom Bruder in der Kapstadt zurückgebliebenen Freundin zurief: „Wir gedenken Ihrer Aller täglich in unsern Gebeten. Ich weiß, Sie konnten mir nur mit blutendem Herzen schreiben, daß Ihr theurer Bruder Sie nun verlassen habe. Wie richtet doch all dieses Scheiden das Sehnen unserer Herzen nach der rechten Heimat, wo keine Trennung mehr sein wird! Ich fühlte das tief an dem Tage, da wir auf dem Dampfboot von Ihnen Abschied nahmen. Diese Trennung bringt aber wie jedes Weh schon hienieden ihren besondern Frieden, gerade wie die Bußpsalmen alle mit Lob enden."

Missions-Zeitung.

Die amerikanische Mission in der Türkei.

Dem bei der Jahresfeier des englischen Hilfsvereins abgestatteten Bericht über dieses wichtige Werk entnehmen wir folgende Nachrichten:

Das türkische Arbeitsfeld umfaßt außer den drei Missionen der eigentlichen Türkei auch die syrische und nestorianische Mission. —

In der Westtürkei fand im Laufe des verflossenen Jahrs ein erfreuliches Wachsthum statt; Prediger, Lehrer, Sonntagsschulen und Sonntagsschüler vermehrten sich um 50 Procent; 90 neue Gemeindeglieder wurden aufgenommen und 6 weitere Außenstationen gegründet. Die Zahl sämmtlicher Haupt- und Außenstationen belief sich auf 52, und zwischen 6 und 700 Gemeindeglieder legten in ihrem Wandel die Früchte wahrer Gottseligkeit an den Tag, 8900 ganze und stückweise Ausgaben der heiligen Schrift, 18,900 Exemplare anderer Bücher und 24,000 Traktate waren im Laufe des Jahrs vertheilt worden. Namentlich unter den Bulgaren war eine Veränderung fühlbar; in der Mädchenanstalt hatten einige Bekehrungen stattgefunden. Das Vorurtheil gegen den Unterricht des weiblichen Geschlechts, das sich bisher der Mission im Orient als ein so schwer zu überwindendes Hinderniß entgegenstellte, war im Schwinden begriffen. Die Missionare in der Bulgarei verwendeten mehr Zeit als bisher auf die Predigt des Evangeliums und fanden weit größere Bereitwilligkeit, derselben zuzuhören. Noch waren zwar unter den Muhammedanern im Allgemeinen die Nachwehen der vor drei Jahren ausgebrochenen Verfolgung zu spüren, doch wuchs in Galata (Konstantinopel) die Zahl derer, die den Gottesdienst besuchten, und ein weit verbreiteter, obgleich noch schüchtern sich äußernder Geist des Forschens war fühlbar. Die Missionare von Se Siwas fanden die Muhammedaner ihres Arbeitsfeldes zugänglicher als je; manche derselben fanden sich Sonntags regelmäßig zur türkischen Predigt ein. Auf der Außenstation Gurum wurden die Missionare während eines kurzen Aufenthalts von etlichen Tagen von mehr als 30 Türken besucht, meist jungen Männern, die mit Freuden das Neue Testament lasen. Auf einer andern Außenstation sprachen gegen 100 Türken, Männer und Frauen, bei den Missionaren ein, lasen das Neue Testament und lauschten dem Gesange türkischer Lieder; sogar der Pascha der Provinz kam herbei. Auch einige Bekehrungen fanden statt, namentlich die eines jungen Persers, den die Missionare seiner Sicherheit wegen nach russisch Georgien schickten, und die eines sehr verständigen türkischen Offiziers mit seiner Frau. Ermuthigend war, daß gegen die Letzteren keine Verfolgung ausbrach, obgleich ihr Uebertritt zum Christenthum an ihrem Wohnort allgemein bekannt war.

Im osttürkischen Zweig erlitt die Mission einen schweren Verlust durch den Heimgang Miss. Walkers, der vierzehn Jahre hindurch treu und im Segen in Diarbekir gearbeitet hatte und von der ganzen Bevölkerung, Muhammedanern wie Armeniern, als ein Vater und Freund betrauert wurde. Kharput ist hier die gesegnetste Station mit 700 Bekehrten unter mehr als 3000 erklärten Protestanten. Von der Freigebigkeit dieser Gemeinden, die schon ihre eigenen Prediger unterhalten, wurden interressante Beispiele erzählt.

Lieblich schritt die central-türkische Mission fort; 155 neue Gemeindeglieder wurden in der-

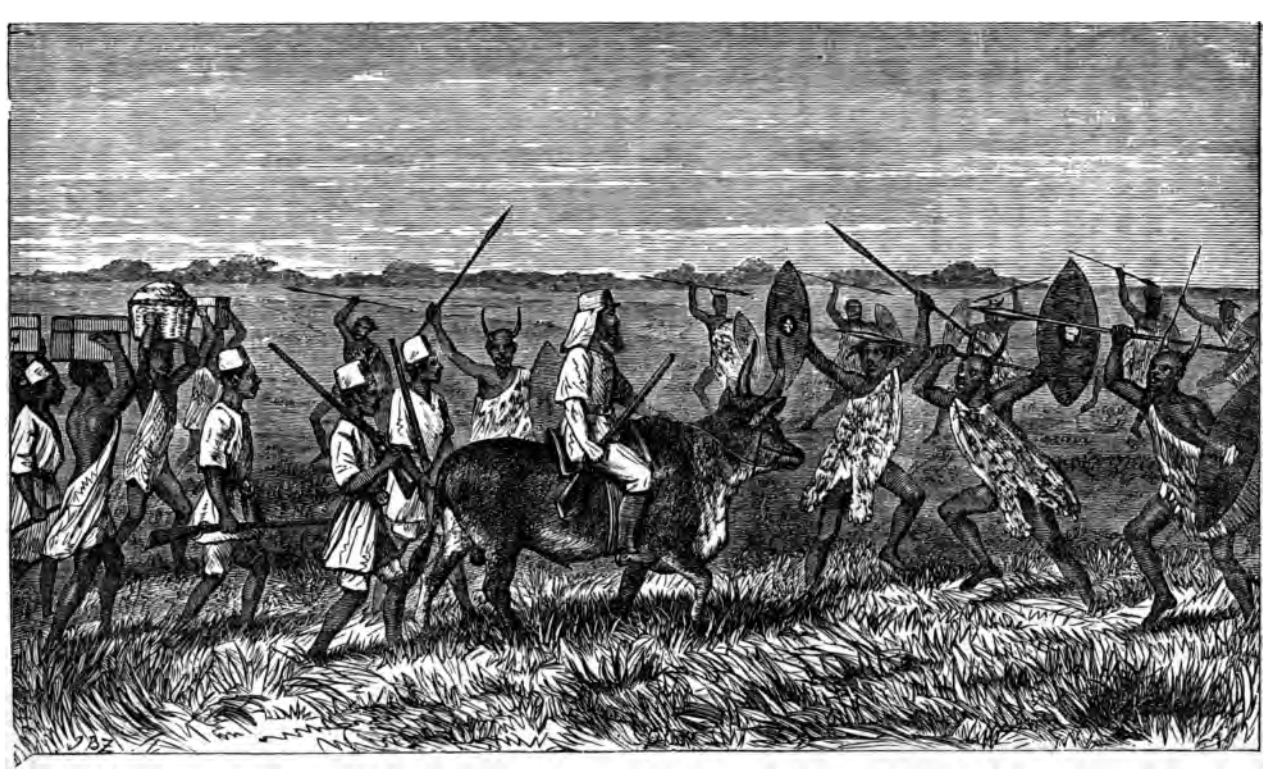
selben in die Kirche aufgenommen. In Ursa (Ur) fanden 25 — 30 Bekehrungen statt, und wahrscheinlich weit mehrere in Marasch. Auch die in der altarmenischen Kirche Zurückbleibenden zeigten sich ungemein freundlich gesinnt. In Ursa wurden amerikanische Missionare von mehreren von ihnen eingeladen, ihnen fast allabendlich die h. Schrift zu lesen und zu erklären; in Marasch boten ihnen armenische Priester sogar ihre Kanzeln an. Die Zahl der Protestanten beläuft sich dort auf 600, und zwei Kapellen sind jeden Sonntag gedrängt voll.

Den innerhalb zehn Jahren in der syrischen Mission stattgefundenen Fortschritt drängt Miss. Jessup in folgenden Ueberblick zusammen: „Obgleich wir in diesem Zeitraum ein Jahr des Bürgerkriegs und eines der Pestilenz hatten, gieng das Werk doch ununterbrochen fort. Im Jahr 1856 hatten wir drei protestantische Kirchen mit nicht ganz 70 Gemeindegliedern; jetzt haben wir ihrer sechs mit 150 Gemeindegliedern, und ein eingeborner Prediger hat die Ordination empfangen. Damals wurden nur wenige Bücher irgend einer Art verkauft; jetzt verkaufen wir jährlich Tausende heiliger Schriften und Traktate. Damals bestand neben unserer eigenen Presse nur eine einzige in Syrien, jetzt sind ihrer 5 geworden. Unsere höhere Schule war früher die einzige, jetzt stehen ihrer 7 in Beirut und der Umgegend. Damals bestanden 15 Elementar-Schulen mit ungefähr 500 Schülern, jetzt stehen nicht weniger als 50 Elementar-Schulen mit 2000 Schülern unter protestantischer Leitung, und überdieß haben Drusen, Griechen und Maroniten blühende höhere und niedere Schulen, in denen Tausende von Kindern lesen lernen. Die wachsende Bekanntschaft mit der h. Schrift untergräbt den Aberglauben von allen Seiten. Man findet Testamente unter den Moslems, Bibeln in griechischen und maronitischen Klöstern. Die Zahl der Novizen in den verschiedenen Klöstern ist bedeutend im Abnehmen. Das Formenwesen verliert in manchen der verschiedenen Sekten an Halt. Es gibt Muhammedaner, die während des Ramadan bei Tag Nahrung zu sich nehmen, und griechische und römische Katholiken, die in der Fastenzeit Fleisch essen. In der unter priesterlicher Leitung stehenden großen griechischen Erziehungsanstalt in Beirut erhalten die jungen Leute bei der herannahenden Fastenzeit täglich Fleisch. Möge der Geist Gottes über dieses Volk ausgegossen werden, daß es nicht vom Aberglauben in den Unglauben versinkt, sondern, indem es das Alte aufgibt, den neuen Menschen in Christo anzieht!" —

In der nestorianischen Mission wurden im Lauf des Jahrs 50 Personen in die Abendmahlsgemeinschaft aufgenommen; die Zahl sämmtlicher Kommunikanten beläuft sich jetzt auf 577. An 76 Plätzen wurde regelmäßig das Evangelium verkündet. 111 Nationalgehilfen standen in Verbindung mit der Mission als Prediger, Lehrer ꝛc. in der Arbeit. Zu diesen Nationalgehilfen kommen noch 16 Bibelfrauen, die nicht nur ihr eigenes, sonst kaum

zugängliches Geschlecht erreichten, sondern vielfach auch die Werkzeuge wurden, Männer wie Frauen zur Anhörung der süßen Botschaft des Evangeliums zu vermögen.

Zum Schluß wurde bemerkt, die Türkei sei zu lange als ein Land des Drucks und der Mißregierung zum Sprichwort geworden, und doch sei in ihr der stille Einfluß der Mission, befördert durch die im Rathschluß Gottes gelegenen äußeren Ereignisse, namentlich die Veröffentlichung des großherrlichen Erlasses in Betreff der Religionsfreiheit (im Hatti-Humayun) so mächtig gewesen, daß es schwer wäre, irgend ein anderes Land in Europa zu finden, in dem Freiheit und Civilisation in den letzten 20 Jahren entschiedenere Fortschritte gemacht hätten als in der Türkei. Staatsmänner haben schon lange den nahen Sturz des türkischen Reichs vorausgesagt, und manche, die mit lüsternem Auge sein weites Gebiet und seine reichen Hilfsquellen überschauten, haben denselben auch gewünscht; noch aber stehe es, und der Fortschritt der Grundsätze der Gerechtigkeit und Wahrheit lasse hoffen, daß noch auf andere Weise als durch den Untergang oder die Vertreibung der Türken die muhammedanische Herrschaft allmählich christlichen Gesetzen weichen und die verschiedenen Nationalitäten des Reiches auf einen Fuß der Gleichheit gestellt werden könnten, wodurch Letzteres selbst nur befestigt und der letzte Flecken von dem türkischen Namen vertilgt würde. Auf welche Art aber auch einmal die orientalische Frage gelöst werden möge, sei es die Pflicht und das Vorrecht der Mission gewesen, den Samen des Evangelims auszustreuen und es getrost dem Herrn zu überlassen, zu Seiner Stunde und auf dem Ihm gefälligen Wege ihre Arbeit zu einem herrlichen Ziele zu führen. Noch seien im türkischen Reich manche umnachtete Gegenden, in die kein Lichtstrahl gedrungen, und Angesichts der finstern Wolken, die am politischen Horizont aufsteigen, möchten die amerikanischen Brüder, so lange ihnen die Möglichkeit dazu gegeben sei, keine Gelegenheit unbenützt lassen, auch an neuen Orten die Predigt vom Heil in Christo erschallen zu lassen. Daher möge der englische Hilfsverein fortfahren, durch fürbittende Theilnahme und freigebige Unterstützung mitzuwirken an der herrlichen Aufgabe, die sie sich gestellt.



Abreise von Mruli unter Unyoro-Escorte.

Das Innere von Ostafrika.*)

1. Bakers Reise an den Albert Nyanza.

Nachdem wir (Miss. Mag. 1866, S. 482) eine vorläufige Skizze von Bakers Reise und ihren Resultaten gegeben haben, drängt es uns, seinen Erfahrungen mehr im Einzelnen zu folgen und gewisse Fragen, welche sie anregen, vom Standpunkt der Mission aus zu besprechen.

Wir sehen in Baker einen rasch entschlossenen Jäger, der mit dem großen Wild Indiens und den Elephanten Ceylons schon viele

*) Der Albert Nyanza, und die Erforschung der Nilquellen von S. W. Baker. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin, 2 Bde. Jena, bei H. Costenoble, 1867. Es ist das eine Uebersetzung des schon mehrmals von uns erwähnten Baker'schen Reisewerks, durch 34 Abbildungen und 2 Karten in anerkennenswerther Weise illustrirt. Das Werk schließt sich an die früher erwähnten Reisebeschreibungen eines Livingstone, Speke und Grant an, und läßt uns einen tiefen Blick in die Bedürfnisse jener Länder und Völker werfen, während es zugleich Zeugniß davon ablegt, daß der Unternehmungsgeist, die Thatkraft und Ausdauer der rechten Entdecker noch nicht zu den Dingen der Vergangenheit gehören. Noch immer kann ein einziger Mann, gegenüber allem passiven und aktiven Widerstand der Massen, auch das Unmöglichscheinende durchsetzen, wenn sein entschlossener Wille gerade auf das gerichtet ist, was seinen Beruf in der Weltgeschichte ausmacht. — Die Uebersetzung ist besser ausgefallen als die der früheren Werke. Doch scheinen noch immer gar zu kenntlich durch den deutschen Text gewisse englische Wendungen, welche dem einen und dem andern Leser das Verständniß erschweren dürften. Betrübte Thatsachen „mit großem Gefühl" anzuerkennen (S. 78) ist hie zu Lande gewiß Wenigen geläufig. Baker will seinen Leuten nicht mehr gestatten, „in Kummer zu verfallen" (S. 60 come to grief) d. h. sich selbst Noth zu bereiten. Der befreite Neger soll, (S. 255) „ein beklagenswerther Mangel" sein; die katholische Mission gibt den weißen Nil auf als „ein völliges Mißlingen" (S. 78), beides Uebertragungen von failure, gegen welche

Wagnisse bestanden hat; zugleich einen Offizier, der sich auf die Organisirung und Leitung einer Schaar von Menschen versteht. Auch ihn gelüstet es, zu der Lösung des Räthsels, welches uns im Innern Afrika's vorliegt, seinen Beitrag zu liefern. Und so gelangt er, nachdem er erst die Grenzen Abessiniens und die östlichen Zuflüsse des Nils untersucht hat, am 11. Juni 1862 nach Khartum. Dort besieht er sich die elende Wirthschaft der ägyptischen Gouverneure, die — theilweise im Verein mit Europäern — dem Sklavenhandel und der Sklavenjagd am obern Nil vorstehen. Und mit der ganzen Offenheit eines Briten enthüllt er uns das Schandgemälde des dortigen Treibens, wovon hier bereits des Weiteren gehandelt worden ist (Miss. Mag. 1867, S. 75 ff.).

Unterstützung für seinen Zweck konnte Baker bei solchen Leuten nicht finden, doch weiß er sich Boote und 96 Männer für seine Weiterreise zu beschaffen. Am 18. December 1862 macht er sich auf den Weg und fährt zuerst durch öde Wasser und Sumpfstrecken, verliert aber bereits am 31. Dec. seinen treuen Gefährten, den bairischen Zimmermann Johann Schmidt. Das hält ihn nicht auf, ihm bleibt doch seine entschlossene Gattin, während er sich bereits schmeichelt, durch seine Energie die Begleiter „aus Wölfen zu Lämmern" gemacht zu haben.

Es zeigte sich freilich bald, daß er sich hierin getäuscht hatte. Sonst könnten die Missionsgesellschaften sich versucht fühlen, ihn um das Recept zu bitten, welches so schnelle und bedeutende Erfolge herbeizuführen vermochte.

Bald erreicht er nun die österreichische Mission St. Croix (23. Januar 1863) und hört daselbst von Miss. Morlang, wie alle Händler am weißen Nil nur eine Räuberbande ausmachen, welche die Eingebornen nach Belieben ausplündere und niederschieße. Durch das Land der geschwänzten Leute (die Schwänze bestehen aber aus feingeschnittenen Lederstreifen) gelangt er am 2. Febr. nach Gondokoro

---

sich die Sprache sträubt. So sind die floats S. 44 nicht Flöße, sondern Hamen- und Netzkorke. Doch das sind geringe Makel an dem verdienstlichen Werke, welches als „autorisirte" Ausgabe von Allen gelesen werden sollte, die sich für den Fortschritt der Erd- und Völkerkunde interessiren; besser ist immerhin eine allzu genaue Uebersetzung, als eine, der man den entgegengesetzten Fehler vorwerfen könnte.

(in 4° 55′ nördlicher Breite), wo ihn die Ruinen der katholischen Mission traurig genug anmuthen.

Er ist hier im Lande der muthigen Bari, die mit vergifteten Pfeilen schießen, aber trotz ihrer Feindseligkeit von den unmenschlichen Händlern durch grausame Strafen zur Unterwürfigkeit gezwungen werden. Gondokoro ist „eine vollkommene Hölle" durch die Sklavenjäger, welche dort aufs offenste ihre Greuel üben. Begegnete doch Baker dem Vater des amerikanischen Konsuls von Khartum, einem Kopten, wie er unter dem Sternen- und Streifenbanner die Sklavenjagd betrieb. Zur Begrüßung und im Rausch wird dort beständig mit scharfen Patronen geschossen; auch seine eigenen Leute erschossen in dieser Weise einen seiner Esel. Wenn dann auch auf Baker's Boot Kugeln prasselten, und einem seiner schwarzen Knaben die Hirnschale zerschmettert wurde, hatte es natürlich „Niemand gethan".

Hier nun empören sich seine „Lämmer"; sie waren vorausbezahlt, und er hatte keinerlei Macht, sie zur Unterwerfung zu bringen. Aber (Februar 1863) Speke und Grant, denen er hier begegnete, entflammen seinen Eifer, zu vollenden, was sie begonnen hatten, und er entschließt sich, nachdem sie den Viktoria-See entdeckt hatten, welchem der Nil entströmt, auch den andern größeren See, den Luta Nzige, aufzusuchen, in welchen sich der Strom auf seinem weiteren Lauf nach Westen ergießen sollte. Speke war von Zanzibar zu Fuß gewandert, ohne auch nur einmal zu reiten; er theilte bereitwillig seine Karten und Notizen mit. Da durfte nun Baker nicht zurückbleiben, koste es, was es wolle. Freilich ist Alles gegen ihn, weil er ein verkappter europäischer Konsul sein sollte, gesandt, um den Elfenbein- und Sklavenhandel zu zerstören. Allein er hat auch zwei sehr zuverlässige Jungen, den muthigen Richarn, der nur zuweilen sich im Trunk übernimmt, und den kleinen Saat.

Das ist nun ein Ausbund von einem Afrikaner, eine vollkommene Ausnahme von allen Wilden, „ein Knabe, der nichts Böses thun konnte, im höchsten Grade ehrlich;" Baker hat ihn aus der verendenden österreichischen Mission gewonnen. Unwissend zwar in hohem Grad, hat er doch „gute Vorsätze" und besitzt ein bedeutendes Maaß von sittlichem Muth. Saat ist es, der die Verschwörung der Reisegesellschaft dem Meister entdeckt, und sie ihm dämpfen hilft. Baker wagt es, seine Leute zu entwaffnen, gibt die Boote auf, und reist ostwärts ins Latuka-Land. Dort weiß er sich

mit einem feindseligen türkischen Händler Ibrahim abzufinden, und seinen meuterischen Lämmern droht er, sie werden von Geiern gefressen werden.

Die Drohung gieng überaus schnell in Erfüllung. Sie hatten sich einem türkischen Händler, Muhammed Her angeschlossen, mit ihm ein Dorf verbrannt und viele Sklaven erbeutet. Nun wollten sie auch noch eine Viehheerde wegnehmen; aber um diese wehrten sich die Latuka's kräftiger als um ihre Weiber und Kinder, und es gelang ihnen, die Eindringlinge gegen einen Abgrund zu drängen, in welchem ihrer gegen 500 ein schreckliches Ende fanden.

So hatte denn Baker bei den Uebriggebliebenen gewonnenes Spiel. Mit abergläubischer Hochachtung wurde er fortan betrachtet; allein es blieb ihm nur ein Gefolge von fünfzehn Feiglingen, und ein überaus kostspieliger und unsicherer Anschluß an die Türken des Ibrahim, die den Franken natürlich haßten, um seiner Geschenke willen duldeten, seiner Einsicht wegen zu Zeiten benützten, im Uebrigen aber ihre eigenen Ziele rücksichtslos verfolgten.

Die Latuka's schienen ihm offene Leute, es fanden sich ausgezeichnete Grobschmiede unter ihnen. Schauerliche Kunde aber erhielt er dort von den Wakkarika's, einem wilden Stamm im Westen von Gondokoro. Es seien ausgezeichnet gute Leute, die aber einen besonderen Geschmack an Hunde- und Menschenfleisch fänden. Sie ziehen mit den Händlern und essen die Leichen der Erschlagenen. Am liebsten fassen sie ein Kind an den Knöcheln und zerschlagen ihm den Kopf am Boden, worauf sie es zerlegen und kochen. Einer fetten Sklavin, die wegen eines Fluchtversuchs verwundet wurde, rissen sie das Fett händevoll aus der Wunde und verschlangen es, während sie noch lebte.

Erst am 2. Mai konnte die Reise von Latuka gegen Süden fortgesetzt werden. Man gerieth aber nun in die Regenzeit, welcher bis zum 23. August alle Pferde und Kameele erlagen. Im Oktober folgte ihnen der letzte Esel. Baker, durch Fieber fast aufgezehrt und nunmehr ohne alle Arznei, kaufte in Obbo drei Ochsen, die er zuritt, um nur die Reise fortsetzen zu können. Zum Glück waren seine Leute nun geschmeidig gemacht und die Eingebornen „überaus mild in ihrem Benehmen und eifrig bemüht, mit ihm auf gutem Fuß zu stehen“.

So wurde denn endlich (22. Januar 1864) bei Ataba, 4000′

über dem Meer, der obere Nil erreicht. Man stand da an der Grenze von Unyoro, dem hochgelegenen Lande zwischen den beiden Seen; man kam aus dem Bereich der nackten Volksstämme zu einer verhältnißmäßig gut gekleideten, mit allerhand Industrieerzeugnissen, wie schönen eisernen Hacken und Hämmern, feinen Kupferdrähten, und gutgebranntem Steingut reichlich versehenen, aber überaus despotisch regierten Nation. Doch mit Kamrasis Reich hat uns bereits Speke bekannt gemacht (Miss. Mag. 1864, S. 441).

Die Furcht, welche dem armen Kamrasi Speke's Erscheinung eingejagt hatte, kam wieder an den Tag, sobald es sich darum handelte, Speke's „Bruder", als welcher Baker anerkannt wurde, zu sehen. Nach allerhand Schwierigkeiten wurde doch (11. Februar) Baker einem schönen Mann vorgestellt, der Kamrasi sein sollte. Erst etliche Monate später entdeckte der Reisende, daß ein Bruder des Königs dessen Rolle gespielt hatte. Was diese hohe Person über die Entfernung des See's log, machte auf die Begleitung Bakers einen so schreckhaften Eindruck, daß (16. Februar) alle Träger davonliefen. Um so mehr lag es Baker an, schnell vorwärts zu bringen. Er war aber in der mißlichsten Lage, seine Gattin schwer erkrankt im fieberischen Lande, beide von allen Hilfsmitteln entblößt und einem raubgierigen Potentaten preisgegeben. Als dieser endlich die Reise an den See gestattete, aber verlangte: „Sie müssen Ihr Weib bei mir lassen!" kam es so weit, daß Baker gegen (den vermeintlichen) Kamrasi den Revolver zog und Frau Baker ihn mit einer zürnenden Rede überschüttete, die getreu übersetzt wurde.

Die Abreise von Mruli wurde durchgesetzt, Frauen trugen das Gepäck. Bei dem nächsten Dorf begrüßte eine Schaar von 600 Kriegern in grotesker Rüstung unsere Reisenden mit dämonischen Tänzen (s. Abbildung). Die Unyoroer hatten sich in Leoparden- oder Affenfelle mit Kuhschwänzen gekleidet und trugen Antilopenhörner auf dem Kopf. Es war die von Kamrasi gestellte Eskorte, welche fortan täglich im eigenen Lande plünderte, auch einmal ohne scheinbaren Grund einen ihrer Kameraden niederstach. Ein Sonnenstich brachte Frau Baker an den Rand des Grabes, für das schon eine Stelle gesucht wurde, als eine Wendung zum Bessern eintrat. Der Marsch wurde dennoch fortgesetzt, die Kranke auf einer Bettstatt getragen, und am 14. März endlich lag die gewaltige Wasserfläche des ersehnten Sees vor Bakers Augen.

Zwei Tage später war man an das Seeufer hinabgestiegen, und fand kurze Ruhe im Fischerdorf Vacovia (1° 12′ nördlicher Breite). Zum Unterschied von dem östlich gelegenen Viktoria Nyanza nannte Baker den neugefundenen See den Albert Nyanza. Derselbe schien 2720′ über dem Meere gelegen, während der Viktoria 600—1000′ höher liegt; der Nil legt den Weg vom einen zum andern in einer etwa 45 deutsche Meilen langen Krümmung mit Wasserfällen und Stromschnellen zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Georg Adam Kißling.

(Fortsetzung.)

7. In Bathurst.

Als Kißling im Sommer 1832 wieder in seiner schwäbischen Heimat weilte und unter dem Andrang lieber und heiliger, auch belächelter Erinnerungen sich selbst mit dem Jüngling verglich, der einst voll Lust und Freude hinausgezogen war in die finstere Heidenwelt, da brach er wohl gelegentlich in die Worte aus: „Mein Herr und mein Gott, Du hast sie wahrlich recht gedämpft, die lodernde Flamme meines eigenen Missionseifers!" Aber um so fester stand ihm das sichere Ergebniß: es läßt sich auch von schwachen Arbeitern etwas thun unter Gottes Segen, nicht gerade Großes oder Epochemachendes, aber etwas Rechtes. Also frisch vorwärts! Er hatte bald die alten Freunde, die leiblichen Brüder und die geistlichen begrüßt, seine Gesundheit hatte sich rasch gebessert, im September schon wollte er die Rückreise nach Westafrika antreten.

Und zwar ledig, da sich ein Heirathsplan, der ihm nahe gelegt worden war, zerschlagen hatte. Es wohnte aber in Ludwigsburg eine Familie, mit der er schon seit zwölf Jahren im Geiste verbunden war, in der er auch nun wiederholt verweilte, die Familie des Gallerie-Inspektors Tanner, der seines einstigen Lehrherrn Schwager war. Es waren einfache Christen, aber keine enthusiastischen Missions-

freunde; die Liebe zur Kunst schien im Hause vorzuherrschen. Schon hatte er sich von ihnen (im Juli) verabschiedet, um nach Kornthal zurückzukehren, als Frau Tanner sich erbot, ihn in das Dörflein der Stillen zu begleiten. Unterwegs äußerte sie, wie gerne sie ihren 18jährigen Sohn, damals Lehrer in Stuttgart, der Sache des HErrn widmen würde. Das war dem Missionar sehr merkwürdig; er hätte diese Opferwilligkeit nicht erwartet. Schnell besonnen fragte er: „Dieser ist wohl Ihr ältestes Kind?" — „Nein," war die Antwort, „meine Karoline ist noch zwei Jahre älter." — Da schien es denn doch, als ob ein früher aufgetauchter Wunsch, den er wegen der Jugend des vor etlichen Jahren bekehrten Mädchens und um der vielen Verwandten willen für unausführbar gehalten und wieder unterdrückt hatte, nicht zu den Unmöglichkeiten gehören dürfte. Herzhaft fragt er weiter: „Sie wollen für die Sache des HErrn einen Sohn hergeben, wie, wenn Er eine Tochter, Ihre älteste, begehrte?" Die Mutter war wie vom Donner gerührt. Doch nach einer Pause äußerte sie: Wenn Gott Eines ihrer Kinder für sein Werk brauchen wollte, müßte sie es für eine Gnade halten, wie schmerzlich auch immer die Trennung wäre. — Kißling kehrte wieder nach Ludwigsburg zurück und zwei Tage darauf war er Bräutigam, ohne daß die zahlreiche Verwandtschaft irgend welche Einsprache that. Das Pärlein wurde am 7. August von Wilhelm Hofacker in Osweil getraut.

Alsbald mußte die Reise angetreten werden, sie gieng über Tübingen und Basel den Rhein hinab. In Rotterdam sollte das Dampfschiff in der Frühe (des 1. Oktober) bestiegen werden; während Kißling seine Gattin am Arm über das Brett führte, fiel sie ins Wasser. Doch der Mantel ließ sie nicht untersinken, sie blieb ganz ruhig, bis man sie rettete — ohne auch nur die geschenkten silbernen Löffel fallen zu lassen, die sie in der Hand trug — und der Unfall hatte keine Folgen. Kißling aber freute sich noch oft des guten Vorzeichens für die afrikanische Missionslaufbahn, für welche Ruhe und Gegenwart des Geistes so schätzbare Eigenschaften seien. In London hatte er sich mit vier Mitarbeitern von der Kommittee der kirchlichen Mission zu verabschieden (8. Oktober); vier Tage später wurden die Anker gelichtet und im December landeten die Geschwister in Freetown.

Da sind nun die Kißlings bald in ihrer neuen Station Bathurst eingerichtet. Nur zwei Stunden Wegs ist sie vom Hafen entfernt,

liegt aber hoch auf den Bergen, so daß es nie zu heiß wird; kaum steigt der Thermometer im Schatten höher als 21° R. Sie sind froh an ihrem großen Haus, wie an dem schönen Garten, in welchem auch die schwäbischen Sämereien lustig aufgehen. Aber Arbeit gibt es in Hülle und Fülle, da drei Kirchen zu versehen und fast 1000 Kinder in den Schulen des Berg-Distrikts zu unterrichten sind. Zwar hat Kißling zwei englische und neun afrikanische Lehrer und Lehrerinnen unter sich, aber auch diese erfordern noch mehr als bloße Beaufsichtigung. Da sind z. B. die schüchternen Fräulein Nyländer, Töchter eines der ersten Missionare, der 19 Jahre lang, ohne je Urlaub zu nehmen, in Sierra Leone tüchtig gearbeitet hatte, mit einer Afrikanerin vermählt. Die Mädchen haben an 500 Schülerinnen zu unterrichten, bedürfen aber selbst noch väterlicher Leitung und weiterer Ausbildung; so nimmt sie Kißling zu sich ins Haus und sieht auch schöne Früchte seiner treuen Pflege. Sie sind jedoch beide früh als Missionsfrauen in Sierra Leone entschlafen.

Weiter aber hat er seine vier Bassaknaben um sich, die er von Liberia mitgebracht; den Jakob von Brunn allein hat er ins Lehrerseminar gethan, da seine Fähigkeiten etwas Schönes hoffen lassen. Von diesen Knaben lernte dann der eine das Kochen bei der schwäbischen Hausfrau, der zweite besorgte das Pferd, die andern theilten sich in die übrigen Geschäfte. Und bald kommen auch zwei Mädchen, die man aufnehmen muß, oder kranke Kinder, die ein Sklavenschiff gelandet hat; darunter ein neunjähriger von Calabar, den die Räuber beim Wasserholen wegfingen sammt seinem nun bereits verschollenen Bruder. Kurz das Haus wurde voll, ehe man sichs recht versah. An allem Wünschenswerthen war kein Mangel zu verspüren, nur Milch war manchmal kaum zu beschaffen.

In der Kirche wurde täglich eine Morgenandacht gehalten, zu der sich 4—500 Zuhörer einfanden; „es ist Waizen da," meint Kißling von diesen, „aber auch viel Unkraut." Der Kommunikanten waren 313, der Tauffkandidaten 189. Im Ganzen fand Kißling die Leute kirchlich und lenksam, aber auch träge und leicht verführt. „Nicht das, was man in der Heimat hoch anschlägt, nicht das Klima und die Entbehrungen sind das Schwere am Missionswerk, sondern der Kaltsinn der Mehrzahl und Satans Tücke." Die beiden Filiale, Regent und Gloucester, hat Kißling viel besucht, und zwar zu Pferde, so gering auch die Entfernung war. Der treue Br. Bates

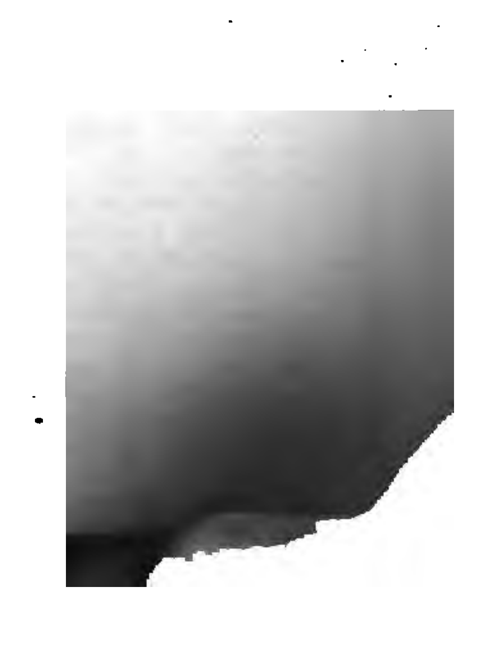
freilich, der mit Kißling herausgereist war, getraute sich auch zu Fuß ins Filial zu gehen, aber schon am Anfang des Jahrs 1833 war er eine Leiche. Das machte natürlich die Ueberlebenden vorsichtig.

Es waren damals im Ganzen achtzehn Europäer in der Kolonie, darunter zwei für Kißlings besonders liebe Nachbarn wurden. Einmal der Badenser Schön, der mit ihnen von Europa gekommen war und später eine der Nyländer heirathete. Dann der tüchtige Katechist Weeks, ein überaus energischer und bescheidener Mann, ein Wagner seines Zeichens, der als Schullehrer schon acht Jahre treu gedient hatte, und (erst 1857) als Bischof von Sierra Leone seinen Lauf vollenden sollte. Seine Gattin hatte damals bereits eine zehnjährige afrikanische Erfahrung hinter sich und wußte für Alles Rath. So war für eine herzliche segensreiche Gemeinschaft und wechselseitige Hilfe gehörig gesorgt.

Mit der Gesundheit giengs anfangs „so gut, als mans in Afrika nur haben kann"; schon hoffte man, mit der zunehmenden Lichtung der Wälder werde das Landfieber allgemach ungefährlich werden. Fast wunderte sich Kißling, wie seine Gattin unter aller Anstrengung so glücklich sich durchschlug, trotzdem daß sie täglich die Kinder in weiblichen Arbeiten unterrichtete, wie sie namentlich das den Engländerinnen so ungewohnte Stricken einführte. Sollte sie am Ende ohne Fieber durchkommen? Doch nein, am 4. Juni legte es sie nieder, und — sechs Tage darauf konnte sie für akklimatisirt gelten.

Allein so völlig war denn doch die Gesundheit der Gattin nicht hergestellt; gegen Ende August wurde eine Umsiedlung auf das Filial Gloucester nöthig befunden; man war dort dem Arzte näher und genoß eine herrliche Aussicht aufs Meer. Als das Wechselfieber wiederkehrte, auch Dysenterie sich dazu gesellte, mußte noch weiter herabgestiegen werden; bei Geschwister Sessings in York ließ sich endlich die Krankheit durch Seebäder nothdürftig beseitigen (December). Das erste Jahr war nun zurückgelegt, und Kißling hoffte wieder einmal, das Schwerste sei vorüber.

Da kam die Stunde von Karolinens Entbindung. Sie genaß eines lieblichen Kindes, das aber nur einen Augenblick athmete; und auch ihre Kräfte waren so erschöpft, daß sie ihm alsbald im Tod nachfolgte (25. Februar 1834), während ihr Gatte den Segen über sie sprach. Sie hat jedoch bezeugt: „Ich bereue es ganz und gar nicht,



Er hat nun nicht allein die beiden Gemeinden der Hauptstadt und Kissey zu besorgen, sondern leitet auch seit dem 7. April das Lehrerseminar in Fourahbai, darin sich zwölf Jünglinge befinden. Zum Briefschreiben will ihm die Zeit nicht mehr reichen; mit der Heimat korrespondirt er kaum mehr regelmäßig, nur daß er jedem heimreisenden Missionar einen Brief mitgibt. Nach dem Essen fragt er nicht, sondern ißt was ihm gebracht wird, bis ein von England zurückgekehrter Missionar Raban (im December) sich zu ihm gesellt und ihn veranlaßt, für bessere Kost zu sorgen. Seine Kleider flickt er mit eigener Hand, und tägliche Seebäder halten seine Kraft aufrecht.

Und er darf nun erfahren, daß die alten Missionare nicht umsonst des Tages Last und Hitze getragen haben. Wie viele von Nyländer, Butscher und Wilhelm getaufte und väterlich erzogene Kinder sind nicht später der gleichgiltigen, lasterhaften Mehrheit zugefallen, bis jeder Same des Worts erstickt schien! Es schien nur so; allmählich kommen sie in Haufen zurück und verlangen nach den Gnadenmitteln. In drei Monaten mußten 72 Paare getraut werden; man fieng an, sich des Konkubinats zu schämen. Geheimer Götzendienst wurde bekannt und aufgegeben. Und die Taufen folgten sich nun rasch, weil die Umkehr der Namenchristen auf die Heiden den tiefsten Eindruck machte. Da kam z. B. ein angesehener Mann zu Kißling und wußte für seine Gewissensangst keinen Rath. Er hatte vor zehn Jahren ein Werkzeug entlehnt und es nicht mehr zurückgegeben, es war ihm auch nicht abgefordert worden. Auf Kißling's Rath brachte er es dem Eigenthümer, der ihn freilich als einen Narren verlachte; aber der Mann fand nun, nachdem er seine Ehre vor der Welt darangegeben, Ruhe für sein Herz und wurde ein Vorbild für seine Nachbarn.

Unter solchen Umständen ließ auch der äußere Zuwachs der Kolonie für die Missionare nicht Raum zur Klage aufkommen. Die Einfuhr von frischen Sklavenkargos, welche die Kriegsschiffe aufbrachten, hatte früher wiederholt fast alle gewonnenen Resultate wieder in Frage gestellt. Jetzt (1835) wurden in zehn Monaten sechzehn Sklavenschiffe aufgefangen und über 3000 Heiden der Bevölkerung zugefügt, so daß diese auf 36,000 Seelen stieg; die befürchteten üblen Folgen aber blieben aus. Das hatte freilich auch seinen Grund in dem leidigen Umstand, daß viele der Gelandeten fast nur aus Haut

Wagnisse bestanden hat; zugleich einen Offizier, der sich auf die Organisirung und Leitung einer Schaar von Menschen versteht. Auch ihn gelüstet es, zu der Lösung des Räthsels, welches uns im Innern Afrika's vorliegt, seinen Beitrag zu liefern. Und so gelangt er, nachdem er erst die Grenzen Abessiniens und die östlichen Zuflüsse des Nils untersucht hat, am 11. Juni 1862 nach Khartum. Dort besieht er sich die elende Wirthschaft der ägyptischen Gouverneure, die — theilweise im Verein mit Europäern — dem Sklavenhandel und der Sklavenjagd am obern Nil vorstehen. Und mit der ganzen Offenheit eines Briten enthüllt er uns das Schandgemälde des dortigen Treibens, wovon hier bereits des Weiteren gehandelt worden ist (Miss. Mag. 1867, S. 75 ff.).

Unterstützung für seinen Zweck konnte Baker bei solchen Leuten nicht finden, doch weiß er sich Boote und 96 Männer für seine Weiterreise zu beschaffen. Am 18. December 1862 macht er sich auf den Weg und fährt zuerst durch öde Wasser und Sumpfstrecken, verliert aber bereits am 31. Dec. seinen treuen Gefährten, den bairischen Zimmermann Johann Schmidt. Das hält ihn nicht auf, ihm bleibt doch seine entschlossene Gattin, während er sich bereits schmeichelt, durch seine Energie die Begleiter „aus Wölfen zu Lämmern" gemacht zu haben.

Es zeigte sich freilich bald, daß er sich hierin getäuscht hatte. Sonst könnten die Missionsgesellschaften sich versucht fühlen, ihn um das Recept zu bitten, welches so schnelle und bedeutende Erfolge herbeizuführen vermochte.

Bald erreicht er nun die österreichische Mission St. Croix (23. Januar 1863) und hört daselbst von Miss. Morlang, wie alle Händler am weißen Nil nur eine Räuberbande ausmachen, welche die Eingebornen nach Belieben ausplündere und niederschieße. Durch das Land der geschwänzten Leute (die Schwänze bestehen aber aus feingeschnittenen Lederstreifen) gelangt er am 2. Febr. nach Gondokoro

---

sich die Sprache sträubt. So sind die floats S. 44 nicht Flöße, sondern Hamen- und Netzkorke. Doch das sind geringe Makel an dem verdienstlichen Werke, welches als „autorisirte" Aufgabe von Allen gelesen werden sollte, die sich für den Fortschritt der Erd- und Völkerkunde interessiren; besser ist immerhin eine allzu genaue Uebersetzung, als eine, der man den entgegengesetzten Fehler vorwerfen könnte.

(in 4° 55′ nördlicher Breite), wo ihn die Ruinen der katholischen Mission traurig genug anmuthen.

Er ist hier im Lande der muthigen Bari, die mit vergifteten Pfeilen schießen, aber trotz ihrer Feindseligkeit von den unmenschlichen Händlern durch grausame Strafen zur Unterwürfigkeit gezwungen werden. Gondokoro ist „eine vollkommene Hölle" durch die Sklavenjäger, welche dort aufs offenste ihre Greuel üben. Begegnete doch Baker dem Vater des amerikanischen Konsuls von Khartum, einem Kopten, wie er unter dem Sternen- und Streifenbanner die Sklavenjagd betrieb. Zur Begrüßung und im Rausch wird dort beständig mit scharfen Patronen geschossen; auch seine eigenen Leute erschossen in dieser Weise einen seiner Esel. Wenn dann auch auf Baker's Boot Kugeln prasselten, und einem seiner schwarzen Knaben die Hirnschale zerschmettert wurde, hatte es natürlich „Niemand gethan".

Hier nun empören sich seine „Lämmer"; sie waren vorausbezahlt, und er hatte keinerlei Macht, sie zur Unterwerfung zu bringen. Aber (Februar 1863) Speke und Grant, denen er hier begegnete, entflammen seinen Eifer, zu vollenden, was sie begonnen hatten, und er entschließt sich, nachdem sie den Viktoria-See entdeckt hatten, welchem der Nil entströmt, auch den andern größeren See, den Luta Nzige, aufzusuchen, in welchen sich der Strom auf seinem weiteren Lauf nach Westen ergießen sollte. Speke war von Zanzibar zu Fuß gewandert, ohne auch nur einmal zu reiten; er theilte bereitwillig seine Karten und Notizen mit. Da durfte nun Baker nicht zurückbleiben, koste es, was es wolle. Freilich ist Alles gegen ihn, weil er ein verkappter europäischer Konsul sein sollte, gesandt, um den Elfenbein- und Sklavenhandel zu zerstören. Allein er hat auch zwei sehr zuverlässige Jungen, den muthigen Richarn, der nur zuweilen sich im Trunk übernimmt, und den kleinen Saat.

Das ist nun ein Ausbund von einem Afrikaner, eine vollkommene Ausnahme von allen Wilden, „ein Knabe, der nichts Böses thun konnte, im höchsten Grade ehrlich;" Baker hat ihn aus der verendenden österreichischen Mission gewonnen. Unwissend zwar in hohem Grad, hat er doch „gute Vorsätze" und besitzt ein bedeutendes Maaß von sittlichem Muth. Saat ist es, der die Verschwörung der Reisegesellschaft dem Meister entdeckt, und sie ihm dämpfen hilft. Baker wagt es, seine Leute zu entwaffnen, gibt die Boote auf, und reist ostwärts ins Latuka-Land. Dort weiß er sich

sten Zeiten ihres Lebens; besonders die freundlichen Tage in Kornthal wurden in treuer Erinnerung bewahrt.

Dazumal wurde auch Basel besucht. Mit Beziehung darauf schrieb Kißling zwei Jahre später: „Nie werde ich den edlen Blumhardt vergessen. Als ich mit meiner Gattin Abschied von ihm nahm, schlang er seinen Arm um mich und sagte: 'Bruder, wir sehen uns zum letztenmal hienieden.' Wir mußten in die Stille eilen, und die Rückerinnerung hat noch oft die Augen benetzt und das Herz mit süßer Wehmuth erfüllt. Die Leitung eines Missionsinstituts, wie in Basel oder Fourahbai, ist ein Werk des Glaubens und nicht des Schauens, die Arbeit häufig trocken, der Fortschritt der Zöglinge manchmal langsam zum Ermüden, der Ausdruck ihrer Liebe mangelhaft und gering, die Sorgen der Anstalt lasten oft schwer auf dem Inspektor. Aber wie manchen Samen hat der unvergeßliche Blumhardt ausgestreut, von dem er nie das schwächste Keimen sehen durfte, und der doch bereits viele Früchte für die Ewigkeit getragen hat. Ja mancher Missionsbruder hat schon in der Stille Gott gepriesen für das, was ihm in der Anstalt zu Basel bescheert worden ist; vor Menschen aber bleibt es verborgen bis an den großen Tag, der Alles klar machen wird."

Mit acht Missionsgeschwistern fuhr Kißling im Oktober 1837 nach Sierra Leone zurück, wo er wieder sein liebes Seminar sammt dem Sekretariat der Mission übernahm. Noch beinahe drei Jahre durfte er die liebgewordene Arbeit fortsetzen und ausdehnen. Es traten ihm aber auch neue Schwierigkeiten in den Weg. Nur neun Monate war er abwesend gewesen, und doch bot das Leben in der Stadt schon ein bedeutend verändertes Ansehen. Heidnische Bilder wurden in Procession herumgetragen, tolle Tänze und andere Vergnügungen drängten sich überall dem Auge auf; man sah, daß Tausende von neuen Negern in der Kolonie sich befanden und einen schlimmen Einfluß übten. Die Muhammedaner bauten eine Moschee um die andere und zogen die unwissenden Freigelassenen schaarenweise an sich. Als Kißling mit ihnen redete und sich erbot, eine Schule für sie zu errichten, wiesen sie lachend auf das Anstaltsgebäude und drohten: wir werden dort bald eine Schule für euch haben.

Nun, er that was er konnte, um dem Uebel zu steuern. Schon hatte er begonnen, seine Gemeinde zum Bau einer neuen Kirche aufzufordern und Gaben für diesen Zweck gesammelt, als ein fürchter-

licher Orkan (14. Juni 1838) die Kirche in Freetown über den Haufen warf. Es war ein Schreckenstag; denn was mochte nur aus den 100 Kindern geworden sein, die in der Kirche Zuflucht gesucht hatten. Als man aber den Schutt und die Balken wegräumte, zeigte sich, daß sie alle unter den starken Sitzbänken, die kurz zuvor angefertigt worden waren, ihr Leben errettet hatten; nur wenige waren verwundet, keines gefährlich. Mit aller Macht betrieb er nun den Bau einer festen, dauerhaften Kirche für 500 Personen. Meinte er zuerst, sein Glaube sei doch fast zu groß für das Bedürfniß, so zeigte sich, noch ehe er die Stadt verließ, daß er vielmehr zu klein gewesen war. Die Kirche hätte sollen um ein Drittheil größer sein.

An der Anstalt diente mit ihm auch seine Gattin, und zwar nicht blos durch mütterliche Pflege. Sie übernahm den Unterricht der Zöglinge in Geographie und Geschichte. Ihre Zahl stieg bis auf 20, die höchste, welche überhaupt je erreicht wurde. Diese jungen Leute sind übrigens weit nicht alle Lehrer geworden oder geblieben. Die meisten wurden Schreiber, Verwalter oder Kaufleute, so daß die auf sie verwendete Mühe wohl Afrika im Ganzen, aber nur zum geringeren Theile der Mission zu gut kam. Dennoch ist es durch die Arbeitskräfte, welche sich die Mission hier selber schuf, möglich geworden, ohne die Zahl der europäischen Missionare zu vermehren, ihren Wirkungskreis ums Doppelte auszudehnen.

Eine solche Ausdehnung fand im Januar 1840 statt, da Kißling mit Miss. Schlenker das Timneh zu studiren anfieng, um in Port Lokko eine Station zu gründen. Die Zeit war gekommen, da die Mission von Sierra Leone nicht mehr blos um ihre Existenz oder ihren innern Fortschritt zu kämpfen haben sollte, sondern angriffsweise auftrat. Es ward aber unserm Kißling nicht verliehen, länger an diesem Netze zu arbeiten. Schwere Krankheitsanfälle nöthigten ihn (Juli 1840), Sierra Leone zu verlassen, gerade nachdem es ihm gelungen war, von den amerikanischen Missionaren, welche das Missionshaus in Liberia seither besetzt hatten, noch eine erträgliche Kaufsumme (im Betrag von 90 Pfd. St.) herauszuschlagen.

Am 25. September landete er in Dover; seine Genesung war aber dießmal eine langsame. Nach vierzehnmonatlicher Erholung fanden ihn die Aerzte durchaus untüchtig für ferneren Dienst in Afrika. Es war ein tiefer Riß durchs Herz, die Gemeinden und die Zöglinge verlassen zu sollen, mit denen er sich so innig verbunden fühlte.

„Ich gleiche einem Baum, der mit tausend abgerissenen Wurzelfäden aus dem Boden gehoben und verpflanzt wird; doch kann der HErr des Weinbergs mit seinen Pflanzen thun, was ihm wohlgefällt. Ich werde nun zum drittenmal ein Lehrjunge in der Mission; vier Jahre lang hatte ich eine harte Lehrzeit in Liberia; 8—9 Jahre wurden mir in Sierra Leone zugemessen, und nach allen diesen Prüfungen, Leiden und Freuden habe ich noch nicht ausgelernt; ich muß aufs Neue eingeschrieben werden in das Lehrlingsbuch der Neuseeländer. Möge der HErr mir Gnade geben, in Demuth seinen Fingerzeigen zu folgen und auf Ihn, den treuen Meister zu sehen, bis es seinem guten Geiste endlich gelingt, mich zu einem erprobten, treuen, demüthigen und fleißigen Arbeiter zu machen, an dem sein Auge Wohlgefallen hat!"

Am 6. Januar 1842 schiffte er sich mit seiner Gattin in Plymouth nach Neuseeland ein, das er nicht mehr verlassen sollte. Er hatte vor seinem Abgang sich der anglikanischen Ordination unterworfen, welche für die neue Stellung in einer englischen Kolonie ein wesentliches Erforderniß schien.

(Schluß folgt.)

Missionsleben unter den Zulukaffern.

(Fortsetzung.)

Während Frau Robertson einerseits von den Zulu's rühmen kann: „Sie sind ungemein geduldig und ersparen es uns, von ihrer Noth zu sprechen; nur darüber drücken sie ihr Bedauern aus, daß wir gerade in einem Theurungsjahr gekommen seien, in dem sie so wenig für uns thun können," wird aber andererseits die neue Entfremdung zwischen Panda und Ketschwayo immer offenkundiger, die Unsicherh it des ganzen Landes immer größer. Das Gerücht, der König habe trotz der stattgefundenen Aussöhnung mit Ketschwayo dennoch sein jüngstes, erst sechsjähriges Söhnlein zu seinem Nachfolger bestimmt, führt endlich zum offenen Kampf. Ketschwayo sendet seine Krieger aus, den Knaben und seine Mutter zu erschlagen; von der Gefahr unterrichtet, flüchten sich diese jedoch in Panda's

Kraal Kanodwengo. Voll Grimm, daß ihnen ihre Beute entwischt ist, brennen Ketschwayo's Leute den Kraal nieder, in dem sie sie gesucht, und ziehen dann weiter zu Panda. Dieser tritt ihnen standhaft mit der Erklärung entgegen, ehe sie sich seine Frau zum Opfer ersehen, müssen sie ihn selbst tödten; der Knabe aber sei mit einem seiner Brüder schon über die Grenze geflüchtet. Sobald die Wüthenden unter schweren Drohungen abgezogen sind, bittet Panda seinen Kämmerer, die Königin auf einem geheimen Pfade in Sicherheit zu bringen. Dieser aber sendet Botschoft an Ketschwayo, und führt die Arme in die Mitte ihrer Feinde. Sie wird erbarmungslos abgeschlachtet; dann bricht Ketschwayo mit seinen Leuten nach Utrecht auf, um die beiden Knaben von den holländischen Bauern zurückzufordern. Gegen das Versprechen, daß ihnen kein Leid geschehen solle, liefern die Boers sie wirklich aus, als ob einer solchen Zusage aus Zulu-Mund zu trauen wäre! In den nun folgenden Kämpfen fallen nicht nur die beiden Knaben, sondern auch noch andere Frauen und Kinder des Königs mit vielen ihrer Anhänger Ketschwayo's Rachgier zum Opfer; seine Leute verheeren das Land, rauben die neue Ernte und zerstören ganze Kraale. Auf die Kunde von diesen Greueln sendet die Regierung von Natal Herrn Shepstone, einen ihrer Beamten und persönlichen Freund der Robertsons, ins Zululand, um wo möglich Frieden zu stiften zwischen Vater und Sohn.

Es war ein gefährlicher Auftrag. Etwa 80 Eingeborne begleiteten die Gesandtschaft. Panda erschien zu der verabredeten Zusammenkunft mit einem Gefolge von 6000 unbewaffneten Männern; der „junge Tiger" Ketschwayo dagegen brachte 4000 seiner wilden Genossen, die zu jedem Gewaltstreich bereit schienen, in voller kriegerischer Rüstung mit.

Shepstone staunte über Panda's edles, würdevolles Benehmen. „Ersparen Sie mirs, viel von meinen Knaben zu sprechen," sagte er unter Anderem, „wenn ich Ihnen nicht als Weib erscheinen soll. Sie haben wohl nie ein Kind verloren, oder wenn Sie eines verloren, nicht Ihr jüngstes, Ihren Liebling, und nicht durch die Hand seines Bruders." Nachdem sodann Ketschwayo feierlich zum Thronfolger ernannt war, fuhr der beklagenswerthe Vater fort, er glaube troß alle dem nicht, daß Ketschwayo zur Regierung komme; die Geister seiner Ahnen werden das nicht dulden; die herrschenden Mächte können einem Menschen nicht beistehen, der gehandelt habe wie er, und in

dem Glauben an diese Mächte bestärke ihn aufs neue Shepstone's Kommen; denn bloß menschliche Einflüsse haben ihn gewiß nicht hergeführt.

Nun aber folgte eine im höchsten Grad aufregende Scene, und es bedurfte Shepstone's ganzer Geistesgegenwart, einen blutigen Zusammenstoß zu verhüten. Ketschwayo's Partei verlangte die Rückkehr des bei der Schlacht am Tugela nach Natal geflohenen Prinzen Umkungu, der in der Pflege des dortigen Bischofs stand. Shepstone versprach, dem Prinzen diesen Wunsch auszurichten, fügte aber hinzu: „Doch müßt Ihr ihm auch Zusagen durch mich geben lassen, die ihm Lust zur Heimkehr machen können. Vor wenigen Monaten erst ist sein Bruder sammt seiner Mutter von Euch ermordet und ihr Kraal eingeäschert worden," — dabei deutete er auf die Allen sichtbare Brandstätte — „das sind keine lockenden Einladungen. Das dürft Ihr Euch aber nicht einbilden, daß wir ihn Euch gegen seinen Willen ausliefern werden, wie die Holländer die beiden Knaben auslieferten. Wir sind nicht wie sie. Die Bauern geben vielleicht Euren Wünschen nach, weil sie ein Stückchen Land oder irgend einen andern Vortheil von Euch zu erlangen hoffen, oder weil sie sich vor Euren Assegai's fürchten. Wir aber fragen nach Euren Assegai's nichts. Wenn wir wollten, könnten wir mit Euch allen schnell fertig werden; allein darum ist es uns nicht zu thun. Ihr dürft auch nicht an Natal allein denken, denn wir sind die Unterthanen der Königin von England, die weit von hier, dort gegen Mitternacht wohnt. Umkungu ist der Königin übergeben worden, und wenn wir selbst eine solche Gemeinheit begehen und ihn Euch ausliefern wollten, wären wir ihr dafür Rechenschaft schuldig; sie könnte dann Truppen schicken und uns durch ihre Kanonen in Stücke blasen lassen. Ganz Natal ist nur ein viehhütender Kraal des großen Volks, zu dem wir gehören (dieß eine Anspielung auf die Kraale, in denen die Heerden der Zulufürsten gehütet werden), und zu Hause kümmert man sich wenig um Euch und Eure Assegai's, ja selbst um uns; nur das Eine fordert man von uns, keine ehrlose Handlung zu begehen."

Shepstone hatte gleich Anfangs den Versammelten erklärt, er müsse Dinge sagen, die sie nicht gerne hören werden; sie möchten sich darein finden und ihm geduldig ihr Ohr leihen. Hernach mögen sie ihm dann antworten, wenn sie können. So hörten sie denn ruhig zu. Als er aber geendet hatte, suchten Ketschwayo's Krieger unter

verschiedenen Vorwänden Händel, und nur unter Gottes sichtbarer Leitung wurde für jetzt durch Shepstone's unerschütterliche Ruhe und Festigkeit weiteres Unheil vermieden.

Gerade in der Zeit der größten Unsicherheit mußte Frau Robertson allein die Reise nach Pieter-Maritzburg unternehmen, um ihre mit den Mackenzie's aus England gekommene Nichte, Fanny Woodrow abzuholen, die sie dort seit drei Monaten mit Schmerzen erwartete. Mit dem jungen Hottentotten William als Ochsentreiber, einem andern ihrer Leute als Wagenlenker, Usajabula als Beistand für einen Fall der Noth, drei der Kleinen als überzähliger Ladung und Susanna als Gehilfin, zog sie muthig auf die halsbrecherischen Wege hinaus. Doch lassen wir uns den traurigen Zustand des Landes, so wie ihre eigenen Erlebnisse von ihr selbst schildern:

Kwamagwaza, 19. Juni 1861.

„Wir sind in einem sehr kritischen Zeitpunkt hier angekommen am Lebensabend des alten Königs und unter all dem Elend einer bestrittenen Thronfolge, wo gewöhnlich der Stärkste den Sieg davon trägt, und derjenige, der die meisten Glieder seiner Familie und seines Volkes aus dem Wege zu räumen weiß, die Anerkennung und Huldigung seiner barbarischen Unterthanen erlangt. Durch eine Reihe von Kriegen und Mordthaten, zu denen ihn meistens seine älteren, verworfenen Rathgeber aufstachelten, die ihren eigenen Rachegefühlen fröhnten, indem sie Ketschwayo's Argwohn erweckten, hat dieser jene schauerliche Stellung erlangt. Bei unserer Ankunft hier machte er nicht nur meinem Mann einen günstigen Eindruck, sondern gewann wirklich dessen ganze Liebe: er schien so wacker, so liebenswürdig, so verständig, und benahm sich so freundlich und ehrerbietig gegen Robertson, daß dieser alle Hoffnung hatte, genug Einfluß auf ihn zu gewinnen, um ihn zum Widerstand gegen seine schlechten Rathgeber zu vermögen und ihn der Wahrheit zuzuführen. Und auch jetzt, nach all den neuen Greueln, die er begangen hat, müssen Sie nicht denken, sein Herz sei härter oder gefühlloser als das anderer Menschen. Diese blutigen Auftritte sind die Folgen seiner Stellung in einem Lande von so durchaus barbarischer Regierungsform; und obgleich der verwildernde Einfluß einer solchen Lebensweise zu fürchten ist, scheint er noch immer ein liebenswürdiger junger Mann, soweit man das von einem heidnischen Prinzen sagen kann, der um seinen väterlichen Thron kämpft. In einigen Tagen hofft Robertson ihn wieder zu

besuchen, und über Verschiedenes mit ihm zu sprechen. Das Land ist so unsicher, daß wir nicht einmal einen Zuluboten nach Natal schicken können, ohne befürchten zu müssen, er werde unterwegs erschlagen. Unsere eigenen Leute, die mit uns aus Natal kamen, können wir dagegen beruhigt fortlassen; gegen sie ist Ketschwayo höflich und ladet sie sogar ein, bei ihm auszuruhen und sich zu erfrischen. Ueberhaupt beweist er uns auf jede Weise seine Achtung, indem er uns freundliche Botschaften schickt und bei seinen Leuten darauf dringt, daß sie uns nicht anders als ehrerbietig begegnen.

„Nur vor drei Monaten, gerade als die Flüsse es uns endlich gestatteten, meine Nichte abzuholen, war die allgemeine Aufregung so groß, daß mein Mann es nicht hätte wagen dürfen, sich von unsern Leuten zu trennen. So machte ich mich also allein auf, und nahm einige der Kinder mit, die meiner Pflege bedurften. Wären Ketschwayo's Krieger nach Kwamagwaza gekommen, und hätten dort keines von uns Beiden getroffen, so hätte leicht in ihnen der Gedanke erwachen können, wir haben aus Furcht das Land verlassen; dann wären höchst wahrscheinlich unsere Leute ermordet und unsere Hütten zerstört worden.

„Da nur im obern Theil des Landes die Flüsse mit Sicherheit zu passiren waren, mußten wir einen andern als den gewöhnlichen Weg einschlagen. Mein Mann gieng voraus, sich ihn ein wenig anzusehen, bis er an einen Berg kam, an dem erst etwas gegraben werden mußte, um ihn fahrbar zu machen. Als er die nöthige Anweisung dazu gegeben hatte, kehrte er um; und obgleich seither nur drei Tage verstrichen waren, hatte er den Schmerz, die Kraale, deren Bewohner ihm im Hinweg noch Freundlichkeiten erwiesen hatten, größtentheils zerstört zu finden. Diejenigen, denen ihre Hütten noch geblieben waren, lebten in beständiger Furcht, und warteten nur auf das weitere Sinken der Flüsse, um nach Natal zu fliehen. Soll ein Kraal zerstört werden, so umringt ihn der Feind gewöhnlich in aller Stille während der Nacht. Verlassen dann bei Tagesanbruch die arglosen Bewohner ihre Hütten, so werden sie überfallen und gar oft bis auf die Säuglinge hinaus niedergemacht. Bei solchen Ueberfällen geschieht es natürlich leicht, daß ein Weißer, der etwa da übernachtet hat, in dem allgemeinen Gemetzel mit seinen Tod findet; sonst aber laufen die Weißen wenig Gefahr. Meine achttägige Reise durchs Zululand war ganz angenehm, obgleich die meisten Eingebornen,

denen wir begegneten, noch nie eine Europäerin gesehen hatten. Einige hielten mich für einen großen weißen Häuptling in besonderem Kostüm, und Alle waren so herzlich, einfach und fröhlich, daß man sich die Schreckensherrschaft, unter der sie leben, gar nicht dazu denken konnte. In einem der Kraale waren einige Leute hoch erfreut, in unserer Susanna eine nahe Verwandte zu finden. Als wir ihn auf dem Heimweg wieder berührten, war Susanna's Onkel erschlagen worden. Daß er nicht für Ketschwayo Partie ergriffen habe, war der Vorwand; weil er viel Vieh und Welschkorn gehabt habe, und irgend ein Anderer darnach lüstern gewesen sei, meinte Susanna. Im Hinweg unterhielt ich manchmal die Leute damit, daß ich ihnen die Photographien meiner Nichten zeigte und auf die Eine deutete, die sie auf dem Rückweg mit mir sehen würden. Ihr Entzücken, sie gerade so zu finden, wie sie sie auf dem Bild gesehen hatten, war oft recht komisch. Zur Hinreise brauchten wir drei, zur Heimreise vier Wochen; eine lange beschwerliche Fahrt! Oft schien der Wagen die steilen Gebirgswege nur hinaufzufahren und einen Theil seines Inhalts hinten hinauszuschleudern, um auf der andern Seite wieder hinabzufahren und andere Stücke nach vornen auszuleeren; aber es gab auch entzückende Aussichten, die alle Mühsal vergessen ließen, und unter täglichen Erfahrungen der Freundlichkeit der weißen und schwarzen Bevölkerung brachte uns der Herr sicher nach Kwamagwaza zurück. Die Weißen waren meist Holländer, mit denen wir nur in kaffrischer Sprache verkehren konnten." —

Wie drängen sich nun in der Missionsniederlassung die Erlebnisse! Wie geht die Sorge fürs leibliche und geistliche Wohl der aus Natal mitgebrachten Pfleglinge neben dem eigentlichen Missionsdienst unter den Zulu's und den Zuckungen des armen Landes her, von denen auch die friedlichen Hütten der Robertsons nicht unberührt bleiben!

In der Abwesenheit der guten Hausfrau haben einige ungezogene heidnische Kühe und Ziegen den ganzen mühsam angelegten Gemüsegarten abgefressen; dessen ungeachtet aber vermehrt man die Zahl des Hornviehs und des Geflügels, weil dieß das einzige Mittel ist, sich die nöthigen Vorräthe zu sichern. Die armen Ziegen und Schafe leiden zwar empfindlich unter der Kälte; viele von ihnen sterben an der Lungenseuche weg, und die Kühe wollen keine Milch geben, so daß zunächst der Gewinn nicht groß ist. Doch ja, Einen Vortheil

besuchen, und über Verschiedenes mit ihm zu sprechen. Das Land ist so unsicher, daß wir nicht einmal einen Zuluboten nach Natal schicken können, ohne befürchten zu müssen, er werde unterwegs erschlagen. Unsere eigenen Leute, die mit uns aus Natal kamen, können wir dagegen beruhigt fortlassen; gegen sie ist Ketschwayo höflich und ladet sie sogar ein, bei ihm auszuruhen und sich zu erfrischen. Ueberhaupt beweist er uns auf jede Weise seine Achtung, indem er uns freundliche Botschaften schickt und bei seinen Leuten darauf dringt, daß sie uns nicht anders als ehrerbietig begegnen.

„Nur vor drei Monaten, gerade als die Flüsse es uns endlich gestatteten, meine Nichte abzuholen, war die allgemeine Aufregung so groß, daß mein Mann es nicht hätte wagen dürfen, sich von unsern Leuten zu trennen. So machte ich mich also allein auf, und nahm einige der Kinder mit, die meiner Pflege bedurften. Wären Ketschwayo's Krieger nach Kwamagwaza gekommen, und hätten dort keines von uns Beiden getroffen, so hätte leicht in ihnen der Gedanke erwachen können, wir haben aus Furcht das Land verlassen; dann wären höchst wahrscheinlich unsere Leute ermordet und unsere Hütten zerstört worden.

„Da nur im obern Theil des Landes die Flüsse mit Sicherheit zu passiren waren, mußten wir einen andern als den gewöhnlichen Weg einschlagen. Mein Mann gieng voraus, sich ihn ein wenig anzusehen, bis er an einen Berg kam, an dem erst etwas gegraben werden mußte, um ihn fahrbar zu machen. Als er die nöthige Anweisung dazu gegeben hatte, kehrte er um; und obgleich seither nur drei Tage verstrichen waren, hatte er den Schmerz, die Kraale, deren Bewohner ihm im Hinweg noch Freundlichkeiten erwiesen hatten, größtentheils zerstört zu finden. Diejenigen, denen ihre Hütten noch geblieben waren, lebten in beständiger Furcht, und warteten nur auf das weitere Sinken der Flüsse, um nach Natal zu fliehen. Soll ein Kraal zerstört werden, so umringt ihn der Feind gewöhnlich in aller Stille während der Nacht. Verlassen dann bei Tagesanb[illegible] die arglosen Bewohner ihre Hütten, so werden sie überfallen und ge[illegible] oft bis auf die Säuglinge hinaus n[illegible]ergemacht. Bei solchen Uebe[illegible] fällen geschieht es natürlich leicht, [illegible] ein Weißer, der etwa da üb[illegible] nachtet hat, in dem allgemei[illegible]
sonst aber laufen die We[illegible]
durchs Zululand war g[illegible]

denen wir [illegible]
Einige [illegible]
Kotkim, [illegible]
sich die [illegible]
denken [illegible] [illegible]gen
in unserer [illegible] in
auf dem [illegible] den
werden. [illegible]
der [illegible] seits
irgend [illegible]
Im [illegible] an
die [illegible] sich
[illegible]ben.
[illegible]keiten
[illegible] die
[illegible]; das
[illegible] Körben
[illegible] und
[illegible] der
[illegible] aufs
[illegible], daß
[illegible]nze seine
[illegible], und
[illegible] im heil-
[illegible] Krieger.
[illegible] andere er-
[illegible] des Wohn-
[illegible] Eßzimmer,
[illegible] letztere schließen
[illegible] an; die
[illegible] wohnt in einiger
[illegible] solideren Wohn-
[illegible] und vor allem an
[illegible] gekommene kleine
[illegible] Heimat ein schönes
[illegible] gestiftet hat — da

bringen sie dennoch; die Pflege, die sie erfordern, ist ein gutes Erziehungsmittel für all das junge Volk auf der Station. Leicht ist's aber in der That nicht, allen Anforderungen des Tages nachzukommen. Während Fanny sich Morgens hauptsächlich den Kleinen widmet, und Frau Robertson Nachmittags die Mädchen bei sich lesen und nähen läßt, versammeln sich draußen an den Fenstern auch Gruppen von Heiden, die beachtet werden sollten. Abends hält Robertson mit den aus Natal mitgebrachten Knaben und einigen heidnischen Zulu's, die auf der Station arbeiten, Schule; aber er besucht jetzt weithin die Kraale verschiedener Häuptlinge, um neue Bekanntschaften anzuknüpfen, und während seiner oft wiederkehrenden Abwesenheit liegt der Unterricht darnieder; ja nicht einmal die kaffrischen Morgen- und Abendgebete haben ihren Fortgang. Dazwischen hinein hat er auch etwas von kaffrischer Vorsicht und Klugheit zu lernen.

Im Juni 1861, unmittelbar nach Frau Robertsons Rückkehr war's, daß während einer der Wanderungen ihres Mannes ein junges Mädchen nach Kwamagwaza kam mit der Bitte, da bleiben zu dürfen; sie habe schon so lange gewünscht, unterrichtet zu werden. Frau Robertson hieß sie einen oder zwei Tage zu bleiben bis zur Rückkehr Umfundisi's, der gerne einwilligte, sie zu behalten, falls ihre Verwandten von ihrem Kommen wüßten und damit einverstanden wären. Ja, versicherte das Mädchen, und zeigte sich so gelehrig und verständig, daß Frau Robertsons Augen nur mit Freude und Dank auf ihr ruhten. Doch Sonntags nach der Predigt sieht man plötzlich einen Mann aus der Versammlung aufspringen und mit wilden Geberden seinen Assegai gegen sie aufheben. Robertson befiehlt ihm, von ihr abzulassen, und hört nun, daß das arme Kind, vier Jahre alt, als Kriegsgefangene in seine Gewalt gekommen war, und ihn jetzt heimlich verlassen hatte. Der Mann war so wüthend, daß er sie zu erschlagen drohte, und Robertson nur dadurch ihr Leben schützen konnte, daß er sich zwischen sie und ihren Verfolger stellte. Erschrocken standen die andern Mädchen in einiger Entfernung umher. Robertson hielt der Flüchtigen ihr Unrecht vor, ihn getäuscht zu haben, sprach aber mit noch größerem Ernste zu dem Manne über die Sünde des Mords, und erklärte ihm, als Gottes Diener werde er einen solchen hier nicht dulden. Sein Eigenthum wieder fortzunehmen, konnte er ihm aber nicht wehren, und die anwesenden Zulu's meinten, nach

allem was Robertson gesagt, dürfe er nun auch um das Leben des Mädchens außer Sorge sein. Auf den barschen Befehl des Mannes, ihre Kleider wieder abzulegen, brachte sie dieselben mit Thränen Frau Robertson zurück, die sie ermahnte, zu Hause folgsam zu sein, und die Hoffnung aussprach, sie werden sich später doch vielleicht wieder sehen. Großentheils um das Leben des armen Mädchens noch dem besondern Schutze Ketschwayo's zu empfehlen, brach Robertson am 21. Juni zu dem schon länger beabsichtigten Besuche auf.

„Nach einem ermüdenden Gang durch das schwüle Thal des Umhlatuze," erzählt er uns, „erreichten wir am 22. mit Sonnenuntergang Ketschwayo's Kraal Ondine. Ein Bote meldete unsere Ankunft und kam mit der Antwort zurück, das Kind (alle, auch die erwachsenen Söhne des Königs heißen, so lange er lebt, Kinder) werde morgen früh uns sprechen. Noch ehe ich ganz angekleidet war, kam einer von Ketschwayo's ersten Dienern, mich an den Platz zu führen, an dem er mich treffen wollte. Dort blieben mir, ehe er kam, noch einige Minuten Zeit zum Nachdenken und zum Gebet um Gottes Segen, ohne den ja all unser Thun vergeblich ist. Ketschwayo erschien mit 3—4 Begleitern, von denen einer einen Bündel Speere trug. Er schüttelte mir herzlich die Hand, und befahl dann einem seiner Leute, einen Holzblock zu bringen, auf den er sich setzte. Ich stand ihm gegenüber; die Andern zogen sich in ehrerbietige Entfernung zurück. Eine gute Vorbedeutung schien mir's, als er mich neben sich Platz nehmen hieß, und hiedurch ermuthigt, erzählte ich ihm nach kurzer Einleitung die Geschichte des jungen Mädchens. Ich verweilte wiederholt mit großem Nachdruck auf dem Abscheu, den alle civilisirten Völker beim Gedanken an Blutvergießen empfinden, und bei der Ueberzeugung, daß ein Größerer als sie, Gott selbst, ein blutdürstiges Volk nie segnen werde. Ich sagte ihm, es sei die Pflicht jedes Regenten, unter seinem Volke Ordnung zu halten, und hauptsächlich den Schwächeren gegen den Stärkeren zu beschützen. Als ich geendet hatte, erwiederte er: 'Sie soll nicht erschlagen werden; er wird es nicht thun; Niemand wird im Zululande so erschlagen.' Ich dankte ihm für dies 'Wort' und sprach noch die Hoffnung aus, da er jetzt Häuptling sei, werde er mit Weisheit und Gerechtigkeit regieren, dann sei ich gewiß, daß seine Herrschaft fest und dauerhaft werde, aber anders nicht; denn wer mit dem Schwert tödte, werde durchs Schwert umkommen. Hierauf sagte ich ihm, Eine Einrichtung sei

es hauptsächlich, die ich in seinem Lande sehen möchte, und die gewiß zur Befestigung seines Königreichs dienen würde — Schulen für Knaben und Jünglinge, wie deren in Ekukanyeni (bei Bischof Colenso), in der Kapstadt und anderswo seien. Er machte einige darauf bezügliche Fragen, gieng dann aber auf einen andern Gegenstand über, und ich drang nicht weiter in ihn, da ichs für besser hielt, mir für ein anderes Mal eine offene Thüre zu erhalten, als mich einer Weigerung auszusetzen. So Gott will, besuche ich ihn bald wieder."

Fast zu gleicher Zeit mit Robertson hatten sich auch Abgesandte der Boers in Ondine eingefunden, um mit Ketschwayo über einen Landstrich zu unterhandeln, den sie zu erwerben wünschten. Komisch war das Erstaunen einiger derselben, als sie plötzlich auf einen Weißen stießen, der vor seiner Hütte las. Sie machten gar keinen Hehl daraus, daß er ihnen wie aus den Wolken gefallen schien, sagten ihm dann aber, sie seien gekommen, um mit Ketschwayo ihre Grenzen zu regeln. Auf Robertsons Bemerkung, er habe nicht gewußt, daß die Grenzen der Transvaal- oder Oranje-Republik ans Zululand reichten, erwiederte der Hauptredner etwas verlegen: „Allerdings nicht; aber vielleicht ist Ihnen unbekannt, daß der Vater des Präsidenten (Prätorius) Panda zum König der Zulu's gemacht hat, und daß diese in allen Verlegenheiten sich um Hilfe an ihn wenden."

Den holländischen Gästen zu Ehren wurde Nachmittags große Revüe gehalten; denn Ondine war ja zugleich Ketschwayo's Lager, in dem jedes Regiment sein eigenes Quartier hatte. Die Uebungen bestanden nur in schnellem Laufen und in Kriegsgesängen und Tänzen. Eine Menge Volks von jedem Alter und Geschlecht hatte sich dazu eingefunden, und sah und hörte sitzend zu. Als aber zum Schluß „Tschakka's Lied" angestimmt wurde, erhoben sich Alle und stimmten mit ein. So großartig und feierlich der Eindruck dieses Augenblicks war, so wenig war's der nun folgende, wo der ganze Haufe wie losgelassene Schüler davon rannte.

Auf dem Heimweg kann sich Robertson gleich darin üben, auf ächte Zulu-Art verfänglichen Fragen auszuweichen, d. h. sich als den unwissendsten Menschen von der Welt zu stellen. Es begegnet ihm ein Haufen Volks, von einem Häuptling geführt. „Woher kommst Du?" beginnt der Induna. — „Von Ondine." — „Was ißt man dort?" — „Nichts; sie hungern." — „Was gibts Neues?" — „Neues? was weiß ich?" — „Was ists mit den Boers? hast Du sie nicht

gesehen?" — „Doch, sie schliefen in Oketeteline." — „Was sagte Ketschwayo zu ihnen?" — „Was weiß ich von Ketschwayo?" — Hell auflachend ziehen die Leute weiter und rufen ihm noch zu: „Du bist sehr schlau!"

Noch immer ist aber nicht Friede. Ketschwayo zieht gegen die Grenze hin solche Heeresmassen zusammen, daß man endlich in Natal einen Einfall befürchtet und zur Sicherheit Truppen an den Tugela schickt. Nun erwacht im Zululand die Angst vor einem möglichen Angriff der Engländer und Ketschwayo fängt an, seinerseits Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Während die Krieger an den Tugela eilen, erläßt er einmal den Befehl, die Heerden landeinwärts zu treiben, ein anderes Mal den, die Weiber und Kinder zur Flucht an sichrere Plätze bereit zu halten. Endlich heißt es, auch er müsse sich zurückziehen; denn ein Zulufürst darf nicht im Kampf gesehen werden. Gewiß eine harte Aufgabe für einen so kriegerischen Geist wie Ketschwayo! Die Bewohner vieler Kraale verscharren ihre Habseligkeiten und verstecken sich selbst. Wohlthuend für die Robertsons sind die Zeichen von Vertrauen, die sie bei dieser Gelegenheit empfangen; das Wäldchen in der Nähe des Missionsgartens füllt sich mit Körben und Hacken; Ziegen und Schafe werden ihrem Schutz übergeben und unzählige ängstliche Gemüther wollen sich bei ihnen vom Stand der Dinge unterrichten; denn daß sie die Absichten der Engländer aufs Genaueste kennen müssen, ist doch klar. Robertson versichert, daß gewiß nur Ketschwayo's Truppenanhäufungen an der Grenze seine Landsleute bewogen haben, sich zur Abwehr bereit zu halten, und daß sie selbst von ferne an keine Eroberungen denken; und im heilsamen Schrecken entläßt endlich Ende Juli Ketschwayo seine Krieger.

Unterdessen ist in Kwamagwaza eine Hütte um die andere erstanden. In der größten befindet sich auf jeder Seite des Wohnzimmers ein Schlafzimmer. Die folgende enthält das Eßzimmer, dann kommt die der Kinder und die Schulstube, an letztere schließen sich die Hütten der Mädchen und der alten Hottentottin an; die der Knaben sind auf der andern Seite; Christine wohnt in einiger Entfernung. Man denkt jetzt an die Erbauung eines solideren Wohnhauses, einer größeren Rasenhütte für die Schule und vor allem an die Errichtung einer Kapelle für die aus Natal gekommene kleine Christengemeinde, wozu eine Freundin in der Heimat ein schönes Altartuch, einen Opferteller und ein Legendenbuch gestiftet hat — da

bricht am 11. September in der Küche Feuer aus und alle Hauptgebäude werden ein Raub der Flammen.

„Es wehte gerade ein heftiger Wind,“ schreibt Robertson, „und so ergriff das Feuer schnell die nebenstehenden Hütten. In wenigen Minuten waren gegen hundert Eingeborne, Männer und Weiber, auf dem Platz, und durch ihre schnelle Hilfe gelang es uns, einen großen Theil unseres Eigenthums zu retten. Dennoch sind unsere Verluste groß, namentlich die an Lebensmitteln, von denen wir eben unsern Jahresvorrath eingethan hatten.

„Ich kann nicht sagen, wie dankbar ich diesen guten Zulk's bin, kann ihre Theilnahme in unserer Noth nicht hoch genug rühmen. Obgleich es jetzt Saatzeit ist, sind Reiche und Arme, Männer und Weiber, sobald sie davon hörten, herbeigeeilt, um uns bei der Erbauung neuer Hütten zu helfen. Vier Stunden weit her hat man uns in diesen drei Tagen Gras und Pfähle gebracht. Es ist ein allgemeiner Liebeseifer, und wir danken Gott dafür. Ich bezahle sie zwar für ihre Arbeit, aber darum schätze ich ihre Dienstwilligkeit nicht geringer.“

Und Frau Robertson stimmt ein:

„Wir haben so viel Ursache zum Dank. Kein Leben gieng beim Brand unserer Hütten verloren, und wir haben fast alle unsere Bücher, Kleider und werthvolle Geräthschaften gerettet. Aber freilich, alle Vorräthe, die uns eben erst unser Wagen gebracht hatte, sind dahin. Robertson wurde vom Feuer verletzt, als er noch Kaffee retten wollte, jedoch nicht bedenklich. Im ersten Augenblick war es überwältigend für ihn, der mit solcher Mühe Alles zu Stande gebracht hatte, und zum Wiederaufbau sich abermals auf seine eigene Arbeit verlassen mußte. Er war fast bewußtlos vor Hitze, Ermüdung und Betrübniß, so daß wir ihn endlich mit kaltem Wasser begießen mußten. Am ersten Abend nach dem Feuer kam er heim und sagte: 'Heute habe ich Lots Weib gesehen. Der ganze Platz sah so trostlos aus; nur etwas stand inmitten der Zerstörung aufrecht. Ich gieng hin, um zu sehen, was es sei; da fand ich eine Salzsäule. Der Sack war verbrannt, und sein Inhalt zu Stein verhärtet.' Wir hatten ihm Alle so ernsthaft zugehört, daß wir nun herzlich lachen mußten und anfiengen, die Sachen nicht mehr so trüb anzusehen. Fanny, Robertson und ich haben jetzt mit einander nur eine einzige Hütte und gehen nie förmlich zu Bette. Eine Matte trennt uns

von den Pferden, für die wir gleichfalls kein anderes Obdach haben. Da wurden einmal bei Nacht die Pferde hungrig und fiengen an die Matte zu fressen. So macht uns jetzt manches kleine Abenteuer Spaß."

Etwas später fährt sie fort:

„Nur vier unserer Hütten wurden gerettet, aber wir verdanken diesem Schreckenstag viele liebliche und ermuthigende Erfahrungen, die es uns erleichtern, unsern Verlust geduldig zu tragen. Trotz aller Mühe und Arbeit, die meinem theuren Mann daraus erwuchs, kam er Abends doch immer ganz vergnügt zu uns heim über alle Freundlichkeit, die er von den Zulu's erfahren durfte. Voriges Jahr, als wir ankamen, konnten wir weder Gras, noch Bauholz, noch Arbeit von ihnen bekommen, weil sie gerade ihre Felder zu bestellen hatten; jetzt, in der gleichen Jahreszeit, ließen sie Alles liegen, um uns zu helfen; die Mädchen brachten die Grasdecke zum Dach, die Männer Pfosten und Pfähle herbei, und Viele fanden sich schon vor Sonnenaufgang ein, ihm beim Bauen zu helfen. Sie nahmen am Morgen- und Abendgebet Theil und arbeiteten den ganzen Tag fort. Eine Kiste Syrup, die wir als Geschenk aus Natal erhalten hatten, war nicht mit den andern Vorräthen verbrannt. Wir boten unsern Freunden mit Wasser vermischt davon an, und es mundete ihnen so gut, daß sie sagten, sie begreifen nicht, wie die Abelungu (weißen Leute) etwas anderes essen und trinken mögen, wenn sie dieß zu bereiten wissen.

„Ein wirklicher Gewinn, den unser Unfall bringt, ist es auch, daß was wir den Leuten für das gelieferte Material und für ihre Arbeit bezahlten, sie in den Stand setzt, in diesem Theurungsjahr in einem begünstigteren Theile des Landes sich Lebensmittel zu kaufen. Mein Mann theilte ihnen den wohlverdienten Lohn in Perlen, Baumwollenzeug und Tüchern aus. Zwei bis drei Tage glich der ganze Hügel einem großen Marktplatz, und Robertson hatte so vollauf mit dem Empfang und der Sortirung der Lieferungen zu thun, daß er gar nicht ans Bauen kam. Ueber sechs Stunden weit kamen Leute her. Unter gewöhnlichen Umständen wäre das den Zulu's nie eingefallen, denn sie sind wunderbar unthätig und sorglos."

Halten wir's der liebenden Missionsmutter zu gut, wenn sie noch ein wenig länger sich die Freude macht, ihre Zulu's zu rühmen:

„Es thut mir so wohl, Ihnen gerade jetzt, da man nur als

von wilden Kriegern von ihnen spricht und schreibt, sie auch von ihrer milderen Seite zu zeigen... Ich erlaube mir auch, Ihnen zu sagen, daß Ketschwayo eher ein liebenswürdiger Mensch ist, als das Gegentheil, und bitte Sie, mir das aufs Wort zu glauben. Er ist tapfer und kriegerisch und hat für einen heidnischen Fürsten viele gute Eigenschaften. Er ist z. B. seiner Mutter sehr ergeben.....

„Ich fürchte, Sie denken, ich habe doch zu viel von der Hilfe gesprochen, die wir von den Zulu's erfahren durften, aber wir sind so dankbar, zu sehen, daß sie besorgt um uns sind. Ist's doch wie ein erster Lichtstrahl, wenn man lange nach der Morgendämmerung ausgeschaut hat, und wie eine Verheißung auf noch Größeres! Die Arbeit eines Jahres bringt in einem so ungeordneten Land wenig sichtbare Frucht, und keine einzige der höchsten Art; doch haben wir Hoffnung, daß sie nicht ganz vergeblich war."

---

2. Das zweite Missionsjahr.

Als das Feuer die Missionsniederlassung zerstört hatte, sagten die Zulu's: „Unser großer Kraal ist verbrannt." Als einmal der kleine Ziegenhirt Billy nachlässig war und seine Heerde verlor, brachte sie ein Nachbar zurück und erwiederte auf Frau Robertsons Dank: „Wie könnte ich meine eigenen Kühe verloren gehen lassen?" Und wieder einmal verliefen sich die Gänse der Robertsons eine Viertelstunde weit in den nächsten Kraal. Da trieb sie der Ortsvorsteher heim, indem er äußerte: „Ich möchte mir keinen bösen Namen dadurch machen, daß ich des Umfundisi's Vögel verloren gehen lasse." Waren solche Aeußerungen einfacher Liebe und Dankbarkeit Sonnenblicke, an die sich die Herzen der Robertsons fröhlich anklammerten, so läßt sich darnach ermessen, wie tief es ihnen einschneiden mußte, wenn eine schon für gewonnen geachtete Seele wieder in die vorige Finsterniß zurücksank.

Diesen Schmerz bereitete ihnen Susanna, die einstige Pahlegazi.

Ende Juni's war man gerade daran, ihr eine Hütte zu bauen, und hatte schon verschiedene Kleinigkeiten für ihren eigenen Haushalt gekauft, als ihre Brüder sie besuchten. Dieß weckte in ihr den Wunsch, auch ihrerseits einen Besuch in der Heimat zu machen. Die Robertsons riethen ihr ab; sie stellten ihr vor, daß es für ein

christliches Mädchen traurig und gefährlich sei, in einem heidnischen Kraal zu leben; doch geradezu verbieten konnten sie's ihr nicht, am wenigsten in Gegenwart der Brüder. Sie versprach, in 14 Tagen wieder zu kommen, bat noch, ihr von Durban ein hübsches Hochzeitskleid zu bestellen, und gieng. Mit ihr gieng auch Kenisa, ein noch ungetauftes, 12jähriges Mädchen, das ihre Verwandten selbst ins Missionshaus gebracht hatten, auf deren Wunsch zum Besuche heim. Die 14 Tage verstrichen und keine von Beiden kehrte wieder. Doch das war nicht zu verwundern; denn eben jetzt fürchtete man ja den Ausbruch des Kriegs und das Land wimmelte von Truppen. Sobald die Ruhe wieder hergestellt war, sandten die Robertson's nach ihnen. Die Eltern fürchten sich noch immer, sie zurückzuschicken, hieß es; Susanna aber ließ ausdrücklich sagen, wie leid es ihr sei, wenn Frau Robertson ihre Dienste vermisse. Nun wollte Robertson selbst sich aufmachen, die Eltern zu beruhigen und sie zu holen; aber an dem zur Abreise bestimmten Tag bricht das Feuer aus. Nun muß er erst die nöthigsten Hütten wieder aufbauen, ehe er gehen kann. Er beeilt sich möglichst, weniger aus Sorge um die Mädchen, als weil er fürchtet, später den Tugela nicht passiren zu können. Doch welcher Schlag für ihn, als er Susanne wieder sieht — ohne Kleider, nur das Tuch der heidnischen Mädchen umgebunden, jede Erinnerung an ihre Taufe zurückweisend, und der Vater ihm zornig vorwirft, daß er sie ihren Freunden entfremden wolle! Er spricht lange mit ihr, aber sie hat ihrem Verlobten, sie hat noch ungleich Größerem entsagt, und erwiedert nur: „Glauben Sie, ich werde meinen Vater aufgeben und ein Waisenmädchen werden?"

Schweren Herzens geht Robertson weiter in Kenisa's Kraal. Das arme Mädchen ist anständig gekleidet, und bricht bei seinem Anblick in Thränen aus; er deßgleichen. Die Familie empfängt ihn höflich und versichert, wenn Kenisa wolle, könne sie wieder mit ihm ziehen. Er frägt die Kleine; doch sie schweigt. „Sie will nicht!" rufen die Ihren, und fordern sie auf, dieß zu bejahen; aber sie preßt die Lippen nur noch fester zusammen. Verschiedene Male will Robertson gehen, aber jedesmal rufen ihn ihre Thränen zurück. Endlich verspricht er, an einem der folgenden Tage wiederzukommen. „Er wisse nicht, wo Kenisa sei," entgegnete dießmal der Vater; auf Robertsons ernstliches Verlangen wird sie jedoch in einem benachbarten Kraale geholt. Er hört jenseits des Zaunes den Vater von Schlä-

gen sprechen und sieht ihn drohend den Stock gegen sie erheben. „Nun nimm sie, und frage sie, ob sie mit Dir will," sagt der Mann, indem er ihm das Kind vorführt. Robertson nimmt sie auf die Seite, und sogleich erklärt sie ihren Wunsch, mit ihm zu gehen. Er bittet sie, dieß laut vor den Ihren zu wiederholen, aber sie beharrt im alten Schweigen. Zwei Stunden wird sie von beiden Seiten vergeblich zum Sprechen gedrängt. Endlich bricht Robertson auf. Wieder fängt sie an zu weinen, so daß jener sich umwendet mit den Worten: „Wenn du mit mir kommen willst, folge mir." Sie thuts. Jetzt aber stürzen ihre Verwandten wüthend auf sie los und zerren sie mit solcher Gewalt zurück, daß Robertson für ihr Leben fürchtet. Er wirft sich zwischen sie und hält dem Vater seine Verstellung vor, wie er habe sagen können, er lasse sie gehen, sobald sie wolle? Aber entreißen kann er sie ihm nicht, und bitter enttäuscht kehrt er heim.

In Kwamagwaza waren unterdessen auch Thränen geflossen, doch Thränen, gemildert durch die selige Hoffnung des Christen. Christine und Usajabula hatten nach nur dreitägiger, scheinbar leichter Krankheit ihre kleine Erstgeborene, ein holdes anderthalb Jahre altes Töchterlein begraben. „Inkosikazi," sagte wiederholt die betrübte Mutter, „obgleich ich viel weine, weine ich nicht um mein Kind; ich weiß, es ist zu dem Herrn gegangen... Ich weiß, es war nicht mein Kind, der Herr hatte es mir gegeben, um es für Ihn zu pflegen, und jetzt ist es heimgegangen zu Ihm.... Ich bin froh, daß es nicht lange krank war, und daß es ein starkes Kind war, und daß es nicht litt, so lange es bei uns war."

Wie anders ist doch den Robertsons beim Blick auf Christine und auf das friedliche kleine Grab zu Muth als beim Gedanken an die arme, gefallene Susanne! Ach, das will ihnen die traurigste von allen Folgen des Feuers dünken, wenn damals vielleicht die beiden Mädchen noch hätten zurückkommen mögen und können! Aber alle Hoffnung gibt selbst in Beziehung auf Susanne Frau Robertson nicht auf!

„Sie war von Natur vielleicht das verkehrteste Mädchen, das ich je sah, aber sie hatte sich bedeutend gebessert und schien sich glücklich bei uns zu fühlen. Sie beschränkte sich nicht darauf, die h. Schrift bloß mit uns zu lesen; sie that es sehr oft auch in ihren Freistunden in ihrer Hütte. Ich bin so überzeugt, daß sie es damals aufrichtig

meinte, daß immer wieder die Hoffnung in mir aufsteigt, ihr Fall sei vielleicht nur vorübergehend und durch die Gewaltthätigkeit der Ihren herbeigeführt. Ich weiß, auch Sie werden Christinens und Susannens nicht vergessen, und ihrer besonders bei der Stelle unserer Litanei gedenken: 'Stärke die, welche stehen, tröste die Schwachen, richte auf die Gefallenen.'"

Obgleich Frau Robertson's Gesundheit sich im Zululand im Allgemeinen gebessert hatte, war sie doch auch dort schon wiederholt krank gelegen; so z. B. damals, als der Brand ausbrach. Jetzt, in der neuen Hütte, die keine Glasfenster hatte, und in der man sich im Dunkeln aufhalten mußte, wenn man sich vor Wind und Kälte schützen wollte, warf sie bald ein besonders heftiger Anfall nieder. Von einer Luftveränderung Gutes hoffend, begleitete sie daher im Januar 1862 ihren Mann zu einem Besuch bei Panda.

Eine seltsame Erholungsreise! Das Rütteln und Schütteln auf den ungebahnten Wegen könnte ein Anderes krank machen, aber der Muth, sich selbst zu vergessen, und der ernstliche Wunsch, wieder Kräfte zu gewinnen zum Dienst ihres Herrn, diese mächtigen Triebfedern in Frau Robertson's Charakter, haben den gewünschten Erfolg, und gleich am ersten Tag schreibt sie, während man über Mittag rastet, in ihr Tagebuch:

„Es ist ein wohlthuendes Gefühl, dieses Ausgespanntsein, nachdem ich so lange in mein Zimmer eingesperrt war mit dem Gefühl, so unnütz zu sein. Die Hügel sind so grün, Alles scheint so grenzenlos und licht, und jetzt, da das Gepolter des Wagens verstummt ist, auch so ruhig und still. Ich war bis jetzt nie im Sommer gereist; daher genieße ich Alles doppelt. Das Gras ist so schön; an vielen Stellen sind ausgedehnte Saatfelder, deren braune, rothe oder weiße Färbung der Gegend einen eigenthümlichen Reiz verleiht; dann kommen wir an weiten Strecken voll Nelken, Lilien und Geranien vorbei, bis wieder der große üppig wuchernde, tiefblaue Agapanthus mit seinem Metallglanz das Auge erfreut; auch die Heuschrecken sind sehr schön."

In der Nacht bricht ein Sturm aus, über den sie berichtet: „Er berührt uns gar nicht, so wohl sind wir in unserem Wagen geborgen und die Knaben liegen ganz im Trockenen darunter mit ihrem weißen Zelttuch um die Räder her."

Am andern Morgen wird in Nebel und Regen die Reise fort-

gesetzt, und man braucht alle mitgenommenen Decken, sich vor der Kälte zu schützen.

„Es gieng ganz leicht, bis wir plötzlich an einen steilen, so senkrecht dastehenden Berg kamen, daß sogar Robertson ausrief: 'Aber kann dieß der Weg sein!' Wir erreichten indeß irgendwie die Spitze; keine Steine hemmten unsere Räder, und von oben blickten wir in ein schönes Thal, das eigentliche Herz des Zululandes hinab. Der reiche Boden, die weiten, sorgfältig angebauten Welschkornfelder, begrenzt von schönen Bergen, machten es wohl würdig, die Hauptstraße zum Kraal des Königs zu sein."

Auf einer lichten Stelle im Busch wird in der Nähe eines Mimosenbaumes die zweite Nacht zugebracht. Leuchtkäfer fliegen von Zweig zu Zweig, und die Bewohner des nächsten Kraals, durch das Gerassel des Wagens herbeigelockt, stimmen in der Dunkelheit zwischen den Bäumen ihre wilden Gesänge an. Nach dem entsetzlichen Lärm sind die Reisenden froh, am andern Morgen ihren Weg fortzusetzen. Bald ist der weiße Umfolosi mit seinem kreidehaltigen Wasser erreicht, dessen schroffes jenseitiges Ufer lebhaft an den Umlazi erinnert. Die Ueberfahrt ist nicht ganz ohne Gefahr, da man die rechte Furth nicht kennt; erst die dem vollen Herzen entströmenden Dankesworte Robertsons, als der Wagen vollends glücklich das steile Ufer hinauf ist, verrathen übrigens den Andern die Größe derselben.

Gegen 11 Uhr ist Kanodwengo erreicht. Noch ehe man ausspannt, findet sich schon Umasipula, Panda's erster Minister und Robertsons besonderer Gönner, zur Begrüßung ein und bittet, ein bischen fahren zu dürfen. Er steigt ein, hält sich aber so ängstlich fest wie ein kleines Kind, während der Wagen einige Schritte fährt. Gleich darauf erscheint ein Bote des Königs mit einer Einladung. Robertson sorgt indeß für seine eigene und für seiner Frau Erfrischung und nimmt sich Zeit zu einiger Sammlung, ehe er dem Rufe folgt. Lassen wir uns von der Gattin die Geschichte dieses Tags erzählen:

„Die ganze Zeit über, die wir außerhalb des Dorfes im Wagen ausruhten, oder vielmehr auszuruhen versuchten, waren wir von einer so lärmenden Menge umringt, daß ich nicht anderes erwartete, als innerhalb desselben es ebenso zu finden: doch in den reinlichen Straßen herrschte vollkommene Ordnung und Ruhe. An der Umzäunung um die Hütte des Königs her stehen in Zwischenräumen einzelne Welschkorn-

pflanzen, die, so groß gewachsen wie diese, sich sehr hübsch ausausnehmen. Es war mir das eine angenehme Ueberraschung, da ich hier zu Lande noch keine Art von Zierpflanzen gesehen hatte. Wir wurden nur in den Hofraum, nicht in die Hütte selbst eingeführt; es war gar niedlich und still. Panda lag in einen feinen schwarz und rothen Teppich gehüllt wie die, welche wir als Tischdecken gebrauchen, auf einer Matte ausgestreckt, deren eines Ende es zur Stütze seines Ellbogens aufgerollt war.

„Niemand darf in der Gegenwart des Königs stehen. So nahmen auch wir gleich auf dem Boden Platz und sagten: 'Bayete' (Eure Majestät). Nach Zulusitte saßen wir nun einander schweigend gegenüber und sahen einander an; doch bald war die Unterhaltung im Gang, und während Robertson sprach, stellte ich in der Stille meine Beobachtungen an. Ich hatte den König immer als gebrechlich und bei den Staatsgeschäften so ziemlich auf die Seite geschoben schildern hören, und war daher erstaunt, einen schönen Mann von mittlerem Alter und ruhigem, würdevollem Ausdruck in ihm zu finden. Nun that mirs wirklich leid, daß er so wenig Einfluß haben soll. In einer kleinen Nische im Zaun saß ein junger Mann, dessen Amt es schien, des Königs Wünsche zu belauschen. Es waren auch einige Häuptlinge anwesend, doch wurde die Unterhaltung nur zwischen Panda und meinem Manne geführt. Jetzt näherte sich ein Insektchen des Königs Matte, und heraus kroch auf allen Vieren der besorgte Wächter, nahm es weg und zog sich wieder in seine Nische zurück, ohne dem König den Rücken zu kehren oder ihn auch nur einen Augenblick aus den Augen zu verlieren.

„Man sprach von dem englischen Thronfolgerecht, was Panda sehr zu interessiren schien; dann von dem Besuch des Bischofs von Natal in England; und groß war sein Erstaunen, daß jener 2—3 Monate auf dem Schiff sein und Tag und Nacht fahren müsse, bis er zu Hause ankomme; es schien ihm das ein ganz entsetzlicher Gedanke. Mit dem König über religiöse Gegenstände zu sprechen, ist nicht leicht, und Robertson hat eine große Angst davor, auf das, was ihm am meisten am Herzen liegt, zur Unzeit zu kommen. Die Hofsitte erlaubt es nicht, daß er dem Gottesdienst beiwohnt, und obgleich die Häuptlinge denselben besuchen, um ihm darüber zu berichten, kann man sich kaum vorstellen, wie sie bei ihrer Unwissenheit und Herzensträgheit, selbst wenn sie's wollten, das Gehörte so auffassen

und wiedergeben sollten, daß ihm ein Gewinn daraus erwüchse. Daher ist Robertson immer bemüht, alle persönlichen Berührungen möglich zu nützen. Dießmal lenkte er die Unterhaltung auf das, was wir von den Todten wissen. Der König machte manche verständige Fragen; andere scheinen zwar kindisch, waren aber von ihm ganz natürlich, wie z. B.: 'Wie sieht der Himmel aus? Gibts dort Gras und Vieh? Wie wißt Ihr das? Wie habt Ihr das Buch erhalten, das Euch Abelunga so weise und so verschieden von uns macht?' Robertson sagte ihm, die Engländer haben einst ein ähnliches Leben geführt wie die Zulu's jetzt, dann seien aber Lehrer zu ihnen gekommen, die ihnen von Gott erzählt und ihnen ein Buch gebracht haben, und so seien sie ein großes Volk geworden.

„Die Sonne schien nun sehr heiß, was recht ermüdend war, da wir keinen Schatten hatten. Da wurde der Jüngling in der Nische gerufen, und schnell, mir schien fast zärtlich besorgt, stand er mit einem an eine Stange befestigten Schild am Haupte des Königs, um ihn zu beschirmen. Unwillkührlich gewann ich diesen Jüngling lieb; er schien so glücklich in seinem Dienst und hatte einen so einnehmenden Ausdruck. Einmal unterbrach Panda meinen Mann mit der Frage, ob ich keine Nägel an meinen Fingern habe, und war dann sehr ergötzt, als ich meine von ihm scharf ins Auge gefaßten Handschuhe auszog. Er erwartet von allen seinen Besuchen Geschenke, und fragte uns ganz ungenirt, was wir ihm mitgebracht haben. Robertson hatte ihm kürzlich erst einige werthvolle Tücher gegeben, und fühlte sich nicht aufgefordert, auch dießmal viel zu thun; doch hatten wir ihm einen Hund, den er einst gewünscht hatte, und einige Trauben als die einzige Süßigkeit, die wir besaßen, mitgebracht. Er hat eine besondere Liebhaberei für Feigen; wir hatten uns aber vergeblich bemüht, einige für ihn zu bekommen. Maggie, die arme Hündin, die wir ihm brachten, war unser aller Liebling. Sie hatte sich so an mich gewöhnt, daß in meinen langen Krankheiten es schwer war, sie von meinem Zimmer abzuhalten, und sie eines Morgens mich in der Frühe weckte, indem sie winselnd mein Gesicht beleckte. Der Abschied von ihr wurde mir sehr schwer, und sie selbst schien etwas zu merken; denn obgleich sie Daniel an einem an ihr Halsband befestigten Strick hielt, schmiegte sie sich fest an mich an, und legte sich steif auf den Boden, als wir giengen und sie einem der Häuptlinge übergaben. Damit sie nicht so fortgezerrt würde, bat ich

Daniel, sie in die Hütte zu tragen, in der sie eingeschlossen werden sollte.

„Bei unserm Wagen zurück, sahen wir uns gleich wieder von einem Volkshaufen umringt. Umasipula gesellte sich zu uns. In Natal ist er als grausam berüchtigt, aber Robertson hat ihn immer gut und freundlich gefunden. Als er so aufrecht dastand und, das Haupt leicht auf eine Schulter geneigt, die Menge überwachte, schien mir sein Ausdruck ebenso mild als würdevoll. Eben verglich ich ihn in der Stille mit einem römischen Redner in seiner Toga, als er der Täuschung plötzlich ein Ende machte, indem er das Gedränge durchbrach, um einer der Frauen des Königs einen vortheilhaften Tauschhandel mit Christine schließen zu helfen, die Welschkorn für uns einkaufte.

„Ungemein interessirte mich, als ich so im Wagen saß, ein auffallend hübsches Mädchen von etwa zwölf Jahren, das einen ganzen Zug von Kindern anführte, die sämmtlich Körbchen mit Welschkorn, Matten oder andere Gegenstände zum Verkauf auf dem Kopf trugen. Sie schien eine ziemlich wichtige Person, war sehr ernst und behauptete entschlossen ihre Würde, auch wenn sie etwas zum Lachen reizte. Sie hatte solch ein anmuthiges Lächeln, und doch lag in ihrem Ausdruck eine gewisse Trauer, die mich ungemein zu ihr hinzog. Ihr Name war Unomausi. Nachdem sie einige kleine Geschenke erhalten hatte, kam sie zurück, um zu sagen, des Königs Tochter wünsche auch derartige zu haben. Wäre ich weniger müde gewesen, so hätte ich sie begleitet; so aber blieb mir nichts übrig, als den Wagen zu schließen und ein wenig zu ruhen zu suchen, während Christine sich bemühte, die Leute ferne zu halten. Doch alle meine Anstrengungen scheiterten an dem Geschrei der Kinder, die sich um unsern Wagen versammelt hatten, und die jetzt ein Häuptling mit der Peitsche zur Arbeit zurücktrieb. Mit Ausnahme Unomausi's sahen sie alle gar elend und verkommen aus. Robertson sagte mir, es seien die Kinder der Großen des Landes, die den Kindern des Königs hier aufwarten müssen. Sie werden sehr hart behandelt; ihre Hauptaufgabe ist es, als Thürhüter Menschen und Hunde von den Hütten ferne zu halten, und ihre einzige Nahrung besteht in den Ueberresten vom Tisch der königlichen Frauen und Kinder, die ihnen zugleich mit den Hunden vorgeworfen werden. Sie waren so glücklich gewesen mit den paar Kleinigkeiten, die wir

ihnen geschenkt hatten, daß mir's recht leid für sie that, ihre Freude mit einer solchen Strafe enden zu sehen. Nach einer Stunde kamen sie indeß wieder, und dießmal war eine der Prinzessinnen, die uns schon in Kwamagwaza besucht hatte, auch bei ihnen. Sie ist ein artiges Mädchen von angenehmen Sitten, in Wirklichkeit aber kaum viel glücklicher als die armen Kinder, deren magere Gestalten so seltsam gegen ihre Beleibtheit abstachen. Sie trug als Schmuck mehrere der Sachen, die wir den Kindern gegeben hatten, was uns in der Ansicht bestärkte, daß jene für ihre Herrschaften betteln müssen. Das Tageslicht war schon dem Sternenschein gewichen, als endlich unsere letzten Besuche Abschied nahmen. Die Ruhe und Stille, die jetzt folgte, und der Gesang bei der Abendandacht, der zu mir herübertönte, war eine wahre Labung nach dem ermüdenden Tag. Kaum hatte Robertson geendet, so hörten wir ein Geräusch in der Umzäunung des Kraals, und mit Einem Satz war unsere arme Maggie in dem Wagen, in dem ich zurückgeblieben war. Der Induna, dem sie übergeben wurde, hatte wohl sie gefüttert und bei Einbruch der Nacht ihre Hütte geöffnet, um sie ein wenig ins Freie zu lassen. Das hatte sie benützt, um wieder zu uns zu kommen. Am andern Morgen wurde sie zurückgefordert. Man schien sie zu schätzen, und ich wußte, daß man sie gut füttern würde, so suchte ich mich zu überreden, es sei recht nett, sie da zu lassen"...

Der Hauptzweck Robertsons bei dieser Reise war, ein Stück Land in Augenschein zu nehmen, das ihm Panda zur Gründung einer neuen Missionsstation zugesagt hatte. Inzwischen hatte dieser aber seinen Sinn geändert und bot Robertson ein anderes, viel entfernteres Stück in dem ihm noch ganz unbekannten Hochland an. Dorthin macht man sich jetzt also auf. Durch die schöne, reiche Amhlabatini-Ebene gehts den steilen Umazwana-Bergen zu, an denen man von alten Zeiten her, wenn Kriegszüge gegen die Amaswazi oder die noch nördlicher wohnenden Stämme am Zambesi unternommen wurden, die Feiglinge zurückließ, um sie über eine schauerliche Felswand hinabzustürzen. Am Kraal der armen, ermordeten Königin vorbei führt der Weg nun in eine baumlose, eintönige Hügellandschaft, wo man in glühender Hitze immer wieder dieselben Berge hinauf- und hinabzufahren glaubt. Weiterhin werden die Wege gefährlicher. Einmal bricht das Spannseil, gerade nachdem man mehr rutschend als fahrend, weil die beiden hintern Räder gesperrt werden mußten,

am Fuße eines furchtbar steilen Berges angelangt ist, und das ganze vordere Gespann der Ochsen spaziert allein weiter. „Ein klein wenig weiter oben hätte dieser Zwischenfall verhängnißvoll werden können," bemerkt Frau Robertson. „Auf so gefahrvollen Reisen fühlen wir recht, wessen Hand allein uns hindurch bringt. Robertson war sehr erschöpft von der Angst bei der Ueberwachung dieser Strecke unseres Wegs." Wie man in glühender Mittagshitze rastet, kommt ein Mann mit zwei Frauen und bittet dringend um Arznei für ein krankes Kind. Es thut Roberson leid, daß er ganz vergessen hat, sich mit solchen zu versehen; die Leute aber bitten ihn um Erlaubniß, wenigstens ein bischen Wagenschmiere mitnehmen zu dürfen. Vergeblich sagt ihnen Robertson, das werde das Uebel nur reizen; sie haben unerschütterlichen Glauben daran und sind voll Dankbarkeit. Bergauf und bergab kämpfen sich die armen Ochsen noch ab bis zum Abend.

„Gerade mit Sonnenuntergang," fährt Frau Robertson fort, „erreichten wir eine schöne, grasreiche Ebene mit weidenden Viehheerden und hübschen Kraalen. Es war ein friedlicher Samstag Abend, der den kommenden Ruhetag verhieß. Bald schien der Mond. Einige Leute verkündeten im größten Kraal unsere Ankunft, die als ein Fest mit einem geschlachteten Ochsen gefeiert wurde. Daniel bat um etwas Fleisch davon, bekam aber keines. Später machte Robertson noch einen Besuch im Kraal, und ich schrieb auf einer unserer Kisten mein Tagebuch. Kein Lüftchen spielte mit meiner Lampe; die müden Ochsen thaten sich auf dem fetten Wiesengrund gütlich; jeder von ihnen kennt seinen Namen; einige von ihnen, ja die meisten unseres Gespanns, sind alte Umlazi-Freunde, und sehen sich, ehe sie weiter grasen, mit ruhigem, ernstem Blick um, wenn man sie ruft. Es ist so ein wohlthuendes Gefühl, daß auch sie morgen ruhen dürfen. Sie kommen Einem auf einer solchen Reise so nahe. Robertson führt lange Gespräche mit ihnen, und sie scheinen ihn zu verstehen und zu fühlen, daß er es gut mit ihnen meint.

„Sonntag Morgen schien die ganze Einwohnerschaft des Kraals zu uns herauszukommen, bis auf die alten Mütterchen und Kindlein hinaus. Unsere beiden Wägen, in einiger Entfernung von einander aufgestellt und hinten durch das ausgespannte Zelttuch verbunden, bildeten eine Umzäunung, innerhalb deren es möglich war, einige Ordnung herzustellen. Wir setzten die Kinder und jungen Mädchen

auf eine Seite, die Frauen mit ihren Kleinen auf die andere und die Männer vornen hin. Es freute uns zu hören, wie der Ortsvorsteher ein Knäblein herbeirief, das mit seiner Ziegenheerde vorüberzog, und ihm sagte, es solle sie in der Nähe lassen und dann auch kommen. Sie waren Alle sehr ruhig und aufmerksam. Nachher schickte mir der Ortsvorsteher ein Stück Ochsenfleisch, das wir den Abend vorher weder geschenkt noch gekauft hatten bekommen können. Als ich ihm dafür dankte, sagte er, es sei, um mir Kraft zu geben; sie seien alle unsere Leute und wir müssen oft kommen und sie besuchen. Die Ebene, in der wir uns befanden, war von malerischen Bergen begrenzt. Die Leute zeigten uns den Inhlazatya, einen dunkeln, tafelförmigen Berg, den uns der König als Wegweiser zu dem uns angewiesenen Platze genannt hatte. Sie meinten, wir selbst werden dorthin ziehen; wir sagten ihnen jedoch: nein, es werde aus England ein anderer Lehrer kommen, um den wir erst schreiben müssen, der sie aber nicht weniger lieben werde als wir."

Endlich ist der Inhlazatya erreicht, ein Berg, der mit seinen Sandsteinfelsen und Wäldern, mit seinen Schlingpflanzen und Wasserfällen die Reisenden lebhaft an die Heimat mahnt; dazu ist ihnen bereits die frohe Kunde vorausgeeilt, es komme ein Lehrer, um sich hier niederzulassen:

„Wenn zu Hause mehr Leute wüßten, welcher Empfang ihnen hier zu Theil würde; welches Leben hingebender Liebe für ihre Brüder, die Christus auch mit Seinem Blut erkauft hat, sie hier führen könnten, da sie vor diesem lange vernachlässigten Volke so ungemein viel voraus haben, daß wegen ihrer Weisheit und Milde schon ihr bloßes Kommen mit Jubel begrüßt wird, o gewiß, sie würden kommen und nicht zurückschrecken vor den Entbehrungen, die sie in manchen äußern Dingen zu übernehmen hätten. Mir scheint, es müsse die Erfahrung jedes Missionars sein, daß er innerlich weit mehr gewinnt, als er äußerlich verläugnet."

Man kann sich von dem herrlichen Bergabhang nicht so schnell trennen. Christine findet den klaren Bach gar zu lockend, um einen Waschtag zu halten; ihrem wenige Tage nach dem Tode ihres Töchterleins gebornen kleinen David thäte auch ein Ruhetag gut; dann gibts auch Brod zu backen. Da Frau Robertson noch immer als Invalidin gilt, übernimmt dießmal ihr Mann das Geschäft, den Taig zu machen; der Hottentott William und ein anderer junger

Mann sorgen für's Feuer. Eben ist dieses bereit, und Mehl, saure Milch und Soda in einer Schüssel gemengt, da bricht ein Gewitter aus; Wind, Regen und Hagel löschen das Feuer aus, bringen in den Wagen ein und unterbrechen das ganze Geschäft. Majestätisch rollt der Donner durchs Gebirge, doch mit Poesie kann Frau Robertson sich jetzt nicht befassen; sie hat vollauf zu thun, ihre Sachen vor dem strömenden Regen in Sicherheit zu bringen, der sich nicht ganz abhalten läßt. Ihre Leute kauern sich unter dem Wagen zusammen, und als nach einer halben Stunde das Gewitter vorüber ist und die Sonne wieder scheint, ist es recht lustig, sie hervorspringen, lachen und sich abschütteln zu sehen. Jetzt muß das Feuer wieder angezündet, das Brod geknetet und gebacken werden. Da kein Ofen und kein Gefäß zum Backen da ist, müssen die Laibe wieder und wieder gedreht werden, bis sie endlich von allen Seiten fertig sind. Trotz aller Hindernisse hat aber Robertson den Triumph, ein wahres Meisterwerk zu liefern, zum scherzhaften Verdruß der lieben Gattin, die mit Fanny stets um die Ehre wetteifert, wem es am besten gelinge.

Aber es kommen Schmerzen ernsterer Art. Zwei schöne Ochsen erkranken und sterben; zwei andere scheinen gleichfalls zu siechen, so daß man umzukehren beschließt, ohne das Ziel der Reise ganz erreicht zu haben. Man kehrt dem herrlichen Gebirgsland den Rücken; beim Scheiden daraus verrenkt sich Robertson die Schulter, indem er den zweiten, zum Einkauf von Lebensmitteln mitgenommenen Wagen im letzten Augenblick noch von einem Sturz in den Abgrund rettet. Ganz zeigt sich der Schaden erst am folgenden Tag, und in der Ebene gesellt sich auch noch Fieber dazu. Auf einen Schüttelfrost, bei dem alle Decken nicht hinreichen, den Kranken zu erwärmen, folgt glühende Hitze, und am folgenden Tag liegt er fast theilnahmlos da. Dazu stirbt in der Nacht ein weiterer Ochse. Langsam gehts mit dem geschwächten Gespann und ohne Robertsons sichern Blick und kräftigen Arm der Heimat zu. Der Kranke, dem es mit aller Liebe und Fürsorge nicht möglich ist ein wirklich bequemes Lager zu bereiten und die Stöße des Wagens zu ersparen, stöhnt auf dem holprichten Wege oft in seinen Schmerzen; doch läßt zur unaussprechlichen Beruhigung der Gattin das Fieber bald wieder nach, und mit Gottes Hilfe bringt sie William, so verzagt er auch oft an schwierigen Stellen drein gesehen hat, sicher nach Hause, wo Fanny anfieng besorgt um die Reisenden zu werden, die sie schon seit mehreren Tagen erwartet

hatte. Als Beute bringen sie einen hoffnungsvollen Knaben mit, der sich unterwegs ein solches Herz zu ihnen gefaßt hat, daß ihm's die Seinen endlich erlauben mitzuziehen; und nach 14tägiger Pflege ist Robertson wiederhergestellt.

Die Arbeiten mehren sich nun. An Ostern wird die kleine für die Hausgemeinde erbaute Kapelle eingeweiht, die mit ihren spitzen Fenstern und braunen Lehmwänden an den dunklen Rembrandtton erinnert, und in den Augen ihrer hochkirchlichen Gründer eines Gotteshauses nicht ganz unwürdig ist. Dann trifft man Vorbereitungen zum Bau des längst besprochenen Missionshauses und zu einer Kirche für die aus Heiden und Christen gemischten Versammlungen. Das Bauholz muß aus bedeutender Entfernung und auf so gefährlichen Wegen herbeigeschafft werden, daß Robertson selbst die Fuhren zu leiten hat. Gewöhnlich ist eine Ladung drei Wochen unterwegs, und mehr als ein Unfall trifft Ochsen und Wagen. Die Zahl der ersteren schmilzt unter den fortwährenden Reisen bis auf dreizehn zusammen; der Bau aber schreitet erfreulich vorwärts, da gerade auch einige weiße Arbeiter zu haben sind.

Doch über dem Bauen der eigenen Wohnung versäumt Robertson die Arbeit im Weinberg des Herrn nicht. Mehr und mehr erkennt er die Reisepredigt als eine seiner Hauptaufgaben, und da ihm gerade jetzt durch die Zusendung eines Helfers und eines Katechisten Unterstützung wird, nimmt er gleich die Gründung zweier neuen Stationen in Angriff. Um sich mit Panda noch genauer über den Platz zu verständigen, macht er diesem schon im April abermals einen Besuch, wobei ihn seine Nichte begleitete. Der König ist jedoch gichtkrank und nicht zu sprechen; dagegen machen die Reisenden dießmal den Prinzessinnen ihre Aufwartung.

„Sie waren sehr entgegenkommend und fanden großes Wohlgefallen an meiner Nichte. Sie boten ihr Bier an, das sie ablehnte, weil sie überhaupt keines zu trinken pflegt. Die Prinzessin verstand das nicht und fragte mich, ob sie, wie das bei ihnen üblich sei, zuerst davon trinken solle. Ich bejahte, und so that sie einen tüchtigen Zug und reichte es dann wieder meiner Nichte zu deren großem Mißvergnügen. Sie berührte es leicht mit den Lippen, zum Ergötzen aller Anwesenden, die nicht begriffen, wie man etwas so Süßes verschmähen könne, und zur großen Verlegenheit der ältesten Prinzessin, die mich besorgt fragte, was denn englische Damen essen. Ich schlug

ein Stück Ochsenfleisch vor, woran dann auch ich mit den Knaben recht froh war, als es uns in den Wagen gebracht wurde. Ehe wir die Prinzessinnen verließen, hatte ich mit ihnen ein längeres Gespräch über Religion. Sie sagten Alle, sie möchten gerne Gott dienen wie wir, und ich versprach ihnen, bald einmal einen Sonntag bei ihnen zuzubringen. Auch mit Umasipula hatte ich ein ernstes Gespräch über die Worte: 'Wer das Schwert nimmt, soll durchs Schwert umkommen.' Er hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu, als ich die Wahrheit dieses Satzes aus der Geschichte seines eigenen Volkes und aus der der Nachbarstämme bewies und ihm die Seligkeit des entgegengesetzten Weges rühmte."

Im Ganzen legt Robertson im Laufe jenes Sommers auf seinen Reisen nach verschiedenen Richtungen hin wohl 400 Wegstunden zurück. Wie tief ihn und seine Gattin die Trauerposten vom Zambesi treffen, die sie um diese Zeit erhalten, bedarf keiner Erwähnung. Alle, die Mackenzie gekannt haben, trauern mit ihnen. Doch bei der Trauer bleiben die Sendboten Christi im Heidenlande nicht stehen:

„Je mehr ich von der Mission kennen lerne, desto tiefer wird in mir die Ueberzeugung, daß wir bei jedem neuen Anfang uns auf viele Trübsale gefaßt halten müssen. Es gibt eine Feuertaufe, durch welche die Knechte des Herrn sich reinigen und zubereiten lassen müssen zu Seinem Werk, und zwar nicht nur diejenigen, die im Vordertreffen stehen, sondern auch die Gläubigen in der Heimat, die durch ihre Beiträge Missionare aussenden und sie mit ihren Gebeten begleiten. Der Arge hat zu lange in diesem Land der Finsterniß unbestritten das Scepter behauptet — wenigstens so weit das menschliche Auge reicht — um ohne Kampf das Feld zu räumen.... Es paßt so gut zum Laufe eines Mannes, der nie sich selbst lebte, so ein einsames Grab zu haben, ferne von der Heimat und den Freunden. Wer möchte es anders wünschen?.... Nicht weniger als neun weiße Händler sind dieses Jahr im Amatonga-Lande gestorben. Wenn sie um zeitlichen Gewinns willen sich in diese tödtlichen Regionen wagen, sollte ein Diener Jesu Christi es nicht um seines Herrn willen thun?"

Im Juli schreibt Frau Robertson:

„So weit wir hoffen können in diesem Jahr mit dem Hause fertig zu werden, steht es nun da. Es ist ein wahrer Genuß, seine geraden Wände von Backsteinen, seine hohen Thüren und leibhaftigen

Fenster (seit der Feuersbrunst hatten wir nur Zitzvorhänge) zu sehen, und bald hoffen wir auch Bretterböden zu haben, was meiner Gesundheit mehr als irgend etwas anderes zu statten kommen wird."

Es war eine wunderbar gnädige Bewahrung Gottes, daß nicht kurz darauf auch dieses Haus ein Raub der Flammen wurde.

20. August 1862.

„Vorigen Samstag den 9. hatten wir einen großen Schrecken. Es wehte wieder der heiße gefährliche Nordwind, dessen gewaltige Stöße sich unaufhörlich folgen, und Robertson hatte eben bemerkt, das sei derselbe Wind, der voriges Jahr das Feuer habe anblasen helfen, da rief unsere gute alte Hausfreundin Tobi, dort drüben brenne ein Kraal. Robertson eilte hin, aber ehe er dort ankam, standen sechs Kraale in Flammen. Wir dachten für uns an keine Gefahr und waren nur betrübt für unsere Kwamagwaza-Freunde, als er athemlos zurückkam und noch ehe wir ihn bemerkten, rief: 'Wir müssen schnell alle Hütten ausräumen; nur Gottes Erbarmen kann uns retten.' Alle unsere Leute waren beim Anblick des Feuers fortgeeilt. Robertson räumte allein die Hütte mit den Vorräthen aus, Fanny und ich mit den Mädchen und Kindern unsere drei Zimmer. Ich konnte kaum etwas anderes thun als denken und anleiten, aber Fanny erschreckte mich sogar in diesem Augenblick äußerster Aufregung durch ihre Anstrengungen. Es war so furchtbar heiß, daß unsere Kehlen ganz vertrocknet waren. Als ich eben versuchte eine Kiste abzuschließen, strich ein so glühender Wind über meine Hand hin, daß ich glaubte, das Feuer sei schon hart an der Hütte, und doch war es wenigstens noch 500 Ellen davon entfernt. Wir konnten nur zu Gott aufschauen um Hilfe. Unser Gras war zwar alles schon niedergebrannt worden, aber bei einem solchen Sturmwind pflanzte sich das Feuer auf die wunderbarste Weise fort, und sobald wir von einer Seite sicher waren, drohte es von einer andern. Nachdem unsere Hütten geleert waren, konnten wir nichts mehr thun als wachen, und wie Robertson uns ermunterte, beten. Er selbst schien überall zu sein, und so oft er an mir vorübergieng, hörte ich ihn wieder sagen: 'O bete, bete, daß Gott uns errette.' Dasselbe sagte ich halb mechanisch zu Billy, worauf er sehr ernst erwiederte: 'Das meine ich auch, ich bete zu Gott.' Jetzt scheint mir unsere Rettung eine wunderbare Antwort darauf.

„Unsere Herzen flossen über von Dank, als wir uns endlich in

Sicherheit wußten. Hätten unsere Hütten Feuer gefangen, so wären dießmal auch die Wägen mit verbrannt. Gegen Sonnenuntergang hatten wir uns wieder ein wenig für die Nacht und für den folgenden Tag eingerichtet. Robertson besuchte noch unsere armen Nachbarn, die für seinen Schritt nur fünf Minuten entfernt sind. Er fand sie im tiefsten Elend, wie sie sich eben anschickten, auf dem nackten, geschwärzten Hügel sich zum Schlaf niederzulegen, ohne anderes Obdach als einige abgeschnittene Baumzweige. Eine alte Frau war schauerlich verbrannt. Sie war blind und ihr Haar gebleicht. Sie hatte ein noch kein Jahr altes Enkelein retten wollen und war mehrmals mit ihm ins brennende Gras gefallen, so daß beide übel zugerichtet waren. Wir konnten der armen Familie, Mutter, Sohn, Schwiegertochter und zwei Kindern, eine Hütte einräumen. Robertson führte die alte Großmutter selbst her. Sie lehnte sich auf seinen Arm und hatte in der andern Hand einen langen Stab zur Stütze; sie redete irre, und erzählte ihm, als sie unterwegs ausruhten, die Errichtung der ersten Hütten von Kwamagwaza in Tschakka's Tagen. Wir hatten bald ein gutes Feuer für sie bereit und wickelten sie in weiche Tücher; man hatte keine Hoffnung für das Aufkommen der beiden Verbrannten und betrachtete sie fast schon als sterbend. Die alte Großmutter schien jedoch wieder aufzuleben und versicherte, sie sei jetzt ganz wohl. Sie war aber entsetzlich zugerichtet: von dem verbrannten Arm und der Schulter hieng die abgelöste Haut herab. Die junge Mutter, ganz blaß vor Schrecken und Kummer, faßte sich auch bald, und ein lieber dreijähriger Knabe, der unverletzt davongekommen war, schien gleich recht zu Hause. Fanny brachte ihm ein wenig Suppe, die er schwatzend aß, indem er sagte, es sei so nett da. Viele Frauen und Kinder wurden in der Kapelle untergebracht. Sie ist zwar für unsern christlichen Gottesdienst bestimmt, und wird bei unsern täglichen Andachten in der Zulusprache, an denen auch Heiden Theil nehmen, nicht benützt; aber diesen Armen hielten wirs für recht, sie zu öffnen. Wir hätten ja leicht so obdachlos sein können wie sie, und es machte sie so dankbar. Christine, die auch Einige in ihrer Hütte aufgenommen hatte, erzählte uns, die Leute sprechen davon und sagen, ihr Umfundisi sei nicht wie ein Lehrer, sondern wie ein Vater. Er hat sich nun so an sie gewöhnt und unterhält sich Abends so gerne mit ihnen, daß es uns recht leid thun wird, sie wieder zu lassen. Wenn sie am frühen Morgen in ihre

Kraale zur Arbeit gehen, bringen sie erst die Kapelle so in Ordnung, daß Niemand denken würde, sie sei benützt gewesen. Mit Sonnenuntergang kommen sie wieder heim. Die arme Alte schien Sonntag und Montag besser als wirs erwartet hatten, aber Dienstag Abend verschlimmerte sich der Zustand sichtlich. Gegen ein Uhr Nachts wurde mein Mann gerufen; sie hatte geendet! Sie wollten sogleich wissen, wohin sie sie begraben sollen. Er blieb die ganze Nacht bei ihnen; für ihn wars peinlich, aber den Andern schien seine Gegenwart wohl zu thun. Sie machten schnell ein etwa vier Fuß tiefes Loch und legten, als es fertig war, ihre aufgerollte Matte und als Kopfkissen einen Stein darein. Da die Verstorbene eine angesehene Person war, mußten alle Mädchen ihres Kraals sie tragen helfen; für sie eine schauerliche Aufgabe. Die Männer hatten das Grab zu graben, und sobald sie ihr Werk gethan hatten, huschten sie zum Fluß hinab, um sich zu reinigen. Als die Mädchen die, in eines unserer Leintücher gehüllte Leiche hinaustrugen, folgten ihnen zwei alte Weiber und riefen ihnen zu: 'Lacht, lacht, meine Kinder, lacht so viel ihr könnt.' Damit wollten sie den entsetzten Mädchen Muth machen, die nur mit Grauen ihr Amt verrichteten. Es machte Robertson einen ungemein traurigen Eindruck, wie sie versuchten, im Chor ein Gelächter anzustimmen. Kaum hatte ihnen der Sohn den Leichnam abgenommen und in sitzender Stellung ins Grab gebracht, so eilten auch sie in der kalten, stürmischen Nacht zum Fluß hinunter, um sich von der befleckenden Berührung der Todten zu reinigen. Der arme Sohn blieb allein zurück, das Grab zu schließen. Robertson half ihm, und er war sehr dankbar dafür. Nachdem das Grab aufgefüllt war, spreitete er alles dürre Gras und lose Gestrüpp, das er fand, darüber, um auch die letzte Spur davon zu verwischen. Es lag in dem Ausdruck der guten Alten so viel Wohlwollen, und in der Ursache ihres Todes etwas so Rührendes, daß ein solches Begräbniß uns recht traurig stimmte! Für das liebe Kleine hatten wir einmal große Hoffnung, aber allmählich wurde es schwächer, und gestern Abend verschied es. Ihrem Brauche gemäß trugen es die Eltern in ihren Kraal und begruben es allein; die Leiche der Großmutter ist uns geblieben.

„Es ist bitter kalt gewesen, und sie haben durchs Feuer so viel verloren, daß wir etwas zu ihrer Bedeckung gethan haben — nicht halb so viel als wir wünschten — und ihre entfernteren Nachbarn

haben ihnen geholfen, Pfosten und Flechtwerk für ihre Hütten zu schneiden; man hat ihnen auch zwei fertige Hütten und viele Matten geschenkt, so daß sie allmählich wieder ein Obdach bekommen; es sind aber so viele Hütten verbrannt, daß wir noch immer unsere Gäste haben. Nach allen Richtungen hin sind in der letzten Zeit überhaupt so viele Feuersbrünste gewesen, daß so weit unser Auge reicht, alle Hügel geschwärzt sind, mit Ausnahme unseres eigenen, der theilweise verschont blieb.

„In den ersten paar Tagen dachten wir gar nicht an unsern Garten, über den das Feuer auch hinfuhr. Als wir dann Sonntag Abend hingiengen, fanden wir unsere kleine Baumschule, die Blumen und Sträucher nicht mehr. Alles war so schwarz wie die Gegend rings umher. So klein der Verlust ist verglichen mit dem, der uns drohte, wars uns doch ein wehmütiger Anblick. Unsere Rettung hieng aber wirklich an einem Faden. Einer unserer jungen Leute hatte eben etwas Mörtel zu unserem neuen Hause gemischt, und einen Kübel voll Wasser stehen lassen, als das Feuer begann. Es entstand dadurch, daß etwa zwei Stunden von uns ein Mann sein Gras niederbrannte. Bei der schon Monate anhaltenden Trockenheit und dem furchtbaren Winde griff es mit Blitzesschnelle um sich. Wir hatten, der Sicherheit wegen, schon früher alles Gras um unsere Wohnungen her niedergebrannt, aber wir konnten sehen, wie die Flammen über andere abgebrannte Plätze in einem Nu hinübersprangen, als wäre keine Lücke da. Ein Funken, vom Winde hundert Ellen weit hergetrieben, fiel auch in unsern Viehkraal und entzündete ein Häuflein Stroh, das dalag. Das sah ein anderer unserer jungen Leute, nahm schnell das Gefäß mit Wasser und löschte das beginnende Feuer. Unsere Herzen fließen über von Lob und Dank, und wir haben gelobt, uns Dem, der allein uns rettete, noch völliger zu ergeben als bisher."

Mit dieser Erfahrung und einer glücklich überstandenen, schweren Krankheit Robertson's schließt das zweite Missionsjahr im Zululand.

(Schluß folgt.)

Missions-Zeitung.

Aus Kisuludini
schreibt Miss. Rebmann unter dem 16. November 1866:

Nach vielen Jahren des Lebens und der Gesundheit, die uns der Gott aller Gnade und Vater der

Barmherzigkeit in diesem fremden und umnachteten Lande geschenkt hat, gefiel es Ihm, mein theures Weib von meiner Seite zu sich zu nehmen. Nach nur achttägiger Krankheit starb sie am 8. November 1866, Morgens 5 Uhr, wie es scheint an einer Brustentzündung, die mit einem Fieberanfall begann und ihr gleich so beunruhigende Athmungsbeschwerden und Brustschmerzen verursachte, daß sie nicht mehr schlafen und nur mit der größten Mühe sprechen konnte. Als sie dieß endlich gar nicht mehr vermochte, sagte sie mir wenige Minuten, ehe ihr seliger Geist seine irdische Hülle verließ, um für immer bei dem Herrn zu sein, durch ein freundliches Lächeln, das ihr Gesicht verklärte, Lebewohl. Sie wurde am Abend des gleichen Tages von dem auf der Chrischona gebildeten Miss. Tüsmann aus Esthland, der seit seiner Ankunft im Juni als Gast in Ribe wohnte, zur Erde bestattet. Er blieb ungefähr eine Woche bei mir und war mir ein großer Trost in meiner Einsamkeit und Trauer. Letzten Sonntag, als ich am Anfang des englischen Gottesdienstes zusammenbrach, trat er für mich ein, obgleich seine Kenntniß des Englischen noch sehr unvollständig ist. Für den Kiniki-Gottesdienst wurde ich selbst wunderbar gestärkt.

Meine liebe Frau stand in ihrem 57. Lebensjahr und war zehn Jahre älter als ich. Sie war vor unserer Verheirathung fünf Jahre in Egypten und wurde mir etwa fünfzehn Jahre erhalten. In der dunkelsten Zeit der ostafrikanischen Mission stand sie mir mit Treue und Hingebung zur Seite, und ich werde immer als auf eine, für eine Lage, die in dem von den Europäern damals so gefürchteten Ostafrika so viele Entbehrungen mit sich brachte, besonders ausgerüstete Person auf sie zurückblicken. Der Herr hat sie gegeben, der Herr hat sie genommen; der Name des Herrn sei gelobet. Ihr Gedächtniß wird in der ostafrikanischen Mission im Segen bleiben, obgleich sie theils wegen ihres vorgerückteren Alters, theils aus Mangel an Sprachbegabung, der Landessprache nicht so weit Meister wurde, daß sie sich mit Leichtigkeit mit den Eingebornen unterhalten lernte. Schon jetzt spüre ich unter den Frauen eine größere Bereitwilligkeit, zu Jesu zu kommen.

Noch bleibt mir der nach langen Leiden erfolgte Tod Grace Simlers, einer unserer herangebildeten Afrikanerinnen, zu melden. Ihr Mann, Ismael, ist seither mit seinen drei getauften Kindern nach Bombay abgereist. (Miss. Rec.)

Die Hungersnoth in Orissa.

Drei Kommissäre, am 4. December 1866 vom Generalgouverneur Indiens beauftragt, über die große Theurung zu berichten, haben am 6. April dieses Jahres ihr Werk vollendet. Sie zeigen zuerst, wie jene Provinz mit ihren drei Millionen Einwohnern durch den Mangel von Straßen und Häfen außerordentlich isolirt dasteht. Da kam denn der Regen im Mai 1865, reichlich, aber vor der Zeit, während in den sechs folgenden Monaten derselbe fast ausblieb, so

daß schon im November der Preis des Reises außerordentlich gestiegen war. Vom Ende des Jahres bis zum August 1866 stiegen die Kornpreise beständig, und erst im November 1866 hatte die Theurnng einigermaßen ihr Ende erreicht. Es fehlten etwa 2/3 des nöthigen Getreides und die eingeführten Vorräthe reichten kaum zu, 1/20 der Bevölkerung sechs Monate lang zu ernähren. Eingeschlossen zwischen pfadlosen Wäldern und einer unzugänglichen See waren somit die Einwohner „in der Lage von Passagieren eines Schiffes ohne Lebensmittel."

Was das bedeuten will, kann keine Feder schildern. Gewiß ist, daß Indien in diesem Jahrhundert keine ähnliche Heimsuchung erlebt hat. Die Leute starben hilflos zu Tausenden; Geld wurde als werthlos verschmäht, die Arbeit an den Staatsstraßen hatte keinen Reiz für Skelette, die kaum mehr sich bewegen konnten und für ihren Lohn kein Korn zu kaufen vermochten. Der Oberbeamte der Provinz, Herr Ravenshaw, der lange Zeit die Größe der nahenden Noth nicht erkannte, schätzt den Verlust der Provinz auf ein Viertheil ihrer Bewohner, und die Kommissäre sind überzeugt, daß er die Sterblichkeit nicht zu hoch angeschlagen hat. Bei der täglichen Reisaustheilung mußten immer die Schwächsten und Abgezehrtesten am längsten warten; so wenig war es möglich, beim Andrang dieser Massen, deren Geschrei nach Nahrung stundenweit zu hören war, irgend welche Ordnung einzuhalten.

Der Generalgouverneur findet, daß die Behörden nicht zeitig genug Vorkehrungen trafen, der Noth zu steuern, und sieht nicht ein, womit sich diese Nachlässigkeit entschuldigen lasse. Doch kann er nicht über herzlose Gleichgiltigkeit Seitens des Gouverneurs von Bengalen (Beadon) und anderer Behörden klagen. Die Beamten an Ort und Stelle, welche die Zeichen der einbrechendeu Hungersnoth zuerst erkennen konnten, scheinen es nicht über sich vermocht zu haben, sich fest und entschieden über die Sachlage auszusprechen, während die Oberbehörden in der Ferne es im Voraus für entschieden annahmen, die höheren Preise werden den Kornhandel von selbst nach dem bedrohten Lande ziehen, ohne daß ein besonderes Eingreifen der Regierung nöthig werde.

Der englische Minister hat daraufhin im Parlament erklärt, die Energielosigkeit und Stumpfheit der untergeordneten Agenten bleibe unverzeihlich, dagegen sei der Generalgouverneur von aller Schuld vollkommen frei.

Indessen haben die wenigen Europäer in Indien, im Verein mit noch wenigeren Eingebornen, die Summe von 1,700,000 fl. für die Hungernden zusammengebracht. Von England aus geschah nichts. Vielleicht nimmt es sich jetzt der 1300 Waisen in den Missionsschulen an; und dazu wäre wirklich Zeit, denn alle Anstalten des Reiches Gottes in Indien leiden unter der gegenwärtigen Erschöpfung der willigen Geber.

(Engl. Blätter.)

Literatur.

Missionsstunden für evangelische Gemeinden. Von J. Schlier. Nördlingen bei C. H. Beck. 1867.

In dieser Sammlung von 16 Missionsstunden wird uns ein Ueberblick über die Arbeiten der Mission im deutschen Vaterland, in Ost- und Westindien, in Nordamerika, Tahiti, Neuseeland und Madagaskar geboten und zuletzt in allgemeinen Umrissen der gegenwärtige Stand der Mission angedeutet. Durch ihre schlichte Sprache und die ganze grundlegende Art der Erzählung, die durch manche Anekdote erwärmt und belebt ist, eignen sich diese Missionsstunden für das Bedürfniß einer der Missionssache noch fernerstehenden Gemeinde. Doch macht sich ein Uebelstand bemerklich: Neuere Nachrichten scheint der Verfasser nicht berücksichtigt zu haben, daher mehrere seiner Angaben nicht mehr zutreffen. Es ist aber ungeschickt, wenn man im Jahr 1867 liest: „Gegenwärtig erzittert selbst der Kaiser von China vor diesem Hong und niemand kann sagen, wie es enden wird," während wir seit dem Jahr 1864 wissen, wie die Rebellion des Hong in Nanking geendigt hat. So ist es (besonders seit 1862) nicht mehr richtig, wenn „Neuholland ein verschlossenes Land" heißt, „in dessen Inneres fast noch kein Europäer eingedrungen ist." Die Neuseeländer sollen auf 100,000 Seelen geschmolzen sein; schon die Calwermissionsgeschichte von 1862 gibt eine bedeutend kleinere Zahl an; die neueste Schätzung redet von höchstens 40,000. Die ganze schwere Noth der letzten Kriegs- und Schwärmereijahre jener Insel ist mit keinem Worte angedeutet. Die Indianer in den Vereinigten Staaten werden noch zu 1—2 Millonen geschätzt; die Calwer Missionsgeschichte gab sie zu kaum 500,000 an; die amtliche Schätzung im Jahr 1865 reducirt diese Zahl auf 307,000, die diesjährige auf 295,000 Seelen. Andererseits ist die Bevölkerung Indiens und seines Olymps zu niedrig gegriffen. Man wünscht doch auch in erbaulichen Mittheilungen möglichst zuverlässige Data. Zweimal werden die Arbeiter der Brüdergemeine als fromme christliche Männer aus Sachsen erwähnt; eine Bemerkung in der Vorrede, die von erfreulicher Weitherzigkeit zeugt, läßt fast vermuthen, daß dadurch die Schwachen geschont werden sollten.

Durch Kreuz zur Krone. Eine Erzählung von der Verfasserin von „Gott ist mein Heil" 2c. Dritte Auflage. Halle, J. Fricke 1867. Preis 1 Thlr. 21 Sgr.

Eine Schrift, die wie die „Dritte Auflage" besagt, mit Geschick ein gewisses Zeitbedürfniß zu erfüllen scheint, auch durch die Form der Dichtung für das Missionsinteresse zu werben.



Der Murchisonfall.

Das Innere von Ostafrika.*)

(Schluß.)

2. Bakers Rückreise.

Vacovia, das Dorf am Gestade des Albert Nyanza, war der südwestlichste Punkt, bis zu welchem unser Reisender vordrang. Von dort konnte er Wasserfälle am jenseitigen Gebirge unterscheiden, obwohl das Ufer selbst nicht sichtbar war; Malegga hieß das Reich da drüben, das als sehr mächtig beschrieben wurde und sich jedenfalls bis zum Aequator erstrecken muß. Nach achttägigem Aufenthalte fuhr Baker in ausgehöhlten Stämmen, mit unzuverlässigen Bootleuten, am östlichen Ufer nach Norden hin, bis der See sich bedeutend verengerte und nach dreizehntägiger Fahrt bei Magungo die Stelle erreicht war, wo der Nil zu kurzem Durchfluß sich in diesen zweiten Wasserbehälter ergoß. Daß es wirklich derselbe Nil sei, den Baker bei Atada passirt hatte, davon überzeugte er sich nun, indem er den Fluß hinaufzog bis zu der ihm schon bekannten Stelle.

Hatte schon Ptolemäus gesagt, der Nil fließe aus zwei Seen, deren einer der „Kataraktensee" heiße, so erkannte nun Baker den Grund dieser Bezeichnung, indem der Strom in einer Reihe von Katarakten, zuletzt im Murchisonfall (s. Abbildung) 120′ tief, in enger Schlucht über gewaltige Felsen hinabstürzt.

Es war übrigens eine schlimme Lage, in der sich Baker dort auf der Insel Patoan befand, zwei Monate unter Krokodilen und

*) Der Albert Nyanza, von S. W. Baker. Jena, Costenoble 1867. 2 Bde. mit 33 Holzschnitten.

Flußpferden, Muskitoschwärmen und tückischen Menschen weilend, er und seine Frau fieberkrank bis zur äußersten Erschöpfung, in der Regenzeit und völlig hilflos. Alles hatte sie verlassen, nur eine Frau, Batschita, half noch Lebensmittel aufzufinden, welche wenigstens das traurige Ende hinausschoben, das, wie Baker meinte, nun nicht mehr ausbleiben konnte. Doch endlich trafen sie wieder mit Ibrahims räuberischen Türken zusammen, welche sie todt geglaubt hatten, und nun erst begegneten sie in Kisuna dem rechten Kamrasi, der sich zwar als unverschämter Bettler bewies, aber doch Milch schaffte, durch die man wieder zu Kräften kommen konnte, und dafür von Baker in — der Branntweinfabrikation unterrichtet wurde!

Durch die englische Flagge gelang es dann, den erschrockenen König gegen einen Angriff fremder Häuptlinge zu schützen, und endlich (im September) wieder nordwärts zu marschiren. Doch war Baker nun ganz auf die Hilfe der Türken angewiesen, die — gegen Elfenbein — vom König zu jeder blutigen That, die er verlangte, ohne Bedenken sich gebrauchen ließen. Schauerliche Greuel wurden da verübt; aber als man (im November) Kamrasi's Reich verließ, brauchten die Türken 700 Träger für ihre Stoßzähne (32000 Pfund im Werth von 64000 Thalern)! Diese Türken entdeckten neue Länder, wie das fruchtbare Lira mit seinen „äußerst freundschaftlichen Einwohnern", sie verwandelten es in eine Wildniß. Viehisch mißhandelten sie ihre Sklavinnen und Kinder „und das ganze Lager war ein lauteres Stück Hölle." Baker gewann sich so viel Autorität, daß er unter den täglichen Schandthaten, die er mit ansehen mußte, doch auch manches Leben retten konnte.

Bei Apuddo erreichte er wieder den Nil, der noch immer je und je in Katarakten dem Unterlande zustürzte. Am 23. März 1865 ward in Gondokoro Halt gemacht nach zweijähriger Abwesenheit. Ibrahim verbreitete hier Bakers Ruhm, als welcher alle Kranke seiner Gesellschaft geheilt und ihr viel Glück zugewendet habe. Sonst aber hatte sich von Chartum aus die Nachricht verbreitet, der Sklavenhandel werde nunmehr, in Folge der Berichte dieses Reisenden, unterdrückt. Mit muhammedanischer Resignation schien man sich in dies Schicksal zu ergeben und ließ Bakers Boot unter dem Gruße von Musketensalven abstoßen.

Baker glaubte sich schon fast zu Hause, als er wieder im türkischen Boote fuhr; allein er sollte noch eine weitere Erfahrung von

afrikanischem Elend machen. Das Boot, so sehr er es auch reinigen ließ, war von der Pest inficirt und die furchtbare Seuche brach bald genug unter seiner Mannschaft aus. Da starb auch der treue Saat; nachdem er „als ein guter Christ gelebt, starb er auch als solcher, ein glückliches Ende voll göttlicher Gnade."

Am 5. Mai war Baker in Chartum; dann gieng er über Berber und Suakim nach Suez und Kairo, wo er seinen Richarn entließ, auf der Reise von der Trunksucht geheilt und an eine Dinka-Negerin verheirathet. „Das Herz war zu voll, um Lebewohl zu sagen; noch ein warmer Druck seiner rauhen, aber ehrbaren schwarzen Hand, der Pfiff des Bahnzugs ertönte — und wir waren fort."

---

3. Ist dort eine Mission möglich?

Was Baker uns von seinen Erlebnissen und Erfahrungen in Ostafrika mittheilt, ist gewiß ein werthvoller Stoff, der jedoch gesichtet werden muß, ehe man eine richtige Erkenntniß des dortigen Lebens daraus schöpfen kann. Die Tagesstimmungen beherrschen den guten Mann in solchem Maaße, daß man nicht jedes seiner Worte gläubig hinnehmen darf und besonders seinen Superlativen mißtrauen muß. Wie kann er nur über den Afrikaner absprechen! „Ich wünschte," schreibt er in Latuka, „die Leute in England, welche für die Schwarzen sympathisiren, könnten Afrika's innerstes Herz sehen, wie ich, dann würde ihre Sympathie bedeutend abnehmen. Die menschliche Natur, in ihrem rohen Zustande besehen, wie bei den afrikanischen Wilden, steht mit derjenigen des unvernünftigen Thieres auf ganz gleicher Höhe und mit dem edlen Charakter des Hundes in keinem Vergleich. Dort findet man weder Dankbarkeit, noch Mitleid, noch Liebe, noch Selbstverläugnung, keinen Begriff von Pflicht, von Religion rc." Wie bedauerlich scheint es dann, wenn ein edler Preuße sein Leben aufgeopfert hat „für einen so werthlosen Gegenstand, wie ein feiger Eingeborner ist." Ein zehnjähriger Aufenthalt in jenen Landen „würde selbst einen Engel verderben und das beste Herz zu Stein machen." Baker wundert sich, für alle seine Wohlthaten noch keinen dankbaren Blick erhalten zu haben u. s. w.

Auch schon von den schwarzen Kindern hegt Baker so niedrige Ansichten. In Gondokoro z. B. soll „die völlige Unwürdigkeit der

Knaben, ihre sittliche Stumpfheit und die offenbare Unmöglichkeit, sie zu bessern," die österreichischen Missionare bestimmt haben, ihre Anstalten „von solchen Teufelchen zu säubern;" sie wurden sämmtlich fortgejagt.

Anderwärts scheint freilich Baker von den Kindern besser zu denken. „In der Kindheit ist der Neger dem gleichaltrigen Weißen an Schärfe des Verstandes vielleicht voraus, aber der Geist erweitert sich nicht, bringt keine Frucht zur Reife. Einem gewissen Zwang unterworfen kann der Neger ein höchst nützliches Wesen werden; wenn er einmal vom Zwang befreit war, so hat er in keinem Falle etwas Anderes als Rückschritt bewiesen."

So widerlegt denn Baker zwei Parteien, die, welche dem Neger „die gewöhnlichen Verstandeskräfte absprechen", wie die, welche „behaupten, daß der Neger ein höheres Wesen sei". Letzteres sollen wohl die Missionsfreunde sein, oder eine besonders philanthropische Sektion derselben; zu den erstern dürfte — nach dem Obigen — er selbst denn doch auch gehören. Baker deutet dann an, daß der Neger höchst wahrscheinlich ein Präadamit sei und sucht sich das — in unklarer Weise — aus der geologischen Bildung Afrika's deutlich zu machen. „Der geschichtliche Mensch, d. h. von der Erschaffung Adams an, glaubt an einen Gott, den wahren oder einen falschen; die centralafrikanischen Stämme kennen keinen Gott." Ob er nun das auch wieder verhüllt — denn unser Reisender kann liebenswürdig inkonsequent sein — das steht ihm doch fest, der Neger ist nicht von unserem Fleisch und Blut, sondern eine Art Mittelding zwischen Thier und Mensch, und zur Sklaverei bestimmt, einem Institut, „das nicht, wie man allgemein behauptet, dem Afrikaner vom Weißen gelehrt worden ist, sondern das von jeher das besondere Kennzeichen afrikanischer Stämme war."

Gehen wir über diese „allgemeine Behauptung", die wir, beiläufig gesagt, noch von keinem der Sache Kundigen je gehört haben, hinweg! Was will denn Baker aus dem Neger machen? Wenn es ein Mißgriff ist und jederzeit war, ihn vom Zwangsystem zu erlösen, wenn er „den Segen der Freiheit nicht schätzt und nicht die geringste Dankbarkeit gegen die Hand zeigt, welche seine Fesseln sprengt," ja „mit unversöhnlichem Haß gegen den Weißen erfüllt wird, der so großmüthig war, ihn für frei zu erklären," — so scheint doch das Gerathenste, ihn in der Sklaverei zu lassen. „Der Racen-

charakter wird sich nicht ändern." Oder, falls wir Europäer etwas Rechtes für den Neger thun wollten, sollten wir vielleicht den grausamen Sklavenhandel der Türken, Araber u. s. w. durch ein milder organisirtes System ersetzen, das aber auch darauf hinausliefe, ihn unter einen wohlthätigen „Zwang" zu bringen?

Keine Rede davon. Baker will Missionen, er missionirt selbst; überall versucht er, die Leute zur Anerkennung eines höchsten Wesens zu bringen; nur will's ihm nicht gelingen. Er weiß, daß es Andern auch nicht gelingen wird, es sei denn zuerst der Sklavenhandel völlig abgethan.

Alle Mission hängt nämlich „von der Ausdehnung der Civilisation ab; diese Ausdehnung hängt vom Handelsverkehr ab;" und ehe der Sklavenhandel vernichtet ist, „läßt sich kein gesetzlicher Handel begründen." Also müßte erst durch europäische Consule ꝛc. der Sklavenraub und Sklavenhandel aufgehoben werden; dann käme der rechte Handel nach. Der Wilde sähe „wohlgekleidete Menschen ꝛc." und „lernte dadurch bedürfen;" durch zunehmende Bedürfnisse würden seine Begriffe sich erweitern, er würde gewerbfleißig, und „der erste große Schritt zur Civilisation" wäre gethan.

Doch während wir uns schon im besten Zuge glauben, den Neger zu christianisiren, kommt wieder ein Hinderniß in den Weg. Es ist das Klima, das so bequem und sinnlich macht, und also — leider — „zur Vielweiberei führt". Dadurch wird nun das Weib „die reine Sklavin der Leidenschaft und ein Hinderniß für die Civilisation." Nein, „so lange die Polygamie besteht, ist eine Ausbreitung der Civilisation unmöglich; in allen tropischen Ländern ist sie das herrschende Uebel, sie ist das größte Hinderniß für das Christenthum. Die muhammedanische Religion erlaubte die Vielweiberei und gedieh." — Da stehen wir nun und fragen: sollen wir etwa die Polygamie auch zuerst beseitigen, wie den Sklavenhandel, ehe wir Mission anfangen? Aber das Klima hat ja dazu geführt und das wird sich nicht beseitigen lassen. Oder sollen wir sie erlauben, damit unsere Religion auch — gedeihe wie der Islam?

Wir sehen, wir bewegen uns bei dem tapfern Jäger im Kreise herum. Er ist ein Mann der entschlossenen That, aber auch ein Mann des Augenblicks; er ist kein Denker, wenn er sich auch dafür hält. Sagt er uns gelegentlich: „Nie war eine Expedition sorgfältiger entworfen als die meinige" u. s. w., so lächeln wir gegen unsern

Willen, bei aller Anerkennung, die wir seiner Tapferkeit, Geistesgegenwart und Ausdauer zollen. Wir können ihn doch lieb gewinnen, namentlich wenn ihm, wie öfters, das Herz überfließt von Dank gegen die göttliche Vorsehung, die allein ihn durchgebracht hat, oder bewegt wird durch — ganz unläugbare, wenn auch gelegentlich geläugnete Sympathien für die Afrikaner.

So vornehm nämlich Baker auf die niedere Race herabsieht, sucht er doch nicht seinen Erfahrungen in Betreff einzelner Neger Gewalt anzuthun, wenn sie auch sein System umzuwerfen drohen. Wie „werthlos und „unter dem Hunde" sie ihm im Ganzen erscheinen mögen, Einzelne kommen bei ihm viel besser weg als vielleicht selbst bei uns Negerfreunden.

Baker hat also vorerst in Afrika einen Knaben gefunden, der „nichts Böses thun konnte, er war durch und durch gut." Man zweifle nicht: Saat ist sicherlich ein Vollblutafrikaner, aus Fertit, wahrscheinlich präadamitischen Geschlechts; aber „das einzige Goldkörnchen mitten im Koth," und „wir hatten, sagt Baker, diesen Knaben sehr lieb." Unser einem nun, der auch in Europa noch keinen solchen Knaben gefunden hat, sollte ja der Mund wässern nach jenem „nichtswürdigen" Lande, wenn es dergleichen Früchte trägt. Zum Ueberfluß, obwohl er schon so gut war, bekehrt sich Saat auch noch; er wird — durch die Pest — „in der ganzen Reinheit eines vom Heidenthum zum Christenthum bekehrten Kindes aus einem Lande der Sünde hinweggenommen." So ist also eine Ausnahme auch bei Präadamiten möglich: hat Baker zufällig einen gefunden, der schon von Natur gut war und dann noch sich bekehrt, so kann es noch mehrere geben, bei denen wenigstens eine dieser wünschenswerthen Eigenschaften sich trifft, d. h. sie sind zwar nicht durch und durch gut, lassen sich aber, namentlich wenn man sie jung in die Hand nimmt, noch leidlich bekehren.

Doch Saat steht nicht ganz allein; Richarn, obwohl schon ein Trunkenbold, ermannt sich in Bakers Dienst, schlägt sich nicht nur mit einem ganzen Haufen von Feinden herum, sondern zeigt „außerordentlichen sittlichen Muth, indem er seine Trunksucht gänzlich abgelegt hat." Auch dieser Mensch scheint dankbar, liebenswerth und geliebt worden zu sein.

Doch was sage ich? überall widerlegt Baker selbst seine Theorieen. Diese Präadamiten sollen „den Segen der Freiheit nicht

schätzen". Aber die Frau von Fapuka, die einen so schönen einjährigen Knaben hatte, und dabei „einen so entschlossenen Charakter, daß sie fünfmal mit ihrem Kinde entlief," die jedesmal nach unsäglichen Leiden wieder gefangen wurde, zuletzt 144 Hiebe mit der Flußpferdpeitsche bekam und von ihrem Kinde getrennt, weiter verkauft worden ist? Oder dieser schöne Knabe, Abbai, der mutterlos geworden, sich nun an Frau Baker anklammerte und ihr „großer Liebling" wurde, ein dreijähriger „Herkules", der Perlhühner und Tauben von der Jagd heimträgt, und zwei „liebenswürdige" Mädchen gleichen Alters, die Töchter des schändlich hingeschlachteten Häuptlings Owine bewirthet und frei hält, war das kein Mensch von unserm Fleisch und Blut? Baker empfand es als „eine unbeschreibliche Linderung seines Geschicks, von Wesen umringt zu sein, die noch schuldlos waren und die sich in ihrer Verlassenheit an erbarmende Menschen anklammerten;" ihre Zahl stieg auf sechs, wie waren sie alle so glücklich, so lange Frau Baker sie pflegte! Jetzt sind sie wieder, was sie einmal waren, Sklaven, und Baker „möchte oft wissen, was der arme kleine Abbai für ein Schicksal hat, und ob er sich in seinen Träumen an die wenigen Monate des Glücks erinnert." Wie haben diese Kinder „beim Gedanken an die Trennung geweint! Ihre „Arglosigkeit" hatten die Bakers „wie Wasserquellen in der Wüste begrüßt". Bei Gondokoro mußte geschieden sein. „Wo gehen Sie hin?" schrie der arme Abbai in dem gebrochenen Arabisch, das Bakers ihm beigebracht, „nehmen Sie mich mit, Dame!" und er folgte ihr noch den Weg hinab, „die Fäuste in seine Augen gedrückt und von Herzen weinend, obwohl er um seine leibliche Mutter keine Thräne vergossen hatte. Mit schwerem Herzen sahen wir eine Frau ihn in die Arme nehmen und ins Lager zurücktragen." Waren das nicht Menschen, die nach Freiheit und Menschlichkeit d. h. nach dem Christenthum ein tiefes Bedürfniß hatten? Die Sklaverei mag dasselbe noch so sehr abstumpfen, angeboren war es ihnen darum dennoch.

Es ist demnach ganz falsch zu sagen: „Der Wilde muß (Kleider zc.) bedürfen lernen." Er hat schon dasselbe Bedürfniß, das wir in unserm Innersten haben, das Bedürfniß nach wahrem menschlichem Glück, nach Liebe und Freiheit, — er kann es freilich verlieren, wie das auch bei Namenchristen der Fall ist. Doch Baker trifft nicht bloß Kinder und Frauen, die nach Freiheit dürsten. Es gibt auch Männer unter diesen Präadamiten. Da ist z. B. der

Häuptling von Faloro, Werdella. Er hat erst den räuberischen Türken sich angeschlossen und bei ihnen schießen gelernt. Nun weiß er sich Waffen und Munition zu stehlen, „dieser außerordentlich muthige Mensch,“ der seine Leute kannte! Er erklärt den Türken den Krieg und vereinigt bisher getrennte Stämme zur Abwehr der Räuber. Wie diese einen Bergpfad ersteigen, überrascht sie ein Pfeilhagel und ein Musketenschuß. Der Fahnenträger stürzt todt zur Erde. Ehe sich die Türken vom Schrecken erholen, fällt ein zweiter Schuß und — ein zweiter Türke. Einige Araber stürzen vorwärts, die Fahne zu holen und den Türken Muth einzuflößen, aber wieder knallt ein Schuß und der dritte Türke stirbt. Alles flieht, und nun erschießt Werdella noch zwei Feinde. Dreihundert Mann, mehr oder minder weiße Türken, flüchteten vor dem einen Präadamiten und seinen fünf Schüssen. „Bravo, Werdella!“ rief Baker aus, als die feigen Türken ins Lager heimkehrten und ihre Niederlage erzählten. Sie wollten um keinen Preis mehr in Werdella's Gebiet einbrechen.

Also scheinen auch Männer in Ostafrika von dem Werth der Freiheit ganz europäische Begriffe zu haben! Und zwar nicht blos für sich selbst, auch für die Ihrigen scheinen sie dieses Gut zu schätzen. Einmal wird ein hübsches Mädchen eingefangen und im Lager versteigert; ein paar Tage nachher kommt ein Neger aus dem geplünderten Dorf, „vertrauensvoll ins Lager, um für ihre Auslösung Elfenbein anzubieten. Kaum sieht ihn das gefesselte Mädchen, als sie so schnell es gieng auf ihn zueilte, sich ihm in die Arme warf und ausrief: Mein Vater! Es war ihr Vater, der sein Leben gewagt hatte, um in des Feindes Lager sein Kind auszulösen!“ Wie europäisch doch das klingt!

Aber der Verlauf der Geschichte wird wieder afrikanisch. Der Mann wurde sogleich gebunden — und erschossen! Freilich, Ibrahim war gerade nicht da, der in Bakers Nähe „derartige Handlungen gewissenhaft vermied!“ Wie mag Baker nur von Gewissen reden bei solchen Schurken!

Wir könnten noch viele Belege beibringen für die Behauptung, daß Baker aus seinen Erlebnissen ganz falsche Schlüsse zieht; Kalloe z. B. war ein „vortrefflicher Mann, höchst verständig und freundschaftlich“; ebenso zeigt sich Cassave als „ein vortrefflicher Mensch, stets höflich und eifrig bestrebt, seine Pflicht zu thun sowohl gegen seinen Herrn als gegen mich.“ Cassave aber ist ein Unterthan des elenden

Kamrasi, also eine Ausnahme von den Negern, die ja „keine Begriffe von Pflicht haben." Stundenweit tragen die *Unyoroer* einen von Bakers gefallenen Ochsen nach und sprechen keine Vergütung an, sie wollten nicht für Diebe gehalten werden. Baker erfährt ferner in Latuka, daß wenn man Wilden traut, sie einen selten täuschen; man darf sich nur „an ihr *Ehrgefühl* wenden, und dieser glückliche Umstand ist einer der hellen Strahlen in ihrer Finsterniß und ein Beweis von dem anomalen (wir möchten lieber sagen: adamitischen) Charakter des Afrikaners."

Fast lächerlich ist es sodann, wenn Baker auch den eben belobten Männern es geradezu übelnimmt, daß sie ihm nicht unbedingt trauten. Konnte er denn je vergessen oder von andern verlangen, daß sie vergessen, in welcher Gesellschaft er sich den Schwarzen präsentirte?

Einmal sagt Baker: die Neger lassen sich nur durch zwei Mächte regieren, durch Kraft und durch Windbeutelei, und das mache ihre Bekehrung so schwer; alle *Güte* scheine ihnen nur Schwäche. Er hat aber selbst durch seine, vielleicht noch mehr durch seiner Frau Güte, auf manches Herz Einfluß gewonnen, und erzählt mit Gefallen, wie die Unyoroer auf den englischen Charakter bauten, weil wie sie sagten, „es keine *bessere* Menschen geben könne als Speke und Grant". So scheint der Präadamit auch einen Zug zu besseren Menschen zu haben, als er selber ist, und Güte ist auch bei ihm nicht nothwendig schwach. „Saat war so *gut* und treu gewesen, daß selbst die Hartherzigsten ihn achteten und um ihn trauerten."

Nehmen wir noch in Betracht, daß Baker nur gar kein Philolog ist und keine afrikanische Sprache auch nur nothdürftig erlernte, so ist uns um so erklärlicher, wenn er in seiner Beurtheilung der Eingebornen vielfach irre geht. Ins „innerste Herz" Afrika's hat er nicht hineingeblickt; dazu gehört einmal das, was Livingstone auszeichnete, der ungehinderte Verkehr durch die Sprache. Baker ist ehrlich genug, etliche seiner Mißgriffe anzudeuten. Wie er sich Kamrasi nähert, braucht er eine Person, die dolmetschen kann. Er kauft also um drei Doppelflinten die Sklavin *Batschita*.*) Aber o Jammer! Die Dollmetscherin *will nicht* mit Kamrasi *sprechen*; „sie ist das *tückischeste* Individuum, das ich je antraf." Arme Batschita! Sie hatte gewiß ihre guten Gründe. Sie ists, die immer behauptete, der

*) Nebenbei sei doch bemerkt, daß Baker auch mit diesem Kauf, der ihm freilich unerläßlich schien, eine Inkonsequenz begieng. Es kam ihm später der

Mann vor ihr sei nicht der rechte Kamrasi, wie sichs auch nachher in der That herausstellte. Und ihr hatte dann Baker sein Leben zu danken, denn sie entdeckte den gefährlichsten Verrath, da Baker in der Wildniß sollte ausgesetzt werden, um Hungers zu sterben. Sie findet die Lebensmittel, die allein die Existenz der verlassenen kranken Weißen fristeten; sie wird wegen ihres Takts gelobt, mit dem sie die Sachlage „fast so richtig auffaßte als ein Korrespondent der Times;" sie ist „Kamrasi's geschworene Feindin", und verspottet mannhaft die Feiglinge von Männern. Nachdem sie Baker aus der größten Noth gerettet, verschwindet sie freilich zuletzt in unerklärlicher Weise, dieses „tückischeste Individuum". Wahrscheinlich auch eine jener unbeschreiblichen präadamitischen Anomalien, die ihrer Race zum Trotz noch immer „die Freiheit zu schätzen wissen," oder gar irgendwo Liebe suchen.

So viel möge genügen, um aus Bakers eigenen Mittheilungen zu beweisen, daß seine Präadamiten allerhand adamitische Züge an sich tragen. Nicht als ob wir viel Werth darauf legten! Wir wissen aus Erfahrung, daß die Neger bekehrbar und civilisirbar sind, daß sie fleißig werden können (Baker hat selbst auch fleißige Schmiede unter ihnen getroffen), daß sie die Freiheit schätzen und benützen können, kurz daß sie Menschen sind wie wir. Noch besser aber wissen wir das alles aus Gottes Wort, das uns auffordert, allen Völkern das Evangelium zu bringen, und uns eine Sammlung von Erstlingen aus allen Völkern sicher verheißt. Wie das geschehen soll, mag eine sehr schwierig zu beantwortende Frage sein. Daß es geschehen muß, ist uns unzweifelhaft, und unser Glaube an die „Völkerarznei" bleibt auch durch Bakers einseitige Erfahrungen und seine sonderbaren Schlüsse gänzlich unerschüttert. Wohl sagt er freundlich besorgt: „Für den Missionar, der so oft auf einem unfruchtbaren Felde sich abmüht, muß ich das Warnungswort hinzufügen: Warte! Es läßt sich kein Erfolg hoffen, bis der Sklavenhandel zu existiren aufgehört hat." Aber in Westafrika hat man nicht so lange gewartet, und es hat sich gezeigt, daß evangelische Bemühungen für die Hebung der Schwar-

---

Gedanke, den lieben armen Waisen Abbai loszukaufen und „zu einem civilisirten Wesen zu erziehen;" was ihn davon abhielt, war die Furcht: „so hätte man mich vielleicht des Sklavenhandels beschuldigt." Wie unnöthig eine solche Furcht war, braucht wohl nicht bemerkt zu werden, sie ist ächt englischer Art!

zen mit den Bestrebungen der Philanthropen, ehrlicher Kaufleute und hochherziger Staatsmänner recht gut Hand in Hand gehen können.

Baker hat gefunden, was er gesucht hat; er hat auch sonst unter den entmuthigendsten Umständen mancherlei „Erfolg" gehabt, hat viel geschossen und gefangen; doch dürfte der eine Fang, den seine Gattin an dem kleinen Saat machte, von der ganzen Expedition der gelungenste sein. Wir wünschten, daß manchen tapfern Jüngling, wenn er das Buch liest, nach der besten Jagd von allen gelüsten möchte; wie ja der HErr viele Fischer und Jäger aussenden will, die ihm sein Volk zusammen fischen und fangen sollen „auf allen Bergen und in allen Steinritzen". Wie vielerlei Wild treibt sich doch noch im Lande jener Seen um, von Christen für werthlos erklärt, von Türken und Arabern aufs Blut gehetzt, und doch werthvoll für den, der es mit seinem Blut erkauft hat! Will nicht bald Einer versuchen, für Ihn dort das Netz auszuwerfen?

Georg Adam Kißling.

(Schluß.)

8. In Kanakana.

Am 22. Mai 1842 landeten die Kißling in der neuen Hauptstadt Neuseelands, dem schöngelegenen Auckland. Es war eine kritische Zeit für diese Mission. Die kirchliche Gesellschaft hatte damals zwölf Missionare auf der Nordinsel, welche achtzehn Stationen bedienten. Wohl 35,000 Maori's wohnten schon den Gottesdiensten an, welche da und dort von freiwilligen Lehrern gehalten wurden, aber die eigentlichen Gemeinden zählten nur 1575 Seelen; und der Kommunikanten waren es im J. 1840 (nach der Arbeit eines Vierteljahrhunderts) nur 280. Neben diesen Missionaren und in herzlichem Einverständniß mit ihnen wirkten vierzehn wesleyanische Sendboten auf zwölf Stationen; sie zählten 1565 Glieder, die sie doch alle als Kinder in Christo bezeichneten, ausgesetzt dem verführerischen Einfluß der katholischen Priester und der Kolonisten. Jene waren 1838 ein-

gedrungen und hatten sich neben den Wesleyanern niedergelassen; diese kamen seit 1839 in Schaaren auf die Inseln, welche ihnen das reizende Bild eines Großbritaniens der südlichen Halbkugel darboten, und besetzten im Nu große Landstriche. Um Ordnung unter ihnen zu erhalten, hatte die englische Regierung einen Gouverneur geschickt, welchem es durch die Mitwirkung der kirchlichen Missionare gelang, die Häuptlinge im Vertrag von Waitangi 1840 zur Anerkennung der Oberhoheit der englischen Krone zu vermögen, wogegen diese den Häuptlingen ihren Landbesitz zusicherte und das alleinige Recht des Landkaufs übernahm.

Als der eifrige Selwyn, der neuernannte Bischof, der schon unterwegs tüchtig Maori gelernt hatte, sich in seiner Diöcese umsah, brach er staunend in lautes Loben und Preisen aus: „Hier hat Gott ein neues Herz und einen neuen Geist in Tausende unserer Mitmenschen gegeben, hat durch wenige treue Männer ein christliches Volk zur Familie Gottes hinzugefügt" ꝛc. Kißling, den der Bischof mit Rücksicht auf seine Gesundheit an das milde Ostkap gesetzt hatte, fand auch noch Grund genug zum Lobe Gottes, schaute aber doch die Sachlage viel kühler an. Er sah bald, daß man den Zustand des Volks von zwei Seiten aus betrachten müsse. Einmal, indem man ihr früheres grausames, blutdürstiges Wesen mit dem gegenwärtigen gesänftigten, gelehrigen Sinne vergleiche. Da müsse man ausrufen: Was hat doch der HErr der Herrlichkeit an diesen armen Menschen gethan! Vergleiche man aber ihren Wandel mit dem hohen Ziele, das der Heiland seinem Volke gesteckt, so gebe es viel zu klagen und man könne sich nur mit Zittern freuen.

Seine Wohnung hat er in Kauakaua, an der Hicksbai, in der östlichsten Ecke der Nordinsel. Es ist ein Distrikt von etwa 5000 Menschen bewohnt, über fünfzig Wegstunden lang; durch Sümpfe, Ufersand und Flüsse, über steile Berge und Felsen hat er ihn zu Fuß zu durchreisen bis nach Opotike hinüber. An diesem, seither durch Missionar Völkners Märtyrertod (1865) berüchtigten Orte hat er im Jahr 1844 die ersten 70 Erwachsenen durch die Taufe in die Gemeinde Christi aufnehmen dürfen. Die Leute sind kein an Ort und Stelle gewachsenes Geschlecht, bestehen vielmehr aus allerhand Eindringlingen von Waiapu und andern Orten, welche nach Vernichtung der Ureinwohner sich daselbst niedergelassen haben. Kißling wurde hier aufs fröhlichste empfangen, sein Gepäck zuvorkommend ans Land ge-

schafft, und noch ehe der Abend anbrach, fand sich alles ohne Fehl zusammen. Der angeborne Diebssinn schien ganz verschwunden. Nichts liebten die Leute mehr, als unter sich über das Neue Testament zu reden; zu diesem Zweck konnten sie große Reisen unternehmen, wie sie auch, ohne noch Missionare zu haben, sich Gebäude errichteten zum Morgen- und Abendgottesdienst und Alt und Jung sich gegenseitig im Lesen und Schreiben unterrichteten, bis fast alle fertig damit umgehen konnten.

Dagegen meinte Kißling zu bemerken, daß sie doch gar habsüchtig und unwahr sein können. Der heidnische Häuptling, so freundlich er sich anließ, bot ihm einmal seine Schweine zum Verkauf an. Wie der Missionar sie nicht augenblicklich übernahm, verbot er dem Volk, ihm fernerhin Nahrungsmittel zu verkaufen. Das währte etwa zehn Tage; dann sandte er freilich zwei Schweine als Geschenk ins Missionshaus und wollte die Sache vergessen haben. — Es können Leute kommen, die ein Buch verlangen. Fordert man Geld von ihnen, so geben es wohl viele gern für diesen Zweck; doch fehlt es ihnen auch nicht an Ausflüchten. „Ich habe keines mitgebracht," sagte ein alter Spaßvogel, „denn es ist ja die Wurzel alles Uebels."

Seine Eindrücke zusammenfassend, drückt sich Kißling über die Maori's in jenen Jahren also aus: „An Geisteskräften sind sie den Afrikanern weit überlegen, nicht aber an Einfalt, an Dankbarkeit und wahrem Herzensgefühl. Schnell und scharfsinnig wird die neue Lehre aufgefaßt; die Thorheit des Aberglaubens ist schon den Kindern klar, haufenweise tritt man dem Christenthum bei. Mehr als die Hälfte der 100,000 Maori's bekennt sich dazu, obgleich bis jetzt noch wenige Tausende getauft sind. Wohin immer der Missionar kommt, da treten Taufbewerber hervor und bitten dringend, sie in die Gemeinde aufzunehmen. Und an der Erkenntniß der Grundzüge des Evangeliums ist kaum ein Mangel zu bemerken. Allein bei all dem hält man sich streng an das Gesetzliche: der Sonntag z. B. wird allgemein gefeiert, der Ehebrecher, und wäre es ein Häuptling, aus dem Dorfe verbannt rc. Von innerem Leben dagegen, vom verborgenen Umgang durch Christum mit Gott, von tiefen Herzenserfahrungen findet man wenigere Spuren. Die Wildniß ist in einen blühenden Garten verwandelt, den noch kein Sturm getroffen hat; der Sturm wird kommen und manche Blüthe wird abfallen. Es ist noch ungereinigtes Gold."

Immerhin schien Kißling der Wandel dieser neuen Christen besser

über den in Europa verbreiteten Beschuldigungen, daß das Publikum, auf der Insel selbst vollkommen befriedigt sei. Denn 1) sei es unwahr, daß sich die Missionare vorherrschend mit dem Landbau beschäftigen, vielmehr treiben sie das Werk des HErrn getreulich. 2) Sorgen sie für ihre heranwachsenden Familien, so geschehe das aus ihrem eigenen Vermögen. „Denn sie sind meist von Haus aus bemittelte Leute; von zehn ordinirten Missionaren, die ich kenne, haben sieben auf eigene Kosten ihre Universitätsstudien gemacht.“ 3) Die Missionare haben viele Kinder in dem herrlichen Klima, einige schon Kindeskinder, und die Gesellschaft sorgt für sie nur bis zum fünfzehnten Lebensjahre. 4) Wenn nun diese sich im öden Lande ansiedeln, so erstehen nützliche Musterwirthschaften. 5) „Die Commissäre der Regierung haben alle Kaufscheine auf der Insel genau untersucht, und gefunden, daß sämmtliche Missionskinder ihr Land höher bezahlt haben, als alle andern Kolonisten und als die Regierung selbst. Die Klage ist eigentlich nur darüber, daß die Missionskinder ihr Land zu hoch bezahlt und dadurch den gierigen Landspekulanten das Spiel verderbt haben. Dieß ist wenigstens die Stimme aller Eingebornen.“

Man konnte sich vielleicht in jenen Jahren mit der gegebenen Erklärung beruhigen; jetzt ist das nicht mehr möglich. Die wesleyanischen Missionare, die (auch nach Dieffenbach) sich ganz eben so großen Erfolgs zu erfreuen hatten, wie ihre Brüder von der bischöflichen Kirche, hielten sich von dieser Versuchung frei, und dankten nachher Gott dafür. Die kirchliche Gesellschaft fand aber doch bei näherer Untersuchung, daß nicht alle ihre Arbeiter sich in dieser Sache tadellos benommen hatten, und entließ nachgerade zwei derselben aus ihren Diensten. Aber auch diejenigen, welche mit gutem Gewissen in die Schlinge giengen, hätten sich doch des Schriftworts erinnern sollen: Meidet allen bösen Schein. Sie konnten doch ahnen, daß sie sich und ihr Werk mit diesem unvorsichtigen Schritt mancher üblen Nachrede aussetzen, wenn sich auch damals noch nicht voraussehen ließ, wie weit sie ihren eigenen Einfluß damit untergraben und dem durch so viele widrige Ereignisse zuletzt krankhaft gesteigerten Argwohn der Maori's sich blosstellen würden. Wie weit es damit in Folge des Krieges gekommen ist, möge ein Wort des edlen Tamehana anzeigen, eines Mannes, der durch das Evangelium ein gründlicher Freund des Friedens geworden, doch im Verlauf des Krieges sich auf die Maori-Seite zu schlagen entschloß. Derselbe hat sich bald der Regierung,

unterworfen und arbeitete bis zu seinem Tode mit Ernst daran, die Wunden seines Volkes zu heilen. Als ihm aber ein Missionar zuredete: „trage diese Dinge mit Geduld und, wenn du Stärkung bedarfst, schau zum Himmel auf!" antwortete er nicht ohne gerechte Bitterkeit: „Ja, und während wir zum Himmel aufschauen, seht ihr auf die Erde hinab und nehmet uns unser Land weg!"

Es ist damit nicht gesagt, daß die Maori's recht haben, wenn sie sich stellen, als werden sie von den englischen Kolonisten ihrer ganzen irdischen Existenz beraubt. Im Gegentheil, durch den Verkauf des ihnen selbst unnützen Bodens sind sie zusehends reicher und trotziger geworden, während doch bei ihrer fortdauernden Sterblichkeit ihr ausgedehnter Landbesitz ihnen mit jedem Jahr entbehrlicher wird. Es ist keine Verzweiflung, sondern ungebrochener Stolz und übertriebenes Bestehen auf ihren Ansprüchen und Rechten, was den letzten Konflikt so verbittert hat. Aber eine scharfe Demüthigung für die Mission ist es immerhin, wenn sie einem sterbenden Völklein nicht mit dem vollen Ruhme gegenüber treten kann: Wir haben nicht das Eure gesucht, sondern euch. Hätten die Missionare geahnt, wie verbissen dieses Volk noch über der Landfrage werden sollte, sie hätten sich gewiß vor jeder Betheiligung am Bodenverkauf wie vor Feuer gehütet.

Unser Kißling erlag übrigens bald der Arbeit auf seiner einsamen Station. „Es war zu viel für Einen, der schon des Tages Last und Hitze in Afrika getragen hatte, ein Feld zu besorgen, das fünf Missionare vollauf beschäftigt hätte. Auf einer langen Fußreise wurde ich von einer bösartigen Ruhr ergriffen und am 18. Februar 1846 brachte mich ein außerordentlicher Blutfluß an den Rand des Grabes. Ein Arzt war nicht in der Nähe; es ist ein Wunder, daß ich noch am Leben bin. Sobald ich auf ein Schiff gebracht werden konnte, führte man mich nach Auckland ab, wo ich unter ärztlicher Pflege mich ziemlich erholte. Doch verboten mir die Aerzte die Rückkehr in meine liebliche gesegnete Arbeit, da ein Rückfall zu befürchten stand. Also hatten wir das liebe Haus mit dem schönen Garten voll aller europäischen Früchte zu verlassen; schmerzlicher aber war es, meinen Gemeindegliedern die Hand zum Abschied zu reichen, als sie in Haufen um mein Boot herkamen und mit Thränen mich baten, sie doch nicht zu vergessen und zu ihnen zurückzukommen, wenn meine Gesundheit es erlauben sollte. Die armen schwarzen Schafe sind nun

ihres Hirten beraubt. Doch der Erzhirte wacht über sie, sein Stab wird sie schützen und weiden."

Kauakaua blieb lange unbesetzt. Doch Missionare, die später durchreisten (wie Clarke 1849, Barker 1850) rühmen den Grad der Civilisation, den das dortige Völklein unter Kißlings treuer Pflege erreicht hatte. Sie hielten als gute Hirten ihre Kühe und Pferde in bester Ordnung und waren früh und spät auf ihren Feldern zu finden. An passenden Mittelpunkten hatten sie Kapellen erbaut, in welchen sie vom Samstag Abend bis Montag Morgen zusammenkamen und sich erbauten. Ihre Dörfer, meist in fruchtbaren Buchten neu angelegt, hatten ein wohlhäbiges Ansehen; eine Stahlmühle fand sich beinahe in jedem Haus. An den pilgernden Missionar aber hängten sich große Haufen, die ihn von Dorf zu Dorf begleiteten und ihm keinen Augenblick Ruhe ließen, so viele Fragen hatten sie über allerhand Sprüche und Lehren aus der heiligen Schrift an ihn zu richten. „Vor neun Jahren," sagt Clarke, „waren hier nur Heiden zu finden; von denen nicht 20 lesen und schreiben konnten. Jetzt wohnen hier 6—7000 Eingeborne, so gute Christen als sich durchschnittlich in Europa finden, und mehr als ein Drittheil davon kann lesen und schreiben. Ihrer 4000 etwa besuchen sonntäglich die 20 Kirchen, die sie selbst gebaut haben; 1900 sind getauft und 800 Kommunikanten.

„Vor neun Jahren wuchs hier noch kein Körnlein Waizen, jetzt haben die Maori's wohl 3000 Morgen damit besät. Sie haben sich 30 Küstenschiffe, beinahe 100,000 fl. im Werth, angeschafft. Ihre schönen Heerden und die 200 Mühlen sind alle in diesen neun Jahren zu Stande gekommen, und zwar nicht durch Geschenke, sondern durch ihre eigene Anstrengung." Gewiß, diese Arbeit Kißlings war für das äußere Wohlergehen seiner Pflegbefohlenen ersprießlich ausgefallen; wie viel Frucht für die Ewigkeit gesammelt ward, bleibt auch nicht verborgen.

---

10. In Auckland.

Schon lange schien es nothwendig, in der neugegründeten Hauptstadt der Kolonie, wohin die Maori's sowohl aus Neugierde, als um ihre Bodenerzeugnisse zu verkaufen, von allen Seiten immer zahlreicher zusammenkamen, für ihre geistliche Berathung Sorge zu tragen. Ihr Verkehr mit dem Militär, den Matrosen und der Hefe der Ansiedler

brachte sie in bedeutenden Schaden. Es sollte also ein erfahrener Missionsbruder über ihr Wohl in Auckland wachen und an der Quelle des Verderbens demselben entgegenarbeiten.

„Dieser Ruf,“ schreibt Kißling seinen Verwandten (Februar 1847), „ist mir nun geworden, und so sind wir aus unserer einsamen, stillen Wohnung unter den Eingebornen in das geräuschvolle Treiben einer europäischen Bevölkerung, die sich bereits auf mehrere Tausende bevölkert, versetzt worden. Doch auch hier hat uns der HErr ein stilles Zoar finden lassen, in dem wir, wenn die Arbeit vorüber ist, im Stillen uns erfrischen können.

„Unsere Wohnung liegt auf dem Gut des bischöflichen Kollegiums, eine Stunde von der Stadt, zugänglich auf dem Land- und Wasserweg. 'Kohi Marama' d. h. 'Sammlung des Lichtes,' ist der Name der Stätte, besonders passend, seit wir hier ein Mädchen-Institut für die Eingebornen errichtet haben. Mögen ihrer Viele hier Licht sammeln! Ein Arm des Meeres bespült das flache Ufer vor unserer Thüre. Zwei Maoridörfer, welche ich unter meiner Pflege habe, liegen eine Viertelstunde von uns. Unser Hauspersonal besteht aus den vierzehn Mädchen, die der Pflege meiner l. Frau genießen, sodann aus sechs Jünglingen, welche mir von der östlichen Küste folgten. Wir haben aber auch Engländer im Hause, z. B. eine Frau Kempthorne mit Kindern, die sich unter unsern Schutz gestellt hat, während ihr Gatte auf einer Reise nach Europa begriffen ist; dann die bedaurungswürdige Familie der S. Er war mein Katechist in Kauakaua, und hat mehr als 20 Jahre in dem Werke des HErrn gearbeitet, ist aber nach meinem Weggang in solche Schwermuth gefallen, daß er nun fortwährend bewacht werden muß; seine arme Frau mit sechs Kindern ist in tiefer Noth. Ich konnte nicht anders als den armen Bruder mit seiner Familie in unser Haus aufnehmen, so schwer die Aufgabe für meine schwächliche Gesundheit ist. Als meine Mutter zur Ruhe eingieng und mein Vater ihr bald folgte, nahm uns der theure Schwarz im Namen des HErrn auf. Ich kann es ihm nicht vergelten; er verlangt es auch nicht; so viel aber kann und will ich thun, eingedenk jener Liebe, wieder Liebe beweisen an denen, die ich in Noth und Trübsal finde. So haben wir denn eine große Haushaltung, da für mehr als 40 Mäuler täglich zu sorgen ist; doch der HErr hilft und segnet von Tag zu Tag.

„Gott hat uns mit vier Knaben gesegnet, dem kräftigen Johannes,

in Afrika geboren, den die obenerwähnte Frau K. mit den andern Kindern täglich unterrichtet, bis er ins bischöfliche Kollegium eintreten kann; dem ruhigen Georg, in England geboren; dem lustigen Theophilus oder Gottlieb, der Aller Liebe gewinnt und die ganze Familie amüsirt; endlich Karl Friedrich, der eben anfängt die Neuseeländische Sprache zu stammeln. Alle unsere Kinder sprechen das Maori mit der größten Leichtigkeit. Es ist auch eine sehr einfache und kindliche Sprache, sonst hätte ich dieselbe nicht so leicht gelernt in meinen bejahrten Tagen. Die Versorgung der Kinder stelle ich Ihm anheim; Er gab sie, Er wird sie auch erhalten. Eines nur liegt mir schwer auf dem Herzen, nämlich, daß sie vor dem Argen dieser Welt bewahrt bleiben und Seine Kinder und Diener werden möchten in Zeit und Ewigkeit.

„Meine Gesundheit ist eben nicht so gut wie sie früher war; die vierzehn Jahre in Westafrika haben meine Konstitution erschüttert und besonders Magen und Leber geschwächt. Es ist deßhalb eine Wohlthat, daß wir einen guten Arzt in der Nähe haben; doch bin ich im Stande jeden Sonntag zweimal, öfters dreimal zu predigen, sowohl Englisch als Maori. Bisweilen darf ich auch in der Kirche des Bischofs den Studenten des Kollegiums predigen; da suche ich den Heiland allein den Hörern vor die Augen zu setzen ohne Furcht und ohne Schmuck. Der größte Schmuck ist ja Jesum lieben und dienen und in seine Gerechtigkeit gekleidet zu sein. Meine liebe Margaret ist Gott sei Dank gesund und wohl, und fleißig in ihrer Schule. Am liebsten bliebe ich auf meinem Posten bis ans Ende, wenn die Gesundheit es erlaubt; es gibt hier die Fülle zu thun. Meine Kraft aber ist schwach; so muß ich zu Pferd meine Gemeinden besuchen; die Kniee besonders fühlen jede Anstrengung.

„Alle Missionare in unserer Verbindung sind ernstlich und kräftig mit ihrem Berufe beschäftigt; obgleich viel verläumdet und verachtet von der Welt, wird doch ihre Arbeit geschätzt von denen, die tiefer in die Sache blicken. Der Ankauf von Land für ihre Kinder mag wohl Manchem als ein Vorgreifen in Gottes Vorsehung erscheinen; ich finde den Schritt entschuldbar, wenn einer viele Kinder hat, die um ihn her zu Männern heranwachsen. Was aber mich betrifft, so will ich auch keinen Fuß breit für meine Kinder kaufen; der HErr wirds versehn.

„Das Evangelium hat unter den Eingebornen mächtige Wirkung

gethan: eine Kirche Christi ist hier gesammelt worden aus dem rohesten Material. Doch ist auch sehr viel Unkraut unter dem Waizen, und nicht alles was glänzt, ist Gold. Wir haben viel Kopfkenntniß, wenig tiefe Herzenserfahrung. Indessen die Liebe hoffet Alles und der Tag wird das Werk ans Licht bringen zu unserem Staunen. Die Zahl derer, die nach dem Weg zum Leben fragen, ist groß, und es thut meiner Seele wohl, sie auf den Heiland zu weisen und zu sagen: sehet, hier ist das Heil, der Weg, die Wahrheit und das Leben. Kürzlich habe ich 40 Erwachsene getauft, und die Anzahl neuer Suchenden vermehrt sich mit jeder Woche; doch bei allem Forschen sind es Wenige, die den Weg des Lebens so finden, daß sie darauf wandeln. Manche Pflanze in Gottes Garten blüht im Frühling, welkt aber in der Sommerhitze der Versuchung, oder fällt ganz ab im Winter der Gleichgültigkeit und Habsucht. Die erwachsende Kolonie bietet hiefür nicht wenige Belege. Die jungen Christen sind nicht tief genug gewurzelt in der Wahrheit, um dem Sturm des Weltgeistes und dem Strom der Laster inmitten einer europäischen Bevölkerung zu widerstehen. Wir sehen mit Furcht und Zittern der Zukunft entgegen. Und mein erstes und ernstes Bestreben ist nun, Schulen zu errichten, welche die aufwachsenden Geschlechter vor dem großen Uebel bewahren. Betet für die armen Christen Neuseeland's, daß der HErr sie auf der schlüpfrigen Bahn aufrecht erhalten und zum Himmelreich zubereiten möge!

„Gott sei gepriesen, der zerstörende Krieg ist für jetzt zu Ende, Europäer und Eingeborne leben im Frieden zusammen. Der gegenwärtige Gouverneur Sir G. Grey ist ein aufrichtiger und gerechter Mann, der das Wohl der Neuseeländer auf dem Herzen trägt. Allein alle seine Mittel und Plane für die Verbesserung derselben gründen sich auf weltliche Weisheit, mit der er hoch begabt ist; wir wissen aber, daß Weltweisheit nicht zur Herzensbesserung führt. Doch sind die Beweggründe und Zwecke so weit achtungswerth. — Der Bischof ist ein wahrheitliebender, kräftiger und arbeitsamer Mann. Er kennt keinen Pomp und keine Pracht, stellt sich an einen Haufen Holz hin und arbeitet wie einer der geringsten seines Hauses. Er hat mir große Freundschaft erwiesen; wenn ich nun für ihn predige, mache ich es mir zur besonderen Pflicht, nichts Anderes als Christum den Gekreuzigten meinen Hörern anzupreisen. Auch glaube ich schon Früchte gesehen zu haben, denn Christi Liebe zeugt Liebe. — Mit jedem Jahr

bessert sich der Zustand Neuseelands in äußerlicher Hinsicht. Alle europäischen Früchte gedeihen ohne viel Mühe zur schönsten Vollkommenheit. Wir haben hier keinen Schnee im Winter, und selten Frost; die Bäume und Pflanzen sind immergrün. Die Kartoffel ist das allgemeine Brod der Neuseeländer geworden. Im Aeußeren haben wir alle Bequemlichkeit Englands oder Deutschlands; niederere Preise als in England, aber höhere als in Deutschland. Unsere Wohnung ist ein hölzernes Haus mit drei Oefen gegen die starken Regen des Winters; wir haben Hühner, Enten und Truthühner, welche Nachts auf den Bäumen sitzen; für den Leib geht uns nichts ab.

„Aber ist es Zeit, daß ich zum Schlusse komme. Der Brief ist kaum werth, eine so weite Reise zu machen; doch nehmt den Willen an für die That. Gern käme ich noch einmal zu euch, doch nur, wenn sich meine Krankheit verschlimmert, dann gienge ich auch ins irdische Vaterland mit der Hoffnung zurück, dort noch etwas im Segen zu wirken. In unserer Stube hängen eure lieben Bilder; da eilen manche Eingeborne sogar aus dem Zimmer, indem sie befürchten, das Bildniß möchte sie anreden und Fragen stellen; kommen neue Maori's auf Besuch, so werden sie hingeführt, um Kißlings Vater zu sehen, und dann stehen sie alle in größter Verwunderung da. So siehst du, daß wir euch nicht vergessen können; seid ihr uns doch ins Herz gegraben, und wir gedenken euer in unserem schwachen Gebet beim Aufstehen und beim Niederlegen, nur daß wir uns legen, wenn ihr aufsteht, und aufstehen, wenn ihr euch legt. Gott gebe uns allen ein Erbtheil mit allen Heiligen im Lichte vor dem Thron der Herrlichkeit, wo ich hoffe, mit euch allen in das Lob des Lammes einzustimmen, das uns erlöset hat."

Wir lassen diese einfache Skizzirung seines Lebens in Kohimarama unerweitert; aber einen Sonntag, den 2. Januar 1848, müssen wir doch in dieser „Lichtsammlung" einkehren.

Morgens um neun Uhr wollte Kißling nach Auckland fahren, allein Wind und See giengen so hoch, daß das Boot wieder umkehren mußte. Er kam gerade recht, um die eingebornen Christen seiner Niederlassung nach Oraki zur Kirche und Sonntagsschule zu senden. Er selbst ritt nach Tamaki, um dort den englischen Gottesdienst zu halten, während der dortige Missionar für ihn in Auckland den Maori's predigte.

So kams, daß um Mittag nur die Amme von Frau Kemp-

thorne mit drei aus den achtzehn Mädchen der Schule im Hause weilte. Gegen zwei Uhr kamen die englischen Mütter mit ihren Kindern von der Kirche heim, während Kißling von Tamaki noch nach Oraki ritt, um auch dort noch den Maori's zu predigen. Das Missionshaus wurde nun kurz vor zwei Uhr von einem Neuseeländer besucht, dessen Erscheinung die Mädchen schreckte, sie wußten nicht warum, worauf er aber plötzlich verschwand. Die Frauen hatten dann Gelegenheit, Küche und Vorrathskammer zu besuchen, und fanden nirgends Feuer.

„Doch — eine halbe Stunde später — sahen die beiden Frauen ein Feuer, einem rothen Ball von Hutesgröße vergleichbar, unter dem Dache dieser Vorrathskammer; und da das ganze Gebäude aus einem alten Schiffe zurecht gemacht war, an dessen Planken noch Pech und Theer klebten, so war es dem Wind ein Leichtes, es im Nu nach allen Seiten zu verbreiten. Fast nichts wurde gerettet: Frau Kempthorne konnte noch etliche Dinge von Werth flüchten; meine Gattin aber, die meine Papiere in Sicherheit bringen wollte, verlor darüber fast ihr Leben. Was sie am meisten quälte, war das Verschwinden meines zweiten Knaben; dieser, obwohl erst sechsjährig, meinte nach Oraki laufen zu müssen, um mich zu beruhigen durch die Botschaft, daß kein Leben verloren gegangen sei. Er war mir auch ein höchst trostreicher Friedensbote. — Die Hilfe der nichtchristlichen Umwohner kam zu spät, um etwas zu nützen. Doch habe ich keinen Grund, gegen irgend jemand einen Verdacht zu nähren." — Kißling hat über diese Heimsuchung nicht viel Worte gemacht. Freilich schreibt er: „Wir verloren Alles außer den Kleidern auf dem Leibe; haben aber gelernt uns genügen zu lassen und danken, daß doch alle am Leben blieben. Von den vielen Büchern, die ich seit 1823 gesammelt, blieb auch keine einzige Bibel übrig. Doch Freunde, wie der fromme Oberrichter Martin, halfen alsobald und deckten unsere Blöße, während der HErr von Tag zu Tag weiter hilft.

„Natürlich hat auch die Mädchenanstalt durch die Unterbrechung sehr gelitten. Wir bauen nun aber gleich — auf Regierungskosten — eine rechte, um 50 Kinder von allen Theilen des Landes aufzunehmen, damit Lehrerinnen und Gattinnen für die Schullehrer gebildet werden.*) Wir führen auch unsere deutschen Choräle bei ihnen ein, daher mir

*) Am 17. Dezember 1850 wurde sie feierlich eröffnet.

ein Choralbuch von großem Werth wäre." (Die Mädchen haben später auch Mendelsohnsche Chöre gesungen.)

Am meisten aber freut ihn, daß Gott die Arbeit unter den Maori's sichtlich segnet. „Viele Eingeborne sammeln sich wöchentlich um mich, denen ich die freie Gnade in Christo ohne Schmuck und Vorenthalt verkündige. Da wundern sich denn die Europäer über den neuen Wandel der Maori's. Noch vor 2—3 Jahren sah man sie haufenweise in den Gassen der Hauptstadt, wie sie Karten spielten, Schenken besuchten, sich zankten und schlugen, während die Weiber den Offizieren nachliefen. Das ist nun durch Gottes Gnade anders geworden; sie erkannten, wie sehr sie durch das Herumlaufen sich selbst schadeten, und machten sich ernstlich an ihre Feldarbeit. Ich baue ihnen nun eine Kirche, zu der Gouverneur und Bischof je 200 Pfd. St. beitrugen, und hoffe sie bis zum Ende des Jahres fertig zu bringen. Wir selbst können uns behelfen."

Ja, seine Gesundheit schien unter diesen Aufgaben sich zu verjüngen. „Seit zwei Jahren," schreibt seine Frau (Juli 1849), wird er gar nicht müde vom Predigen und Lehren, vom Schreiben und Arbeiten."

Besondere Freude machte es ihm, daß der Bischof ihn zum stellvertretenden Visitator des Kollegiums ernannte; so könnte er nun, bei dessen häufigen Abwesenheiten, unter den künftigen Lehrern der Insel „Licht und Wahrheit verbreiten". Es lag ihm an, besonders die zu Ordinirenden für ihr Amt gründlich vorzubereiten, indem er immer darauf hinwies, wie nur der Geist Christi zum rechten Lehrer mache, während die Formen zu nichts helfen, wenn es an der lebendigen Wahrheit fehle. Eine solche Behandlung der jungen Männer war von um so größerer Wichtigkeit, als der Bischof seine bedeutend verschiedene Geistesrichtung nur gar nicht verhehlte, vielmehr bei aller Thätigkeit in seiner Arbeit der Mission manche Noth bereitete. Die Taufe der Wesleyaner wollte er gar nicht anerkennen. Die nach Unterricht lechzenden Gemeinden mit Predigern zu versehen, lag ihm wohl an, allein Priester hinauszusenden, welchen die Universitätsbildung abgienge, schien ihm ein Greuel. Erst am 18. Juli 1853 ordinirte er den ersten Maori-Diakon der englischen Kirche, nachdem derselbe elf Jahre lang den Unterricht im St. Johns Kollegium genossen und in den letzten Monaten noch besonders von Kißling auf sein Amt vorbereitet worden war. Ein Diakon darf aber nach

anglikanischem Ritus das Abendmahl nicht reichen; so kam es, daß die meisten Maori-Christen nur einmal im Jahre, wenn einer der zehn „Priester“ die Distrikte besuchte, zum Mahle des HErrn Zutritt hatten. Wie viel besser wäre es gegangen, wenn man baldigst treue Männer als Hirten in die Gemeinden gestellt hätte, ohne Englisch oder Latein von ihnen zu verlangen!

So langsam nun auch der Weg war, auf welchem der Bischof die Herstellung eines einheimischen Predigtamtes betrieb, war ihm doch andererseits die Theilung seiner Macht mit der kirchlichen Missionsgesellschaft ein solcher Anstoß, daß er sich sehr bemühte, sie möglichst rasch zur Einstellung ihrer Arbeiten auf der Insel zu bewegen. „Die Maori's seien nun ein christliches Volk; er selbst mit der Geistlichkeit unter seinen Befehlen genüge, die neue Heerde zu weiden“ ꝛc. Er suchte von den Missionaren, die er gegen den Wunsch der Gesellschaft auch zur Predigt unter den englischen Kolonisten anhielt, ähnliche Aussprüche herauszulocken; sie sahen aber den Thatbestand ganz anders an, und erklärten (1859) auf ihrer Synode: „nie sei es nöthiger gewesen als gerade jetzt, die Evangelisation der Maori's mit allen der Gesellschaft zu Gebot stehenden Mitteln zu betreiben; und ehe eine einheimische Geistlichkeit herangebildet und in den Gemeinden eingeführt sei, könne das Werk der Mission nicht als vollendet betrachtet werden.“

Kißling freut sich darum, daß es ihm gegeben ist, dreimal jeden Sonntag „das Wort vom Kreuz armen Sündern anzupreisen. Es hat noch seine alte Kraft, was die zunehmende Zahl der Suchenden beweist. Ist nicht auch das ein Segen vom HErrn zu nennen, daß unser Bischof, der eben doch sehr hochkirchlich ist, meiner einfachen Predigt vom Gekreuzigten nichts in den Weg legt, ja bisweilen auch selbst kommt und zuhört? Möge Gottes Gnade mich bis zum Ende in der Einfalt Christi bewahren!“ (Aug. 1851.) Erwägt man diese offenen Aeußerungen, wie sie es verdienen, so wird man es ehrend für den Bischof wie für den Missionar finden, daß jener diesen nicht nur zu seinem Erzdiakon ernannte (1852), sondern ihm auch die besondere Aufgabe ertheilte, die Maori-Studenten der verschiedenen Missionsdistrikte für die Ordination vorzubereiten. —

Von den traurigen Begebenheiten, welche sich nun auf der Insel drängten, können wir hier nicht ausführlich handeln. Die Kolonisten errangen (1853) eine parlamentarische Verfassung, in welcher die

Maori's und ihre Bedürfnisse nur gar nicht berücksichtigt waren, während nun immer lauter der Ruf nach mehr Land erscholl, so wenig das bisher erkaufte auch tüchtig bebaut wurde. Die Maori's fürchteten dem Andrang der Fremdlinge endlich zu erliegen, und schlossen einen Bund (1857), gleiche Gesetze bei sich einzuführen, kein weiteres Land zu verkaufen und, zur Vertheidigung ihrer gemeinsamen Interessen, einen König zu wählen. Es war dieß noch keine den Weißen unfreundliche Bewegung, wie denn der neue „König" — Potatau — bis zu seinem Tode ein Pensionär der britischen Regierung blieb. Ein ungerechter Landankauf in Taranaki aber, gegen welchen die Maori's umsonst protestirten, führte 1860 zu einem Zusammenstoß auf der Westküste, welcher nach vielen Wechselfällen in einen Racenkrieg überzugehen drohte, indem die ungeheuren Konfiskationen von Millionen Morgen Landes die schon erlöschende Kriegsflamme wieder neu anfachten (1864). Da wendete sich die Masse des Volks dem Schwärmer Te Ua zu, der eine neue Religion aus Bruchstücken des einheimischen und römischen Aberglaubens zusammensetzte. „Der Engel Gabriel," rühmten seine Anhänger, die Paimarire, „werde mit seinen Legionen sie schützen, die Jungfrau Maria immer bei ihnen sein; die Priester bekommen übermenschliche Kraft, sobald sie mit Macht Hau! rufen. Nur alle Weißen ausgerottet und die Bibeln verbrannt!" Da wurde denn der treue Völkner in Opotiki (2. März 1865) in Gegenwart seiner Gemeinde von den Schwärmern gehängt, der erste Missionar, der in Neuseeland eines gewaltsamen Todes gestorben ist. Die Schwärmer sind freilich nun besiegt, der Prophet gefangen und enttäuscht, der Krieg ist eingeschlafen; aber die Zurückführung der armen Betrogenen geht nur langsam vor sich. —

Kißling sah den Sturm schon im Jahr 1859 nahen: „Die scharfen Blicke, mit welchen die Eingebornen die Schaaren einwandernder Pakeha's (Weißen) mustern, wenn sie sich aus den Schiffen ergießen, ihr tiefes Seufzen, wenn sie in den Zeitungen übertriebene Artikel von ihrer außerordentlichen Sterblichkeit lesen, die Aufregung, welche die Agitation der Europäer um Legalisation unmittelbaren Landkaufs hervorruft, all das nebst vielen andern Zeichen deutet hinreichend an, daß die Maori's sich um ihre Nationalität und ihr Land mit Anstrengung jedes Nervs wehren werden. Auf der andern Seite treten die Eindringlinge kecker auf, lassen ihrer Selbstsucht und allerhand Lastern freien Lauf, überschwemmen das Land rücksichtslos

und fordern laut den Boden, der ihnen in England verheißen worden sei.“

Uebrigens war Kißlings Kraft nun auf der Neige, nachdem die Sorge um das schwerbedrohte Werk der Mission alle Arbeit doppelt schwer gemacht hatte. Im Mai 1861 wurde er während einer Trauung in der Kirche vom Schlag gerührt. „Die linke Seite und seine Geisteskraft hatten so gelitten, daß es einen Monat dauerte, ehe die Aerzte irgend Hoffnung auf seine Wiederherstellung machen konnten. Im August aber war er wieder in seiner Anstalt, ohne doch den vielen Pflichten seines Amtes genügen zu können, die ihn schon im bewegten Jahr 1860 niederzudrücken gedroht hatten. „Ich kann nicht mehr,“ schreibt er 1862, „von Missionsreisen, Gottesdiensten und Taufhandlungen berichten; diese glücklichen Tage sind vorüber. Doch habe ich noch glückliche Stunden mit den Theologiestudirenden des Kollegiums, die in mein Haus kommen, um sich für den Dienst am Evangelium vorbereiten zu lassen; ihre Zahl hat im letzten Jahre etwa acht betragen. Ich habe die Gleichnisse, das Vaterunser, die zehn Gebote und die 39 Artikel der englischen Kirche mit ihnen gründlich durchgegangen und hoffe nun sie durch die reichen Auen der Psalmen zu führen. An diesen weidet sich meine Seele schon täglich, und ich hoffe, sie werden den lieben Zöglingen zu gleicher Erquickung dienen. Zwei der Studenten kann ich zur Ordination empfehlen, so daß wir nun bald zwölf Maori-Prediger haben werden.

„Der Bischof von Waiapu hat uns drei fromme, wohl unterrichtete Jünglinge zur Vollendung ihrer Studien zugesendet; sie haben neues Leben in meine Klasse gebracht. Nun werde ich suchen, dem guten Bischof für sein Zutrauen mit Zinsen heimzuzahlen.

„Die Studenten kommen von Zeit zu Zeit auf mein Krankenzimmer, um mit mir des HErrn Tod zu verkündigen. Etliche andere haben sich angeschlossen, und wir haben jedesmal reiche Labung genossen.“

Kißling bewohnte in dieser letzten Zeit das Kollegium von St. Stephan, ein großes Gebäude, an welches sich eine Reihe von Wohnhäusern der Maori-Lehrer anschließt. Mit seiner Frau hatte er die Mädchenanstalt fortgeführt, regelmäßig unterstützt von der treuen Gattin des Oberrichters Martin, die selbst auch Unterricht gab; bis die Abnahme der Kräfte ihn ganz seinem früheren Berufe, der Bildung von Lehrern und Predigern zurückgab. Da hat dann der un-

ermüdliche Sir W. Martin mit Lektionen im griechischen Neuen Testament und in der Theologie nachgeholfen bis zum Ende. Hier war eine Arbeit, die nicht von den wechselnden Stimmungen der Menge abhieng. So trüb Kißling den Stand der Dinge im Ganzen ansah, — schon 1860 ruft er aus: „wir können nur rufen: 'HErr, hilf uns, wir verderben!'“ meint dieß aber nicht persönlich, sondern von dem Volke seiner Wahl, — in dieser stillen Arbeit kann er Gottes fortdauernde Gnadengegenwart erkennen. Alle diese gründlich unterrichteten Prediger sind treu geblieben, und — was ihm die größte Freude macht — die Ordinirten haben ihren Unterhalt nicht von Briten, sondern von christlichen Maori-Gemeinden bezogen, welche zu diesem Zwecke Stiftungen machten. Darin allein erblickt er eine wohl gegründete Aussicht auf die Euthanasia (den erwünschten schmerzlosen Tod) der Mission. „Es ist freilich jetzt eine Sichtungsperiode, aber das gute Korn wird nicht verfliegen. Viel besser, eine kleine Zahl bewährter junger Mitarbeiter, als ein Haufen von allerlei Volk, die noch irgend etwas werden können!“

Er konnte noch den Vorsitz einer Versammlung übernehmen, welche am 27. März 1865 ihre Trauer über das an dem sel. Völkner verübte Verbrechen, den Dank für seines Mitgefangenen, Miss. Grace's, Errettung und den Entschluß christlicher Rache für diese That der armen Maori's aussprach; dann zog er sich unter seine Studenten zurück und wartete des letzten Rufs. Seine Söhne, fünf an der Zahl, waren zu seiner Freude herangewachsen; keine Sorge für die Seinen durfte seine letzten Tage trüben. Er wußte, sie würden die Mutter auf den Händen tragen. Vom September an bemerkte man stete Abnahme aller Kräfte; am 10. November traf ihn ein zweiter Schlag. Er wurde sogleich aufs Bett gelegt, sprach aber kein Wort mehr und schien nichts zu fühlen. Noch drei Stunden athmete er, dann schlief er sanft in Jesu ein.

Tags darauf (11. November 1865) wurde er beerdigt; Alles drängte sich, einem der anerkannt tüchtigsten Missionare die letzte Ehre zu erweisen. Zwei seiner Söhne konnten der Mutter nicht so bald zu Hilfe eilen, da ihr Amt sie in die Ferne geführt hatte. Ihr schien es das größte, daß ihr Adam einen guten Kampf gekämpft habe, — in Liberia, Sierra Leone und Neuseeland, — und nun bei seinem Heilande sei. „Er hatte immer gewünscht, im Werk des HErrn zu sterben; es aufzugeben, kostete ihn (im September) noch

einen schweren Kampf. Doch legte er seinen Willen gelassen in den Willen des HErrn. In der langen Krankheit sprach er oft von Deutschland und Basel, und unterhielt sich mit deutschen Liedern und Sprüchen, die ihm immer den meisten Trost gewährten. Als er (Ende Oktober) von Lieder's Tod hörte, sagte er: 'ich werde bald zu ihm gehen.'" Nun ist er daheim bei dem HErrn und seiner Streiterschaar; und daß sein Werk nicht verloren ist, wird er — trotz aller Trübungen der Gegenwart — im Verlaufe der Geschlechter schauen, und ernten dürfen ohne Aufhören.

Missionsleben unter den Zulukaffern.

(Fortsetzung.)

---

3. Neue Schmerzen und Freuden.

Wir fahren nicht fort, in der bisherigen Weise Jahr für Jahr das Leben der Robertsons zu schildern. Nöthen und Errettungen, liebliche und schmerzliche Erfahrungen wechseln auch ferner in demselben vielfach ab. Fürs eigene Herz will manchmal das Gefühl der furchtbaren Macht der Finsterniß in der Gegenwart den frohen Hoffnungsblick in die Zukunft verdunkeln, aber der Glaube an die Verheißungen Gottes und die Liebe zu den miterlösten Brüdern hält auch in trüben Tagen deu Muth aufrecht. „Ich verweile nicht gerne bei den Schattenseiten unseres Werks. Wir arbeiten in der Nacht; da will ich doch am liebsten auf die Sternlein blicken, die uns schimmern. Zu unserem eigenen Besten machen wir manche schmerzliche Erfahrungen. Ich glaube aber nicht, daß wir, die wir uns mit den in die Finsterniß des Heidenthums Versunkenen mühen, verzagen dürfen, wenn unser Auge nichts als Entmuthigungen sieht. Wir haben manche bittere, tief demüthigende Enttäuschung erlebt, aber dennoch hoffen wir, daß der Unterricht an jenen Seelen nicht verloren war. Sie sind Sein, und Er kann ihnen nachgehen, wo wir es nicht vermögen. Unsere Besten selbst betrüben uns oft. Ich sehe sie manchmal bange an, aber dann fällt mir das Trostwort ein: 'Eure Arbeit ist nicht vergeblich in dem Herrn,' und

ich fühle, daß das Hauptgeschäft an mir selbst geschehen muß. Unsere Arbeit ist wohl 'in dem Herrn', aber man sinkt so leicht ins Mechanische herab und lebt nicht genug in Ihm."

Für die äußeren Bedürfnisse sind nun die größten Schwierigkeiten überwunden. Das bequeme Wohnhaus ist namentlich in Tagen der Krankheit eine hochgeschätzte Wohlthat. Im Garten versprechen Feigen, Pfirsiche, Aprikosen, Mandeln, Orangen und andere Bäumchen und Stauden nächstens Früchte zu tragen. — An der vom Umlazi mitgekommenen Gemeinde ist in manchen Stücken ein liebliches Wachsthum fühlbar, namentlich thut es wohl, an Usajabula auch keine Spur von dem unausstehlich eingebildeten Wesen civilisirter, aber nicht gründlich bekehrter Kaffern zu finden. Mit den heidnischen Nachbarn gibt es immer neue Anknüpfungspunkte. So stürzt im Juli 1863 Gaus, einer der größten Häuptlinge nach dem König und Ketschwayo, der Robertson besuchen will, eine Viertelstunde von Kwamagwaza vom Pferd und bricht den Arm. Robertson richtet ihn ein, und er und sein Gefolge, nie weniger als 50, oft gegen 500 Leute, sind vierzehn Tage lang die Gäste des Missionshauses. Dem Kranken selbst wird der Speisesaal eingeräumt, der inzwischen den Tag über auch als Wohn-, des Abends als Schul- und bei Nacht als Schlafzimmer der Kinder gedient hat. Den freien Platz in dem an den Garten anstoßenden Wäldchen bedecken die Speere und Matten der verschiedenen Kompagnieen, die ihrem Anführer ihre Aufwartung zu machen kommen. Während dann die Hauptleute vorgelassen werden, sitzen die Andern in Gruppen ums Missionshaus her. Aus allen Theilen des Landes finden sich Besuche ein; der König und Ketschwayo sogar lassen sich wiederholt nach dem Patienten erkundigen. Eine der Frauen des Königs ist seine Schwester. Auch sie kommt einmal mit großem Gefolge. So oft sich ein so hoher Besuch einstellt, schickt Gaus seine zwei vornehmsten Diener, die er seinen „Kammerherren" und seinen „Redner" nennt, zu den Robertsons, um ihnen denselben anzumelden und sie zu bitten, auch zu kommen, da jene ihnen ihren Dank ausdrücken möchten für alle Güte, die sie ihm erwiesen.

Obgleich aber die friedliche Missionsstation die ganze Zeit über in einen militärischen Kraal verwandelt scheint, und oft weit her die nöthigen Lebensmittel geholt werden müssen, kommt keine Unordnung, keine Gewaltthätigkeit vor. Ja es gibt wirklich rührende

Scenen. Sobald sich in einem benachbarten Kraal, der in einiger Verbindung mit Gaus steht, die Nachricht von dem Unfall verbreitet, der diesen betroffen, eilen weinend einige Weiber herbei, und das erste Lächeln spielt wieder um den Mund des Häuptlings, als er ihnen sagt, er sei nicht am Tode. Zwei Tage nachher wird ihm von demselben Kraal zur Nahrung für seine Leute ein Ochse gesandt, „ein Ochse der Thränen, nicht der Freude." Rührend ist auch die Dankbarkeit Aller gegen die Robertsons, und das freundschaftliche Verhältniß zu Gaus gestaltet sich in der Folge immer inniger.

Nun aber die andere Seite des Gemäldes. Wird nach dem Zulu-Glauben jede Krankheit durch einen Zauber herbeigeführt, so kann auch einen so mächtigen Mann wie Gaus unmöglich ein Unfall treffen, den nicht irgend ein Umtakati verschuldet hat. Dießmal bekennt sich merkwürdiger Weise der von den Hexendoktoren bezeichnete selbst für schuldig und führt noch einige Andere als Mitschuldige an. Zwei seiner Frauen sind gleichfalls angeklagt und sollen erschlagen werden. Eine derselben trägt ein Kindlein auf dem Rücken, das die Schläge nicht treffen, das man aber mit ihr sterben lassen will. In der Nacht erwacht die für todt liegen Gebliebene aus ihrer Ohnmacht. Sie bringt ihr Kind in Sicherheit und versucht zu fliehen. Doch sie muß in einem Kraal einkehren, um Nahrung zu sich nehmen. Man behandelt sie freundlich, läßt sie aber nicht weiter. Hätte man ihr fortgeholfen, so wäre auf königlichen Befehl der ganze Kraal zerstört worden. Vier Leben fallen also zum Opfer, weil ein Mann vom Pferde gestürzt ist!

Es sind wirklich Gefühle der entgegengesetztesten Art, die dieses Zusammenleben mit den Zulu's weckt, und Züge der zartesten Liebe wie der herzlosesten Bosheit treten bei ihnen zu Tage. Nur zwei Beispiele zum Beleg hiefür.

Im Winter des Jahres 1863 wurde man besonders viel durch wilde Thiere beunruhigt. Tiger und Wölfe stellten sich manchmal bei Nacht in der Nähe der Wohnungen ein, und nahmen manchen Lieblingshund und manches Schaf mit fort. Diese Tiger, wie man sie in Natal nennt, eigentlich schön gefleckte Leoparden, schleichen sich bei Nacht katzenartig durch so enge Löcher in die Wohnungen ein, daß es unbegreiflich scheint, wie ihr Körper durchkommen kann, und richten große Verheerungen unter dem Vieh an. Robertson suchte daher sie durch Strychnin zu tödten, und erntete dafür großen Dank

von den Zulu's. Sie sangen sein Lob, nannten ihn ihren großen Umfundisi und Häuptling, und wollten nicht von dem Glauben lassen, daß er sie von ihren Feinden durch einen Zauber erlöse. Auch an den Plätzen, an denen Robertson sein Bauholz holte, hörte man in der Nacht oft unheimliche Töne; einmal fand man am Morgen einen Ochsen erlegt. Als daher Robertson, nachdem der gefährlichste Theil des Wegs zurückgelegt war, sich zwei Tage darauf von seinen Leuten trennte, um ihnen nach Hause vorauszueilen, ließ er ihnen zum Schutz eine Flinte zurück. William konnte der Lust nicht widerstehen, damit auch einmal in der Nähe eines Kraals zum Zeitvertreib zu schießen. Dabei gieng ihm die Flinte unversehens los, und ein neben ihm stehender Bewohner desselben sank getroffen zu Boden. Die Kugel gieng ihm durch beide Schenkel, im einen eine Fleischwunde machend, im andern den Knochen zersplitternd. Natürlich kam der ganze Kraal in Aufregung; die Frauen und Kinder heulten um den Verwundeten als um einen Todten. Nach Zulu-Gesetzen wäre William, falls er einer der Ihren gewesen, augenblicklich erschlagen, und der Fall einfach dem König berichtet worden; da er aber zur Missionsgemeinde gehörte, geschah ihm kein Leides. Er war begreiflicher Weise selbst furchtbar erschrocken über das, was er gethan hatte, durfte aber die freundlichste, theilnehmendste Behandlung erfahren, da er den Kraal stets auf seinen Fuhren berührte und ein großer Liebling der Leute geworden war. Auf die Kunde von dem betrübenden Vorfall eilte Robertson in den betreffenden Kraal, und blieb dort vier Tage zur Pflege des Kranken, dem William selbst das Bein recht ordentlich eingerichtet hatte, obgleich er in Natal nur einmal dabei gewesen war, als Robertson einen Arm einrichtete. Wahrhaft rührend war die Liebe und Theilnahme des Mannes und seiner ganzen Familie gegen Robertson. „Wir sind nicht bekümmert um uns selbst, sondern um dich," sagten sie wiederholt, und ein altes Mütterlein fügte hinzu: „Kinder machen Schmerzen," wie um den Verwundeten als seinen eigenen Sohn zu bezeichnen.

Die andere Geschichte ist länger und führt uns abermals auf den furchtbaren Despotismus zurück, der auf den Zulu's lastet. Jeder Sohn des Königs besitzt eine Anzahl Kraale, die ihm Dienste schulden, entweder weil seine Mutter daraus stammt, oder aber weil sie ihm von seinem Vater geschenkt wurden. Nun herrschte über den Kraal Umbwendwe's, eines der liebsten Nachbarn der Robertson's,

der Prinz Umahama. Als dieser sich einmal von Umdwendw's jüngerem Bruder einen Trunk Wasser reichen ließ, fiel unglücklicher Weise ein Blättchen hinein, das der Prinz verschluckte. Der arme Junge wurde sogleich mit dem Tode bedroht, aber Umdwendwe und einige andere angesehene Männer des Kraals legten Fürsprache für ihn ein, und so blieb er für dießmal verschont. Kurz darauf wurde er von Umahama zu einem jungen Mädchen in seinem Dienste gesandt, um ihm Schnupftabak mahlen zu lassen. Das Mädchen wollte nicht, und abermals mußte der Unglückliche den Zorn des Prinzen reizen, indem er unverrichteter Sache zurückkam. Dießmal rettete ihm nur die Flucht das Leben, aber Umahama's Grimm wandte sich nun gegen Umdwendwe und seinen ganzen Kraal. Als zwei Jahre darauf einmal die Königin, seine Mutter, in demselben übernachtete, ließ sie scharfe Drohungen gegen den Jungen und alle die fallen, die ihn in Schutz genommen hätten. Dazu kam für den armen Umdwendwe noch eine neue Verlegenheit. Der Prinz und seine Leute haben auch das Recht, jedes ihnen beliebige junge Mädchen des Kraals für ihren Dienst zu fordern und so lange zu behalten, bis ihnen entweder nichts mehr an ihr liegt, oder sie sie irgend einem reichen Heerdenbesitzer zum Weibe geben, der sie dann nehmen und die geforderten Stücke Vieh für sie bezahlen muß, er mag wollen oder nicht. So sollten jetzt auch Umdwendwe's beide Töchter an Umahama's Hof kommen. Der zärtliche Vater kann sich nicht zur Trennung von ihnen entschließen, und behält sie zurück auf die Gefahr hin, den Prinzen auf's Aeußerste zu reizen.

Die Folgen davon ließen nicht lange auf sich warten. Beim nächsten Todesfall in Umahama's Kraal wurde Umdwendwe der Zauberei angeklagt. Nicht öffentlich zwar, denn das verbietet die Zulu-Sitte. Man hält es sorgfältig geheim, wen die Hexendoktoren bezeichnet haben, bis einmal in der Nacht seine Hütte umzingelt, und er entweder an Ort und Stelle erschlagen, oder aber an den Platz fortgeschleppt wird, an dem er sein Verbrechen begangen haben soll. Aber eine schlimme Vorbedeutung war es doch, daß der Prinz alles Vieh, das Umdwendwe für ihn zu hüten hatte, plötzlich zurückfordern ließ, und gerade sein Name nicht unter denen der Verdächtigen genannt wurde. Er kam ins Missionshaus und klagte dort seine Noth. Robertson rieth ihm, Ketschwayo, der schon manchen Angeklagten gerettet hatte, um seinen Schutz anzurufen, und unter-

nahm, als jener zögerte, die Reise selbst für ihn. Damit war die Gefahr für dießmal beseitigt.

Aber die Feinde ruhten nicht. Immer neue Anklagen drängten sich. Er sollte Schuld sein an dem Tod von Leuten, die dreißig und mehr Stunden entfernt von ihm lebten, und an deren Wohnort er seit Jahren nicht gewesen war. Bei vier jener Beschuldigungen ließ sich deutlich nachweisen, daß der einzige Grund derselben Privathaß war; die letzte, er habe einen der Söhne des Königs, der einen steifen Hals hatte, behext, stürzte ihn endlich ins Verderben. Wie das unaufhörliche Herabtröpfeln des Wassers endlich einen Felsen auswäscht, so widerstand jetzt auch Panda, der den Armen seither beschützt hatte, nicht länger. Am 5. April 1865 wurde Umbwendwe erschlagen.

Sobald Robertson hörte, in der vorhergehenden Nacht sei ein Haufen Männer zu diesem Zweck ausgesandt worden, machte er sich auf nach dem betreffenden Kraal. Es war ein trauriger Anblick, der dort seiner wartete. Gleich beim Eintritt ins Dorf überall Blutspuren, dann, in der ersten Hütte, in die er eintrat, eine von Umbwendwe's Frauen als Leiche; weiterhin er selbst, mit Wunden überdeckt, mit krampfhaft geschlossenen Händen und Zähnen, aber um die offenen Augen her, wie es Robertson schien, ein Ausdruck von Frieden, der seine Hoffnung mehrte, der Arme habe noch Zeit gehabt, seine Seele dem barmherzigen Gott zu empfehlen, und die von ihm so innig geliebte vorangegangene Lehrerin dürfe ihn nun unter der Schaar der Erlösten sehen. In einer zweiten Hütte lag Umbwende's Mutter Ututose mit einer furchtbaren Gesichtswunde, das Fleisch förmlich von der bloß daliegenden Kinnlade abgelöst; ein schwerer Schlag hatte auch die Schulter getroffen, sie aber nicht getödtet. Sie und zwei Hunde waren die einzigen lebenden Wesen im Kraal. Robertson hatte nicht lange an der Schreckensstätte verweilt, so kamen drei ihm befreundete Knaben herbei. Die erzählten, wie mit Tagesanbruch eine Abtheilung von etwa hundert Mann den Kraal umringt und das blutige Werk begonnen habe. Zwei von Umbwendwe's Söhnen seien verwundet entkommen; sein zweites Weib liege halbtodt in der Nähe des Kraals; der dritten sei es gelungen, unverletzt zu entfliehen. Alle Uebrigen seien als Gefangene in einem Nachbarkraal, und werden mit dem Vieh in Umahama's Kraal gebracht werden, um ihm künftig als Sklaven zu dienen.

Robertsons erste Sorge war nun, wo möglich die noch Lebenden zu retten, oder wenigstens ihre Schmerzen zu lindern. Er bedeckte die Leichen mit Gras und suchte dann die Henker auf; denn ohne deren Einwilligung durfte er die für todt liegen gebliebenen Frauen nicht fortschaffen, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, dieselben in seinem eigenen Hause vollends erschlagen zu sehen. Bald schaarte sich ein Haufen um ihn — aus Neugierde, Mißtrauen, und andern Gründen. Er sprach sein Bedauern aus über das Vorgefallene und äußerte die Hoffnung, daß keiner der hier Anwesenden aus persönlichen Gründen dabei betheiligt gewesen sein, und daher keiner etwas dagegen einwenden werde, wenn er sich der Verwundeten annehme. Die Besseren stimmten ihm bei und priesen seine Barmherzigkeit; die Verstockteren murrten und forderten Tücher zur Entschädigung. Nun sprach er aber mit so donnerndem Ernste von dem Zorn Gottes, der über die Blutdürstigen und Grausamen entbrenne, daß auch die Dunkelfarbigsten erblaßten. „Sie haben ein Gewissen, diese Leute, und ein einziges Wort ringelt sich oft wie eine Schlange um sie und preßt ihr Herz nur um so fester zusammen, je mehr sie sich seiner zu erwehren suchen."

Nun kehrte Robertson zu den in ihrem Blute Liegenden zurück. Die Jüngere der Frauen hatte außer sieben andern eine so entsetzliche Brustwunde, daß es ihm wirklich ein Wunder schien, wie sie den dreiviertelstündigen Weg in die Missionswohnung zu Fuß zurücklegen konnte. Ututose mußte auf ein Pferd gesetzt und von beiden Seiten gehalten werden. Anfangs schien wenig Hoffnung zu ihrer Genesung; nach mehrwöchiger Pflege erholten sich indeß Beide mehr und mehr. Lieblich war das Benehmen der mehr als 70jährigen, halbblinden Ututose. Robertson verbarg ihr nicht, wie sehr er an ihrem Wiederaufkommen zweifelte, und erzählte ihr von einem Heiland und von einer bessern Welt. „Ich liebe den Herrn," antwortete sie dann; „es ist mir eine Wonne, in der Kirche zu Ihm zu beten. Ich kenne meinen Heiland, ich weiß Seinen Namen — Jesus Christus. Ich glaube an Ihn; ich preise Ihn." Von der Rückkehr in eine Hütte wollte sie nichts hören, und Schritt für Schritt bequemte sie sich den Sitten des Missionshauses an, als sie einmal nicht mehr an ihr Lager gefesselt war. Sie bat sogar um ein Buch, um noch lesen zu lernen, und zu Robertsons großem Erstaunen hatte sie noch vor Abend mit Hilfe eines der jungen Mädchen das Alphabet bewältigt. Kein

Wort der Bitterkeit kam über ihre Lippen, sie wußte nur von Dank zu sagen für Alles, was Robertson an ihr that.

Um so verbissener war Umbwendwe's Weib. Sie brachte ihre Zeit mit Klagen und Rachegedanken zu. Einmal, als Robertson sie bat, doch von ihrem Grimm zu lassen, Gott werde zu Seiner Zeit die Schuldigen schon finden, erwiederte sie grunzend, es wäre gut, wenn er das bald thäte, dann wäre sie wieder glücklich. Ein anderes Mal schnaubte sie gleich einer Dampfmaschine einen feuchten Luftstrom aus. Als Robertson sie fragte, was das heißen solle, war die Antwort: „So möchte ich gewisse Leute anblasen und so krank und wund machen können, wie ich bin."

Der tiefste Schmerz für Robertsons eigenes Herz war vielleicht die Entdeckung, daß zwei seiner Nachbarn, Männer, denen er schon viel Liebe und Freundschaft erwiesen hatte, sich nicht nur bei Umbwendwe's Ermordung betheiligt hatten, sondern es auch sehr ungerne ahen, daß er sich der Verwundeten annahm. Einer derselben eraubte nicht einmal seiner Frau, der ihm verwandten Ututose ein wenig Bier zu bringen, das sie ihr für ihren Durst bereitet hatte. Aber merkwürdig! Sechs Wochen nach jener Blutthat starb eben dieser Mann plötzlich, und drei Tage später folgte ihm einer der Hexendoktoren nach. Ein anderer wurde selbst der Vergiftung angeklagt und erschlagen.

Diese drei Fälle machten großen Eindruck unter dem Volk, und Robertson benützte sie wieder und wieder zu dem Mahnruf: „So ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also umkommen." Kein Wunder, wenn er unter dem fortwährenden Eindruck solcher Greuel schreibt: „Es ist fast nicht anders möglich, als daß die Gerichte Gottes über dieses blutbefleckte Land hereinbrechen, und mir scheint, ich sehe die Zeichen derselben in nicht allzuferner Zukunft."

---

4. Vermehrte Missionsthätigkeit.

Doch wir sind mit dem Schluß von Umbwendwe's Geschichte andern Ereignissen und Erfahrungen vorausgeeilt und haben daher noch einige Mittheilungen über Robertsons Missionsthätigkeit und Missionsgedanken nachzutragen, die uns das Zululand wieder in freundlicherem Lichte zeigen.

Immer häufiger wird er im Jahr 1863 bald zu Panda, bald

zu Ketschwayo gerufen. Bei Panda sinds meist mehr leibliche Anliegen, die den Wunsch veranlassen, Robertson zu sehen, denn dieser wird allmählich auch im Zululand ein berühmter Arzt, wie ers in Natal gewesen war. Den alten, gichtkranken König zu berathen, ist zwar ein unerquickliches Geschäft. Auch einer der Prinzessinnen den durch einen Fall ausgewichenen Ellbogen, den bereits ein norwegischer Bruder eingerichtet hat, vollends zu heilen, will nicht recht gelingen, da sie sich nicht dazu verstehen will, den Arm in der Schlinge zu tragen. Aber Veranlassung zu näherer Bekanntschaft mit der Königsfamilie selbst und mit dem Militär, Gelegenheit auch zu manchem nicht unwichtigen Gespräch werden diese Besuche doch. Und was für ein Sonnenblick ists nicht jedesmal in dem eintönigen Leben der armen Prinzessinnen, die wie Thiere gemästet werden und unverheirathet bleiben müssen, wenn Robertson mit seiner Familie und Nichte oder mit den Kleinen bei ihnen einspricht. An ihnen wird jede Unkeuschheit mit dem Tode bestraft, während ringsumher die ungebundeste Zügellosigkeit herrscht. Eine von ihnen, Utandile, kommt Sonntags einmal zum Gottesdienst, und äußert nachher, sie wünsche von Herzen Gott zu dienen.

Im Dezember 1863 finden gerade während Robertsons Anwesenheit in Kanodwengu die großen alljährlichen Tänze statt. Lassen wir uns dieselben von ihm beschreiben:

„Am ersten Morgen wurde der königliche Handwagen herausgebracht und unter großem Lärm und Geräusch versammelten sich etwa 3000 Mann, um ihre Tänze vor dem König zu beginnen. Es war ein interessanter Anblick, aber solchen, die nie dabei waren, eben so schwer zu beschreiben als etwa ein musikalisches Fest der Schäfer im schottischen Hochlande. Die Worte ihrer Lieder haben im Ganzen wenig Sinn, eines jedoch war ein Spottgedicht auf die Natal-Kaffern:

„Das Natal-Volk hat keinen König,
Es ißt Salz.
Zu jedem weißen Lumpen sagt es:
Excellenz.
Chor: Ho! Ho! Ho!“

„Nach jedem Lied traten diejenigen Sänger, die sich am meisten hervorgethan hatten, aus den Reihen und machten unter dem Beifallsgelächter ihrer Kameraden ihre Luftsprünge. Manchmal sahen sie

furchtbar wild aus, und stellten sich, als verfolgten sie einen Feind. Ein besonders großer, starker, wohlgebildeter Mensch erntete allgemeines Lob durch eine Reihe von Sprüngen, bei denen er die Beine so weit ausstreckte, daß wohl kein englischer Seiltänzer es ihm hätte gleichthun können. Auch ein Zwerg, für den der König, der große Freude an Späßen hat, ein passendes Weiblein fand, zeichnete sich beim Tanze aus. Ein weißer Händler hatte Panda schon eine bedeutende Summe für die Erlaubniß angeboten, das Paar nach Natal zu nehmen, um es dort zu zeigen (wahrscheinlich war England gemeint); er hatte aber nichts davon hören wollen.

„Am folgenden Tag — es war ein glühend heißer Sonntag — hielt der König Musterung über verschiedene Regimenter, so daß nur etwa fünfzig Personen dem Gottesdienst beiwohnten. Die Wenigen schienen aber aufmerksam zuzuhören, als ich ihnen den Grund unseres Kommens klar zu machen suchte. Nachmittags kamen wieder Abtheilungen verschiedener Regimenter an, und die Tänze begannen von Neuem. Dießmal wurde nach einiger Zeit ein großer, schwarzer Stier mit spitzen, scharfen Hörnern in die Mitte der Versammelten getrieben. Sie stürzten auf ihn los, Einige faßten ihn am Schwanz, Andere an den Beinen, noch Andere am Kopf und an den Hörnern, und warfen ihn auf den Rücken. So schleppten und trugen sie ihn dann etwa zehn Minuten weit in den Viehkraal, am Ende des Paradeplatzes, wo er durch einen Schnitt ins Genick getödtet wurde. Hierauf öffnete der Staatsarzt seinen Magen und nahm einige Theile desselben heraus, die sofort mit verschiedenen medizinischen Kräutern in einem Kessel geröstet wurden, um dem König als Arzneimittel, vielleicht auch als eine Art Opfer gereicht zu werden. Das Uebrige war dazu bestimmt, mit einer Ziege verbrannt zu werden. Das Holz zu dem Feuer hatten die Soldaten des Morgens herbeigeschafft. Endlich erschien der König, und Alle stellten sich in Reihe und Glied vor ihm auf. Man hielt einige Reden, dann wurde er in seinem Wagen zu dem rauchenden Kessel gerollt, und die Doktoren und Großen des Landes fiengen an, ihn selbst und einen alten Speer mit drei Fuß langer Klinge, der nur bei dieser Veranlassung gebraucht wurde, mit dem jetzt fertigen Pulver einzureiben. Hierauf wurde ihm ein Absud bitterer Kräuter gereicht, den er in den Mund nahm und dann nach allen Richtungen ausspritzte. Jetzt brachte man ihm Seewasser und einen jungen Kürbiß. Mit ersterem besprengte er die ihm zu-

nächst stehenden Soldaten, mit letzterem versetzte er dem Schild eines seiner Großen einen Schlag. Erst nachdem der Kürbiß mit verschiedenen Kräutern gekocht und dem König gereicht war, wurde zum Schluß noch der Stier und die Ziege verbrannt. Die ganze Zeit über sangen die Soldaten außerhalb jenes Raumes ihre Lieder; sobald die Ceremonie vorüber war, zerstreuten sie sich und der König kehrte in seine Hütte zurück.

„Am andern Morgen erschallten in aller Frühe wieder Gesänge. Dießmal war es eine Abtheilung Männer, von denen jeder einen Baumzweig für des Königs Schmide trug. Er hatte deren zwei, die mit einem Dutzend Gehilfen früh und spät beschäftigt sind, ihm eiserne und kupferne Spangen zu verfertigen. Im Laufe dieses Tages hatte eine Anzahl junger Mädchen als Knaben verkleidet das Vieh zu hüten. Nach verschiedenen Ueberlieferungen derselben Sage soll einmal ein junges Mädchen vom Himmel herabgestiegen, oder im Nebel erschienen oder aus dem Gras hervorgewachsen sein und gesagt haben, man solle das jährlich einmal thun. Eine andere Sage, die ich hörte, war, daß weit über dem Amaswazi-Lande draußen eine Herrscherin mit vier Brüsten lebe. Die Thatsache, daß es in jener Gegend einen von einer Frau regierten Stamm gibt, wird von weißen Händlern bestätigt; eben so zuversichtlich glauben aber die Zulu's, die Verstorbenen kommen dort zum zweitenmal auf die Erde. Im Grunde ist es ganz natürlich, daß ein unwissendes Volk abenteuerliche Gedanken über die unbekannte Ferne hat. Vielleicht tragen dazu einige Ueberlieferungen bei, die ihre Voreltern von dort mitbrachten."

(Schluß folgt.)

Auseinandersetzungen.

In einer Broschüre „der Protestantismus im Orient" nimmt Dr. Reinke, der Verfasser, Anstoß an der Zahl der protestantischen Armenier, welche das Miss. Magazin (1863, S. 79) auf 13,000 angegeben hatte. Er thut dies mit Berufung auf Dr. Pichler, welcher sich diese Zahl nur durch einen Druckfehler erklären konnte, indem sicherlich das 1 entbehrlich sei. Die Zahl gründete sich aber auf überlegte Zählungen der amerikanischen Missionsberichte.

Nach einem Bericht, den Miss. Greene von Brusa neulich auf der Allianzversammlung in Amsterdam (August 1867) vom Stande jener Mission gegeben hat, beläuft sich jetzt die Zahl der registrirten Protestanten im türkischen Reiche auf mehr als 15,000 und Missionar van Lennep hat die der bona fide protestantischen Armenier auf 20,000 berechnet und die der Kommunikanten (Kirchenglieder) auf 2484, Beides in Gegenwart des Grafen de Zuylen van Nievelt, des frühern niederländischen Gesandten in Konstantinopel, der die Wahrheit dieser und der weitern statistischen Zahlen bekräftigt hat. Es bestehen nun dort 56 Gemeinden, von denen 32 durch eingeborne Prediger versehen werden. 13 derselben sind soweit gekommen, ihre religiösen Bedürfnisse selbst zu bestreiten, 6 weitere werden noch in in diesem Jahre dasselbe Ziel erreichen, während 18 Kirchen je die Hälfte der Predigergehalte aufbringen. Im Ganzen haben die Missionsbeiträge dieser Gemeinden 12,139 Dollars betragen. Bedenkt man, daß noch keine 30 Jahre verstrichen sind, seit der Gesandte einer Großmacht dem Missionar in Konstantinopel erklärte: Mein Kaiser wird es nicht erlauben, daß der Protestantismus in der Türkei Fuß fasse, so scheinen diese Erfolge aller Ehre werth.

Weiter theilt Dr. Reinke (S. 115) mit, daß die katholisch gewordene Tochter eines protestantischen Missionars in Jerusalem die Hoffnung ausgesprochen habe, Bischof Gobats Töchter werden ihr in diesem Schritte folgen. Das sei nun auch, berichte ein österreichisches Blatt, bereits geschehen. Von der Grundlosigkeit dieses Berichts haben sich die Freunde des Bischofs in Deutschland während dieses Sommers leicht überzeugen können, da seine Familie ihn auf seinem Besuch ins Vaterland begleitete. —

Ein Aufsatz des „Daheim" (1867, S. 569) erzählt von einem „Besuch bei J. Perthes in Gotha", worin die Mission in bester Absicht, aber in eigenthümlicher Weise empfohlen wird. Dr. Grundemann wird dort redend eingeführt und preist den ächten Missionar als den einzigen Mann, der den wilden Völkern etwas Rechtes bringe, und darüber sogar oft sein Leben opfere.

Darauf sagt der Berichterstatter M.: „Ja, wenn alle Missionare nur diesen hohen Standpunkt im Auge hätten, dann würden wir alle wie Ein Mann hinter ihnen stehen. Aber denken Sie an Pritchard in Otaheiti und neuerdings an Ellis in Madagaskar".

„O!" unterbrach ihn Dr. G., „einiger weniger halber, die ihren

hohen Beruf falsch auffassen, kann doch das Ganze nicht verurtheilt werden. Auf einige Beispiele von schlechten Missionaren könnte ich Ihnen mit hunderten von Namen antworten, die eines jeden Mannes Achtung durch ihr Leben, Wirken und ihren Tod erzwingen würden" u. s. w. (Dr. G. protestirt im „Echo" S. 639 gegen diese Darstellung, indem er „eine Anklage gegen den vortrefflichen Ellis nicht auch nur indirekt habe gelten lassen".)

Die Redaktion wurde ersucht, den Seitenhieb auf den verehrten Ellis zu begründen oder zurückzunehmen. Darauf erwiederte sie im Briefkasten (Daheim S. 640): „Es ist unserm Berichterstatter nicht in den Sinn gekommen, dem auch von uns hochgeachteten Ellis die von französischen Zeitungen verbreiteten Verläumdungen zuzuschreiben; er hat nur darauf hindeuten wollen, daß es ihm ungehörig erscheine, wenn Missionare überhaupt sich in politische Angelegenheiten mischen."

Jedem Leser des obigen Artikels ist klar, daß in diesem Zusammenhange Pritchard und Ellis zu den „wenigen" Missionaren gestellt werden, „die ihren hohen Beruf falsch auffassen", wenn nicht gar zu den „schlechten". Nun läugnen wir nicht, daß es schlechte Missionare gab und gibt, möchten auch nicht behaupten, daß deren nur einige wenige seien; es findet sich allenthalben im Reiche Gottes so viel Beklagenswerthes und Demüthigendes, daß wir uns einen Artikel, der die schwarze Seite der Mission schildern wollte, schon gefallen lassen müßten.

Wogegen wir uns sträuben, das ist die Verunglimpfung des greisen Ellis. Was Pritchard in seinem Amte als britischer Consul gethan hat, berührt uns weniger, obgleich wir den Tadel, der gegen ihn ausgesprochen ist, nicht verstehen. Im Dezember 1815 ist Ellis zuerst in die Südsee hinausgefahren; nach einem fruchtreichen bewegten Leben kommt er eben von Madagaskar heim und beschenkt uns mit einem werthvollen Band über die ihm und uns so theure Insel. Wohl hat ein deutscher Geschichtschreiber erzählt, wie dieser Missionsleiter seinen Zögling, den König Radama II, gestürzt wenn nicht gemordet habe, und französische Gelehrte haben (in der Revue des deux Mondes) sich über die hohe Achtung geärgert, welche die Madagassen für ihn haben, und welche der katholischen Mission den Aufschwung erschwere. „Durch Aussendung seiner Apostel gründet er unaufhörlich neue Gemeinden außerhalb der Hauptstadt, und wenn man ihn machen läßt und das Geld ihm nicht ausgeht, wird er bald Herr eines großen Theils dieser Insel sein!" Man darf ihn

also, meint dieser Franzose, nur nicht machen lassen, und dazu muß unter anderm auch die Presse mit ihren Künsten dienen. Darum wird der edle Mann aus allen Kräften verlästert, darum müssen „diese stolzen Methodisten von der britischen Regierung mit reichlichen Geldsendungen unterstützt" heißen; irgendwie, hofft man, bleibt doch etwas hängen. Und wenn nicht sonstwo, gelingts doch gewiß bei der deutschen Presse; hier bleibt etwas hängen, wie auch der Artikel des „Daheim" beweist.

Wir werden im nächsten Jahrgang die Schlußwirksamkeit des treuen Ellis auf Madagaskar zu schildern suchen, behaupten aber hier im Voraus, daß er sich nicht in politische Angelegenheiten gemischt, auch von der englischen Regierung keinen Deut empfangen hat, wie schwer das auch einem Franzosen oder Katholiken begreiflich zu machen sein mag. Große Achtung genießen — und nicht in Politik machen, das scheint natürlich unerhört. Ellis ist aber ein Engländer und mag darum den Agenten seiner Königin nicht ins Amt greifen; sie würden solchen Eingriff auch ganz anders aufnehmen, als ein französischer Consul die Winke eines Paters. Ellis ist aber auch ein Congregationalist (nicht Methodist) und theilt die alte Scheu seiner Gemeinschaft vor Vermischung von Politik und Religion. Hauptsächlich aber ist er ein alter und ein ganzer evangelischer Christ und geht darum seinen Weg durch gute und böse Gerüchte, indem er selbstverständlich mit vieler Ruhe einschiebt, was die Blätter über ihn zu sagen wissen.

Wir aber möchten nicht einen solchen Namen preisgeben, wenn auch mehr als ein M., ja wenn alle Berichterstatter der deutschen Presse dann wie Ein Mann hinter uns und hinter der Missionssache stünden.

Missions-Zeitung.

Chinesische Protestanten.

Nach einem in Fuhtschau gedruckten Büchlein: „Die protestantischen Missionen in China", Juni 1866, belief sich damals die Zahl der Missionare (und Frauen) von 26 Missionsgesellschaften auf 204, wozu 206 Gehilfen kommen.

Chinesische Christen warens in Kanton 228, in Hongkong 558, in Swatau 152, in Schanghai, 242, in Hankau 40, in Tschefu 17, in Tangtschau 41, in Tientsin 29, in Peking 63.

Weitaus die meisten aber gehörten zur Provinz Fokien (mit Amoy und Fuhtschau); im Ganzen warens 3142 Christen, von welchen 282 im Jahr 1865 herausgetreten waren.

Die Sierra Leone Mission.

Es liegt vor uns ein Bericht über die Jubiläumsfeier des Hilfsvereins der kirchlichen Mission in Sierra Leone, dem wir, die Festbeschreibung bei Seite lassend, einige bezeichnende Thatsachen über das Werk dieser Mission entnehmen.*) Sie mögen zugleich als Ergänzung für die Schilderung dienen, die wir von des sel. Kißlings Wirksamkeit in diesem Felde gegeben haben.

Nachdem der unermüdliche Menschenfreund, Granville Sharpe, im Jahr 1772 von dem höchsten Gerichtshofe Englands den Ausspruch erzielt hatte, der Sklavenhandel sei ein ungesetzliches, der Seeräuberei verwandtes Gewerbe, begann der lange Kampf eines Clarkson, Wilberforce, Thorton &c. für die Rechte der Neger, der im Jahr 1807 durch den bekannten Parlamentsbeschluß mit Sieg gekrönt wurde.

Schon vorher (1787) hatte sich die afrikanische Gesellschaft gebildet, welche 3 Millionen fl. auf den Ankauf Sierra Leone's und die Verpflanzung befreiter Neger an jene Ufer verwendete. Nach 20 Jahren übergab sie ihr Unternehmen an die englische Regierung, worauf die kirchliche Gesellschaft sich anheischig machte, für die christliche Erziehung der Freineger zu sorgen.

Vom Jahr 1804 bis 1816 arbeitete diese Gesellschaft unter den Bullom's und Susu's im Norden der Halbinsel, mit scheinbar vergeblicher Anstrengung. Deutsche Missionare haben in diesen 12 Jahren noch das Meiste gethan; von den 19, die ausgesendet wurden, fielen 9 auf ihrem Posten.

Im Jahr 1816 besuchte der Sekretär der Gesellschaft, E. Bickersteth, die Kolonie und gründete mit 6 Kommunikanten die erste Gemeinde. 78 Prediger und Schulmeister giengen in den nächsten zehn Jahren hinaus, von denen 14, meist innerhalb weniger Monate nach der Landung, wegstarben. Doch nun zeigten sich die ersten Früchte. Der Hannoveraner Johnson durfte reichlich ernten, was unter viel Thränen gesät worden war. Die Zahl der Bekehrten stieg in die Tausende, die der Kommunikanten auf Hunderte. Johnson's Todesjahr, 1823, bezeichnet übrigens eine Zeit, da auch der Tod eine schauerliche Ernte hielt; vom Januar bis zum Juni wurden 77 Europäer begraben.

Vom Jahr 1827 — 36 landeten 19 Missionare, von denen 6 innerhalb dieser Zeit entschliefen. Miss. Townsend in Abeokuta ist der einzige Ueberlebende aus jener Periode. — Seither sind ihrer 44 hinausgegangen, von denen — in 30 Jahren — nur 13 gestorben sind. Verbesserungen im System des Drainirens haben augenscheinlich das Land gesünder gemacht. Die Zahl der Kommunikanten ist nun auf beinahe 6000 gestiegen; die Leute, die nackt, abgezehrt und entmuthigt ans Land geschafft worden waren, leben nun in bequemen Häusern, die sie selbst gebaut haben, die Meisten in bedeutendem

*) Jubilee Report of the Sierra Leone Auxiliary Church Miss. Society etc. London 1867.

Wohlstand. Zu beklagen ist nur, daß Viele dem Ackerbau und den Handwerken, welche von der Mission eingeführt wurden, den Handel vorziehen und so gerne als Hausirer sich umtreiben.

Vom Anfang an lag es im Plan der Gesellschaft „eingeborne Arbeiter heranzuziehen, welche an das Klima gewöhnt und mit den Sprachen der Umwohner bekannt, ihnen das Evangelium bringen könnten." So wurde denn in Leicester 1815 eine höhere Bildungsanstalt gegründet, welche 1820 nach Regent verpflanzt, durch schwere Todesfälle 1826 ein vorläufiges Ende fand. Hänsel eröffnete sie wieder 1826 mit sechs Zöglingen, darunter S. Crowther, der künftige Bischof, war, und siedelte mit ihnen 1829 nach Fourah Bai über. Im Jahr 1831 wurden zu den Gekaperten auch die ersten in der Kolonie geborenen Jünglinge aufgenommen. Die Leitung der Anstalt gieng 1834 auf Kißling, 1841 auf E. Jones, einen amerikanischen Neger über, der in der bischöflichen Kirche Nordamerika's die Ordination und den Magistergrad empfangen hatte. Ihm war eine lange Arbeit beschieden; doch 1859—63 mußte das Seminar aus Mangel an tüchtigen, opferwilligen Jünglingen geschlossen werden. Im März 1864 ist es mit sechs Jünglingen, welche die lateinische Schule durchlaufen hatten, wieder eröffnet worden und steht jetzt unter der Leitung eines Herrn Alcock von der Universität Dublin. Es leben noch 28 Geistliche der englischen Kirche, welche dieser Anstalt ihre Bildung verdanken; eine ehrenwerthe Zahl, die aber doch die Erwartungen, welche manche Missionsleute von den Ergebnissen solcher Prediger-seminare hegen mögen, herunterzustimmen geeignet ist.

Mehr Anklang bei der Bevölkerung der Kolonie hat die lateinische Schule (grammar school) gefunden, welche der eifrige Peyton (1837 — 53) im März des Jahres 1845 zu Stande brachte. Sie sollte als eine Mittelschule die tüchtigsten Zöglinge für das Seminar heranziehen, während sie zugleich bemittelten Knaben eine höhere Bildung ertheilte. Sie hat 580 Schüler gehabt, und wird noch von 102 besucht, welche zusammen 680 Pfd. St. jährliches Schulgeld bezahlen. Ein eingeborner Prediger, J. Quaker, ist ihr Vorsteher.

Beklagt wird, daß die Anstalten für höhere Bildung der Mädchen weniger benützt werden, als man für Afrika's Fortschritt wünschen könnte. Für sie haben deutsche Frauen, wie Frau Clemens, viel gethan; besonders aber wird die Hingebung der edlen Frau Beale gerühmt, welche am festgesetzten Tag des Jubelfestes (12. December 1866) nach 26jährigem Dienst zu ihrer Ruhe eingieng.

Seit dem Jahr 1840 ist die Mission darauf bedacht, die Umwohner zu christianisiren. Bis jetzt ist das nur in sehr schwachem Maaße gelungen, wie es scheint, hauptsächlich in Folge der ausgedehnten Herrschaft der englischen Sprache. Diese aber war ein nothwendiges Uebel; denn wie anders konnte für den Unterricht von Afrikanern aus mehr als 50 Stämmen gesorgt werden? Fast die ganze

Frucht der 10jährigen Timneh-Mission (1840—50) ist die Uebersetzung eines Evangeliums in diese Zunge. Die Sprachen der angrenzenden Vei und Scherbro liegen noch beinahe unangebaut; doch hat die Mission unter ihnen und den Mendi zu arbeiten angefangen.

Größeren Eifer und mehr Geschick in Erlernung und Ausbildung afrikanischer Sprachen haben die Sierra Leone Christen auf entfernteren Missionsgebieten an den Tag gelegt. Im Jahr 1845 wurde angefangen das Yoruba-Volk zu evangelisiren; blühende Stationen erstanden und vielen Bewohnern der Kolonie steht nun der Rückweg in ihre Heimat offen. — Darauf folgte die Mission am Niger, 1857, deren Ruhm es ist, allein von eingeborenen Christen betrieben zu werden, welche — vom Bischof Crowther an bis auf die Laienmissionare — ihre Bildung dem Fourahbai Seminar oder der lateinischen Schule von Freetown verdanken.

Nachdem die drei ersten Bischöfe der Kolonie (Vidal 1852—54, Weeks † 1857, Bowen † 1859,) schnell dahingestorben sind, ist es dem vierten, E. H. Beccles (s. 1860) gelungen, 12 Gemeinden zu selbständiger Besorgung ihrer kirchlichen Bedürfnisse anzuleiten und, losgetrennt von der Mission, neu und frei zu organisiren. Dieselben fahren übrigens fort, auch der Mission durch ihre Beiträge einen Theil ihrer Schuld abzutragen. Die Gesellschaft hat (1804—66) im Ganzen eine Summe von 350,000 Pfd. St. auf diese Mission verwendet; während die Zahl der ausgesendeten europäischen Prediger und Lehrer sich auf 109 beläuft, von denen 89 gestorben sind.

Literatur.

Hilfsbüchlein für die Missionsarbeit in den heimatlichen Gemeinden. Breslau 1867, bei C. Morgenstern.

Das Büchlein ist für Pfarrer geschrieben, die mit dem Stand der Missionssache in Deutschland sich bekannt zu machen geneigt sind, und gibt ihnen passende Winke über Missionsstunden, Missionsfeste, Missionsvereine, Missionsliteratur und Missionsbüchsen. Es dient damit besonders den Anfängern im geistlichen Amte, sowie solchen, „die bis daher den Weg vom Missionsmarkte in den Missionsweinberg noch nicht gefunden haben.“ Mit wenigen Aenderungen (wenn z. B. an zwei Orten der griechische Ausdruck für das Reich Gottes verdeutscht wäre), könnte sich das Büchlein mit gutem Fuge auch an Laien wenden, welche der Förderung des Reiches

Gottes ihre Dienste leihen wollen. Das Büchlein beabsichtigt alle deutschen Missionsbestrebungen zu skizziren, ist aber natürlich vollständiger in dem, was Norddeutschland angeht, und gerade hiedurch vielfach lehrreich für den Süddeutschen. Möge es an viele rechte Adressen kommen!

Wie wunderbare Behandlung die Missionssache manchmal von denen erfährt, die ihre eifrigsten Förderer sein sollten, davon erzählt der Verfasser ein eigenthümliches Beispiel. In Schlesien ist an einem Missionsfest über 1 Cor. 13, 11: „Da ich ein Kind war" ꝛc. gepredigt worden, indem der Redner zeigte, wie die Missionsvereine nur klug seien wie ein Kind, kindische Anschläge haben und kindisch reden, sofern ihre Berichte nur Zeugnisse von dem kindischen Gebahren derer seien, die Mission treiben! Dabei wurde jedoch die allgemeine Missionspflicht anerkannt. Noch immer gibt es Prediger, welche auch diese nicht mehr für uns gelten lassen wollen; solche wird freilich dieses Büchlein nicht umzustimmen vermögen.

Geistliche Selbstbekenntnisse über das Wesen und Leben der evangelisch-lutherischen Kirche, die Erkenntnißquellen, die Sonderkirchen, das geistliche Amt, den Kultus und Gottesdienst, die Person Christi, die Kirchen- und Gemeindeverfassung und die Hemmungen und Förderungen eines kirchlich-religiösen Sinnes und allgemeinen Priesterthums. Ein hinterlassenes religiöses Vermächtniß an alle evangelischen Christen von K. T. Appelius, weil. Pastor in Braunschweig, gestorben zu Neapel im September 1865. Leipzig, bei E. Kummer, 1867. In 4 Lieferungen à 36 Kr.

Der Herausgeber dieses Vermächtnisses bringt darüber den Ausspruch „eines bedeutenden Stimmführers der lutherischen Kirche" bei: „Diese Schrift ist eines Luthers selbst würdig, denn dieser würde, wenn er in unserer Zeit lebte, ebenso geschrieben haben. Man muß diese Schrift nicht nur als eine Erscheinung, sondern als ein Ereigniß begrüßen." Wer nun, wie Recensent, den Verfasser selbst nicht gekannt hat, der als „vielgereister mit allseitigem Wissen und geistreicher Ausdrucksweise begabter Welt-, Literatur-, Geschichts- und Kunstkenner wie als Geistlicher von evangelischem Aposteleifer und unerschrockener Glaubenszuversicht" gerühmt wird, dürfte sich durch jenes Urtheil bewogen finden, mittelst dieser „Selbstbekenntnisse" nähere Bekanntschaft mit ihm zu suchen.

Aber wenn auch geneigt, obigen Ausspruch bewahrheitet zu finden, wird doch der Theolog beim fortschreitenden Lesen sich in seiner Hoffnung auf ein „Ereigniß" getäuscht finden. Manches mag ihn interessiren, aber eines Luthers Stimme wird er nicht vernehmen, weder in den Gedanken, noch in den Worten. Dazu gehörte doch vor Allem, daß der Redende sich ein bestimmtes Ziel gesetzt und dann dasselbe, alles Nebenwerk bei Seite lassend, straks verfolgt hätte; von Beidem ist in einem Redeerguß über die vielen Punkte, die der langathmige Titel nur zum Theil aufführt, kaum eine Spur zu entdecken. Dagegen findet allerdings der gebildete Leser, der sich für kirchliche Fragen interessirt, allerhand „Gesichtspunkte angegeben, die zur Prüfung und zum Weiterforschen veranlassen können", wie das die Vorrede verspricht. Nur wird es auch ihm schwer werden, wenn er das Vermächtniß sich angeeignet hat, darüber klar zu werden, was nun damit gewonnen ist.

Der erste Eindruck des Lesers wird etwa dahingehen, daß er es hier mit einem strengen Lutheraner zu thun habe. Denn „die lutherische Kirche hält die gesunde Mitte zwischen dem römischen Dogma, welches am Leibe sich genügen läßt und daher leicht in Materialismus erstarrt, und dem reformirten, welches den Leib gering achtet und daher Gefahr läuft, sich in Spiritualismus und Independentismus zu verflüchtigen." So soll die Unterscheidung zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche ihre große Gefahren haben, ist sie doch „die fruchtbare Quelle des Pietismus geworden, und muß dem falschen Unionswesen Hilfe leisten"! Die Lehre der Baptisten vollends ist „eine pharisäische, der Inhalt ihres religiösen Lebens die durch die äußerliche Heiligung genährte Selbstgerechtigkeit". Die lutherische Kirche dagegen, obwohl Sonderkirche, weiß, daß sie den meisten Anspruch auf evangelische Wahrheit hat und „berufen ist, der Grund und Stamm der allgemeinen Kirche der Zukunft zu werden", indem sie sammeln wird, was z. B. in der religiösen Erregtheit Nordamerika's zerstreut wird.

Doch ist der Verfasser so liberal, daß ihm „die Zurückweisung glaubiger Reformirten und die grundsätzliche Ausschließung der Unirten vom lutherischen Abendmahl als die widerwärtigste Verirrung unverständlichen (igen?) Eifers" erscheint. Er ließe auch einen Reformirten eine Gastpredigt halten. Zum Gustav-Adolphs-Verein und zur Bibelverbreitung können beide Kirchen sich verbinden; „anders schon verhält es sich bei der Mission, wo es gilt, grundlegend, aufbauend zu

handeln." Doch seien die Anhänger der reformirten Kirche uns nicht so entgegen wie ihre Principien. Volle Gemeinschaft freilich könne die lutherische Kirche der reformirten erst gewähren, wenn diese sich endlich „unter Gottes Wort beuge", das sie von Anfang an nach ihrem Kopf habe zurechtlegen wollen. Auch allen Subjektivismus und den feinen Separatismus der Brüdergemeinde und der Konventikel habe die Kirche zu bekämpfen, obgleich diese Anstalten schon segensreich gewirkt haben.

Fragst du nun aber, wie man sich unter das Wort zu beugen habe, so vernimm, daß die Behandlung der Bibel im Sinne von Strauß, Renan und Geiger grundverfehlt, ja empörend ist, die erleuchtetste Auffassung derselben aber bei Ewald sich findet, obwohl auch diese nicht Kirchenlehre werden kann. Der Mensch muß „aus seinem innersten Geiste sich entscheiden, ob und wie er die Mittheilungen der Evangelisten sich zu eigen machen will". Die Beurtheilung der biblischen Wundererzählungen muß also der Prüfung freigegeben, dagegen das Eine Wunder der Fleischwerdung des Worts von jedem Christen gläubig angenommen werden. Die einzig sichere Grundlage des Glaubens ist — die Vernunft und das Gewissen (S. 132).

Aus diesen verschiedenen Tonarten nun klingen allerhand Räthe, Warnungen, Hoffnungen und Lehren zu uns herüber. Wir hören sie, interessiren uns für Manches und werden doch kaum klug aus dem Vermächtniß als Ganzem. Der wohlmeinende, vielgeschäftige Verfasser hat einen ungemeinen Glauben an das göttlich eingesetzte Amt und merkt nicht, wie er die, welche daran zu zweifeln angefangen haben, wenigstens an seiner eigenen Vollmacht zum Lehren und Leiten irre macht. Wir fürchten, durch solche Ja- und Nein-Theologie wird weder die Sache, noch irgend welche Person wesentlich gefördert.

Gefreut hat uns eine Anekdote (S. 100). „Ein junger Japanese hatte durch einen amerikanischen Schiffskapitän, der ihm aus der Bibel vorgelesen und über Religion mit ihm gesprochen, die Hauptstücke des Christenthums kennen gelernt. Als der Reisende W. Heine denselben im Jahr 1861 in Jeddo traf und ihn im Gespräche fragte: 'Soll denn der traurige Zustand Eures Volkes nie besser werden?' gab dieser Japanese die Antwort: 'Es wird nie besser werden, bis man gute Schulen im Lande errichtet, unsren Leuten gute Sachen lehrt und sie die Bibel lesen lernen.' Wahrlich, die Einsicht dieses Japanesen, welche er dem Worte Gottes verdankt, ist von vielen europäischen Staatskünstlern noch nicht erreicht, sonst stände es besser in ihren Landen!"



Pomare vahine

Ein französisches Urtheil über das englische Missionswesen.*)

Je häufiger wir in kontinentalen Zeitschriften absprechenden Urtheilen über eine Phase des englischen Lebens begegnen, welche einmal nicht auf die Gunst des Zeitgeistes rechnen kann, desto wohlthuender ist das Gefühl, welches den Missionsfreund beschleicht, wenn er die unbefangenen Beobachtungen eines A. Esquiros liest. Sie sagen ihm vielleicht nicht viel Neues. Aber sie legen doch Zeugniß davon ab, daß auch heutzutage ein denkender Mann sich mit den Bestrebungen glaubiger Protestanten bekannt machen und von ihnen reden kann, ohne in die banalen Phrasen von Obscurantismus und Methodismus zu verfallen, oder in den von der Mission verfolgten Zielen nur verkappte Handels- und Eroberungspolitik zu wittern. Auch in Deutschland scheint es am Platze, solchen Stimmen Eingang zu verschaffen; denn eine vorurtheilsfreie, ruhige Schilderung der kirchlichen Zustände Großbritanniens gehört neuerdings auch bei Glaubigen zu den Seltenheiten.

Esquiros beginnt: „Um die wahre Größe Englands kennen zu lernen, muß man über die Meere hinüberschauen; seine Macht liegt in seiner Ueberallheit. Ganz abgesehen von seinen unermeßlichen Kolonieen, welches Land der Erde, ob glühend, ob eisig, entgeht dem Unternehmungsgeist seiner Auswanderer? Wo ist eine Küste, die seine Schiffe nicht berühren? Bloß materielle Gewalt vermöchte es nicht, eine solche Masse politischer und kommerzieller Verbindungen

*) Revue des deux Mondes, 15 Juin 1866. L'Angleterre et la vie anglaise von Alph. Esquiros. Les Missionnaires anglais.

zusammenzuhalten; der Kriegsmarine allein, so mächtig sie ist, gelänge es nimmer, durch ihre Geschütze der britischen Flagge auf allen Gewässern Achtung zu verschaffen. Daher hat England schon lange zu einem System moralischen Einflusses gegriffen, um die Einheit seiner Besitzungen von einem Pol zum andern zu begründen. Was man nicht mit Waffengewalt zu bezwingen strebt, sucht man sich durch denselben Glauben zu verbrüdern. Die protestantischen Missionare sind auf der ganzen Erde die Werkzeuge einer von militärischen Unternehmungen unabhängigen Eroberung, bahnen aber als solche allerdings oft der Einmischung und dem Uebergewicht der anglo-sächsischen Rasse den Weg. Dank diesen Vorkämpfern eines Gedankens, herrscht England über weite Länderstrecken, die es nicht erobert hat, und seine geistigen Waffen reichen weiter als seine Kriegsbanner. Bis an die Enden der Erde schickt es als seinen Repräsentanten ein Buch hinaus ...."

Nachdem der Verfasser nun dargethan, wie in England, so oft es sich um ein wahrhaft nationales Werk handle, nicht die Regierung, sondern irgend eine Gesellschaft dasselbe in die Hand nehme, führt er seinen Lesern der Reihe nach die wichtigsten der zur Ausbreitung des Reiches Gottes bestehenden Verbindungen vor Augen. Er beginnt mit der Bibelgesellschaft, deren Gründung und Wirksamkeit er in kurzen Zügen schildert. Er ist selbst in dem „von außen unscheinbaren Hause" gewesen, das er für eines „der mächtigsten Bollwerke des protestantischen Englands" hält. „Seine Geschütze sind seine Druckerpressen, aus denen Millionen von Büchern in 179 Sprachen hervorgehen. Wie verschiedenartige Ausdrucksweisen des Gedankens! Welche Menge von Sprachen, deren Namen uns sogar unbekannt sind! Welch seltsame Schriftzeichen, die des menschlichen Verständnisses zu spotten scheinen! Wer hat nicht zuweilen neugierig ein chinesisches Buch betrachtet, dessen Schrift so hieroglyphisch und unverständlich scheint wie die ganze Kultur dieses räthselhaften Volks? Eine solche Gewandtheit aber haben die Engländer in der neuesten Zeit sich im Druck chinesischer Bücher erworben, daß ein Exemplar des Neuen Testaments, das früher zu zwei Guineen (25 fl.) verkauft wurde, auf den Marktplätzen Pekings jetzt um 4 Groschen zu haben ist. Indien war ein weiteres, neu in Angriff zu nehmendes Gebiet. Eine der großen Schwierigkeiten, mit denen die Uebersetzer der h. Schrift zu kämpfen haben, ist die Armuth der orientalischen Spra-

chen an den rechten Wörtern zur Bezeichnung religiöser Begriffe inmitten all ihres dichterischen Reichthums. Dennoch hat die Gesellschaft etwa 40 indische und singalesische Sprachen ihren Zwecken dienstbar gemacht. Im Ganzen beläuft sich die Zahl der Uebersetzungen auf 209*), und seit ihrer Gründung hat die Anstalt über 46 (jetzt 52) Millionen Bibeln verbreitet. In ihrem Gründungsjahr 1804 erhielt sie nur 16,000 Fr. Beiträge; jetzt belaufen sich ihre Jahreseinnahmen auf mehr als vier Millionen Franken. (Die letzte Jahresausgabe erreichte die Summe von 216,445 Pf. Sterl.) Ihre Hilfsgesellschaften werben ihr überdieß Verbündete in allen bewohnten Ländern. Das alte Haus in Earl-street ist selbst den wilden Fidschianern bekannt. Mit einer unberechenbaren Ausdehnungskraft begabt, umfaßt diese Gesellschaft die ganze Welt. Daher nennt sie auch ihr Werk ein katholisches (allgemeines)." Eingehend wird sodann die Bibelkolportage in fremden Ländern wie in der Heimat geschildert. Große Anerkennung zollt der Verfasser den englischen Bibelfrauen; über die Männer bemerkt er: „Wie griffe man es nur an, ihnen zu entfliehen? Sie bieten dasselbe Buch im verschiedensten, für jeden Zustand des Auges von der Kindheit bis zum Greisenalter berechneten Druck an; sie haben sogar Bücher für Blinde in erhabener Schrift. Was mir an einigen dieser Kolporteure mißfällt, ist eine Art mystischen Geschwätzes, verbunden mit der schlauen Gewandtheit des Geschäftsmannes. Etliche benützen auch die Drohungen des Buchs, um zum Ankauf ihrer Waare zu nöthigen. Im Ganzen aber sind sie doch eine wackere und ziemlich verständige Menschenklasse."

Daß bei dieser Art der Verbreitung die h. Schrift in England allenthalben zu treffen ist, findet er ganz selbstverständlich und erkennt darin eine bedeutende sittliche Macht:

„Tritt man in einen Wartsaal, so ist der einzige Band, den man findet, sich die Langeweile zu vertreiben, derjenige, welcher uns von der Ewigkeit unterhält. Uebernachtet man in einem Gasthof, so wacht die Bibel auf dem Tische neben dem Bett. Verlassen die Auswanderer die Häfen von London, Southampton oder Liverpool, so sagt ihnen das Vaterland Lebewohl und begleitet sie übers Meer

*) Jetzt 218, in welcher Zahl übrigens die von andern Bibelgesellschaften gedruckten Uebersetzungen eingeschlossen sind. Vor dem J. 1804 gab es nur 52 Uebersetzungen h. Schrift.

in Gestalt eines Buches. Die Kommittee leitet selbst diese Bibelvertheilungen, und heißt das „ihr Brod übers Wasser fahren lassen". Was predigt der englische Missionar in den fernen Steppen, in denen er sein Zelt aufschlägt? Die Bibel, immer die Bibel. Man erzählt sich, die Königin Viktoria habe, als die Abgesandten eines wilden Volksstammes ihr beim Anblick der Wunder der englischen Civilisation ihr Entzücken ausdrückten, denselben geantwortet: 'Ich will euch die Größe dieser Quelle zeigen,' und damit habe sie ihnen eine Bibel hingeboten. Wahr oder falsch, ist dieß die Ansicht des größten Theils der Nation. Muß nicht ein so allgemein gelesenes Buch einen gewaltigen Einfluß auf die Denkweise und die Sitten der Engländer geübt haben?"

Doch der Verfasser hat es ja mit diesem Einfluß nur insoweit zu thun, als er sich jenseits der Meere äußert, also geht er jetzt zu den Missionsgesellschaften über, unter denen er die Ausbreitungsgesellschaft, die kirchliche, die Londoner, die baptistische und die wesleyanische namentlich aufzählt. Hören wir, wie er jede derselben charakterisirt:

„Die älteste und unbestreitbar eine der wichtigsten ist die im Jahr 1701 gegründete Ausbreitungsgesellschaft. Ursprünglich war es ihre Bestimmung, die christliche Erkenntniß in den englischen Kolonieen zu befördern; aber nicht zufrieden, ihre Wirksamkeit über einen Flächenraum von neun Millionen Quadratmeilen auszudehnen, nimmt sie heutzutage auch viele Länder in Angriff, in denen das britische Banner nicht weht. Der berühmte John Wesley war einer der Missionare dieser Gesellschaft, und wurde von ihr (1735—38) nach Amerika gesandt. Bei ihrer Gründung zählte sie kaum mehr als 20 Sendboten in der Ferne; jetzt stehen 3000 über alle Welttheile zerstreute Geistliche der anglikanischen Kirche in ihrem Dienst. So weit ihr Einfluß reicht, führt sie überall das bischöfliche Regiment der Heimat ein, und drückt so den verschiedensten Gegenden denselben Stempel protestantischer Organisation auf. Diese Gesellschaft, an deren Spitze der Erzbischof von Canterbury und alle andern kirchlichen Würdenträger des Königreichs stehen, hat eine Jahreseinnahme, die Anno 1864 die Summe von 2,574,925 Fr. erreichte,*) und durch regelmäßige und freiwillige Beiträge zusammenkommt.

*) Im letzten Jahre 91,186 Pfd. Sterl.

„Eine andere große, gleichfalls auf die Landeskirche gestützte Anstalt ist die im Jahr 1799 aus einer Verbindung von Geistlichen und Laien hervorgegangene kirchliche Missionsgesellschaft. In den zwei ersten Jahren konnte sie nur die schwache Summe von 4425 Fr. zusammenbringen. Mit der Zeit wuchsen ihre Einnahmen, aber Männer, d. h. Missionare waren in England schlechterdings nicht zu finden. Die afrikanischen Küsten und besonders die von Sierra Leone, die sie sich zum Arbeitsfeld ausersehen hatte, galten damals für die ungesundesten Gegenden der Erde. Um dieselbe Zeit ungefähr bildete sich in Deutschland eine andere evangelische Missionsgesellschaft, die wohl Leute, aber kein Geld hatte. Die beiden Anstalten traten nun mit einander in Verbindung; die Engländer versprachen die Kosten zu übernehmen, wenn die Deutschen die Streiter für diesen geistlichen Feldzug stellen wollten. Fremde waren es also, welche zuerst den Kampfplatz betraten und der englischen Unternehmung in dieser gefürchteten Region den Weg bereiteten. Merkwürdiger Weise waren die englischen Frauen damals muthiger als die Männer. Die meisten deutschen Missionare, die verheirathet hinauszogen, nahmen englische Gattinnen mit, die sich durch die Gefahren des Klimas nicht schrecken ließen. Wie ist das jetzt so anders geworden! Das nationale Element hat das ausländische verdrängt, und in welchem Maß hat sich der Wirkungskreis der Gesellschaft erweitert! Sie schickt 680 Arbeiter verschiedenen Rangs hinaus, um für die Bekehrung der Welt thätig zu sein; ihre Sendboten predigen oder lehren in fünfzig verschiedenen Sprachen, und ihre 800 Schulen ertheilen 36,000 Kindern und Erwachsenen von allen Geschlechtern der Menschheit christlichen Unterricht. Im Jahr 1865 hatte die kirchliche Missionsgesellschaft die ungeheure Einnahme von 3,611,600 Fr. *) Solche Hilfsmittel geben ihr natürlich einen mächtigen Hebel in die Hand, den fast auf allen Punkten der Erde die Einsicht der protestantischen Geistlichkeit lenkt.

„Die von der Staatskirche getrennten Sekten sind keineswegs müßige Zuschauer dieser religiösen Eroberung der Welt durch die Verbreitung englischer Gedanken geblieben. Schon im Jahr 1786 lenkte der Baptistenprediger Carey die Aufmerksamkeit seiner Glaubensbrüder auf die heidnischen Länder hin. Durch eine große Vorliebe für die Geographie zu der christlichen Propaganda hingezogen,

*) Im letzten Jahre 150,356 Pfd. Sterl.

in Gestalt eines Buches. Die Kommittee leitet selbst diese Bibelvertheilungen, und heißt das „ihr Brod übers Wasser fahren lassen“. Was predigt der englische Missionar in den fernen Steppen, in denen er sein Zelt aufschlägt? Die Bibel, immer die Bibel. Man erzählt sich, die Königin Viktoria habe, als die Abgesandten eines wilden Volksstammes ihr beim Anblick der Wunder der englischen Civilisation ihr Entzücken ausdrückten, denselben geantwortet: 'Ich will euch die Größe dieser Quelle zeigen,' und damit habe sie ihnen eine Bibel hingeboten. Wahr oder falsch, ist dieß die Ansicht des größten Theils der Nation. Muß nicht ein so allgemein gelesenes Buch einen gewaltigen Einfluß auf die Denkweise und die Sitten der Engländer geübt haben?“

Doch der Verfasser hat es ja mit diesem Einfluß nur insoweit zu thun, als er sich jenseits der Meere äußert, also geht er jetzt zu den Missionsgesellschaften über, unter denen er die Ausbreitungsgesellschaft, die kirchliche, die Londoner, die baptistische und die wesleyanische namentlich aufzählt. Hören wir, wie er jede derselben charakterisirt:

„Die älteste und unbestreitbar eine der wichtigsten ist die im Jahr 1701 gegründete Ausbreitungsgesellschaft. Ursprünglich war es ihre Bestimmung, die christliche Erkenntniß in den englischen Kolonieen zu befördern; aber nicht zufrieden, ihre Wirksamkeit über einen Flächenraum von neun Millionen Quadratmeilen auszudehnen, nimmt sie heutzutage auch viele Länder in Angriff, in denen das britische Banner nicht weht. Der berühmte John Wesley war einer der Missionare dieser Gesellschaft, und wurde von ihr (1735—38) nach Amerika gesandt. Bei ihrer Gründung zählte sie kaum mehr als 20 Sendboten in der Ferne; jetzt stehen 3000 über alle Welttheile zerstreute Geistliche der anglikanischen Kirche in ihrem Dienst. So weit ihr Einfluß reicht, führt sie überall das bischöfliche Regiment der Heimat ein, und drückt so den verschiedensten Gegenden denselben Stempel protestantischer Organisation auf. Diese Gesellschaft, an deren Spitze der Erzbischof von Canterbury und alle andern kirchlichen Würdenträger des Königreichs stehen, hat eine Jahreseinnahme, die Anno 1864 die Summe von 2,574,925 Fr. erreichte,*) und durch regelmäßige und freiwillige Beiträge zusammenkommt.

*) Im letzten Jahre 91,186 Pfd. Sterl.

„Eine andere große, gleichfalls auf die Landeskirche gestützte Anstalt ist die im Jahr 1799 aus einer Verbindung von Geistlichen und Laien hervorgegangene kirchliche Missionsgesellschaft. In den zwei ersten Jahren konnte sie nur die schwache Summe von 4425 Fr. zusammenbringen. Mit der Zeit wuchsen ihre Einnahmen, aber Männer, d. h. Missionare waren in England schlechterdings nicht zu finden. Die afrikanischen Küsten und besonders die von Sierra Leone, die sie sich zum Arbeitsfeld ausersehen hatte, galten damals für die ungesundesten Gegenden der Erde. Um dieselbe Zeit ungefähr bildete sich in Deutschland eine andere evangelische Missionsgesellschaft, die wohl Leute, aber kein Geld hatte. Die beiden Anstalten traten nun mit einander in Verbindung; die Engländer versprachen die Kosten zu übernehmen, wenn die Deutschen die Streiter für diesen geistlichen Feldzug stellen wollten. Fremde waren es also, welche zuerst den Kampfplatz betraten und der englischen Unternehmung in dieser gefürchteten Region den Weg bereiteten. Merkwürdiger Weise waren die englischen Frauen damals muthiger als die Männer. Die meisten deutschen Missionare, die verheirathet hinauszogen, nahmen englische Gattinnen mit, die sich durch die Gefahren des Klimas nicht schrecken ließen. Wie ist das jetzt so anders geworden! Das nationale Element hat das ausländische verdrängt, und in welchem Maß hat sich der Wirkungskreis der Gesellschaft erweitert! Sie schickt 680 Arbeiter verschiedenen Rangs hinaus, um für die Bekehrung der Welt thätig zu sein; ihre Sendboten predigen oder lehren in fünfzig verschiedenen Sprachen, und ihre 800 Schulen ertheilen 36,000 Kindern und Erwachsenen von allen Geschlechtern der Menschheit christlichen Unterricht. Im Jahr 1865 hatte die kirchliche Missionsgesellschaft die ungeheure Einnahme von 3,611,600 Fr.*) Solche Hilfsmittel geben ihr natürlich einen mächtigen Hebel in die Hand, den fast auf allen Punkten der Erde die Einsicht der protestantischen Geistlichkeit lenkt.

„Die von der Staatskirche getrennten Sekten sind keineswegs müßige Zuschauer dieser religiösen Eroberung der Welt durch die Verbreitung englischer Gedanken geblieben. Schon im Jahr 1786 lenkte der Baptistenprediger Carey die Aufmerksamkeit seiner Glaubensbrüder auf die heidnischen Länder hin. Durch eine große Vorliebe für die Geographie zu der christlichen Propaganda hingezogen,

*) Im letzten Jahre 150,356 Pfd. Sterl.

wollte er dem Studium der Erdkunde und der Sprachforschung einen geheiligten Impuls geben. Im J. 1791 besprach er diesen Gegenstand auf einer Versammlung baptistischer Geistlicher zu Clipstone in Northamptonshire, und ein Jahr später war die Baptistische Missionsgesellschaft zusammengetreten. Kurz darauf reiste Dr. Carey nach Ostindien ab und errichtete eine Buchdruckerei in Sirampur. Mit einem ans Unglaubliche grenzenden Sprachtalent begabt, übersetzte er in Verbindung mit seinen Mitarbeitern die h. Schrift in 40—50 Mundarten der verschiedenen indischen Stämme. Sein im Jahr 1834 erfolgter Tod wurde von allen Freunden der Wissenschaft betrauert. Diese Missionsgesellschaft der Baptisten, deren Jahreseinnahme Anno 1865 sich auf 718,600 Fr. *) belief, verdankt einen Theil ihres Erfolgs in Indien ihrer weisen Mäßigung. Von 1805 an empfahl sie ihren Missionaren, die Vorurtheile der Hindu's zu schonen, sich aller heftigen Angriffe auf ihre Götter zu enthalten und sie in ihren religiösen Ceremonien nicht zu stören. 'Die Eroberungen des Evangeliums, fügte sie hinzu, sind die der Liebe.' Eben diese Gesellschaft dehnt ihre Thätigkeit jetzt auch auf einige andere Welttheile aus. Ihr Name ist neuerdings in Verbindung mit den traurigen Auftritten in Jamaika genannt worden, die sie voraussah und ohne Zweifel zu beschwören glaubte, indem sie der Lokalbehörde die gerechten Beschwerden der schwarzen Bevölkerung mit Nachdruck vorstellte."

Bei der im Jahr 1795 von Christen verschiedener Benennungen gegründeten und großentheils durch die Beiträge von Dissidenten unterhaltenen Londoner Missionsgesellschaft, ist es hauptsächlich das Anstaltsgebäude mit seinen Merkwürdigkeiten, das die Aufmerksamkeit des Verfassers fesselt. Mit Theilnahme besieht er sich in ihren Sälen die Bilder der ganzen Phalanx von Missionaren und Missionarinnen, an deren Reihen sich die berühmten Namen Morrison, Ellis, Moffat und Livingstone knüpfen. Sinnend verweilt er sodann besonders bei der Sammlung von Götzen. „Wem würde nicht ganz eigen zu Muthe beim Anblick der Denkmäler der geschichtlichen Entwicklung der Religionen. Die Götzen der untergeordneten Rassen erscheinen wie unzeitige Geburten, deren vollkommenere Ausbildung spätere religiöse Systeme uns vor Augen stellen. Durch welche Reihe von Verkörperungen hat sich doch im menschlichen Geist das Ideal eines

*) Im letzten Jahre 30,105 Pfd. Sterl.

höchsten Wesens Bahn gebrochen! Die polynesischen Götzen gereichen dem Volk, das ihnen Opfer darbrachte, keineswegs zur Ehre, das muß man gestehen. Die meisten derselben sind grob geschnitzte Holzklötze, denen die Wilden ihre eigenen blutdürstigen Begierden aufgeprägt haben. Was soll man z. B. von jenem Götzen denken, der fast keinen Kopf und ein unermeßliches, ganz mit spitzen Zähnen besetztes Maul hat? Beschämt wendet man sich von diesen ersten wüsten Gebilden des erwachenden religiösen Gefühls ab, und tritt vor die chinesischen Hausgötter hin. Diese alltäglichen, sinnlichen Gestalten verrathen ein bis in die Gebilde der Kunst hinein ideal-loses Volk; aber dennoch — welcher Unterschied zwischen ihnen und den häßlichen Mißgeburten der polynesischen Götzen! Dieser Reihe von Götzen folgt die großartige indische Mythologie, deren seltsame symbolische Darstellungen bisweilen sich bis zur Schönheit erheben. Unter den Gottheiten dieses an Ueberraschungen so reichen Landes stellt sich uns höchst unerwartet eine Madonna mit dem Jesuskinde dar. Diese kleine Statuette hat ein seltsames Schicksal gehabt. Von einem italienischen Künstler in vergoldetem Holz ausgeführt, wurde sie von katholischen Missionaren nach Indien gebracht und mit der Zeit in das Pantheon der indischen Glaubenslehre aufgenommen. Man schrieb ihr alle möglichen Wunderkräfte zu, und ihre Wegnahme verursachte eine wahre Bestürzung unter den Eingebornen. Ist das nicht nur zu oft die Geschichte der Missionen? Man will den Aberglauben eines Volks zerstören und bringt ihm dafür ein neues Götzenbild."

(Zur Vergleichung mit den übrigen statistischen Angaben sei hier beigefügt, daß die Einnahme der Londoner Missionsgesellschaft im letzten Jahre 78,958 Pfd. Sterl. betrug.)

„Die Wesleyaner, eine der verbreitetsten und thätigsten englischen Sekten, konnten auf ihren Antheil an einem so durchaus volksthümlichen Werke nicht verzichten. Vom Jahr 1786 an hatten sie ihre Sendboten in verschiedenen Gegenden der Erde, aber erst 1816 bildeten sie eine eigene Gesellschaft. Dr. Coke, einer ihrer ersten Missionare, stieß in Westindien auf großen Widerstand von Seiten der Sklavenhalter. Die Pflanzer erklärten sich gegen die Bibel unter dem Vorwand, ein Sklave, der lesen könne, tauge nicht mehr zur Erfüllung der Pflichten seines Standes. Die Gesellschaft, die in ihrem Jubiläumssaal (Centenary-Hall) ein großes, auf Säulen

gestütztes Gebäude besitzt, nahm Anno 1861 die Summe von 3,547,475 Fr. *) ein. Alle Zweige des Protestantismus haben, wie man hieraus sieht, mindestens eben so große Opfer und Liebesthaten aufzuweisen, als irgend eine andere Religion. Im Ganzen schätzt man das den Zwecken der äußern Mission dienende Kapital auf nahezu 25 Millionen Franken."

Wie seine Wanderung durch die Reihe der Götzen, so beginnt Esquiros auch seinen historischen Ueberblick über die evangelischen Missionen Großbritanniens mit Polynesien. Er thut dieß in so gedrängter und lebendiger Weise, mit Einflechtung so mancher heiterer Zwischenfälle, daß diese Schilderung aus der Feder eines Katholiken wohl manchem unserer evangelischen Leser ansprechend und neu wäre; wir beschränken uns aber auf die Mittheilung der Resultate, die er aus seinen wirklich eingehenden Studien zieht:

„Ist es nicht natürlich zu fragen, welche Veränderung nach allen diesen Anstrengungen der englische Einfluß in dem Zustand der Südsee-Insulaner bewirkt hat? — Einmal ist der Götzendienst beinahe verschwunden. Die armen Götter, deren Bekanntschaft wir im Museum der Londoner Missionsgesellschaft machten, haben größtentheils ein sehr demüthigendes Ende genommen. Die Einen sind von den Wilden mit Füßen getreten, andere mit einem Stein am Hals ins Meeer versenkt, noch andere in der Küche verbrannt worden. Aber hatten sie nach Allem nicht dieses Loos verdient? Brachten doch selbst die nichtkannibalischen Insulaner ihren Götzen Menschenopfer dar. Ueberdieß wehrte sich der alte Aberglaube kaum um sein Leben. Einzelne Fälle ausgenommen, wo es im Interesse der Häuptlinge lag, eine Religion aufrecht zu erhalten, die ihnen göttliche Ehre zuschrieb, fielen die plumpen Marai's (Tempelhöfe), die hölzernen Bildsäulen, die häßlichen Sinnbilder einer verworrenen Götterlehre wie die polynesischen Wälder in einer stürmischen Nacht . . .

„Was ich an dem Protestantismus bewundere, ist, daß er durchaus auf ein Buch gestützt, von Anfang an auch für den Unterricht der Wilden sorgen mußte. Als die ersten Missionare auf den Inseln der Südsee landeten, fanden sie die Sprache der Eingebornen noch so unangebaut wie den jungfräulichen Boden ihrer Berge. Sogar

*) Im letzten Jahre 148,140 Pfd. Sterl., während für die Missionen der Freimethodisten 9,764, für die primitiven Methodisten 9,557 Pfd. Sterl. eingiengen.

der Gebrauch der Buchstaben war ihnen unbekannt. Die kleine Literatur, die sie jetzt besitzen, verdanken sie Fremden, die ihrer Sprache, ihren Sagen, ihren Gedanken erst einen schriftlichen Ausdruck verliehen. Die Bibel wurde allmählich in vierzehn Mundarten übersetzt und gedruckt, und um sie Allen zugänglich zu machen, suchte man aus den Eingebornen selbst Schullehrer heranzubilden. Diese Lehrer werden aus allen Klassen der Bevölkerung genommen; so bekleidet z. B. der König der Freundschaftsinseln zugleich auch das Amt eines Predigers und Professors. Es besteht überdieß eine Einrichtung von Normalschulen, durch welche die Missionare gewissermaßen den gegenseitigen Unterricht des ganzen Volkes bewerkstelligen. Die Londoner Mission unterhält allein 372 Erziehungsanstalten mit 21,103 Zöglingen auf den Inseln. Anfangs verursachte eine geschriebene Botschaft das größte Staunen unter den Eingebornen. 'Wie kann das Ding sprechen,' fragten sie, 'es hat ja keinen Mund.' Jetzt wissen manche Lehrer ihre Gedanken fließend in Briefen auszudrücken; ja es sind schon Bücher auf den Inseln erschienen, deren Abfassung, Druck und Einband ganz durch die Hand der Eingebornen gieng. Was ich befürchte, ist nur, man könnte die kindliche Art und Weise der schwarzen oder malayischen Völkerfamilien großentheils dem religiösen Element zum Opfer gebracht haben. Den Glaubensbekenntnissen der Insulaner spürt man zu sehr den europäischen Ursprung an. Einem jugendlichen Geschlecht fremde Formen aufnöthigen, heißt nicht seine Energie entwickeln, sondern vielmehr es zu einer altklugen Kindheit verurtheilen.

„Einer der wichtigsten (?) Dienste, welche die Missionare den Wilden Polynesiens leisteten, war die Einführung gewisser Hausthiere. Trotz ihres außerordentlichen Reichthums an Naturschönheiten war diese Inselwelt ungemein arm an Thieren. Auf manchen ihrer Eilande hausten nur Schlangen, Fledermäuse und Ratten; die letztern freilich in Schaaren. In den ersten Zeiten konnten sich die Missionare gar nicht zu Tische setzen, ohne daß zwei oder drei Personen damit beschäftigt waren, diese ungebetenen Gäste zu verscheuchen. Den Insulanern dienten sie zur Speise; ihr Fleisch wurde als ein Leckerbissen betrachtet, und 'so gut wie eine Ratte' war eine sehr beliebte Redensart der dortigen Feinschmecker. Als die englischen Missionare zum ersten Mal zwei Schweine nach Mangaia brachten, machte sich das Staunen der Eingebornen, die noch nie solche Ge-

schöpfe gesehen hatten, in lauten Ausrufen Luft. Der Häuptling breitete seine eigenen Kleider und die Zeichen seiner Würde über sie und schickte sie dann in den Tempel, um den Göttern ihre Huldigung darzubringen. Jetzt sind diese gefräßigen Thiere auf den meisten polynesischen Inseln eingebürgert und haben theilweise die Ratten vertilgt, indem sie dafür ihr eigenes Fleisch dem Menschen zur Nahrung darbieten. Die Ziege hatte gleichfalls die Ehre, bei ihrer ersten Erscheinung die Bewunderung der Eingebornen zu erregen, die sie für einen seltsamen Vogel mit zwei Zähnen auf dem Kopfe hielten. Auch sie hat sich auf den schönen, vorher an thierischen Formen so armen Bergen der Inseln außerordentlich vermehrt. Ihr folgten der Esel und das Pferd und endlich das Rindvieh. Aber nicht nur die Nahrung, die ganze Lebensweise der Wilden ist durch den Uebergang vom Fischfang zur Viehzucht eine andere geworden.

„Vor der Ankunft der Engländer hatten die Eingebornen nicht einmal ein Wort zur Bezeichnung häuslicher Bequemlichkeit. Wie ist das nach den Briefen der Missionare heutzutage so ganz anders geworden! Die niedern, blätterbedeckten Hütten haben wohnlichen Häuschen Platz gemacht. Die Wohnungen verschönern heißt den Charakter der Insaßen veredeln; daher werden in einigen Schulen die Zöglinge auch in den Anfangsgründen der Baukunst unterrichtet. Unter den von Bananen beschatteten Dächern sieht man jetzt allerlei Hausgeräthe, sogar Sofa's. Es gibt kein Volk, für das Behaglichkeit keinen Reiz hätte. Als einst John Williams, der größte Missionar Polynesiens, auf seinem selbsterbauten Schiffe war, wurde seine Kabine einmal von eingebornen Frauen bestürmt, die alle lüstern waren, in seinem weichen Bett zu schlafen. Da er die frischen Leintücher nicht ihrer öligen Haut preisgeben wollte, mußten sie sich damit begnügen, daß Eine nach der Andern ihr Gesicht an den Federkissen reiben durfte.

„Europäische Moden üben großen Einfluß auf die Ansichten der Eingebornen. Die Engländerinnen lehren die Töchter Polynesiens die Nadel führen und Hüte machen. Welcher Zauber für die Eitelkeit! Manche heidnische Frauen wollen nun Christinnen werden, um sich gut zu kleiden. Ich meinestheils frage mich zwar, ob diese Hüte und diese Kleider die Schönheit der Malayinnen und Negerinnen erhöhen, ob sie nicht vielmehr Karrikaturen aus ihnen machen? Jeder Zweig der menschlichen Familie hat eine von der Natur vorgeschriebene

Art sich zu tragen. Ist eine Polynesierin in ihrem wild phantastischen Schmuck, einen Kranz von Blättern und Blumen ums Haupt, die Schultern mit blauen Perlen und rothen Beeren bedeckt und eine Rohrmatte um den Leib gebunden, dem Ideal des Schönen nicht näher, als wenn sie sich ungeschickt als Dame verkleidet? Die Missionare und die Wilden selbst, muß ich hinzufügen, sind anderer Meinung. Die Religion der Eingebornen wird an ihrer Kleidung erkannt, und die Moden der Civilisation bekommen unstreitig die Oberhand. Diese Liebe zum Putz entwickelt wenigstens die Geschicklichkeit in Handarbeiten und schafft ein Band der Vereinigung mit den Fremden. Denn haben nicht ihnen die polynesischen Frauen es zu verdanken, daß sie sich jetzt in einem Spiegel beschauen können, anstatt wie früher zur Quelle zu laufen? Die Macht des Beispiels und die steigenden Bedürfnisse haben überdieß auch die nützlichen Künste ins Leben gerufen. Die Landschaft, ehemals durch Wälder und die romantische Schönheit der Einöde verdüstert, gleicht jetzt mehr oder weniger einem mit Baumwolle, Zucker und Yams bepflanzten Garten. Bei uns kauft man Waaren ums Geld; den erst werdenden Gesellschaften sind die Waaren, d. h. die Bodenerzeugnisse das Mittel, sich Geld zu verschaffen.

„Die Regierung, einst eine abscheuliche, grausame Form des Despotismus, hat sich nun Gesetzen unterworfen. Der Schutz des Lebens und Eigenthums ist durch unverletzbare Verträge verbürgt. Beamte verwalten die Rechtspflege; sogar das Institut der Geschwornen hat auf den Inseln der Südsee Eingang gefunden. Die blutigen Stammfehden haben beinahe aufgehört die Bevölkerung zu zerfleischen, und das einst fast zur Sitte gewordene Verbrechen des Kindermords kommt nicht mehr vor. Besonders angelegen ließen sich die Missionare die Hebung des weiblichen Geschlechts sein. Die Frau, zur Ehe meist gekauft, wurde von dem Manne einst als seine Sklavin und sein Eigenthum betrachtet. Man hielt sie für so unrein, daß sie nie die geweihten Plätze betreten durfte; ja man glaubte ihre Gegenwart den Göttern noch verhaßter als die unfläthiger Thiere. Auf den Fidschi-Inseln wurden die Frauen der Häuptlinge bei deren Begräbniß erwürgt unter dem Vorwand, sie können ihnen im jenseitigen Leben noch Dienste leisten. Der englische Protestantismus hat, indem er die Polygamie abschaffte und die bürgerlichen Einrichtungen verbesserte, der Familie eine durchaus neue Grundlage gegeben.

„Dank den reichen Gaben des Klimas und seiner Geschicklichkeit findet der Missionar in der Regel Mittel, in jenen sich eben erst dem Zustand der Barbarei entwindenden Gegenden ein ziemlich freundliches Heimwesen zu gründen. Sein Grundsatz ist, nicht selbst ein Wilder zu werden, sondern an der Gesittung der Wilden zu arbeiten. Freilich muß er dazu anfangs etwas von der Erfindungsgabe eines Robinson Crusoe haben. Will er ein hübscheres und bequemeres Haus als die andern, so muß er es in den meisten Fällen selbst bauen. Die Eingebornen bieten ihm zwar ihre Dienste an, aber an ihm ist's dennoch, den Plan zu machen und die Arbeit zu leiten. Steht das Haus fertig da, so handelt es sich noch um die innere Einrichtung. An Rohmaterial dazu fehlt es nicht; viele köstliche Holzarten kosten nur die Mühe des Fällens; aber wenn er aus diesen Geschenken der Natur Nutzen ziehen will, muß der Missionar ein wenig Schreiner und ein wenig Dreher sein. Die meisten von ihnen verstehen auch etwas von verschiedenen Handwerken, und das Gesetz der Nothwendigkeit, die unsere Nachbarn die Mutter der Künste nennen, hilft ihnen allmählich die ersten Schwierigkeiten überwinden. Da sie es mit den Anfängen der Civilisation zu thun haben, ist das einfachste Verfahren immer das beste, und eigene Versuche fördern ihre technischen Kenntnisse in der Regel mehr als Bücher. Ihre Frauen sind ihnen auch eine große Hilfe bei Allem, was häusliches Wohlsein betrifft. Sie üben in und außer dem Hause einen sympathischen Einfluß, der viel zum Gedeihen der englischen Missionen beiträgt. Geeigneter als die Männer, sich bei Frauen und kranken Kindern einzuführen, gewinnen sie durch ihre Dienstleistungen leichter als jene die Herzen. Die Wilden können sich auch einen Evangelisten kaum unverheirathet denken. Als katholische Missionare mit barmherzigen Schwestern auf den Inseln der Südsee landeten, betrachteten die Eingebornen sie als die Frauen der Priester und ließen sich diese Meinung schlechterdings nicht aus dem Kopfe bringen. Wer sollte übrigens nicht die Hingebung dieser Engländerinnen bewundern, die sich dazu verurtheilen, fern von allen Annehmlichkeiten der Gesellschaft zu leben? Allein inmitten von Männern einer andern Farbe, einer andern Sprache, andern Sitten, können sie nicht ohne Grauen an ihre Lage denken, falls ihr Mann stürbe und sie in jenen uncivilisirten Gegenden zurückließe. Oft begleiten sie ihren Gatten auf seinen Reisen und theilen mit der ganzen Familie muthig seine Gefahren. Man zählt manch-

mal sogar auf diese zarteren Wesen zur Besänftigung feindseliger Gefühle, aber mehr als einmal ist auch die Art von Zuneigung, welche sie bei den Eingebornen weckten, schon eine Quelle der Verlegenheit geworden. Unter den Wilden aufwachsend, zeichnen sich die Kinder der Missionare durch eine eigenthümliche Geistesrichtung aus, und gewöhnen sich daran, in der Sprache des Landes zu denken. Als einem derselben sein Brüderlein an einer jener in ungesunden Gegenden so häufigen Krankheiten gestorben war, sagte es zu seinem Vater: 'O pflanze es nicht, ich bitte dich, es ist so schön!' Pflanzen heißt in der Sprache der Eingebornen: in die Erde senken.

„Welchen Gewinn haben nun aber England seine Missionen in der Südsee gebracht? Einmal hat es sich durch dieselben Verbündete und Freunde erworben. Eines der größten Hindernisse, auf die anfänglich die Verkündigung des Evangeliums stieß, war die Furcht der Eingebornen, man möchte es dabei auf ihr Land abgesehen haben. Man hatte die schwarzen und kupferfarbenen Stämme nur zu sehr daran gewöhnt, in den christlichen Missionaren die Vorboten eines feindlichen Einfalles zu sehen. England, schon überladen mit Kolonieen, befolgte eine weise Politik, indem es darauf verzichtete, seinem weiten Reiche neue Inseln einzuverleiben und hat dadurch zugleich das Vertrauen von deren Regenten gewonnen. In der weiten Wasserwüste findet es jetzt allenthalben Erfrischungsplätze für seine Schiffe, Stationen für seine Walfischfänger Absatzquellen für seine Fabrikate. Auch ohne ihre Eroberungen auszudehnen, trägt es zur Größe einer Nation bei, wenn sie fremde Völker auf der Leiter des geselligen Lebens um eine Stufe hebt."

Ehe Esquiros auf ein anderes Missionsgebiet übergeht, berührt er noch die Schwierigkeiten, die den Missionaren oft durch gewissenlose Europäer bereitet werden und den abscheulichen Menschenraub, den neuerdings unter den arglosen Insulanern peruanische Sklavenhändler verübten. Ueber die Korrespondenz der Missionare bemerkt er: „Die Archive der verschiedenen Missionsgesellschaften sind ungemein interessant. Welche Reisebeschreibungen halten den Vergleich mit ihnen aus? Die Missionare sind nicht immer Gelehrte; es begegnet ihnen wohl mitunter, sich in Vielem zu irren; ihre geologischen, ethnologischen und naturgeschichtlichen Beobachtungen sind oft unklar und ungenau; aber wie viel besser als alle Anderen kennen sie den Charakter und die Sitten der Völker, unter denen sie leben!" Und über die Abfahrt

des am 4. Januar 1866 in See stechenden neuen John Williams: „Die Abfahrt eines Schiffes ist immer ein feierlicher Augenblick; in diesem Fall aber erhöhte die Länge der Reise und der sittliche Zweck, dem es auf dem fernen Ocean dienen sollte, die Rührung der Zuschauer um ein Gutes. Und doch sah man sich vergeblich nach Scenen von Gemüthsbewegung und Verwirrung um, die sonst bei solchen Veranlassungen an Bord zu finden sind. Auf dem Verdeck stehend sagten zehn Passagiere, die Missionare mit ihren Frauen, ihren Freunden Lebewohl. Sechs derselben waren auf die Schifferinseln, die vier andern nach Rarotonga und Huahine bestimmt. Auf den von einem Strahl stiller, ruhiger Begeisterung durchleuchteten Zügen der Scheidenden, namentlich der Frauen, war nur ein leiser Hauch von Wehmuth zu lesen. Ein charakteristischer Zug der englischen Missionare ist eine gewisse Wanderlust in Verbindung mit dem religiösen Gefühl. Wenn es überhaupt noch Glauben gibt auf der Erde, so muß man ihn bei ihnen suchen. Das Familienleben, dem sie auf ihren fernen Sendungen nie entsagen, gibt ihnen einen großen Vortheil vor den katholischen Priestern in die Hand. Wer ist der wahre evangelische Missionar unter den mehr oder weniger götzendienerischen Völkern? Das Weib. Auf das Weib und die Kinder mehr noch als auf den Mann zählen die verschiedenen Missionsgesellschaften Londons, um dem englischen Christenthum bei den Wilden Eingang zu verschaffen(?). Indessen schien der John Williams mit seinen aufgezogenen Segeln vor Ungeduld zu zittern. Nach verschiedenen Signalen befahl die Stimme des Kapitäns, die Anker zu lichten, und das Fahrzeug trat seine erste Reise an. Lange folgte ihm die Menge am Ufer mit den Augen, die andern Schiffe, die die Themse hinabgleiteten, waren Geschäftsboten, er der Vertreter einer Idee." *)

Durchaus wahrheitsgetreu schildert Esquiros nun, wie gewöhnlich ein junger Mann zur Wahl eines Missionsberufes kommt, und welch unvorhergesehene Zwischenfälle oft seine Aussendung auf dieses oder jenes Arbeitsfeld bestimmen. Ergreifend ist das Bild, das er von seiner Ankunft entwirft, wenn der ihm angewiesene Posten etwa Sierra Leone ist: „Die afrikanische Küste stellt sich in ihrer ganzen wilden Pracht dem Auge dar. Eingeborene, die von der erwar-

*) Leider ist der John Williams bereits den 8. Januar 1867 am Riff der Wildeninsel gescheitert.

teten Landung des neuen Lehrers gehört haben, stürzen sich ins Wasser und umgeben schwimmend seinen Kahn. Alles, was er sieht, erscheint ihm zuerst groß und neu; nichts, gar nichts gleicht dem, was er im blassen England sah. Majestätische Kokospalmen wiegen sich im Winde; ein ganzes Volk von Schwarzen, Männer, Frauen, halbnackte Kinder, ein Dutzend Sprachen, deren seltsame Klänge ihm verworren ins Ohr tönen, und von denen er keine einzige versteht, das ist der fremdartige und überwältigende Auftritt, der ihn begrüßt. Nun wird er in seine neue, oft mehr als eine Stunde vom Ufer entfernte Wohnung geführt. Ein Haus, durch eine Verandah vor den Strahlen der Sonne geschützt, wird zwischen einem Häuflein Hütten sichtbar. Es soll fortan das seine sein und sieht von außen nicht übel aus. Man tritt in den Hof ein; an den paar Stufen vor dem Eingang wächst eine schöne wilde Blume, eine Art exotischen Jasmins. 'Das ist eine freundliche Vorbedeutung,' ruft die Missionsfrau aus; 'diese Blume heißt uns willkommen.' Und doch ist es die Abwesenheit der Menschen, die dieser Pflanze das Recht gegeben hat, hier auf der Schwelle der verlassenen Wohnung zu blühen. Innen sieht's dumpf und trübe aus. Es ist ein Haus des Todes, das man betritt; gerade so ist es geblieben, wie der letzte Seufzer seines letzten Bewohners es ließ. Schweigend verkündet diese Stätte dem jungen Paar, was es in diesem mörderischen Klima heute oder morgen zu erwarten hat. Man übertüncht die Mauern, reinigt den Boden, öffnet die Fenster, um in dieses Grab einen Lebenshauch aus der freien Natur hereinzulassen."

Nicht ganz so ausführlich, aber mit derselben Frische und Lebendigkeit wie das polynesische, zeichnet der Verfasser hierauf seinen Lesern das west- und südafrikanische Missionsleben in seinen äußern Umrissen; dann fährt er fort:

„Die englischen Missionare theilen durchaus nicht die Ansicht der Amerikaner von der absolut niederern Begabung der Neger. Alle zollen vielmehr den guten Eigenschaften der äthiopischen Rasse ihre Anerkennung, und wenn sie zuweilen zu erröthen haben, so ist es viel mehr über das Betragen der Weißen, die des Elfenbeinhandels und der Straußenfedern willen ins Land kommen und der schwarzen Bevölkerung das traurigste Beispiel geben. In den Schulen zeigen die farbigen Kinder eine gewisse Leichtigkeit der Auffassung. Drei junge, der Sklaverei entrissene Neger wurden kürzlich vom Oberst

Rigby, dem früheren Konsul in Sansibar, mit nach England gebracht und verschiedenen Anstalten übergeben, in denen sie sich bald auszeichneten. Einer derselben war immer unter den Ersten der Klasse. Man behauptet zwar, mit dem vierzehnten Jahre trete ein kritischer Zeitpunkt in der Weiterentwickelung der Geisteskräfte des Negers ein. Das Richtige ist wohl, daß unsere europäischen Methoden derselben nicht immer günstig sind. Unter den Männern, die am meisten für den Unterricht der Schwarzen (eigentlich Braunen) gethan haben, ist der ehrwürdige Moffat, Schwiegervater des berühmten Reisenden Livingstone, zu nennen. Trotz seines hohen Alters aufrecht und fest wie eine Palme in der Wüste, der einzige Fremde in einem fast wilden Lande, leitet er noch immer die apostolischen Arbeiten, bei denen ihm seine Tochter Jane im Schulwesen hilft. Die große Einwendung der heidnischen Neger, die sich zum Christenthum bekehren wollen, ist, die Religion des Weißen sei für den Weißen, wie die Religion des Schwarzen für den Schwarzen gemacht. An dieser naiven Folgerung könnte wohl etwas Wahres sein. Daher begnügen sich auch, während gewisse Missionare von beschränktem Gesichtskreis mit aller Gewalt dem farbigen Manne unverständliche Lehrbegriffe einschärfen wollen, andere, weisere damit, seinem Herzen die allgemeinen Grundzüge der christlichen Sittenlehre einzuprägen (?).

„Lange Jahre hindurch haben die englischen Missionare ungleich weniger von Seiten der heidnischen Neger als von ihren sklavenhaltenden Landsleuten zu leiden gehabt. Diese Letzteren sahen ungern im Jahre 1838 ihre Herrschaft zu Ende gehen, aber es fehlt noch viel, daß die Sklaverei an der afrikanischen Küste wirklich abgeschafft ist. Und wie könnte es anders sein, so lange im Innern dieses unglücklichen Landes, in dem man die Jahrbücher des schwarzen Geschlechts mit Blut geschrieben sieht, der Fürst seine Unterthanen, der Vater seine Kinder, eine Familie die andere verkauft? Der Handel mit Menschenfleisch wird hauptsächlich von Arabern betrieben, die den Sklaven, den sie von Hand zu Hand austauschen, als eine Art laufender Münze betrachten. Es verstreicht kaum ein Tag, ohne daß in Folge eines heftigen Kampfes zwischen englischen und arabischen Seeleuten ein Sklavenschiff weggenommen wird. Gewöhnlich wohnen die Missionare und ihre Frauen dem herzbeweglichen Auftritt der Ausschiffung bei. Die Matrosen bringen zuerst die drei- bis sechsjährigen Kinder ans Land, legen sie mit derben Witzen auf den Sand

und küssen sie wie schwarze Lämmer auf den Kopf. Dann kommt die Reihe an die jungen Mädchen, von denen einige im Kampf verwundet wurden, an die Mütter mit ihren Säuglingen, an die über die ihnen bewiesene Theilnahme staunenden Männer. Eine Ladung von 350 Schwarzen ist manchmal auf einem kleinen Schiff zusammengepreßt, wo jeder nur eine Handvoll Reis zu seiner Nahrung hat. Die Araber nehmen an, daß sie wegen der großen Sterblichkeit an Bord von drei Negern nur Einen wohlbehalten an Ort und Stelle bringen, aber auch so noch ist der Handel einträglich genug. Die Anstrengungen, welche die Engländer an der afrikanischen Küste gemacht haben, um diese Greuel zu beschränken, haben ihnen die dankbare Anerkennung der äthiopischen Rasse erworben. Livingstone erzählte i. J. 1865 auf den Londoner Jahresfesten, daß wenn im Innern des Landes die öffentliche Peitsche (denn eine solche Einrichtung gibt es dort) mit Macht geschwungen werde, die armen gegeißelten Schwarzen unter ihren Streichen rufen: 'O die Engländer, wann werden die Engländer kommen!'"

Wohlthuend ist es in Esquiros kurzem Ueberblick über die evangelische Mission in **Madagaskar** auch nicht Eine der ungerechten Beschuldigungen zu finden, die nicht nur von französischer und katholischer, sondern auch von deutscher und protestantischer Seite schon gegen die dortigen Friedensboten, selbst gegen den ehrwürdigen Ellis erhoben wurden. Hören wir nun auch noch seine Bemerkungen über die Missionsarbeit unter **Chinesen** und Hindu's:

„Wir haben bis jetzt den moralischen Einfluß Englands im Kampf mit unwissenden Naturvölkern gesehen, die im Christenthum nothwendig eine erhabenere Religion erkennen mußten; ganz anders aber stehen die Sachen, wo die Missionare sich an Völker wenden, die bereits eine Philosophie, einen Lehrbegriff und heilige Schriften haben. Völker, die nur hölzerne Gottheiten haben, überliefern sie ohne viel Widerstand den Händen der Fremden; wie ungleich hartnäckiger aber vertheidigt der Mensch die Götzen seines Geistes! Dieß ist besonders im 'himmlischen Reich' der Fall, das das seltsame Schauspiel eines inmitten der Menge seiner Götter religionslosen Volkes gewährt. Oder haben die Chinesen wirklich eine Religion? Diejenigen, welche in ihrem Lande gewohnt haben, bezweifeln es. Auf den ersten Blick scheint ihr Kultus eine der vielen Formen des Götzendienstes zu sein; aber sie kümmern sich so wenig um ihre

Götzen! Man wird so leicht mit diesen armen Göttern fertig, daß ihr Priester sie manchmal mit sammt dem Tempel verkauft, den sie bewohnen. In Nanking befindet sich das neue Spital der protestantischen Missionare in einem Tempel, den ihnen ein buddhistischer Priester mit den darin befindlichen Bildern für eine Summe Geldes überließ. Der Dienst der Ahnen und der Erdgeister übt zwar mehr Einfluß auf die Gewissen; Trauerhaine heiligen das Gedächtniß der Todten, aber auch das ist nicht das Hinderniß, das dem Christenthum im Wege steht. Dieses Hinderniß ist vielmehr die Gleichgültigkeit in Betreff der Religion. Den Chinesen liegt nichts an ihren Gottheiten, aber es liegt ihnen noch weniger daran, ihre Bücher mit dem Evangelium zu vertauschen. Man täusche sich indeß nicht: der althergebrachte Götzendienst hat nichts von seinem äußern Glanz verloren. Welche traurige Gestalt macht der arme, umherirrende Methodist in den mit goldenen Bildern überladenen Marmortempeln, den reichen Klöstern und den Amtswohnungen der Priester! All das ist freilich keine Garantie der Dauer, und das römische Heidenthum war nie so reich wie am Vorabend seines Sturzes. Nach der Ansicht der englischen Missionare droht dem Religionsgebäude der Chinesen das gleiche Loos; schon kracht es von allen Seiten, und man steht vor einem Ereigniß, dessen Folgen sich über den dritten Theil von ganz Asien erstrecken werden. Gewiß ist die Gelegenheit schön, und man begreift den Eifer, mit dem unsere Nachbarn diesen neuen Kreuzzug des Gedankens führen. Ohne von edleren Beweggründen zu sprechen, müßte es ihnen schon im Interesse ihres Handels und ihrer Diplomatie vom höchsten Werthe sein, das englische Christenthum auf den Trümmern des mongolischen Götzendienstes aufzubauen. Aber wie ungeheuer sind die Schwierigkeiten! Ist die Ernte groß, so ist dagegen die Zahl der Schnitter sehr klein. Wird eine Handvoll Leute, die nicht einmal die Landessprache fließend spricht, den Eigensinn und die übermüthige Geringschätzung eines von seinen Verdiensten aufgeblasenen Volkes bezwingen? Einige einsichtsvolle Missionare fühlen es selbst, daß eigentlich der chinesischen Philosophie eine andere Philosophie, ihrer Literatur eine andere Literatur, ihrer angeblichen Wissenschaft eine andere gründlichere und wahrere Wissenschaft entgegengesetzt werden müßte. Um dieß aber zu bewerkstelligen, müßten talentvolle Leute sehr jung nach China gehen, während eines zehnjährigen Aufenthaltes daselbst nichts versäumen, um eine hinreichende

Kenntniß der Sprache zu erwerben und dann Abhandlungen schreiben, die geeignet wären, die gebildeten Klassen des Landes zu überzeugen. Woher aber diese jungen Gelehrten nehmen? In Ermangelung solcher sucht man unter den Eingebornen Leute zu gewinnen, welche die Examen bestanden haben, an die in China die Ehrenstellen und geselligen Auszeichnungen geknüpft sind. Es ist dieß den Missionaren auch bei einigen unruhigen Geistern gelungen, die in ihrem Leben schon alle möglichen Rollen wie die von Wahrsagern, Astrologen und Quacksalbern gespielt hatten. Da sie die Schriften des Confucius kennen, sind sie besser als andere im Stande, die Einwendungen seiner Schüler zu widerlegen. Kann man aber wirklich die Hoffnung nähren, mit so schwachen Werkzeugen ein Volk von 396 Millionen Seelen zu erreichen? Und hat dieses Volk von seinem Standpunkt aus so ganz Unrecht, den Trank zurückzuweisen, mit dem man seine Schäden heilen will? Weil die neuen Gedanken nothwendig seine alten Formen sprengen müßten, widersteht China ohne Glauben an seine alten Götter, ohne andern Fanatismus als den des Selbsterhaltungstriebs, mit aller Macht dem Umsichgreifen der christlichen Lehre. Um das Evangelium anzunehmen, müßte es seine Sitten, seine Einrichtungen und Gebräuche ändern, eine lange mühevolle Arbeit, über der das römische Reich zusammenbrach. Darum zieht China es vor, auf seiner Vergangenheit einzuschlafen und wie in einem Opiumrausche in trunkener, thatenloser Weichlichkeit seine polytheistischen Träume fortzuträumen.

„Indien ist ein weiteres asiatisches Land, an dessen Bekehrung England ein besonderes Interesse hat. Die Königin Viktoria hat darin mehr muhammedanische Unterthanen als der Sultan, und mehr heidnische als irgend ein anderes gekröntes Haupt, den Kaiser von China ausgenommen. Unsere Nachbarn wissen recht gut, daß man erst dann ein Volk bezwungen hat, wenn auch seine Götter besiegt sind. Auch haben die protestantischen Missionen von Anfang unseres Jahrhunderts an Indien ins Auge gefaßt. Die erste Erscheinung des Christenthums hatte zunächst die Wirkung, den Eifer der Hindu's für ihre eigene Religion wieder zu beleben; die Reichsten und Gebildetsten unter ihnen vereinigten sich zur Herausgabe der heiligen Schriften, die vorher nie im Druck erschienen waren, und deren Handschriften ebenso selten wie kostbar waren. Diese poetischen Urkunden, welche die Lehren und Ceremonien des indischen Heidenthums enthal-

ten, erschienen in monatlichen Lieferungen und fanden in allen Städten Abonnenten. Da man sie der Neugierde der Missionare entziehen wollte, wurde den Hindu's empfohlen, sie keinem Andersgläubigen mitzutheilen. Aus Furcht, diese Denkmäler der Volksreligion könnten keine genügende Schutzwehr gegen die fremdländischen Gedanken sein, wurden in Bombay und Punah auch von Eingebornen redigirte größere und kleinere Zeitschriften gegründet. Alle indischen Sekten nahmen an dieser Bewegung Theil: die Parsi's oder Feueranbeter, welche durch ihre Intelligenz und ihren Unternehmungsgeist einen hohen Rang im Lande einnehmen, vertheidigten die Lehre Zoroasters in einer monatlichen Sammlung und gaben die Zend-Avesta mit einer Erklärung und englischen Anmerkungen versehen, heraus. Die Religion der Hindu's ist jetzt in der Phase angelangt, in der sich das Heidenthum beim Entstehen der alexandrinischen Schule befand; sie sucht ihre Dogmen zu reinigen und zu deren Quellen zurückzuführen, um Kraft zum Kampf zu schöpfen. Sie beschränkt sich nicht auf die Selbstvertheidigung, sie greift auch ihre Feinde an. Die indischen Polemiker benützen Voltaire und andere Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts als ebenso viele Waffen, um die Lehre des göttlichen Worts zurückzuweisen. Es erscheint in Frankreich oder England kaum ein Werk historischer oder religiöser Exegese, das nicht jenseits der Meere im Herzen Hindustans ein Echo fände. Der Name des Bischofs Colenso ist in den Bazars von Benares so gut bekannt, wie in den Hörsälen Oxford's. Der Missionar glaubte es nur mit Buddha(?) zu thun zu haben; statt dessen hält man ihm jetzt alltäglich die Essays and Reviews, 'die Bibel' von Michelet und 'das Leben Jesu' von Renan entgegen.

„Der grobe Götzendienst verliert sichtbar an Boden. Vergeblich werden in einigen der Städte, deren Namen an irgend eine besondere Gottheit des indischen Pantheons erinnern, noch immer an den Mauern der Häuser die auf Holz gemalten Legenden der brahmanischen Mythologie ausgehängt; all dieser Pomp mit seinen heiligen Zuthaten verhüllt nur nothdürftig die Abnahme der religiösen Ueberzeugungen. Die Tempel zerfallen, und Niemand fällt es ein, sie wieder aufzubauen. (Zu allgemein!) Als kürzlich ein Missionar von der Heidenpredigt zurückkam, hielt ihn ein Mann mit der Frage an: 'Haben Sie schon gehört, was Ranga Swami, unserm großen Dorfgott begegnet ist?' — 'Nein, was denn?' erwiederte der Englän-

der. — ‚Diebe sind in seinen Tempel eingedrungen und haben ihn von seinem Gestell herabgenommen und in einen Brunnen geworfen. Ehemals hätte ein solches Ereigniß große Bewegung verursacht. Wir hätten eine bedeutende Summe zusammenlegen müssen, um ihn aus dem Brunnen zu ziehen, ihn durch die Hand der Priester wieder weihen zu lassen und ihn auf seinen Altar zurückzubringen.' — ‚Und thut Ihr das jetzt nicht?' — ‚Nein, wir sind Alle zu dem Schluß gekommen, wenn er sich nicht selbst helfen könne, so könne er noch weniger Andere schützen.' So die ländliche Bevölkerung.

„Hauptsächlich sind es aber die großen Städte, in denen die Hinfälligkeit der alten Religion zu Tage tritt. Zu den Ursachen, die diesen Zerfall herbeigeführt haben, gehören in erster Linie die von der englischen Regierung gegründeten Unterrichtsanstalten. In diesen Schulen ehrt man die Gewissensfreiheit der Eingebornen aufs höchste, aber man lehrt sie die Anfangsgründe des menschlichen Wissens. Das System der Hindu's führt Alles auf göttlichen Ursprung zurück, daher hatten auch die Brahmanen versichert, es gebe keine geographische oder astronomische Thatsache, die nicht, wie im Grunde auch jede andere Wissenschaft, in den heiligen Schriften geoffenbart sei. Den Religionen wie den Regierungen bringt der Absolutismus den Untergang. Als die englischen Schulen zuerst eröffnet und die Weda's der abendländischen Wissenschaft gegenüber gestellt wurden, konnten sie den Vergleich nicht aushalten und verloren plötzlich alle Macht über die Gemüther der Jugend. Das Studium der Naturgesetze war es, das an der Wiege des Polytheismus die Götter stürzte. Mögen aber die Christen nicht zu früh über diesen Sieg triumphiren, denn nicht zu Gunsten ihres Glaubens bricht das kolossale Gebäude des indischen Aberglaubens zusammen! Unter verschiedenen Namen hat sich in den letzten Jahren eine neue Sekte gebildet, die sich gleich abwehrend gegen jede Offenbarungslehre verhält. Die Glieder dieser Art indischer Freimaurerei verbinden sich nur zum Glauben an ein höchstes Wesen. Dem Christenthum so gut wie dem Hinduismus feindselig gegenüberstehend, in der Bibel so gut wie in den Weda's den Ergebnissen der Wissenschaft widersprechende Stellen findend, haben sie nach ihrem eigenen Geständniß beschlossen, das Seil, das den Rest der Menschheit an eine übernatürliche Autorität bindet, zu zerhauen. Diese Jünger der Vernunft legen übrigens große Duldsamkeit an den Tag und verpflichten sich unter einander zur Achtung

jeder fremden Ansicht. Zuweilen begegnet es ihnen wohl, bei besondern Veranlassungen, wie etwa Hochzeiten und Leichen, die herkömmlichen Ceremonien zu beobachten, um nicht die Gefühle der Gesellschaft, in der sie leben, zu verletzen. Diese leichten Opfer, die sie den bestehenden Vorurtheilen bringen, abgerechnet, zeugt ihr Benehmen von großer Geistesfreiheit; sie erklären offen, in allen religiösen Formen, die nicht dem reinen Deismus entsprechen, nur die ungestalten Ueberreste eines erloschenen Aberglaubens zu sehen. Diese von dem ganzen Glanz der Intelligenz und des Reichthums umgebenen Verbindungen üben selbstverständlich einen großen Einfluß auf die gebildete Jugend von Bombay, Madras und Kalkutta. Auch hat sich eine Schule von Denkern gebildet, welche die englischen Missionare durch die Kühnheit und den Umfang ihrer philosophischen Folgerungen in Staunen setzen. Treten sie in öffentlichen Versammlungen als Redner auf, so spottet die Reinheit ihrer Moral selbst der Kritik der Christen; ohne Unterschied des Volks und des Landes führen sie als Beleg für ihre Ansichten die Namen der Schriftsteller, Reisenden und Gelehrten an, welche die Scheidewände weggeräumt und die Vereinigung der ganzen Menschheit angebahnt haben.

„Unter den 150 Millionen der Bewohner Indiens rechnet man etwa 112,000 Bekehrte (NB. im J. 1852!). Eine dünne Garbe von einem so reichen Ackerfeld. Und doch waren die Missionare nie hoffnungsvoller als gerade jetzt. Verkünden nicht die heiligen Bücher der Schastra's selbst eine zwölfte (richtiger zehnte) Menschwerdung Wischnu's? Die Brahmanen selbst geben zu, man befinde sich am Vorabend des großen Ereignisses, das die Religion der Hindu's auf einen gewissen Grad umgestalten werde. Alles sieht diese Veränderung nahen; die Christen erwarten sie; aber wird sie in der Weise eintreten, wie die englischen Missionare sichs denken?"

Nachdem Esquiros hierauf noch die Hindernisse besprochen hat, welche die Kaste, die reiche Literatur der Hindu's und der Muhammedaner, und die uralte Kultur, deren sie sich mit Stolz bewußt sind, dem durchgreifenden Sieg des Christenthums in den Weg legt, fährt er fort:

„Dürfen wir aber deßhalb behaupten, die Mission sei unfruchtbar gewesen? Gewiß nicht. Der Widerschein christlicher Gedanken hat in dem asiatischen Charakter Züge einer höhern Moral entwickelt und diejenigen, welche ihren Göttern entsagten, gezwungen, eine

Religion in ihrem Gewissen zu suchen. Im Durchblättern der Urkunden der indischen Religion hat man überdieß gefunden, daß der Glaube an einen Gott die Grundlage derselben und die Vielgötterei die Neuerung ist.“ Endlich schließt er:

„Die protestantischen Missionen Englands erstrecken sich noch über viele andere Länder der alten und neuen Welt; aber sie gewähren mit kleinen Veränderungen überall so ziemlich das gleiche Schauspiel. Allenthalben ist die Schule das Filial der Kirche, denn der bekehrte Wilde muß seine Bibel lesen lernen. Diese Forderung stößt jedoch namentlich unter den Erwachsenen auf manche Schwierigkeit. Zur Beseitigung dieser Hindernisse hat der eine Reihe von Jahren hindurch in Rupertsland thätig gewesene Missionar Hunt eine Silbenschrift erfunden, vermöge deren, wie versichert wird, die Unwissendsten in einigen Tagen die Bibel lesen lernen können. Diese Schrift ist auf alle Sprachen anwendbar, daher nennt er sie auch universell. Im Gegensatz zu unserer herkömmlichen künstlichen Schreibart heißt er seine Zeichen natürliche Buchstaben. Beschreiben läßt sich dieselbe kaum, wenn man sie nicht vor Augen hat; genug, daß sie sich bei den Rothhäuten vollkommen erprobt hat, und daß in der Nord-Londoner Bildungsanstalt für Missionarinnen eine Stunde hinreichend war, die Schülerinnen vermittelst dieser neuen Zeichen eine ihnen völlig fremde Sprache lesen zu lehren. Nach der Ansicht Missionar Hunts könnte jede Engländerin, die Zutritt zu orientalischen Frauen hat, nach derselben Methode sie durch einige Besuche der erdrückenden Langeweile eines müßigen Lebens entreißen. Er scheint zu hoffen, daß diese einfache Schrift einmal auch noch unsere vielgestalteten Zeichen verdrängen und in unsern Schulen eine der Schranken beseitigen wird, vor denen die kindliche Fassungskraft oft lange stillsteht.“ (Diese Erfindung ist von Esquiros augenscheinlich überschätzt worden.)

„So blühend auch die englischen Missionen sind, haben sie doch bei unsern Nachbarn selbst mehr als einen Gegner gefunden. Ist das Werk, das man verfolgt, wirklich das Geld und die Anstrengungen werth, die es die Nation kostet? Würde Großbritannien nicht besser daran thun, alle seine Hilfsmittel auf die Belehrung seiner eigenen Kinder zu verwenden? Haben nicht in gewissen Fällen die Missionare den Interessen des Glaubens sogar die der Menschlichkeit geopfert, indem sie friedlichen Völkern Krieg und Zwietracht brach-

ten? Ueber diesen Einwürfen, deren Gewicht sich nicht verkennen läßt, dürfen wir indeß wesentliche Dienste nicht aus den Augen verlieren. Die evangelischen Sendboten haben vermittelst der Schrift Sprachen aufbewahrt, die der bloß mündlichen Ueberlieferung anheimgegeben, vielleicht schnell verschwunden wären; sie haben unbekannte Gegenden erschlossen und künftigen Reisenden ein Feld leichterer Entdeckungen bereitet; denn für den bekehrten Wilden ist der Fremde kein Feind mehr. Einige von ihnen, von einem Geiste weiser Mäßigung geleitet, haben sich auch Anfangs weniger bemüht, in die Religion der Eingebornen einzugreifen, als sie durch Handelsverbindungen, erhöhtes Wohlsein und den Reiz nützlicher Künste in den Bereich christlichen Einflusses zu ziehen. Liegt es nicht im Interesse Aller, den Kreis der Barbarei und des Aberglaubens immer enger und enger werden zu sehen? Nur die Unwissenheit ist gottlos. Auf der andern Seite hat die englische Propaganda auch die asiatischen Völker gezwungen, ihre Glaubensätze mit den unsern zu vergleichen, und so wieder an die goldene Kette heiliger Ueberlieferungen anzuknüfen. Die Bibel, den Hindu's als das wahre Weda angeboten, hat wohl einige Angriffe zu bestehen gehabt, aber im Grunde hat der menschliche Geist dabei nur gewonnen. Die Religion, so wie man sie sich gerne denkt, muß so gut wie die Wissenschaft allen Denkmälern und Sagen Rechnung tragen und die in allen Glaubensbekenntnissen, welche die Erde erwärmen, zerstreuten Strahlen des Ideals entfesseln."

Als ein Anhang zu diesem „französischen Urtheil über englische Missionen" möge hier noch seinen Platz finden, was ein hochgebildeter Franzose in derselben Zeitschrift*) über die Missionsthätigkeit im Kaplande mittheilt.

„Das Netz, mit dem die protestantischen Missionen ganz Südafrika umspannt haben, und dessen Hauptfäden in der Kapstadt zusammenlaufen, ist gewiß eines aufmerksamen Studiums werth. Durch welches geheimnißvolle Zusammentreffen von Umständen ist diese Gegend ausschließlich ihren Arbeiten aufbewahrt geblieben und woher kommt das freiwillige Zurücktreten jener mächtigen Verbindungen, die anderswo mit so glühendem Eifer die Ausbreitung des katholischen

*) Revue des deux Mondes 15 Aout 1866. Ed. du Hailly, une campagne dans l'extrême Orient.

Glaubens verfolgen? Während in der Südsee z. B. fast jede Insel der Schauplatz der leidigen Eifersüchteleien der beiden großen Zweige der christlichen Religion ist, ruht hier der Geist gerne bei dem Anblick der rührenden Eintracht der verschiedenen Sekten aus, die sich in die gemeinsame Ernte theilen. Dreizehn protestantische Missionsgesellschaften arbeiten hier hart neben einander, nicht mit der traurigen Absicht, einen Altar gegen den andern zu errichten, sondern beseelt von einem edlen Wetteifer für die Ausbreitung des Evangeliums und der Civilisation. Ich betone diese Thatsache, weil die christlichen Missionen in fremden Ländern sich leider nicht immer in diesem Lichte zeigen, und es schwer ist, bei dem nur zu oft wiederholten Schauspiel ihres unzerstörbaren Selbstvertrauens und ihrer häufigen Mißgeschicke, sich nicht zuweilen einem peinlichen Gefühl von Zweifel und Entmuthigung zu überlassen. Wie oft hat ein Missionar schon geglaubt, er brauche nur ein Land zu betreten, damit dessen Bewohner schon halb bekehrt und nur etwa noch durch die Furcht vor der herrschenden Gewalt zurückgehalten seien! Daher die fortwährenden Ausschreitungen auf das weltliche Gebiet, die Begierde nach Einfluß und Macht, die man mit Bedauern so oft in den Jahrbüchern der fernen Unternehmungen findet. In Südafrika ist es anders zugegangen, und die Billigkeit erfordert um so mehr, dieß anzuerkennen, als wir bald (in Siam) eine der entschiedensten Niederlagen der protestantischen Missionen zu erwähnen haben werden. Ich weiß, daß man schon viel über die en famille (mit Weib und Kind) evangelisirenden Prediger gespöttelt hat, und es ist wahr, man findet ihre Namen selten in den Verzeichnissen blutiger Märtyrergeschichten; vielleicht aber wäre es anderswo ebenso, wenn das apostolische Amt sich immer innerhalb der ihm gesteckten Grenzen gehalten hätte. Wir beschränken uns hier einfach auf die Mittheilung der erzielten Erfolge.

„Ihre Geschichte ist eine kurze; reicht sie doch kaum über das gegenwärtige Jahrhundert hinauf. Der erste Apostel dieser Kirche war Doktor Vanderkemp, der nach zwölfjähriger Arbeit auf dem Kampfplatz starb. Sein Name ist bei Kaffern und Hottentotten noch hochgeehrt. Ein ausgezeichneter Offizier der holländischen Armee, bekannt durch seine wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten, jung (?) und reich, hatte er Alles verlassen, um seinem innern Berufe zu folgen. Nachdem er Bahn gebrochen, folgten Andere, so daß heutzutage in dem großen Dreieck des südafrikanischen Festlandes zwischen dem Kap

der guten Hoffnung und dem 25. Grad südlicher Breite nur noch wenige wilde Stämme zu finden sind, denen nicht der Segen der Evangelisation zu Theil geworden wäre.

„Keine Arbeit schien je anfänglich undankbarer als diese. Man könnte denken, der fast gänzliche Mangel religiöser Begriffe habe dem Missionar gleichsam ein leeres Blatt dargeboten, das er nur mit seinen Lehren füllen durfte; die Wirkung dieser tiefen Finsterniß war aber im Gegentheil die, daß er keinen Anhaltspunkt für den religiösen Hebel fand, den er ansetzen wollte. Alles prallte an diesem granitnen Boden ab. Jahre verstrichen ohne sichtbaren Fortschritt, und man sah unter Andern einen der Gründer des Werks, Missionär Moffat, bei einem Betschuanenstamm zehn Jahre lang unverdrossen auf die Erstlingsfrucht warten. Seine Frau theilte sich mit ihm in die Arbeit; beide predigten durch ihr Beispiel wie durch ihr Wort, wurden nicht müde, wo sich eine Gelegenheit zeigte, einem Gliede des Volks ihrer Wahl irgend einen materiellen Dienst zu leisten, und glaubten dadurch Gott nicht minder zu ehren, als durch die bloße Darlegung nur zu oft unverstandener Glaubenssätze. Nie verzagten sie. In der dunkelsten Stunde dieser langen Trübsalszeit (Moffat selbst erzählt dieß mit rührender Kindlichkeit), als die Aussicht auf Erfolg ferner gerückt schien als je, bat seine Frau eine englische Freundin, die der Verbannten ein Andenken schicken wollte, um Abendmahlsgefäße, die ein glücklicher Zufall gerade an dem Tag den Ort ihrer Bestimmung erreichen ließ, da zum ersten Male bekehrte Wilde sich zum heiligen Tische nahten.

„Streite wer da will über die vielbesprochene Frage der Ehe der protestantischen Prediger: ich meinestheils gestehe, daß mir keine andere Stellung des Weibes schöner und edler erscheint, als die der Gattin eines Missionars; und Gott sei Dank, die Erfahrung zeigt, wie sehr dieses Gefühl von den unglücklichen Völkerschaften getheilt wird, deren Augen man zu öffnen sucht. 'So lange wir hier ledig waren,' schreibt Miss. Casalis, 'sahen die Basuto in unserm Dasein etwas Räthselhaftes und Verdächtiges. Man sagte sich um uns her viel darüber ins Ohr; die Auslegungen waren verschieden, aber alle ungünstig. Alles gewann ein anderes Ansehen von dem Tage an, da die Mägde Christi durch ihre Ankunft die Leute über die Dauer unseres Werks beruhigten, die Würde des geistlichen Standes

in ihren Augen herstellten, und dann das Beispiel eines fleißigen Besuchs der Gottesdienste gaben.“

Es folgt eine beredte Schilderung der Erfolge der Basuto-mission, an welcher der Schreiber um so herzlicheren Antheil nimmt, je klarer er sieht, daß gerade dieses erfolgreiche Wirken seiner Landsleute den Neid der Bauernrepublik erregte, die dann nicht ruhte, bis sie die Missionare vertrieben hatte.

„Bald nachdem die Kap-Kolonie endgiltig den Engländern zugesprochen war (1815), hatte die Regierung den wohlthätigen Einfluß der Missionare in dem Grade schätzen gelernt, daß, als sie 1820 die Auswanderung an die Südostküste Afrika's zu ermuthigen begann, sie gleich die Fürsorge für die dringendsten Bedürfnisse eines jeden Geistlichen übernahm, den eine Gruppe von 100 Kolonisten zu ihrem Seelsorger erwählte, mochte dann seine religiöse Benennung sein welche sie wollte. Nun bildeten die Methodisten in der östlichen Provinz eine bedeutende Mehrheit, und dieser Thatsache nicht minder als der hingebenden Thätigkeit William Shaw's ist es zuzuschreiben, daß man von Jahr zu Jahr längs der Küste bis nach Natal hinauf eine ununterbrochene Kette wesleyanischer Missionen erstehen sah. Im Jahr 1860 standen außer 32 Pastoren 90 besoldete Schullehrer und 630 unbezahlte Arbeiter im Dienst dieser Gesellschaft; die 51 Schulen wurden von 6400 Zöglingen besucht. Diese Erfolge gereichen dem Eifer der Kolonisten zu um so größerer Ehre, da der Ausbreitung des Evangeliums wiederholte Kaffernkriege hemmend in den Weg traten. Lange war es auch den Kaffern weit mehr um die äußern Vortheile als um die geistlichen Genüsse zu thun, die ihnen der Verkehr mit den Missionaren bringen konnte. Die letzteren harrten dennoch auf ihren Posten aus, und obgleich man schon behauptet hat, sie begeben sich gerne unter den Schutz englischer Kanonen, erfordert die einfache Gerechtigkeit zu sagen, daß sie viel häufiger noch sich unter den Wilden Kaffrariens ferne von jeder europäischen Ansiedlung niederließen. Dieses Vertrauen trug seine Früchte; oft waren die Häuptlinge jener Stämme selbst die Ersten, sie herbeizurufen. Sie reisten in jenen wunderlichen afrikanischen Wägen von 12 Fuß Länge und 5 Fuß Breite, die Abends das Centrum des Lagers bildeten und auch, nachdem der Ort der Bestimmung erreicht war, noch zur zeitweiligen Wohnung dienten. Am liebsten wählten sie zu ihrer Niederlassung einen einsamen Platz, der Raum genug zur Gründung eines Christen-

dorfes bot, dessen erstes Gebäude gewöhnlich ein anspruchloses Kirchlein war. Ihm folgte das Haus des Missionars und die Schule, und später auf den größeren Stationen auch die Druckerei, deren Dienste die Neubekehrten sehr zu schätzen wußten. Beschäftigungen der verschiedensten Art füllten sein hingebendes Leben aus; bald die immer wiederkehrende Aufgabe des Schulhaltens, bald die durch die äußeren Lebensbedürfnisse erforderten Besorgungen, dann wieder Religionsunterricht, Krankenbesuche, oft auch jene endlosen, spitzfindigen Erörterungen, an denen der Wilde seine Freude hat. Zugleich Arzt des Leibes und der Seele, Morgens Schulmeister, Abends Zimmermann, Maurer oder Schmid, mußte der unermüdliche Arbeiter sich bemühen, das Vertrauen aller seiner Umgebungen zu gewinnen und auch den Widerwärtigsten irgendwelche Beweise jenes christlichen Wohlwollens zu geben, das der h. Xaver als eines der wichtigsten Stücke der Waffenrüstung des Missionars betrachtete. Auf diese Weise hat sich unmerklich die friedliche Eroberung erweitert, die, dem Himmel sei Dank, noch durch kein (?) Märtyrerblut besiegelt ist. Danken wir dafür der Vorsehung, die uns zeigen wollte, daß wir heutzutage mehr durch unsere Thaten als durch unser Leiden unsern Glauben bekennen und das göttliche Wort ausbreiten sollen."

Wir schließen diese wohlmeinenden Urtheile fremder Beobachter mit dem Wunsche, den schon Livingstone aussprach, daß doch „alle jungen Missionare sich möglichst bald zu den Millionen völlig ununterrichteter Heiden in den weiter landeinwärts liegenden Gegenden wenden möchten," damit nicht „die Südspitze des Festlandes mit Wohlthaten gleichsam eingedämmt werde." Die rheinischen, Berliner und Hermannsburger Missionare gehen ihnen darin mit gutem Beispiele voran, und ihre Geschichte zeigt, daß auch in Südafrika noch Märtyrerkronen in Aussicht stehen.

Tahiti.*)

Diese Insel, deren Name uns immer an den ersten Sieg des Evangeliums in der Südsee erinnern wird, ist uns durch ein Werk

*) Tahiti et les Iles adjacents, par Th. Arbousset. Paris 1867.

des französischen Missionars Arbousset wieder näher gerückt worden, nachdem das französische Protektorat die englische Mission daraus vertrieben und eine nähere Bekanntschaft mit den dortigen Zuständen erschwert hatte. Doch ist es mehr die Zeit der englischen Mission und der ersten katholischen Vergewaltigung, von der das Werk ausführlicher handelt, während über die neueren Verhältnisse wenig mehr verlautet, als was sich aus etlichen Aktenstücken und den tagbuchartigen Reminiscenzen persönlicher Erlebnisse zusammenstellen ließ. Der Verfasser bewegt sich mit solcher Scheu auf dem kitzlichen Boden, daß der Leser durchaus kein Gesammtbild von dem dortigen Leben, dem Geist der Verwaltung, dem materiellen und intellektuellen Fortschritt der Bevölkerung zu gewinnen vermag, und ihm im Grunde der allerungünstigste Eindruck zurückbleibt, als ob mit dem Eintritt der Franzosen fast alles höhere Leben, alle freie Bewegung und naive Aeußerung von der Insel verschwunden sei. Etwas frischer muthet uns seine Schilderung des Tuamotu-Archipels an; dieses Gebiet des Protektorats war auch freier von den beengenden Erinnerungen, die auf dem Namen Tahiti lasten.

Eine Bitte der Häuptlinge Tahiti's, ihnen zwei französische Prediger zu senden, welchen sie einen Gehalt von 5000 Fr. versprachen (1860), bewog die Pariser Missionsgesellschaft im J. 1863 den langbewährten Veteranen Arbousset, und im folgenden Jahre seinen Schwiegersohn Atger auf die Insel zu senden. Nachdem jener die Einleitung zum Werk der Mission getroffen und Rundschau gehalten hatte, kehrte er 1865 nach Europa zurück. Im Ganzen denkt er sehr gering von dem sittlichen Stand der Einwohner. „Einen mehr oder weniger entwickelten natürlicher Verstand, einen Mutterwitz, der an Pfiffigkeit grenzt, Energie ohne viel Ausdauer, liebenswürdige Formen, Abwesenheit von bitterem Groll, wohleingerichtete einfache Religionsübungen," hat er überall gefunden, dabei aber „ein bedauerliches Grundübel, daß nämlich aufs sittliche Gefühl kein rechter Verlaß ist. Die Bekehrung der Meisten kommt ohne Kämpfe zu Stande und geht daher nicht tief. Dieses Uebel hat natürlich der steigende Verkehr mit den Fremden bedeutend verschlimmert, indem er noch weitere schädliche Einflüsse, wie sie der Civilisation eigen sind, einführte." Zu diesen wird wohl auch die Aufdringlichkeit der katholischen Priester zu rechnen sein, welche mit großer Beharrlichkeit und List die römische Kirche aus der Bibel beweisen, an Orten, wo sie

keine Gemeinden haben, wenigstens Schulen errichten, welche von der protestantischen Jugend — nach den Kolonialgesetzen — besucht werden müssen, und, den neuesten Berichten Atgers zufolge, nun endlich da und dort entschiedene Fortschritte machen. Arbousset hofft, daß wenigstens das Beispiel ihrer Selbstverläugnung einige gute Wirkung thun dürfte. Die evangelischen Prediger müssen französische Unterthanen sein; sie werden zwar von den Gemeinden gewählt, aber von der Regierung bestätigt und bezahlt. Unter ihnen finden sich sehr tüchtige und originelle Männer.

Die Königin, Pomare Wahine (d. h. Frau P.), welcher Arbousset etwa fünfzig Jahre ansah, muß jetzt wohl nahe an den 70 sein. Als Tochter des Fürsten von Raiatea wurde sie sammt ihrer jüngern Schwester — ums Jahr 1810 — vom alten Pomare geheirathet, und übernahm nach seinem Tode (1821) die Regentschaft für ihren Neffen, der jedoch bald starb. Arbousset fühlte ihr an, daß sie mit den Enttäuschungen des Lebens wohl bekannt war, und hielt sie für eine wirklich gute Frau, welche auch allgemeine Achtung genieße. Ihr jetziger Mann, Ariifaaite, ein Koloß in seiner persönlichen Erscheinung, betet und redet in den Versammlungen; ja, Arbousset fand, daß auch die Mutter der Königin trotz ihres hohen Alters noch alle Gottesdienste (in Teahupoo) besuchte. Die Königin selbst schreibt in der Kirche mit dem Bleistift nach. Vor dem Abendmahl ist dort die Gewohnheit eingeführt, daß die Namen der Kommunikanten verlesen werden. Als der Name Pomare ohne weitern Titel ausgesprochen war, antwortete sie wie die andern mit sanfter Stimme: „Ist da.“ Etwa 300 Brüder und Schwestern kamen damals zum Tische des HErrn; leider mußte aber auch eine Liste von solchen verlesen werden, die zur Welt zurückgekehrt, die Kirche verlassen hatten. Sie war nur zu zahlreich; möchten durch den Dienst der Pariser Brüder doch viele dieser verirrten Schafe zurückgebracht werden!

Missionsleben unter den Zulukaffern.

(Schluß.)

Robertson darf's wirklich als Gnade von Gott erkennen, daß ihm die Großen so gewogen sind; denn wie oft hat man sich doch in

einem Lande von so durch und durch despotischer Regierungsform an sie zu wenden! Sie für die Sache des Reiches Gottes zu gewinnen, hält aber freilich schwer; denn wenn es bei keinem Menschen ohne Kampf abgeht, sich selbst aufzugeben und mit Leib und Seele seinem himmlischen König zur Verfügung zu stellen, so beginnt für einen heidnischen Fürsten, der sich selbst für einen Gott der Erde hält, dieser Kampf schon da, wo er nur seinen Unterthanen erlauben soll, noch einem andern Herrn zu dienen als ihm. Robertson sucht daher bei seinen häufigen Besprechungen mit Ketschwayo diesen Stein des Anstoßes allmählich aus dem Wege zu räumen, indem er ihn wieder und wieder versichert, er verliere gewiß nichts dabei, wenn seine Unterthanen Christen werden. Eines der ersten Gebote des Christenthums sei die Eltern zu lieben und den König zu ehren; die ersten Christen haben in den Heeren der römischen Kaiser gedient, und es falle den Missionaren entfernt nicht ein, seine Leute von dem Kriegsdienst abhalten zu wollen, den sie ihm schulden. Daß diese Erklärungen nur langsam Glauben fanden, schreibt Robertson der hierin verschiedenen Ansicht und Handlungsweise der in der Nähe arbeitenden norwegischen Missionare zu:

„Einige von ihnen sind nun schon fünfzehn Jahre im Lande, durften aber außer an den ihnen geschenkten Kindern keine Bekehrungen unter den Zulu's erleben; denn ihre kleine Christengemeinde besteht aus Natal-Kaffern. Der Hauptgrund davon schien mir von Anfang an — und Ketschwayo bestärkte mich mehr und mehr in dieser Ansicht — ihr irriger Grundsatz, ein imperium in imperio (Reich innerhalb des Reichs) gründen zu wollen, und ihre Lehre, es sei unrecht für Christen, einem heidnischen Fürsten Kriegsdienste zu leisten oder Abgaben zu zahlen." —

Unterdessen füllt sich das Missionshaus mehr und mehr. Zu den lieblich heranwachsenden Natalkindern kommen auch einige Zulu's, um mit ihnen erzogen zu werden, und von allen Seiten strömen Robertson Hilfesuchende der verschiedensten Art zu. „Es ist das nicht der wenigst versprechende Theil seiner Wirksamkeit," schreibt seine Frau im Januar 1864. „Neulich wurde ein Mann von Knodwengo mit mehrfachem Beinbruch erst eine Woche nach seinem Unfall gebracht. Die Wunde war in einem Zustand, der uns wenig Hoffnung für seine Heilung ließ; jetzt, nach vierzehn Tagen, scheint es doch besser zu gehen. Robertson sieht viermal des Tages nach ihm;

In einer andern Hütte liegt ein armes Mädchen mit Kopf- und Augenverletzungen, die er neben mehreren sonstigen Verwundeten der Nachbarschaft pflegt. Heute brachte eine Mutter ihr zart aussehendes Töchterlein, das an furchtbarem Herzklopfen leidet, über 20 Stunden weit her. Da das Uebel schon verjährt ist, wird es schwer zu heben sein. Neulich kam auch über 40 Stunden weit von der Zulu-Grenze her ein Mann, um sich Raths zu erholen. Unsere Arznei-mittel sind nächstens zu Ende. Wir sind froh, an einigen medizinischen Schriften gute Rathgeber zu haben, und finden dieses Studium ganz interessant."

Bei aller Dankbarkeit für solches Vertrauen von Seiten der Eingebornen, sehnt sich indeß natürlich das Herz des Missionars nach mehr. Und bereits zeigen sich auch in der mitternächtlichen Finsterniß des armen Zululandes einige Lichtstreifen, die den nahenden Morgen hoffen lassen.

„Wir wissen von zwei Kraalen in unserer Nachbarschaft, in denen gebetet wird, und deren Bewohner regelmäßig zu unsern Gottesdiensten kommen, aber noch ist das ganze Land so voll Aberglauben, Grausamkeit und Tyrannei, daß uns manchmal ganz graut. Zu andern Zeiten herrscht so viel Wohlwollen und Herzlichkeit unter den Leuten, und ihr äußeres Leben ist so einfach, ruhig und patriarchalisch, daß es ein hoffnungsvoller Boden scheint ... Die Sonntagsschule bringt mir manche Ermuthigungen durch den spürbaren Einfluß, den sie auf meine Schüler hat ... Es hat Gott gefallen, unsere Arbeit durch die Bekehrung von zwei jungen Männern zu segnen, von denen der eine, Undabankulu, 25 Jahre, der andere, Hlambula, 17 Jahre alt ist. Beide sind liebenswürdige, lernbegierige Bürschen, aber keiner von ihnen ist bis jetzt getauft. Es wäre unweise, damit zu eilen, ehe wir mehr Proben von ihrer Beharrlichkeit haben und sie tiefer gegründet sind in ihrer christlichen Erkenntniß. So weit haben sie sich, Gott sei Dank, gut gehalten. Ihre Nachbarn verspotteten und verlachten sie, aber sie kümmerten sich nicht darum. Hlambula drohten seine Verwandten sogar mit dem Tode und erhielten die schöne Antwort: „Wenn ihr mich auch erschlaget, so bin ich doch nachher glücklich" ...

5. Frau Robertsons Ende.

Zu diesen Hoffnungsblicken gesellte sich für die Robertsons im Januar 1864 noch eine unerwartete, im ersten Augenblick freilich mit Wehmuth gemischte Freude durch die plötzliche Erscheinung Procters, des Mitarbeiters des sel. Mackenzie. Auch ihn hatte Krankheit zum Verlassen des Missionsfeldes gezwungen, und er trat in das Haus der Geschwister ein, ehe diese nur wußten, daß er vom Zambesi aufgebrochen war. Wie fühlten sie sich doch durch seine Erzählungen dem Vollendeten so nahe, und wie freute sie's, wenn Procter in ihrer Art und Weise manches fand, was ihn an den Seligen erinnerte. Bald knüpfte sich ein neues Liebesband, indem er um die Hand Fanny Woodrow's warb. In der Osterwoche wurde ihre Verbindung gefeiert, und nach längerem Schwanken, ob sie denn alle ihre lieben Pflegbefohlenen eine Weile verlassen dürfen, entschlossen sich die Robertsons, die Neuvermählten auf ihrem Weg nach England bis Durban zu begleiten. War doch auch der Umlazi ein starker Magnet!

Am 13. April brach die Karawane auf, bei der auch Usajabula, Christine und sämmtliche Kinder nicht fehlten. Die Reise gieng unter den gewöhnlichen Schwierigkeiten von statten: man setzte mühsam über einige Flüsse, blieb an andern liegen, um sehnsüchtig auf ihr allmähliches Fallen zu warten; der Wagen blieb im Schlamm und Sand stecken, und seine ganze Fracht, die Damen mit eingerechnet, mußte ausgeladen und hinüber getragen werden. „In einem Fluß," erzählt Robertson, „reichte mir das Wasser nur bis an die Kniee, als der Wagen hineinfuhr; aber ehe wir drüben waren, gieng mirs schon bis an die Brust, weil die durch den Wagen verursachte Strömung den losen Sand fortspülte." Im Tugela hatten die Ochsen eine Strecke von 80 Ellen zu durchschwimmen, trotz all dem war aber am 30. endlich Durban glücklich erreicht. Dort trafen die Reisenden unerwarteter Weise zu ihrer großen Freude mit dem Bischof der Capstadt zusammen. Auch der alte Dr. Duff aus Calcutta war da, und begrüßte, nachdem Robertson in einer Versammlung der amerikanischen Missionare gesprochen, diesen so brüderlich, daß ihm war, ein solcher Händedruck von dem ehrwürdigen Veteranen im Missionsdienst sei allein schon eine Rede werth gewesen. „Obgleich ein Presbyterianer, ist er durchaus katholisch in seiner Weitherzigkeit, und während seines Aufenthalts in der Capstadt drückte er Bischof Gray

schriftlich die Bewunderung aus über die Art und Weise, auf die er dem Bischof von Natal (Colenso) gegenüber die Vertheidigung des Glaubens übernommen habe."

Wie manche andere unerwartete Begegnung, wie manches frohe Wiedersehen gab's noch außerdem in Durban und Pieter Maritzburg. Der vierwöchentliche Aufenthalt in Natal war eine hohe Freude und Erfrischung; besonders wohl thats Frau Robertson, so viele theure Freunde mit anerkennender Theilnahme von der Wirksamkeit ihres Mannes sprechen zu hören. Daß Jedermann sich wunderte, wie gar nicht uncivilisirt sie im Zululande geworden, wie namentlich Niemand glauben würde, daß sie selbst dort gewesen, nahm sie auch für ihre eigene Person als ein kleines Lob zur Ermuthigung an. Wie traute Erinnerungen weckte sodann das Schulfest in Pieter Maritzburg, bei dem es an Messern fehlte, die vielen Kuchen aufzuschneiden, und Robertson dem Bischof sein Taschenmesser lieh, für sich selbst ein anderes fand und dann unter frohen Scherzen das Geschäft verrichtete! Wie wohl that der schöne Kirchengesang und die christliche Gemeinschaft nach dem Alleinstehen im Zululande! Eine Freundin wollte Frau Robertson das Versprechen abnehmen, den Besuch in Pieter Maritzburg alljährlich zu wiederholen. Alle vier Jahre, meinte Letztere; alle zwei Jahre, bat die Erstere. Wie wenig ahnte ihr, wie ganz andere Gedanken der Herr über die treue Arbeiterin hatte!

Da in Pieter-Maritzburg gerade eine Konferenz unter der Leitung Bischof Gray's war, wurde, um diese nicht zu versäumen, erst die letzte Woche in Natal zum Besuch am Umlazi bestimmt. Die zerfallenden Gebäude, die vom Unkraut überwucherten Gärten, die Verödung der Missionsniederlassung machten zuerst einen ungemein schmerzlichen Eindruck. Die Stille aber that wohl nach so vielen Aufregungen der vorhergehenden Tage, und allmählich fand man so viele alte schwarze Freunde aus, daß das Herz ganz warm wurde. An einem solchen Ruheplatz einmal seine Tage zu beschließen, dünkte dem Gatten und der Gattin gleich schön. Der kleine Ujabu wäre gar zu gerne mit ihnen ins Zululand gezogen.

Doch es mußte geschieden sein. Am 3. Juni, gerade einen Monat nach der Einschiffung der Procters, traten die Robertsons die Heimreise an. Bis zum 16. führte Frau Robertson mit Bleistift für die geliebte Nichte ihr Reisetagbuch fort. Es enthält keine besondern Erlebnisse, außer etwa, daß die Ueberfahrt über den immer gefürchte-

ten Tugela dießmal besonders schwierig war und nahe an drei Stunden dauerte. Der Wagentreiber hielt es für unnöthig, die vielen schweren Kisten, mit denen die Liebe der Freunde die Reisenden versehen hatte, in ein Boot zu verladen. Robertson hatte Zweifel, gab aber nach. Ein Drittel des Wegs etwa gieng es gut, dann blieb der Wagen im Sand stecken. Vergeblich versuchte man eine Stunde lang die Ochsen zum Ziehen zu bringen; sie wollten keinen Anlauf nehmen. So mußten denn mitten im Fluß die Kisten abgeladen und auf die nächste Sandbank gebracht werden. Jetzt endlich gieng es vorwärts; gerade als man sich jener Bank näherte, sank aber einer der Ochsen in den Flußsand ein, die andern rissen ihn mit sich fort und hätten ihn dadurch nahezu erwürgt. Er stöhnte auf, und seine Augen schienen schon gebrochen, als es noch rechtzeitig gelang, seinen Strick zu durchschneiden. Aus dem Sand hatte er sich dann schnell selbst herausgearbeitet. Die Kisten holte ein Boot ab. „Ich bin jetzt viel stärker und nicht so nervös ängstlich beim Uebersetzen über die Flüsse als auf der Herreise,“ bemerkt dazu Frau Robertson. „Lebt wohl, Ihr Lieben. Wer von uns wird wohl zuerst nach Hause kommen?“ —

Vier Tage nachher war sie daheim, in anderem, vollerem Sinn als sie's gemeint. Lassen wir uns ihr schnelles Ende von dem tiefbetrübten Gatten selbst erzählen.

„Mein theures Weib verlor am 18. Juni, Morgens 11 Uhr, durch das Umwerfen des Wagens ihr Leben.... Ich schritt voraus, um den Weg zu untersuchen. Als ich an eine gefährliche Stelle kam, war der Wagen etwa 30 Ellen von mir entfernt. Ich rief den Treibern zu, zu halten, bis wir uns über die beste Art, dieselbe zu passiren, verständigt hätten. Sie antworteten, die Wagen machen jetzt gewöhnlich einen andern Weg, auf den sie hindeuteten. Ich sah denselben; er schien mir ganz sicher, und ist in der That auch viel weniger gefährlich als manch andere Strecken, die wir zurückgelegt hatten. Aber auf dem schlüpfrigen Gras setzte der Wagen zu schnell über ein Bächlein auf der Mitte des Berges und fiel um. Die Räder standen in der Luft; die schwere Ladung fiel über meine Gattin und den hinter ihr liegenden kleinen David her. Wir öffneten mit unsern Aexten die Seitenwände des Wagens und suchten sie herauszuziehen, aber es war unmöglich, so fest war sie eingeklemmt. Sie sagte ruhig: „O, nimm die Kisten weg.“ Das war Alles, und in weniger als fünf

Minuten war ihr erlöster Geist entflohen, um bei Dem zu sein, den sie so innig liebte, dem sie so treu diente. Den kleinen David zogen wir, Gott sei Dank! unverletzt heraus. Vermuthlich wurde er dadurch gerettet, daß er so nahe bei ihr lag.

„Der Platz, an dem das Unglück stattfand, ist in der Nähe der norwegischen Station Miss. Ostebroe's. Wir wurden von ihnen mit Liebe überschüttet. Sie kamen gleich mit ihrem Wagen, um die theure Leiche auf die Station zu führen, und machten ihr einen Sarg aus einigen der Bretter, die ich in Durban zu Fenstern und Thüren gekauft hatte. Wie gar nicht ahnte mir's, zu welchem Gebrauch sie dienen werden! Abends 11 Uhr wurde sie hineingelegt und in mein Zelt gebracht, wo ich die Nacht bei ihr durchwachte. Die Missionare ließen ihr Grab neben dem Platze graben, auf dem sie eine Kirche zu erbauen hoffen, und am folgenden Tag las ich selbst die Liturgie daran....

„Am Morgen ihres Todes machte sie mit mir vor dem Wagen her den längsten Spaziergang, dessen ich mich seit langer Zeit erinnere. Wir zählten die Tage bis zu unserer Ankunft in Kwamagwaza und sprachen so hoffnungsvoll von der Zukunft....

„Jetzt ist es im Blick auf dieselbe mein Wunsch, ruhig fortzumachen und meine Arbeit zu thun, so weit Gott mir Kraft schenkt. Ich will versuchen, mich möglichst viel dem König und Ketschwayo zu widmen; denn immer mehr wird es meine Ueberzeugung, daß wir Allem aufbieten sollten, Einfluß auf sie und durch sie auf das ganze Volk zu gewinnen....

„O, wie vermisse ich sie in Allem, und besonders für den weiblichen Theil meiner Pflegebefohlenen! Der Einfluß meiner Frau nicht nur auf ihre unmittelbaren Umgebungen, sondern auch auf die Heiden der Nachbarschaft kann nicht zu hoch geschätzt werden...."

Robertson war nicht der Einzige, der fühlte, was die Mission an der Vollendeten verlor. Ein ungemein theilnehmendes Beileids- und Ermuthigungsschreiben der gesammten Geistlichkeit Natals und gar viele Liebesbeweise, die er in Kwamagwaza von Leuten erhielt, die zum Theil eine Tagereise weit herkamen, um „mit ihm zu weinen", bezeugten ihm das. —

Zunächst waren es neue Todeseindrücke, die Robertson bei der Rückkehr auf sein Arbeitsfeld umgaben; noch nie hatte er dort eine so große Sterblichkeit gesehen, wie jetzt in Folge eines in verschiedenen

Kraalen ausgebrochenen nervösen Fiebers. Auch das traurige Ende seines Freundes Umdwendwe fällt in diese Zeit. Doch hatte der Herr auch noch vor Jahresschluß Freuden und Erquickungen für ihn bereit. Zwei Frauen, die auf der Flucht früher einmal im Missionshaus eingekehrt und von dem ihnen ganz neuen Leben dort Segenseindrücke mitgenommen hatten, kommen wieder, mit dem festen Entschluß, Christinnen zu werden, und Gott lenkt das Herz Ketschwayo's so, daß er jetzt endlich Robertsons Vorstellungen sein Ohr öffnet und in die Taufe seiner heilsbegierigen Unterthanen willigt. Merkwürdiger Weise ist bei dieser Verhandlung ein christlicher Kaffer von der norwegischen Mission zugegen, der dieselbe zu Hause berichtet, und ehe eine Woche verstreicht, erklärt Miss. Schröder seinen Leuten, es sei sein Wunsch, daß sie nun auch Abgaben zahlen.

„Gleich nach Weihnachten," schreibt Robertson, „denke ich, so Gott will, alle meine Leute, nicht als mein, sondern als Sein Eigenthum in die christliche Kirche aufzunehmen. Ich bete, daß Gott seinen Segen dazu gebe, denn ohne ihn ist all unser Thun vergeblich. Bei der Schwachheit unserer armen Eingebornen ist es ein mit mancher Sorge gepaartes Unternehmen; aber Schwierigkeiten dürfen uns nicht abhalten zu thun, was uns recht scheint. Ich werde die Neugetauften so wenig als möglich sich selbst überlassen, sondern mir's zur Regel machen, sie entweder selbst zu begleiten oder doch jemand mit ihnen zu senden. Wenn sie wacker fortmachen, wird sich zeigen, wie viel Gutes daraus kommen kann. Das dürfen wir jedenfalls hoffen, daß eine kleine Christengemeinde dem Bollwerk des Heidenthums in diesem Lande gegenüber immerhin Zeugniß ablegt von dem großen Namen Jesu."

Und nun zum Schluß noch die Ansichten des lieben hochkirchlichen Missionars über die Arbeit unter den Heiden im Allgemeinen, wie unter den Zulu's im Besondern.

„Was uns noth thut, wäre glaube ich, eine den Verhältnissen angepaßte Einführung des Klostersystems; ein Bischof mit seinem ganzen Stab von Geistlichen und Laien, die sichs zur Aufgabe setzen sollten, so einfach als möglich, und so weit möglich nur von den Erzeugnissen des Landes zu leben.... Ich glaube, daß das Bischofsamt eine göttliche Einrichtung ist, und wir nicht den gleichen Segen zu

Literatur.

Allgemeiner Missionsatlas, nach Originalquellen bearbeitet von Dr. R. Grundemann. I Abth. Afrika. 2te Lieferung Südafrika.

Die nun erschienene 2te Lieferung des Missionsatlasses enthält in sieben Karten das Namaqualand, das Kapland, das Innere von Südafrika (Batschuanenland), die südlichen Kaffermissionen, Natal und Zululand. Wir sind dem fleißigen Verfasser zu großem Danke verpflichtet für diese anstrengende Arbeit, welche insbesondere so viele deutsche Missionsbestrebungen (der Brüdergemeinde, der Rheinischen, der Berliner und der Hermannsburger Mission) veranschaulicht. Es war für den Kartographen ein besonders schwieriges Gebiet, weil die Arbeiten der verschiedenen Gesellschaften sich wohl nirgends so vermengen und durchkreuzen wie auf diesem. Eine Vergleichung mit den bisherigen Missionsatlassen zeigt uns, welchen Fortschritt die Kunde vom Stande des Evangelisationswerkes in den letzten Jahren gemacht hat. Und wenn wir, mit Livingstone, fast beklagen, daß so viel redlicher Eifer auf ein dünnbevölkertes Land verwendet wird, so freuen wir uns doch beim Blick auf die Karten, daß die meisten der in neues Land eingedrungenen Vorposten der Mission von deutschen Arbeitern besetzt sind. Möge Gott ihre Arbeit so segnen, daß in der nächsten Auflage des Atlasses der 21ste Breitegrad nicht mehr das nördlichste Ziel der Missionen bezeichne! Wir könnten es auch sehr gut ertragen, wenn bis dahin die südlichsten Breitegrade auf Missionskarten wegfielen, sofern nämlich eine wohlorganisirte innere Mission die äußere aus dem am längsten bebauten Felde verdrängt hätte. — Diese Lieferung kostet wie die vorhergehende, Westafrika umfassende, 25 Sgr. Mögen viele Missionsfreunde sich mit Hilfe des gründlich abgefaßten Textes in das Verständniß dieser werthvollen Karten hineinarbeiten!



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 1 u. 2. Inhalt: Erinnerungen an Dr. C. Malan. 1867.

Erinnerungen an Dr. C. Malan.

Mitgetheilt von Dr. A. O.

Unter den Männern Gottes, mit denen mich je und je die gute Hand meines himmlischen Erziehers zusammengeführt, und die auf die Gestaltung meines innern Lebens einen bedeutenderen Einfluß geübt haben, nimmt Dr. Cäsar Malan in Genf in der That nicht die unterste Stelle ein. Es war im Sommer 1836, daß ich nach vierjährigem Vikariat den längst gehegten Wunsch nach einer größeren, sogenannten „wissenschaftlichen" Reise ausführen durfte. Während nun unter meinen süddeutschen Landsleuten und Altersgenossen der Wanderzug in der Regel nach Norddeutschland, namentlich nach Berlin gieng, wo allerdings damals für die Theologen außerordentliche Anziehungskräfte lagen, zog es mich durch die Schweiz nach Frankreich, das ich nach seiner ganzen Länge und Breite zu durchstreifen gedachte, dann nach Belgien und Holland, und erst von dort durch die deutschen Rheinprovinzen wieder herauf nach der lieben Heimath. Auf dieser zehnmonatlichen überaus lehrreichen Wanderung bildete Genf das erste Reiseziel.

Unvergeßlich wird mir für immer der erste Anblick der altehrwürdigen Calvinsstadt sein, mit ihren ernsten Thürmen, die schon aus weiter Ferne das Auge auf sich ziehen, mit ihren modernen

lichste und mit der ihm eigenen Würde und Anmuth. Malan war in seiner ganzen Person eine edle imponirende Erscheinung. Von stattlichem, mehr als mittelgroßem, kräftigem Körperbau, trug er sich hoch und gerade wie ein Militär, und war doch in allen seinen Bewegungen so natürlich, so fein und anmuthig, daß nichts Gemachtes, nichts Befangenes an ihm zu bemerken war. Auf den kräftigen Schultern saß ein prächtiger Kopf. Die Stirne frei, hoch und gewaltig; die schönen geistvollen Augen voll glühenden Feuers und doch voll gewinnender, fesselnder Liebe; auf dem feingeformten Munde lag ebensosehr eine eiserne Festigkeit, als ein herzinniges Wohlwollen, vor Allem aber jene wunderbare Anmuth, die den hochbegabten Redner erkennen ließ. Von seinem Scheitel aber flossen in reichen vollen Locken die bereits ergrauten Haare — Malan war damals erst 50 Jahre — auf den Nacken herab. Das schwarze Kleid mit dem stehenden Rockkragen und die weiße Halsbinde ließen sofort den Prediger erkennen.

So stand Malan vor mir. Er grüßte mich als einen alten Bekannten, führte mich in den zu ebener Erde liegenden Gartensaal und stellte seiner trefflichen durchaus einfachen Gattin, die mehr einer wackern deutschen Hausfrau als einer Genferin glich, und einigen seiner anwesenden Töchter mich vor.

„Und was führt Sie hieher?“ fieng er an, als wir uns gesetzt hatten. Ich erklärte ihm den Zweck meiner ganzen Reise, und fügte hinzu, daß ich, ehe ich Frankreich besuche, gerne zuvor die Stadt näher kennen lernen möchte, wo die französischen Protestanten einst eine sichere Zufluchtsstätte gefunden, und von wo aus so viel Licht göttlicher Wahrheit über die umliegenden Länder sich ergossen habe. Für Genf hätte ich fünf bis sechs Wochen Aufenthalt bestimmt, und —

Er unterbrach mich: „Wo logieren Sie?“ — Ich nannte ihm mein Gasthaus. „Gehen Sie,“ rief er, „lassen Sie Ihre Effekten hieher bringen und nehmen Sie unter meinem Dache vorlieb.“

Diese Einladung, so sehr sie aus lauterer Güte und Liebe floß, kam mir doch nicht nur unerwartet, sondern — ehrlich gestanden — etwas unbequem. Denn erstens konnte ich durch mein Wohnen bei ihm doch in der freien Bewegung etwas gehemmt werden; sodann war Malan nicht überall in Genf unter den Männern, die ich besuchen wollte, gleich beliebt, und endlich fürchtete ich mich — zumal bei meiner Jugend und Unerfahrenheit — etwas vor seinem überlegenen

Geist und vor jener Art von evangelischem Fanatismus, mit dem er die Leute zu seinen streng calvinischen Anschauungen zu bekehren stets bemüht war. Malan mochte meine Gedanken halb errathen, als ich einen Augenblick überrascht schwieg. „Sorgen Sie nicht," sagte er lachend, „Sie sind bei uns vollkommen frei. Gehen Sie, ordnen Sie Ihre Sachen, und seien Sie wieder bei uns, wenn der Thee servirt wird." Es lag darin fast eine zarte Nöthigung, und durch so viele Kämpfe es später hindurchgieng, ich habe den Schritt nicht nur nie bereut, sondern Gott oft dafür gedankt.

Malan, geboren den 7. Juli 1787, hatte in seiner Vaterstadt Genf seine theologischen Studien gemacht. Aber die Geistlichkeit der Stadt und die Professoren der Theologie waren im Anfang dieses Jahrhunderts mit geringer Ausnahme so ganz und gar in einen bodenlosen Unglauben versunken, daß man weder auf den Kanzeln, noch auf den Lehrstühlen etwas von Sünde und Gnade, von der Menschwerdung Gottes in Christo, von der Versöhnung in seinem Blut, von Auferstehung und Gericht vernahm. Das abgedroschene Thema, um welches alle Predigten der Genfer Geistlichkeit sich bewegten, war: Gott, Tugend und Unsterblichkeit. Im theologischen Unterricht wurde der Bibel gar nicht erwähnt, sondern man trug vor, was die Philosophen der alten und neuen Zeit gelehrt, und was der eigene Geist erfunden hatte. Wo unter Bürgern oder Studenten noch ein höheres Bedürfniß nach einem Heiland sich fand, da schloß man sich an den kleinen Kreis der Brüdergemeinde an, die einen Arbeiter in Genf hielt. Erst als die berühmte, reichbegabte Frau von Krüdener 1813 dahin kam und durch ihre begeisterten Reden ganze Schaaren von Heilsbegierigen um sich versammelte, fieng auch unter den Studenten und jungen Theologen ein Feuer christlicher Begeisterung aufzulodern an. Ein kleiner Kreis von Freunden, unter denen sich bereits Namen wie Friedrich Monod, Empeytaz, Bost, Malan ꝛc. befanden, that sich zusammen, um sich gegenseitig im Suchen nach der göttlichen Wahrheit zu fördern und den Glauben an Jesum in Werken christlicher Liebe zu beweisen. Noch aber war in den jungen gährenden Gemüthern keine rechte Klarheit über den Kern und Stern des Evangeliums vorhanden, und Alles gohr noch mehr oder weniger trüb durcheinander. Da kam 1817 ein edler Schotte, der ehemalige

Seeoffizier Robert Haldane, der sich seit seiner Bekehrung ganz der Verkündigung des Evangeliums geweiht hatte und von Gott mit hohen Gaben des Geistes bedacht war, nach Genf. Bald war er der Mittelpunkt, um den alle suchenden Seelen, besonders aber die jungen Theologen, sich schaarten. Und glücklicher Weise war es der Römerbrief, den er zur Grundlage aller seiner Ansprachen und Auslegungen machte, — der Römerbrief, der die Grundlinien der göttlichen Heilsordnung am einfachsten, klarsten, tiefsten und vollständigsten zeichnet. Das brachte Licht und Klarheit in die Gemüther.

Auch Malan hatte diesen Segen reichlich zu genießen. Schon 1810 hatte er seine Studien vollendet und war Lehrer am Gymnasium geworden, wo er neben allerlei weltlichen Fächern auch den Religionsunterricht zu geben hatte. Mit der ganzen Frische seines reichbegabten Wesens wußte er die jungen Herzen an sich zu fesseln, verkündigte ihnen Christum, so weit er selbst Ihn damals kannte, stiftete eine überaus besuchte und gesegnete Sonntagsschule und hatte je und je Gelegenheit, auch in den Kirchen der Stadt zu predigen. Schon damals konnte man ahnen, welche große Gaben und Kräfte in dem jungen Manne verborgen lagen, und die oberste kirchliche Behörde (die vénérable Compagnie) fieng mit Besorgniß zu fragen an, wie weit der junge Geistliche wohl noch mit seiner neuen, in Genf schon lange nicht mehr gehörten Lehre gehen werde. Als nun Robert Haldane eintraf, da fand auch Malan heils- und lernbegierig sich bei ihm ein. Der Einfluß jenes gesalbten ehrwürdigen Mannes auf dieses junge strebsame Gemüth war entscheidend. Vor Malans Geistesaugen gieng ein Licht göttlicher Wahrheit ums andere auf. Vor Allem aber ward er erst jetzt recht in die Schrift eingeführt, und lernte fortan die Bibel, und sie allein, als die Quelle aller Wahrheit erkennen. „Wie stehet geschrieben? Wie liesest du?" das war hinfort bei jedem Zweifel, bei jeder Ungewißheit, die in seinem eigenen Gemüth oder bei einem Andern aufstieg, immer die erste und Alles entscheidende Frage. Die Wirkung jenes Umgangs mit dem liebebrünstigen und glaubensfesten Schriftgelehrten Haldane zeigte sich bei Malan bald genug. Er hatte eines Sonntags zu predigen. Sein Text war aus dem Römerbrief, und der Hauptinhalt der Predigt kann in die zwei Sätze zusammengefaßt werden: „Es ist unmöglich, daß ein Mensch durch des Gesetzes Werke gerecht und selig werde;" und: „Der Mensch wird allein aus Gnaden durch den Glauben an Jesum Christum

gerecht und selig." — Solch ein Wort und Zeugniß war seit Menschengedenken nicht mehr in Genf gehört worden. Der Eindruck der Predigt glich einem Donnerschlag, betäubend, verwirrend. Erstaunen, Schmerz, Unwille, Erbitterung malte sich fast auf allen Gesichtern. Nur Haldane's Augen glänzten vor Freude. Er erwartete den jungen Prediger in dessen Wohnung, schüttelte ihm die Hand und rief: „Gott sei gelobt, das Evangelium wird wieder in Genf gepredigt!"

Mit dieser merkwürdigen Predigt war der Kampf eröffnet, der sofort zwischen der kleinen bibelgläubigen Partei und den in Unglauben gebannten kirchlichen Behörden entbrannte und lange genug mit großer Erbitterung geführt ward. Schon am 3. Mai 1817 erschien eine Verordnung der vénérable Compagnie, die jedem angestellten oder künftig ins Predigtamt tretenden Genfer Geistlichen bei Strafe der Absetzung verbot, jemals in einer Predigt oder in einem Theil der Predigt 1) von der Gottheit Christi, 2) von der Erbsünde, 3) von den Wirkungen der göttlichen Gnade, und 4) von der Gnadenwahl (Prädestination) zu reden, als von Dingen, die man als Christ glauben müßte. Die Folge dieser fast unglaublichen Verordnung war, daß schon im August Männer wie Guers, Pyt, Gonthier und Andere aus dem Verband der Nationalkirche austraten und hinfort eine freie Kirche (im Quartier Bourg de four) bildeten, — eine freie Kirche, die heute noch in Genf besteht und blüht. Aber Malan war nicht unter ihnen. Er wollte in der bestehenden Staatskirche bleiben, so lange als man ihn nicht ausstoße. Ja er ließ in einer schwachen Stunde sich bereden, die Verordnung vom 3. Mai — zu unterschreiben. Aber wie konnte Friede sein zwischen Malan und der kirchlichen Behörde auf Grund jener Verordnung? In seiner Sonntagsschule, die von 250 jungen Leuten besucht war, predigte er Christum nach wie vor, und als er einmal wieder eine Kanzel besteigen durfte, war sein Zeugniß von der seligmachenden Wahrheit so ernst, so feurig, so durchschlagend als je. Da erhob sich die vénérable Compagnie, schloß zuerst Malans Sonntagsschule, verbot ihm selbst für die Zukunft jede Kanzel und setzte ihn endlich von seiner Lehrerstelle am Gymnasium ab. Die Feinde des Evangeliums schienen gesiegt zu haben. Aber weit gefehlt! Malan machte um jene Zeit eine Reise nach England und Schottland, lernte dort die presbyterianische Kirche kennen und lieben, und gewann für sich selbst die begeisterte Liebe und Achtung zahlreicher Freunde. Erschien er doch Jedermann als

ein Märtyrer der Wahrheit. Dazu kam, daß seine geistreiche liebenswürdige Persönlichkeit Alles mit sich fortriß. Diese schottische Reise, die sich später öfters wiederholte, hatte entscheidende Folgen. Malan trat in die presbyterianische Kirche über, baute nach seiner Rückkehr mit englischem und schottischem Geld in seinem Garten die schon erwähnte schmucke freundliche Kapelle und genoß fortan in reichem Maaße die Hülfe seiner neuen Freunde.*) Die kirchliche Behörde in Genf konnte ihm gesetzlich seine neue unabhängige Stellung und Thätigkeit nicht verbieten, noch auch verkümmern. Im Jahr 1820 wurde die neue Kapelle eingeweiht, die neuen kirchlichen Ordnungen nach schottisch-presbyterianischem Vorbild eingeführt, Taufe und Abendmahl angeordnet und Alles in geregelten Gang gebracht. Zu den sonntäglichen, wie zu den Wochen-Gottesdiensten strömten stets Schaaren herbei, und bald zählte die junge Gemeinde eine große Zahl regelmäßiger ordentlicher Mitglieder. Das war eine große herrliche Zeit.

Aber eine Gefahr drohte, und Malan wußte ihr nicht zu begegnen. Es war die Gefahr der Selbstüberschätzung. Dieser theure, hochbegabte Knecht Gottes war bisher Hunderten und Tausenden zum Segen gewesen. Viele seiner unbedachtsamen Gemeindeglieder ließen beständig ganze Wolken von Weihrauch vor ihm aufsteigen. Vom Ausland her suchten ihn Fremde aller Klassen nnd Stände auf, um den berühmten Mann zu hören und kennen zu lernen. Auf seinen Reisen in fremden Ländern strömte ihm Alles zu, kam ihm Alles mit Hochachtung und Bewunderung entgegen. Im Schooß seiner eigenen glücklichen Familie hieng Alles mit unbegränzter Liebe und Verehrung an ihm. War es ein Wunder, wenn er selbst „sich dünken ließ, er sei etwas?" Dazu kam nun sein angebornes Herrschertalent, das bald durch die unläugbare Ueberlegenheit seines Geistes, bald auch nur durch die hinreißende Gewalt seiner Ueberredung oder durch das Gewicht seiner imponirenden Persönlichkeit die Geister und Herzen sich unterthan machte. Endlich kam auch die eigenthümliche Verfassung und Lage seiner Gemeinde jener Versuchung, allein zu herrschen, trefflich zu Statten. Die schottische Presbyterialverfassung

*) Auch aus den würtembergischen Gemeinschaften flossen ihm durch Vater Häring eine Zeitlang Beisteuern zu, — ein Beweis, wie reich und weitherzig dort die Liebe war, die sich überall hülfreich erwies, wo nur Christus der Sohn Gottes gepredigt wurde.

nemlich, zu der Malan mit seiner Gemeinde sich ja bekannte, setzte fest, daß das Collegium der Geistlichen eines kirchlichen Distrikts über Angelegenheiten der Lehre, des Cultus und anderer rein kirchlicher Dinge, ohne Zuziehung oder Einsprache der Gemeinde, rein aus sich zu entscheiden habe. Da nun Malan keine presbyterianischen Collegen in Genf hatte, so war er selbst allein, wie ihm schien, befugt, über Lehre und dergleichen rein kirchliche Dinge endgültig zu entscheiden. Hier konnte leicht, ja hier mußte mit der Zeit ein Zusammenstoß zwischen Malan und seiner Gemeinde sich einstellen. Denn schon seit längerer Zeit nahm ein Theil der letzteren Anstoß an der strengen Prädestinationslehre ihres Pastors und an seiner — wie es Vielen schien — übertriebenen, oft willkührlichen Strenge in der Handhabung der Kirchenzucht, namentlich bei Anlaß des Abendmahls. Da seien doch — flüsterte man einander zu — die Prediger der „freien Kirche" in Bourg de four viel maaßvoller, milder, weniger rücksichtslos. Einige Gemeindeglieder wagten es sogar, dem sonst inniggeliebten Pastor Vorstellungen zu machen und ihn zur Mäßigung zu ermahnen. Treue, erfahrene Freunde, welche die steigende Gährung mit Kummer wahrnahmen, warnten unsern Malan und baten ihn brüderlich, die Gefahr zu bedenken. Aber es war Alles umsonst. Malan war so felsenfest von der Schriftmäßigkeit seiner Lehre, von der Nothwendigkeit strenger Kirchenzucht und zugleich von der Lauterkeit seiner Absichten überzeugt, daß er keinen Finger breit wich. Da geschah es, daß mit Einem Mal 60 Glieder seiner Gemeinde sammt ihren Familien ihren Austritt erklärten und an die „freie Kirche" sich angeschlossen. Die Bänke der schönen Kapelle in Malans Garten, die einst überfüllt waren, wurden plötzlich fast leer. Das geschah im Jahr 1830, sechs Jahre vor meiner Ankunft in Genf.

Der edle Mann war tief erschüttert, aber irre machen in der Ueberzeugung von der Schriftmäßigkeit seiner Lehre und von der Heilsamkeit seiner Amtsführung ließ er sich keinen Augenblick. Er fuhr mit derselben Freudigkeit und Geistesfrische an den Wenigen, die ihm treu blieben, zu arbeiten fort, wie zuvor an den Vielen. Auch benützte er die freiere Zeit, die ihm nun blieb, zu reichgesegneten Evangelisationsreisen in der Schweiz, in Deutschland und vornehmlich im Süden von Frankreich. Daheim aber schrieb er treffliche Schriften, die noch immer mit Segen gelesen werden, dichtete und componirte köstliche Lieder, die er unter dem Titel „Chants de Zion" als Gesang-

buch für seine Gemeinde veröffentlichte, widmete sich der Erziehung seiner zahlreichen, liebenswürdigen Familie und nahm wohl auch junge Leute in sein Haus auf, an denen er seine altbewährte Meisterschaft in der Jugendbildung bekundete.

So standen die Dinge zu der Zeit, als Malan mich unter sein gastliches Dach einlud. Abends gegen 7 Uhr stellte ich mit meinem mäßigen Gepäck mich bei ihm ein. Während die Sachen in mein künftiges Stübchen geschafft wurden, wurde ich wieder in den Gartensaal geführt, wo ich dießmal nicht nur die ganze Familie, sondern auch noch zwei fremde junge Leute traf, einen feinen Franzosen aus Bordeaux und einen Schotten von etwas derberem Schliff, welche beide schon seit längerer Zeit im Hause wohnten. Noch mehr aber interessirten mich zwei ältliche Herren in schwarzem Kleid und weißer Halsbinde, — offenbar Engländer. Ihretwegen war an jenem Abend die Conversation in englischer Sprache, welche, wie es schien, den meisten Familiengliedern geläufig war. Ich wurde ihnen, sie mir vorgestellt. Eine unvergeßliche Ueberraschung! Der kleine, etwas korpulente Herr mit dem freundlichen, wohlwollenden Lächeln auf dem runden, röthlichen Gesicht wurde mir zuerst genannt als „Herr Bennett." — Der Name fuhr mir wie eine schnelle dunkle Erinnerung durchs Gemüth. „Bennett? Bennett? wo hab' ich doch von einem Bennett gehört oder gelesen?" Und ebenso schnell fuhr mirs durch den Kopf: „Tyerman und Bennett, — das waren ja die beiden Abgeordneten der Londoner Missionsgesellschaft, welche die Reise um die Welt gemacht und alle Stationen ihrer Gesellschaft besucht haben in Südafrika, in Ostindien, in China, auf den Südsee-Inseln und auf Madagaskar, wo Tyerman am Fieber starb. Hab' ich nicht das Alles im Basler Missionsmagazin schon als Student gelesen?" Diese Erinnerungen fuhren mir blitzartig durch die Seele, und ehe ich ein ander Wort herausbrachte, fragte ich den freundlichen Herrn, ob er etwa ein Verwandter wäre jenes Bennett, der die Missionsreise um die Welt gemacht. — „Der bin ich selber," erwiederte er mit dem wohlwollendsten Lächeln. — „Sie selber?" rief ich, glücklich wie ein Kind, und wäre ihm gern um den Hals gefallen. Ich weiß nicht wie es kam, — aber während ich den lieben Mann so betrachtete, fiel mir unwillkührlich eine rührende Scene ein, die ihm bei einer

der Südsee-Inseln begegnet war, und wo ihm das Leben nur durch die Klugheit und Unerschrockenheit eines christlichen Insulaners gerettet wurde. Ich erinnerte ihn daran. — „Ja," erwiederte er, indem sich ein ernster Zug über sein liebes Gesicht verbreitete, „das waren furchtbare Augenblicke. Die ganze Reise war ja ein ernstes, gefahrvolles Unternehmen, und lange sträubte sich meine Natur dagegen, bis ich endlich nach langen inneren Kämpfen mein Jawort dazu geben konnte. Mein und meines Gefährten Muth ward aber mächtig gestärkt durch den Anblick einer Inschrift, die uns Beiden im Augenblick unsrer Einschiffung in die Augen fiel. Sie lautete: Domine, dirige nos! (Herr, leite uns!) Mit diesem Gebet auf den Lippen und im Herzen traten wir die Reise an." — „Jene Scene aber, die Sie erwähnten," fuhr er fort, „wird auch mir unvergeßlich bleiben. Tyerman und ich, wir fuhren eines Tags in einem leichten Boot, gerudert von Eingebornen, von einer Insel zu einer nahgelegenen andern. Wir waren nicht mehr sehr ferne vom Ufer, da schlug durch eine ungeschickte Bewegung von unsrer Seite das Boot um und wir Alle fielen ins Meer. Nun sind die Südsee-Insulaner so treffliche Schwimmer, daß ihnen das Meer fast ist wie das feste Land. Auch Tyerman war im Schwimmen geübt, und mit Hülfe eines Eingebornen war er bald wohlbehalten am Ufer. Aber ich — ich konnte nicht schwimmen, und fataler Weise gerieth ich unter den Bauch des umgeschlagenen Boots, an dessen beiden Seitenwänden ich mit den Händen mich hielt und den Kopf in die dunkle Höhlung des Boots emporhob. Dadurch aber war ich den Insulanern aus dem Gesicht gekommen. Noch schrecklicher aber war der Gedanke, daß jene Gewässer von Haifischen wimmelten. Es vergiengen lange, lange Minuten, und ich wußte jeden Augenblick nicht, ob nicht eines jener gefräßigen und stets in der Nähe lauernden Ungeheuer mich fassen und in die Tiefe ziehen würde. Ich befahl meine Seele dem Herrn, und allmählig kehrte Friede und Ruhe in dieselbe ein. Da fühle ich etwas an mir herumtasten: ein Hai, dachte ich, und war in mein Schicksal ergeben. Aber ein Arm, ein menschlicher Arm umschlingt meinen Leib; ich lasse das Boot los, und nach wenigen Augenblicken trägt mich ein Insulaner, und bald noch Einer, schwimmend ans Land. Sie hatten lange nach mir vergebens gesucht und mich schon verloren gegeben; da gab es Gott meinem Retter ins Herz, auch noch unter dem umgeschlagenen Boot nach mir zu suchen. Und in

der That, der Dank jener guten Leute gegen Gott für meine gnädige Rettung und ihre Freudenbezeugungen gegen mich waren rührender, als ich es aussprechen kann."

So erzählte der liebenswürdige Mann, und der Abend war so reich an Belehrung und Anregung, daß ich mit aller Begierde gleich einer Biene zu sammeln bemüht war. Malan's gastfreundliches Haus war überhaupt ein Sammelplatz von Besuchen aus aller Herren Ländern, und keine Woche vergieng, ohne daß Fremde aller Art sich bei ihm einstellten. Er widmete sich ihnen meist mit großer Selbstverläugnung, und da er nicht nur ein ausgezeichneter Gesellschafter war, sondern auch aus seinem reichen Schatze allezeit Altes und Neues hervorzuholen verstand, so nahm meistens die Unterhaltung von allem Anfang an einen ernsteren, jedenfalls immer einen lehrreichen Charakter an. Lud er seine Besuche zum Thee ein, was häufig geschah, so saß Malan immer in der Mitte des großen Tisches, seine Gäste neben ihm oder ihm gegenüber, und die eigene zahlreiche Familie rechts und links vertheilt, so daß das helle wachsame Auge des Hausvaters stets Alle überschauen konnte. Ein Blick von ihm genügte, um seine Söhne und Töchter, wo es nöthig war, in heilsame Schranken zu weisen oder auf Mangelndes aufmerksam zu machen. Der Mittagstisch war immer reichlich, nahrhaft, dabei durchaus einfach. Zu Abend wurde Thee mit Butterbrod und etwas kaltem Fleisch genossen. Da gieng es freilich für junge kräftige Naturen mit lebhaftem Appetit jeweilen etwas zu ätherisch zu; aber man gewöhnte sich an Alles bald. Die Sitten bei Tische waren eine Mischung von genferischer und englischer Art. Ein schwäbischer Candidat wie ich, der bis jetzt nur wenig Gänge über die Gränzen seines engeren Vaterlandes hinaus gethan, mußte seine fünf Sinne wohl beisammen halten, um nicht wider die einmal gangbaren, wenn auch noch so bedeutungslosen Bräuche zu verstoßen. Eine einzige komische Beschämung ward mir in dieser Beziehung in Malans Hause zu Theil. Es war eines Abends beim Thee, daß ich dem würdigen Hausvater gegenübersitzend und umgeben von dem ganzen intelligenten Familienkreis, meine Tasse vollends austrank, zuvor aber noch mit einer leichten Handbewegung den süßen Bodensatz der Tasse zum Behuf des Ausschlürfens in gehörige Bewegung setzte. So muß es, wie es scheint, schon von alter Zeit her in meiner schwäbischen Heimath gehalten worden sein. Denn als einst im Jahr 1724 der ehrwürdige Prälat Weißensee mit dem

großen Joh. Albr. Bengel zusammensaß und letzteren wohlmeinend warnte, sich mit der Offenbarung Johannis nicht zu viel zu beschäftigen, deutete Bengel auf die Tasse Thee, die er vor sich stehen hatte, und in welcher noch ein süßer Bodensatz sich befand, und sagte: „es sei nicht genug, die übrigen Bücher des Neuen Testaments sich zu Nutze zu machen, — er seinerseits wolle auch den Zuckerboden, nemlich die letzte der heiligen Schriften, mitnehmen." Daß mir es nun mit meiner Tasse gieng, wie dem seligen Bengel, war ein großer Verstoß gegen die gute Sitte. »Pas tourner!« (nicht drehen!) flüsterte mir Malan über den Tisch zu. Ich verstand in der That nicht, was er meinte. Unglücklicherweise aber kam die zweite Tasse, und nach einiger Zeit machte ich beim schließlichen Austrinken denselben unverzeihlichen Fehler. »Pas tourner! pas tourner!« rief nun Malan mit etwas vernehmbarerer Stimme herüber, und die schelmischen Augen um mich her waren alle auf mich gerichtet. Was ich gefehlt, ward mir freilich erst am folgenden Abend klar, wo ich nun bemerkte, daß ein fein gebildeter Genfer zuerst seine Tasse Thee mit feierlichem Anstand gründlich umrührt und dann am Schluß den Bodensatz unberührt sitzen läßt. Mit welchem Eifer ich somit von nun an meine schulgerechten Manipulationen vornahm, läßt sich denken.

Schönere Augenblicke, als die der gemeinsamen Morgen- und Abendandacht in Malans Hause, gab es nicht. Es waren Segens- und Weihestunden der köstlichsten Art. Wer überhaupt zum Hause gehörte, Gäste und Gesinde mit eingerechnet, dessen Anwesenheit war dabei erwartet. Eines der Kinder brachte das kleine Tischchen oder Lesepult, mit der großen Bibel und den Liedern Malan's, und stellte es vor den für den Hausvater bestimmten Stuhl. Die älteste Tochter setzte sich ans Klavier; die andern saßen im Halbkreis umher, mit ihren Taschenbibeln in der Hand. Malan begann sitzend mit einem ganz kurzen Gebet und gab dann das Lied an, das die Hausgenossen meist auswendig sangen. Nun las er einen Abschnitt der Bibel mit großer Feierlichkeit und mit einem Ausdruck, der oft statt einer Auslegung gelten konnte. Darüber sprach er dann etwa eine Viertelstunde, meist mit ungewöhnlicher Salbung, immer mit specieller Beziehung auf die Bedürfnisse der Anwesenden. Endlich folgte das Gebet auf

den Knieen. Darin herrschte in der Regel das Lob Gottes und der freudige Dank für Seine großen Heilsthaten vor. In Bitte und Fürbitte aber pflegte er Großes und Kleines, Nahes und Fernes, Persönliches und Allgemeines zusammenzufassen und mit ungewöhnlicher Innigkeit dem Herrn ans Herz zu legen. Die Kirche Christi, ihre Belebung nach Innen und ihre Ausbreitung über die ganze Welt, — das schweizerische Vaterland und die geliebte Vaterstadt Genf, — die engere Gemeinde Malans mit ihren besondern Bedürfnissen, — die Glieder des Hauses, — die speciellen Ereignisse des Tages mit ihrer Sorge und Hoffnung, mit ihrer Noth und ihrer Freude, — die anwesenden Gäste ganz speciell nach ihrem Beruf, ihrem Herzensstand, ihrem Vorhaben, ihren Verhältnissen, — Alles das ward in so kindlicher, zutrauungsvoller Innigkeit dem Vater der Barmherzigkeit im Namen Jesu vorgetragen, daß man sich nach einem solchen Gebet wie von einem erquickenden Bad erfrischt und gestärkt fühlte.

Es war mir kein Räthsel noch Geheimniß mehr, woher dem edlen Hausvater die immer sich gleichbleibende Heiterkeit und Geistesfrische, — woher dem ganzen schönen Familienkreise die herzliche Liebe, das gegenseitige Wohlwollen, — woher dem ganzen Hause der fröhliche Ton und Geist komme, der jedem Fremden so wohlthuend auffallen mußte. Diese Morgen- und Abendandachten waren die Quelle, aus welcher so reicher Segen floß.

Daß übrigens sonst auch der Geist des Gebets im Hause waltete, wurde mir bald klar. Ich konnte wahrnehmen, daß, wenn ein Sohn oder eine Tochter oder sonst ein Glied des Hauses von irgend einer Sache bewegt, beunruhigt, umgetrieben wurde, der liebe Hausvater den Betreffenden entweder einfach ins Gebet wies und ihm seine eigene Fürbitte versprach, oder ihn mit sich auf sein Studierzimmer nahm, dort mit ihm durchsprach und dann privatim mit ihm betete. Als ich selbst, wie ich später berichten werde, in mancherlei Noth und Enge gerieth, lud er mich mehr als einmal auf sein Zimmer ein und betete mit mir. Auch erinnere ich mich nicht, daß Fremde, die etwa auf einen Abend zu Gast waren, ohne Gebet entlassen worden wären. Darin lag das Geheimniß von Malans wunderbarer Kraft und Geistesfrische.

Die sonntäglichen Gottesdienste, die am Vormittag und dann am späteren Abend stattfanden, machten weniger den Eindruck auf mich, den ich erwartet hatte. Vielleicht trugen zwei Umstände bei,

mich eher herabzustimmen, als zu erheben. Einmal die schmerzliche Leere der schönen Kapelle, wo meistens nur in weiten Zwischenräumen einige Frauen und sehr wenig Herren sich einfanden. Sodann aber die offenbare Absichtlichkeit, mit der er einzelnen Anwesenden gewisse Dinge sagen wollte. Ich selbst hatte nicht selten die Ehre, ganz speciell gemeint zu sein. Es konnte geschehen, daß Text, Thema und Ausführung sich auf Streitfragen bezog, die zuvor zwischen ihm und mir verhandelt worden waren, und oft mußte ich meine gemachten Einwendungen hier wieder vorgenommen und allerdings mit überlegener Beredsamkeit behandelt sehen. Das war mir peinlich und fast zurückstoßend, zumal wenn nachher eine der Töchter oder ein Sohn mit einer Art triumphirender Miene mich fragte: „Nun, wie hat Ihnen die Predigt gefallen?“ Doch kann ich mit Dank und Freude bezeugen, daß diese Predigten immer den Geist wahrer Liebe athmeten und mich niemals widrig gegen den theuren Mann stimmen konnten. Lag doch immer so viel Salbung, Weihe, Wärme und Innigkeit darin, daß ich nie leer ausgehen durfte.

Der Sonntag wurde in Malan's Hause nach der strengsten schottisch-puritanischen Sitte gefeiert. Dadurch kam ich in manchen inneren und äußeren Conflikt. Denn in meiner würtembergischen Heimath wurde damals selbst in den christlichen Kreisen wenig Werth auf eigentliche Sonntagsheiligung gelegt, wie denn auch die lutherische Kirche überhaupt von Haus aus darin anders denkt und lehrt, als die schottisch-reformirte. Denn während jene (die lutherische Kirche) an der Ueberzeugung festhält, daß der christliche Sonntag kein jüdischer Sabbath ist, giebt die englische und schottische Kirche schon durch den Umstand, daß sie den Namen „Sonntag“ ganz und gar mit dem Namen „Sabbath“ vertauscht hat, zu erkennen, daß sie auch das jüdische Sabbathsgesetz vollständig auf den christlichen Sonntag will übertragen wissen. Ein Spaziergang am Sonntag in Gottes freier Natur, das Lesen eines weltlichen Buches, das Schreiben eines Briefs, geselliges Zusammensein mit Freunden außer für geistliche Erbauung, Musik und Gesang außer zu geistlichen Zwecken, selbst das Spielen der kleinen Kinder mit Puppen oder anderm Spielzeug und dergleichen ist in ihren Augen eine große und schwere Versündigung. Es ist dieß eine nicht unbedenkliche Rückkehr unter das Joch des levitischen Gesetzes, eine Rückkehr zu den „schwachen und dürftigen Anfängen der Welt“ (Gal. 4, 9), von denen Christus uns erlöst hat.

Freilich wird dieser, wenn auch falsch verstandene Eifer in der Sonntagsheiligung zu einer wahrhaft bewundernswürdigen Tugend, wenn man ihm die Laxheit der unter uns meist herrschenden Sonntagsfeier, oder vielmehr die frevelhafte Sonntagsentweihung in unsern Städten und Dörfern, unter Protestanten sowohl als unter Katholiken, gegenüberstellt. Wir brauchen dafür in der That keine Beispiele anzuführen; jeder Tag des Herrn stellt uns den kläglichen Zerfall christlicher Sonntagsfeier aufs Neue vor Augen. Es bleibt dabei: den siebenten Tag (ob Sonntag oder Sabbath) hat Gott der Herr längst ehe das levitische Gesetz gegeben ward, ja längst ehe ein israelitisches Bundesvolk bestand, für die ganze Menschheit geheiligt d. h. von dem Weltdienst ausgesondert und Seinem heiligen Dienste vorbehalten, daß der Mensch an demselben aus der Arbeit in die Erholung, aus der Unruhe in die Ruhe, aus der Zerstreuung in die Sammlung, aus der Welt in Gott eingehe. Und Gott der Herr segnete den Tag, daß dem Menschen daraus Licht, Leben, Freude, Trost, Kraft und ewiges Wohl zufließe. Diesem Sinn und Liebeswillen Gottes kommt nun unzweifelhaft die schottische „Sabbathfeier", so viel Jüdisches, Gesetzliches, Unevangelisches mit unterlaufen mag, viel näher, als unsre, alle Zucht und Schranke verachtende Sonntagsentweihung. Es mag freilich nicht eben leicht sein, gerade in Beziehung auf die rechte Sonntagsfeier sich einestheils nicht unter „das knechtische Joch der Gesetzlichkeit" fangen zu lassen, und andern theils nicht in libertinische Geringschätzung und Verachtung heiliger Zucht und kirchlicher Ordnung zu gerathen. Aber sollte es deswegen unmöglich sein?

Doch zurück zu Malan. Eines Sonntags rief mich vom Garten her, nach welchem das Fenster meines Zimmerchens gieng, die Stimme des lieben Hausherrn. „An was sind Sie eben?" fragte er. — „Ich schreibe Briefe," erwiederte ich durchs Fenster. — „Kommen Sie herunter in den Garten," rief er wieder; „wir haben wichtige Dinge zu reden." Ich eilte hinab. Wir giengen unter die schattenreiche Lindengruppe und setzten uns auf die Bank. „Wissen Sie nicht," fieng er an, „daß Sie Gottes Gebot durch Ihre Sonntagsarbeit übertreten?" — „Meine Sonntagsarbeit? wie so?" fragte ich erstaunt. — „Kennen Sie das vierte (nach lutherischer Fassung: das dritte) Gebot?" fuhr er fort. — „Ohne Zweifel," sagte ich; „aber in wiefern soll ich es übertreten haben?" — „Am Sabbathtage sollst du kein Werk thun," hob Malan feierlich an, und wiederholte nach-

drucksvoll: „Kein Werk thun! — Ist Briefe schreiben*) kein 'Werk thun'? Steht diese Arbeit in direkter Beziehung zu Gott, dem der Tag gehört? Haben Sie dafür nicht in den Wochentagen überflüßig Zeit? Giebt es heute für Sie nichts mit Gott ins Reine zu bringen wegen vergangener Schulden? nichts mit Ihm durchzusprechen in Betreff Ihres Herzensstandes? nichts zu bitten für die kommenden Tage? — Mein Freund, Sie rauben Gott die Ehre und bringen Ihre Seele zu Schaden."

Ich fühlte das Gewicht seiner Worte und schwieg, obschon viele „Aber" in meinem Herzen rumorten. „Sie werden," fuhr er fort, „allerlei einzuwenden haben, ich weiß es; aber hören Sie mich an. Es ist noch keinem ordentlichen Christen eingefallen, das sechste Gebot: 'du sollst nicht tödten', für veraltet und für die Christenheit unverbindlich zu erklären. Im Gegentheil wird dasselbe im neutestamentlichen Haushalt so verschärft, daß es bis auf die Worte der Feindschaft, ja bis auf die Gedanken des Hasses ausgedehnt wird. So ists mit dem siebenten, dem achten, mit allen Geboten der beiden Gesetzestafeln. Sollte nun allein das vierte Gebot veraltet, ungültig und aufgehoben sein? Ja muß nicht vielmehr von ihm, wie von allen übrigen neun, gelten, daß es in der neutestamentlichen Haushaltung nicht nur nicht abgeschwächt werden darf, sondern nach allen Seiten hin vertieft und verschärft werden muß? 'Kein Werk thun!' Mein Freund, nehmen Sie das in seinem ganzen vollen Ernst."

Ich wollte etwas sagen, aber Malan rief: „Lassen Sie mich fertig reden. Sehen Sie mein Haus an. Es wird bei uns mit dem vierten Gebot Ernst gemacht. Selbst meine jüngeren Kinder fühlen das Bedürfniß, das Werk der sechs andern Tage hinter sich zu lassen und am Sabbath ganz ihrem Gott und Herrn zu leben. Was sehen Sie nun für eine Frucht dieses Gehorsams bei uns? Gott segnete den siebenten Tag, und das wirkt heute noch in der ganzen ursprünglichen Kraft. Gott hat mein Haus gesegnet. An unserm Familien-

---

*) Es sei hier ausdrücklich bemerkt, daß Malan zwischen Geschäftsbriefen und solchen Briefen, die einen Austausch religiöser Gedanken und Erfahrungen enthielten, wohl unterschied. Nur jene ließ er am Sonntag nicht zu. Briefe an Eltern und Geschwister unterlagen meist keinem Anstand; aber am Sonntag wurde kein Briefträger angenommen, kein Brief zugelassen.

glück, an unsrem häuslichen Frieden, an meinen Kindern können Sie den Segen erkennen. Ja, mein Freund, wir müssen mit den Geboten Gottes Ernst machen, so steht Gott auch seinerseits zu seinen Verheißungen."

Dawider war nun allerdings schwer etwas zu sagen, und doch hatte ich ein klares Gefühl davon, daß hier eine unstatthafte Vermengung von Gesetz und Evangelium sich finde. Ich suchte, so gut ich es vermochte, meine Gedanken darzulegen. Vor Allem gab ich natürlich mit Freuden zu, daß das Gebot der Heiligung des siebenten Tages für den ausschließlichen Dienst Gottes so alt sei als die Schöpfung, daß kein Mensch demselben ohne Schaden sich entziehen könne, und daß ein göttlicher Segen auf dem Gehorsam gegen dasselbe für alle Zeiten und Verhältnisse ruhe. Aber dagegen müsse ich doch protestiren, daß der christliche Sonntag gleich zu achten sei dem jüdischen Sabbath. Dieser sei ein Bundeszeichen gewesen für Israel (2 Mos. 31, 16. 17; Ezech. 20, 12), so gut wie die Beschneidung; für den Christen sei der Sonntag das nicht und stehe somit nicht auf gleicher Stufe mit der Taufe. Deshalb habe das Apostelkonzil (Apgsch. 15, 28 ff.) von den neugewonnenen Heidenchristen auch „keine weitere Beschwerung" verlangt, als „diese vier Stücke: Enthaltung von Götzenopfer, von Blut, von Erstricktem und von Hurerei." Die Beobachtung des Sabbathgesetzes sei nicht verlangt worden und habe so wenig als die Beschneidung verlangt werden können; denn damit hätte man wieder das ganze „Joch des Gesetzes auf der Jünger Hälse gelegt, welches doch weder die Väter noch die Apostel selbst hätten können tragen." In diesem Sinne behandle auch der Apostel Paulus überall die Sabbathfrage. „Ihr haltet Festzeiten und Sabbathe?" schreibt er an die Galater (4, 10; vergl. Coloss. 2, 16). „Ich fürchte," fügt er bei, „ich habe umsonst an euch gearbeitet;" denn das seien ja nur die „schwachen und dürftigen Anfänge", denen sie früher gedient hätten, und zu denen sie ja doch nicht wieder umwenden wollten. — Entscheidend jedoch, fuhr ich fort, sei die von keinem göttlichen Gebot angeordnete, obwohl gewiß unter der Leitung des heiligen Geistes geschehene Verlegung des „Tags des Herrn" vom siebenten auf den ersten Wochentag, auf den Auferstehungstag Jesu. Wenn das alte Sabbathsgebot mit seinen Satzungen auch für die Christen noch verbindlich war, so war diese Verlegung ein Akt bedenklicher menschlicher

Willkühr, wodurch eine menschliche Satzung an die Stelle des göttlichen Gebots gesetzt worden wäre. „Nein," rief ich, „unser Sonntag ist nicht mehr der Sabbath."

Bei dem Allem, fuhr ich fort, sei es ferne von mir, das uralte Gotteswort: „Gott heiligte den siebenten Tag und segnete ihn," für ungültig erklären zu wollen. Bei dieser Gottesordnung bleibe es bis ans Ende der Erdentage. Aber in der neutestamentlichen Haushaltung sei diese heilige und göttliche Anordnung aus dem Schatten ins Wesen, aus dem Buchstaben in den Geist, aus der Gesetzlichkeit in die evangelische Freiheit erhoben. Unser theurer Gottesmann Luther habe das vierte Gebot gar schön und einfach erklärt mit den Worten: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir die Predigt und sein Wort nicht verachten, sondern dasselbige heilig halten, gerne hören und lernen." Daran halte sich ein wahrer einfältiger Christ und lasse sich daneben keine neue Satzungen als Gesetzesjoch auflegen. Ob es damit vereinbar sei, einen Brief zu schreiben, einen Spaziergang ins Freie zu machen, mit gleichgesinnten Freunden geselligen Verkehr zu halten 2c., das könne und müsse ein rechter Christ jedesmal selbst entscheiden, nur daß das „Gerne hören und lernen" des Wortes Gottes und der Predigt, wie überhaupt die Einkehr in Gott (und ich füge hinzu: auch die leibliche Erholung) keinen Eintrag erleiden.

Uebrigens — das setzte ich noch hinzu — sei ich ferne davon, seiner (Malans) strengeren Auffassung des Gebots der Sonntagsheiligung durch Misachtung entgegen zu treten. Nein, sie sei mir lieber als das nur zu häufige Gegentheil, und ich verspreche ihm gerne, mich während meines Aufenthalts bei ihm genau nach der Ordnung seines Hauses zu richten.

Malan war mit diesen Erklärungen nicht zufrieden. Er unterbrach mich zehnmal und suchte meine Sätze mit großer Beredsamkeit und oft mit bewundernswürdiger Sophistik umzustoßen; aber schließlich mußte er sich eben mit meinem zuletzt gegebenen Versprechen begnügen, wobei er hoffte, „ich werde mich während dieser Zeit bekehren." Diese Hoffnung ist nun freilich nicht nach seinem Sinne in Erfüllung gegangen; aber ich habe dennoch einen großen und bleibenden Segen auch in dieser Beziehung aus seinem Hause davongetragen. Denn von jener Zeit an habe ich mit Gottes Hülfe versucht, nicht nur

selbst mit der rechten Sonntagsheiligung mehr Ernst zu machen, sondern auch, nachdem ich einen eigenen Herd zu gründen die Freude hatte, meinem Hause den Segen derselben mit allen Kräften zuzuwenden. Und ich habe das niemals bereut.

Hier muß ich aber noch eines Zuges erwähnen, der die eigenthümliche Hinneigung Malan's zu alttestamentlichem Wesen sehr anschaulich ins Licht stellt. Auf Grund des Gebots: „Du sollst dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß [von Gott] machen," verwarf er mit aller Strenge und Entschiedenheit jede bildliche Darstellung nicht nur Gottes des Vaters, sondern auch des im Fleisch erschienenen Sohnes Gottes, sei es nun in Gemälden und Kupferstichen, oder sei es in Holz, Marmor, Metall und dergleichen. Selbst wo die Abbildung einer Person fehlte und nur ein bildliches Erinnerungszeichen an eine göttliche That dargestellt wurde, z. B. in Kruzifixen und dergleichen, protestirte er dagegen aufs entschiedenste, und zwar nicht nur aus dem Gefühl des streng reformirt Gesinnten gegen katholisches Bilderwesen, sondern auf Grund des alttestamentlichen Verbots. Deshalb war in Malan's Hause, welchem sonst die Zierde von Gemälden ꝛc. nicht mangelte, kein Bild, keine plastische Darstellung eines religiösen Gegenstandes zu sehen, und wie tief der Widerwille gegen letztere auch in den übrigen Familiengliedern herrschte, das schildert Albert Knapp, bei welchem Malan's Sohn Cäsar einige Zeit verweilte, in seiner Selbstbiographie folgendermaßen: „In religiöser Beziehung verstanden wir uns [d. h. Knapp und sein blutjunger Zögling Cäsar] sehr wenig; denn der liebe Jüngling hatte die reformirte Konfession in ihrer schroffen, von seinem trefflichen Vater noch verschärften Ausprägung in sich aufgenommen, so daß ich seiner Lehre von der absoluten Gnadenwahl und seinem Abscheu vor jedem religiösen Bilde ꝛc. nicht zu folgen vermochte. Er meinte z. B. beim Anblick einer alten Christusstatue, die er in unsrer Kirche gewahrte, wir hätten aus unserm Heiland einen Baal gemacht, und trug kein Bedenken, mir darüber in bester Meinung Vorwürfe zu machen." — So erzählt Knapp. Freilich, so viel Mißverständniß in dieser Auffassung liegt, so ist sie mir doch zehnmal lieber als jene katholisirende Art, die sich neuerdings in der lutherischen Kirche wieder da und dort breit zu machen droht, wie denn der sonst reichbegabte Pastor Seiler (an der St. Georgenkirche zu Halle) in seinem 1862 erschienenen Predigtbuch gleich in der

Adventspredigt tief beklagt: „In unsern Straßen sieht man keine Prozessionen und sonst kaum eine Gestalt [etwa Heiligenbild?], die einen an das Heilige erinnert; an den Kreuzwegen und unter schattigen Bäumen, auf dem Felde stehen keine Kreuze, diese Bäume des Lebens ꝛc." — Und nachher fragt er vorwurfsvoll seine Gemeinde: „Stellen wir auch einmal eine Blume vor ein Christusbild, schmücken wir auch einmal ein Kruzifix mit Rosen und Lilien, schicken wir auch einmal Blumen in die Kirche auf den Altar zu einem Feste?" — So predigt heutzutage ein lutherischer Pastor und läßt es öffentlich drucken! Davor bewahr' uns, lieber Herre Gott!

Gleich in den Anfang meiner bei Malan verbrachten Zeit fielen die religiösen Jahresfeste zu Lausanne. Ich eilte dahin, um sie mit zu genießen. Malan folgte einige Tage später nach. Es waren herrliche Tage. Am 4. August kehrten wir gemeinsam mit vielen andern Festgästen auf dem Dampfboot nach Genf zurück, und da es ein ungewöhnlich schöner, wolkenloser Sonntag war, so hatte sich das Schiff mit Fremden aller Art gefüllt. Die Pracht der Umgebung, der mannigfaltige Wechsel reizender Städte und Dörfer am nördlichen Seeufer, das bunte Gemisch von Fremden auf dem Verdeck, — das Alles beschäftigte aufs lebhafteste meine jugendliche Phantasie. Es entspann sich bald da bald dort ein harmloses Geplauder mit einzelnen Bekannten aus Genf, und unwillkührlich überkam mich jenes behagliche Sichgehenlassen, das uns gar zu leicht nach einer längeren geistigen Anspannung beschleicht. Da nahm ich wahr, wie Malan neben einer fremden Dame, die augenscheinlich ein rechtes Weltkind war, auf der Bank am Schiffsgeländer Platz nahm und nach seinen feinen Manieren ein paar Worte mit ihr zu wechseln begann. In ganz kurzer Zeit schien das Gespräch lebhaft und immer lebhafter zu werden. Auf dem Gesicht der Dame wechselte unverkennbares Erstaunen mit geringschätzigem Lächeln, tiefes Erröthen mit sichtbarem Erblassen; es spielte in ihren Mienen immer deutlicher ein Kampf der widersprechendsten Gefühle. Oefters sprach und gestikulirte sie in der lebhaftesten Erregung, wie Jemand, der einen werthen Besitz gegen fremde unberechtigte Ansprüche vertheidigt; dann hörte sie wieder

stille und nachdenksam zu und schlug die Augen nieder. Dieses schweigende Hören wurde allmählig länger und andauernder, und Malan seinerseits schien immer ernster, eindringender, siegesgewisser zu werden. Der Dame liefen je und je die hellen Thränen über die Wangen, und oft bedeckte sie mit dem Sacktuch die Augen.

Längere Zeit hatte ich mit dem höchsten Interesse aus der Ferne die Beiden beobachtet; denn es war klar, daß Malan um diese Seele für den Heiland warb. Ich wußte ja, daß er mit einem ebenso großen Eifer, Seelen für das Reich Gottes zu gewinnen, erfüllt, als mit einer ganz ungewöhnlichen Gabe der Seelenanfassung ausgerüstet war. Wie viele herrliche Exempel von dem, was Gott auf diesem Wege durch Malan an einzelnen Herzen gethan hatte, waren mir schon länger her bekannt, — Exempel, wie er auf Spaziergängen, im Postwagen, in den Gasthöfen, wie er unter Leuten aller Klassen und Stände durch irgend ein treffendes Wort einen Haken in ein Herz zu werfen verstand, von dem dasselbe nicht mehr los ward. Nun sah ich zum ersten Mal den theuren Mann mitten in der Arbeit. Während wir Andern müßig umherstanden, müßig umhergafften, mehr oder weniger gedankenlos plauderten, evangelisirte Malan mit unablässigem Eifer, mit feuriger Liebe. Es mochte eine gute halbe Stunde vergangen sein, als Malan, während ich an der Seite eines deutschen Freundes stand, an mir vorüberstreifte und mir zuflüsterte: „Wieder eine Seele gewonnen für den Herrn!“ — Abermals mochte eine Viertelstunde vorüber sein: ich stand noch bei jenem Freunde, und ein anderer fremder junger Mann, der uns deutsch reden hörte, hatte sich zu uns gesellt. Er war, wie ich im Lauf des Gesprächs hörte, ein Theologe aus den russisch-deutschen Ostseeprovinzen, der seine wissenschaftliche Reise bis in diese Gegenden ausgedehnt hatte. In seinem lieben Gesicht lag ein Zug von Wehmuth. Eben äußerte der junge Mann, wie es ihm so schwer mache, daß er von seiner „lieben alten Mutter“ nun schon seit mehreren Wochen keine Nachricht habe, — als Malan wieder hinter mir vorbeistrich, meine Schulter leicht berührte und mir ins Ohr flüsterte: Evangélisez! Sonnez la trompête! (Predige das Evangelium, blase die Posaune!) Das gieng mir durchs Herz. Jene letzte Aeußerung des jungen Theologen gab mir auch willkommenen Anlaß, das Gespräch auf die höchsten Angelegenheiten unsres Lebens zu lenken. Wie

erstaunt aber war ich, als meinen schüchternen Andeutungen ein so helles reines Echo entgegenkam und der fremde junge Mann bald als lieber Bruder im Herrn sich erwies. Das war eine Freude, die mir ohne Malan's Mahnung bei meiner natürlichen Feigheit nicht widerfahren wäre. Auf meiner ganzen spätern Reise, ja auf meinem ganzen bisherigen Lebensweg ist mir tausendmal der Ruf: Evangélisez! Sonnez la trompête! wieder ins Ohr und Gewissen getönt, und so oft ich ihm treu gehorchte, hab' ich es niemals bereuen dürfen.

Bei meiner Rückkunft nach Genf fand ich einen Brief vor, der eine ernste Frage an mich stellte. Es wurde mir darin eine Hofmeisterstelle in einer sehr hochgestellten englischen Familie angeboten, wo ich unter günstigen Bedingungen einen einzigen Sohn zu erziehen, mit der Familie Winters in Nizza, Florenz, Rom oder Neapel zu verweilen, den Sommer aber in Deutschland, Frankreich oder England zuzubringen hätte rc. Meine Phantasie malte mir sofort diesen Antrag in den reizendsten Farben aus, und der erste Eindruck war, daß ich nicht säumen dürfe, ihn anzunehmen. Nur Ein Bedenken stand mir noch im Wege. Ich war über Basel nach Genf gekommen, hatte dort die Jahresfeste mit unbeschreiblichem Genuß mitgefeiert, und war schließlich von dem sel. Inspektor Blumhardt gefragt worden, ob ich nicht nach Vollendung meiner Reise (im Frühjahr 1837) eine Lehrerstelle im Missionshause übernehmen wolle. So theuer mir nun die Mission von Jugend auf war, und so großen Segen und Gewinn ich mir von einem Aufenthalt im Missionshaus versprechen konnte, so kam dieser Antrag — ich gestehe es — mir doch recht quer und unangenehm über den Weg. Ich hätte gar zu gerne Nein gesagt und durfte es doch nicht, weil ich die innere Freiheit dazu nicht fand; und Ja konnte ich auch nicht sagen, weil ich meine Freiheit während der bevorstehenden großen Reise mir nicht wollte nehmen lassen. So hatte ich dem theuren Vater Blumhardt erklärt: wenn mich Gott im bevorstehenden Reisejahr nicht durch deutliche Fingerzeige einen andern Weg gehen heiße, werde ich dem Ruf nach Basel folgen; im Uebrigen soll er und ich die volle Freiheit für diese Zeit behalten. So war ich nach Genf gekommen, und so traf mich der Antrag des Viscount de Mandeville.

Nach meiner Gewohnheit stellte ich den Entscheid über Annahme oder Abweisung dieses Antrags aus, bis ich den Rath der Meinigen und die Ansicht erfahrener Männer gehört. Also ward sofort nach

Hause geschrieben, und dann zu — Malan! Er hörte mich ruhig an und fragte schließlich, zu was ich entschlossen sei. — „Den Ruf anzunehmen," sagte ich, „wenn aus der Heimath die Zustimmung kommt." Er schüttelte den Kopf und fieng an, mit Lebhaftigkeit und steigender Wärme das Unbefriedigende einer solchen Stelle zu schildern und mir ins Gewissen zu reden, daß ich zur Predigt des Wortes Gottes, zur Evangelisation berufen sei, und nicht zum Hüter eines vornehmen jungen Herrn. „Gehen Sie nach Frankreich," rief er, „nach Amerika, nach Afrika wenn Sie wollen, — nur predigen Sie Jesum! Werben Sie Seelen für den Herrn, — das ist Ihre Aufgabe. Und haben Sie nicht in Ihrem eigenen Vaterland genug zu thun? Allez, sonnez la trompête de l'Evangile!" Etwas empfindlich über die Zerstörung meiner schönen Träume suchte ich die Vortheile jenes Rufes ins Licht zu stellen. — „Illusion! Illusion!" rief er und warf mit schonungsloser Hand das Kartenhaus meiner Einwürfe über den Haufen.

Nachmittags traf sichs, daß ich mit einem Sohne Malan's und den zwei ältesten Töchtern zusammensaß. Sie brachten zu meinem Befremden das Gespräch auf die Hofmeisterstelle, von der ich doch nur im Vertrauen mit dem Hausvater geredet hatte. „Sie werden doch den Ruf abweisen?" sagte der Sohn Cäsar. — „Es wäre unverantwortlich," fiel eine der Töchter ein, „wenn Sie ihn annähmen! Sie haben sich dem Dienste des Herrn geweiht und müssen Ihm dienen. Sie dürfen Ihm nicht entlaufen! Es wäre eine Sünde, wenn Sie den Ruf annähmen!" — „Ja," sagte die Jüngere, „es käme mir vor, wie wenn Einer die Hand an den Pflug legt und siehet zurück." — Das war mir freilich etwas zu bunt und ich nahm die erste beste Gelegenheit wahr, auf mein Zimmer zu entkommen. Es leuchtet aber aus diesen kleinen Zügen der Geist des Hauses hervor, der vom Vater ausgehend alle Glieder der Familie beherrschte.

Glücklicherweise fiel in jene Tage ein unvergeßlicher Ausflug, den ich in Begleitung des liebenswürdigen Professors Herzog (damals in Lausanne, jetzt in Erlangen) und einiger andern Freunde ins Chamounithal und auf den großen St. Bernhard machte. Da hatten sich die lebhaften Phantasien wegen jener Hofmeisterstelle in mir etwas abgekühlt und abgeklärt. Als ich vollends bei meiner Rückkunft nach Genf Briefe von Hause traf, die mir gleichfalls abriethen und mich

zur Annahme der Lehrerstelle im Basler Missionshause ermunterten, da war mein Entschluß bald gefaßt. Ich bat Malan um eine Unterredung. Dort im Garten unter den Linden theilte ich ihm mit, daß ich jenen Ruf abzulehnen und — wenn Gott im Lauf des Jahres nicht anders über mich verfüge — im Frühjahr nach Basel zu gehen entschlossen sei. — „Nach Basel?“ entgegnete er befremdet; „ins Missionshaus nach Basel? Da sei Gott vor!“ Auf meine erstaunte Frage: warum nicht? fieng er fast mit Bitterkeit die Missionsanstalt anzuklagen und stark zu verdächtigen an. Es herrsche darin eine ganze Legion von Irrlehren: Arminianismus, Socinianismus und wie die bösen Geister alle heißen. Auch Inspektor Blumhardt stecke voll Irrthümer, ebenso die Lehrer und Zöglinge. Deshalb hätten auch die Missionare Basels nirgends Erfolg gehabt, weder im russischen Armenien, noch in Westafrika; man höre ja von keinen Erweckungen rc. — Diese Aeußerungen wollten mir, ich gestehe es, empfindlich wehe thun, weil sie ungerecht waren und unwahr; allein bald erinnerte ich mich, daß in des sonst so trefflichen Mannes Augen nichts Gnade fand, was einen Widerspruch gegen seine Lieblingslehre — die Prädestination — zu erheben wagte; und da nun das Missionsinstitut in Basel (wenige Jahre vor meinem Besuch bei Malan) sich erkühnt hatte, die Zumuthungen des letztern, man solle beim Unterricht der Missionszöglinge die calvinische Prädestinationslehre nicht nur als eine schriftmäßige behandeln und einführen, sondern sie auch zum Grund- und Eckstein aller andern Glaubenslehren machen, entschieden abzuweisen, so war es natürlich, daß Malan nicht gut auf die Anstalt und ihre Vorsteher und Lehrer zu sprechen war. Ich gieng deshalb diesem Thema dadurch aus dem Weg, daß ich die getroste Gewißheit aussprach, Gott werde mich auf meinem künftigen Lebensweg wie bisher recht führen.

Dieß leitet mich aber schließlich auf denjenigen Punkt, der mir in Malan's Hause am meisten Noth und innere Drangsal bereitete, und der zugleich den schärfsten Zug in dem Charakterbilde des theuren Mannes bildet, — auf die calvinische Prädestinationslehre, welche bei allen Gliedern der Familie ohne Ausnahme als die allbeherrschende, höchste Wahrheit galt.

*

Calvin nämlich lehrte, daß Gott kraft seiner absoluten Souveränität, welche Niemanden Rechenschaft schuldig sei, von Ewigkeit einen freien unbedingten Rathschluß gefaßt habe, vermöge dessen er einen Theil der Menschheit zur Seligkeit erwählt und vorherstimmt (prädestinirt), die Uebrigen aber verworfen hat. Die Erwählten (französisch: les élus) empfangen zu irgend einer Zeit ihres Lebens die unwiderstehlich wirkende Gnade Gottes, welche in ihnen den seligmachenden Glauben und alle guten Werke hervorbringt. Sie können diese Gnade auch nicht wieder verlieren, können nicht verloren gehen. Ein Erwählter aber kann und muß auch wissen, daß er erwählt sei; dieses Wissen taucht wie ein helles Licht im selben Augenblick in ihm auf, wo er durch Gottes Macht zum Glauben kommt, und namentlich zum Glauben an die Wahrheit der Prädestinationslehre. Die Nichterwählten überläßt Gott sich selbst; deshalb können sie nicht zum seligmachenden Glauben kommen und nichts Gutes thun, sondern ihre Sündhaftigkeit führt sie nur immer tiefer ins Verderben und schließlich in die ewige Verdammniß. Für dieses sein souveränes Walten ist Gott keinem Geschöpf Rechenschaft schuldig. Ein erleuchteter Christ aber erkennt doch, daß in der Verwerfung und Verdammniß der Nichterwählten sich Gottes ewige Gerechtigkeit, in der Erwählung der Andern aber die ewige Erbarmung Gottes offenbart.

Diese Lehre hielt Malan und seine ganze Familie mit eherner Zähigkeit fest und suchte sie mit nie ermüdendem Eifer jedem, der in seinen Bereich kam, annehmbar zu machen, ja aufzubringen. Dabei stand ihm ja nicht blos seine außerordentliche Beredsamkeit überhaupt zu Gebot, sondern insbesondere jene erstaunliche Gewandtheit in der Bekämpfung der Einwürfe, wie in der Vertheidigung seiner Sätze (Disputirkunst), welche er aus jahrelanger Uebung in diesem Kampfe gewonnen hatte. Zugleich ist ja nicht zu läugnen, daß einestheils die Erhabenheit und großartige Consequenz dieser Lehre auf Jedermann einen überwältigenden Eindruck zu machen geeignet ist, und daß anderntheils in gewissem Sinne die heilige Schrift selbst in vielen Stellen diese Lehre unterstützt. Alle diese Vortheile wußte Malan einem jungen unerfahrenen Blut gegenüber, wie ich war, so meisterhaft zu benützen und mich in die Enge zu treiben, daß mir oft Hören und Sehen vergieng.

Langjähriges Nachdenken, ernste und betende Schriftforschung und eine gereiftere Erfahrung im Glaubensleben hat mich seit jenen Kämpfen mit Malan zu einer Erkenntniß und Ueberzeugung geführt, die freilich weder allgemein, noch auch nur sehr häufig bei den Gläubigen gefunden wird, aber sicherlich in der Schrift wie in der Erfahrung gegründet ist. Ich darf sie hier kurz darlegen, ehe ich in jene damaligen Kämpfe in Malan's Hause näher eingehe. Fürs Erste nemlich ist für jeden nüchternen Bibelforscher unwidersprechlich klar, daß die heilige Schrift eine freie, im ewigen Liebesrath Gottes beruhende Gnadenwahl lehrt, wornach Gott einige Menschen zur Glaubensgemeinschaft mit Ihm in Christo und also zur Seligkeit vorherbestimmt und erwählt hat, während Er andere ihre eigenen Wege gehen läßt zum Verderben. Ebenso unwidersprechlich klar lehrt die ganze heilige Schrift fürs Zweite, daß bei jedem Menschen Glaube oder Nichtglaube, somit Gerettetwerden oder Verlorengehen, Seligkeit oder Verdammniß in seine eigene freie Wahl und Willensmacht gestellt ist, so daß er dafür verantwortlich bleibt. Zum Dritten ist es auf den ersten Blick einleuchtend, daß diese beiden eben genannten Sätze zu einander in direktem Widerspruch und Gegensatz stehen, so daß das rationelle Denken sie nie und nimmer zusammenzureimen vermag, sondern daß dieses logische Denken nur entweder den einen (die Prädestination) oder den andern Satz (die Wahlfreiheit), niemals aber beide zugleich für wahr halten kann, — ebensowenig als das mathematische Denken den Satz anzuerkennen vermöchte, daß 3 = 1, und 1 = 3 ist. Wenn deshalb die menschliche Vernunft mit ihren Denkgesetzen hierin entscheiden will, so muß sie entweder, wie Calvin und nach ihm Malan, blos und ausschließlich die Prädestination, oder wie die Pelagianer und Rationalisten, blos und ausschließlich die menschliche Wahlfreiheit festhalten. Jeder menschliche Versuch, beides zu vermitteln und in Einen logisch untadeligen Gedanken zusammenzufassen, muß seiner Natur nach mißlingen, indem eine solche Vermittlung nur dadurch möglich wäre, daß man jeden der beiden Gegensätze so weit abschwächte, bis daraus etwas ganz anderes würde, als was die Schrift von beiden lehrt. Was bleibt also zum Vierten anderes übrig, als daß wir hierin, wie in so vielen andern Glaubenspunkten, „unsre Vernunft (auch unsern logischen Verstand) gefangen nehmen unter den Glauben,“

und demüthig eingestehen, daß unser Erkennen in dieser Sache buchstäblich hienieden „Stückwerk" ist und bleibt, bis wir droben auch dieses ganz, vollkommen und in seiner wahren widerspruchslosen Einheit erkennen werden. Wir sehen, um im Bilde zu reden, eine Doppelleiter von der Erde zum Himmel steigen und hinter den Wolken sich verlieren. Unsern Augen sichtbar sind nur die beiden untern Theile der Leiter, die scheinbar parallel neben einander emporsteigen und nach dem Gesetz der gleichlaufenden Linien wie es scheint niemals zusammentreffen können. Wohlan, wenn wir einst nicht mehr von der Erde aus, sondern vom Himmel her die Doppelleiter überschauen werden, so werden wir erkennen, daß dennoch beide scheinbar parallelen Theile sich leise gegen einander neigen und oben in Eins zusammentreffen.

Wäre mir damals, als ich Malan gegenüberstand, dieß Alles schon so klar gewesen wie jetzt, so hätte ich getrost zu ihm sagen können: „Sie haben Recht, ganz Recht;" aber ich hätte ebenso getrost hinzufügen können: „Ich habe aber auch Recht, ganz Recht." Hätte er dann geantwortet: „Das ist unmöglich, daß Beide Recht haben," so hätte ich ruhig erwiedern können: „gut, für unser jetziges Denken ists unmöglich, — da haben Sie wieder Recht; aber wenn wir nicht mehr 'stückweise' erkennen werden, wird sichs doch zeigen, daß wir Beide Recht hatten."

Den ersten Anlauf gegen mich nahm Malan unter den Linden im Garten. Nach einigen unwichtigeren Reden und Gegenreden wandte er sich plötzlich mit der Frage an mich: „Sind Sie erwählt?" (êtez vous élu, — seine stets gebrauchte Angriffsfrage.) — Ich antwortete mit einer gewissen Zaghaftigkeit, daß ich glaube, Gott habe sein Gnadenwerk in mir; ich wolle keines Andern sein, als meines Heilandes, und ich traue es Ihm auch zu, daß Er das angefangene Werk aus Gnaden in mir vollenden werde. — „Worauf gründen Sie diesen Glauben?" fragte Malan weiter. — „Ich habe die bekehrende Arbeit Gottes an meinem Herzen erfahren; ich fühle es, ich bin sein Eigenthum," sagte ich. — „Voila l'erreur!" (siehe da den Irrthum), rief er. „Auf Ihre innere Empfindung, auf Ihr Gefühl gründen Sie Ihre Zuversicht von Ihrer Erwählung zur Seligkeit? Täuschung! Sandboden!" — Ich fühlte etwas von der Wahrheit dieses scharfen Wortes, doch wollte ichs nicht eingestehen und

erwiederte: „Woher anders kann ich merken, daß ich Theil an der Versöhnung in Christo und seinem ganzen Heil habe, als aus meiner innern Erfahrung, aus meinem Gefühl?" — „Hören Sie mich an," sagte er nun etwas milder, gewinnender. „Unsre Zuversicht von unsrer ewigen Seligkeit darf, wenn sie Stand halten soll wider alle Anfechtung von Innen und Außen, nicht auf dem weichen, wechselnden Sandboden unsrer Gefühle und Empfindungen ruhen, überhaupt nicht auf etwas, was in uns selbst ist; sie muß ruhen auf einem festen unerschütterlichen Felsen, der außer uns ist, — mit Einem Wort: auf dem Worte Gottes. Dieses ewige Gotteswort bezeugt: 'Christus ist der Heiland, der Seligmacher der Welt.' Dieses Zeugniß des wahrhaftigen Gottes annehmen, ist der Anfang des Glaubens, zu dem es viele bringen, ohne selig zu werden, — es ist aber auch noch nicht der seligmachende, der friedegebende Glaube selbst. Der letztere besteht darin, daß ich sagen kann: 'Christus ist mein Heiland, mein Seligmacher.' Aber diesen Glauben können wir uns nicht selbst geben: Gott ists, der ihn schenkt und in den Herzen der Erwählten wirkt." — „So ist denn doch," wendete ich ein, „der Glaube eine innere, von Gott gewirkte, subjektive Erfahrung, die wir in uns tragen müssen, um unsrer Seligkeit gewiß zu sein!" — „Eine innere Erfahrung?" fiel Malan ein, — „ja, wenn Sie wollen! Aber diese ist ferne davon, ein Gefühl zu sein, auf das der Erwählte seine Gewißheit des Heils stützt. Der Glaube hält sich an das Zeugniß Gottes in seinem Wort, — und wenn auch alle Gefühle und Empfindungen, und alle Vernunft dazu, das Gegentheil sagten."

Für diese Unterredung werde ich dem theuern Malan allezeit dankbar bleiben; denn wenn er vielleicht auch jenem innern „Zeugniß, das der Geist Gottes unserm Geiste giebt, daß wir Gottes Kinder sind," zu wenig Werth beilegte, so bleibt doch ewig wahr, daß das von unsern Gefühlen unabhängige Zeugniß Gottes in seinem Wort erst den rechten Felsenboden für unsre Glaubensfüße darbeut. „Es stehet geschrieben," — damit hat unser Herr Jesus selbst alle Anläufe des Teufels siegreich zurückgeschlagen, nicht aber mit dem Worte: „Mein Inneres sagt mir's."

Wir waren aber auf jener Bank unter den Linden noch lange nicht fertig. „Gott schenkt den seligmachenden Glauben nur denen,

die Er von Ewigkeit her dazu erwählt hat," fuhr Malan fort. „Die Erwählten können nicht widerstehen, sie müssen glauben. Sie können aber auch den Glauben nicht wieder verlieren, sie können nicht abfallen, nicht verloren gehen. Christus ist für sie, — und nur für sie — gestorben. Sein Vater hat sie ihm von Ewigkeit her gegeben, daß Er sie selig mache und vollende. Für die Andern, die der Vater dem Sohne nicht gegeben hat, ist Er auch nicht gestorben; deshalb können sie auch nicht selig werden."

Ich gestehe, mir lief es kalt durch die Glieder. „Christus sei nicht für Alle gestorben, sagen Sie?" rief ich etwas aufgeregt. „Was machen Sie denn aus Stellen der Schrift, wie: 'Er ist die Versöhnung für unsre Sünden; nicht allein aber für die unsern, sondern für der ganzen Welt?' 1 Joh. 2, 2. Wiederum: 'Er ist das Lamm Gottes, das der Welt Sünden getragen hat.' Joh. 1, 29. 'Gott versöhnte die Welt mit Ihm selber.' 2 Kor. 5, 19. 'Gott versöhnte Alles durch ihn zu ihm selbst.' Col. 1, 20. Was machen Sie mit solchen Zeugnissen der Schrift?"

Malan lächelte, schlug sein Taschentestamentchen auf und las nachdrucksvoll die Worte (Joh. 11, 52) vor: „Jesus sollte sterben für das Volk [Israel]; und nicht für das Volk allein, sondern daß er auch die Kinder Gottes, die zerstreueten [in der übrigen Welt], in Eins zusammenbrächte." — „Haben Sie vernommen," fuhr er fort, „was Johannes hier sagt? Dieses Wort giebt uns den Schlüssel zum Verständniß aller der Stellen, die Sie angeführt haben, und welche zu sagen scheinen, Christus sei zur Versöhnung für alle Menschen gestorben. Er ist die Versöhnung nicht blos für die erwählten Kinder Gottes aus Israel, sondern für die erwählten Kinder Gottes aus der ganzen übrigen Welt. Er ist das Lamm Gottes, das die Sünden der erwählten Kinder Gottes in der ganzen Welt getragen hat. Wenn es aber heißt: 'Gott versöhnte die Welt durch ihn mit ihm selbst,' — glauben Sie, daß die ganze Welt, daß alle Menschen selig werden?" — „Nach der Schrift, nein," sagte ich. — „Gut," fuhr Malan fort, „da haben Sie ja wieder den Schlüssel zum Verständniß solcher Stellen. 'Die Welt' — das heißt: die Erwählten aus aller Welt." — Es war nicht gerade schwer, gegen diese Deutungen Protest mit guten Gründen zu erheben, und ich versuchte es auch; aber wenn Malan einmal ins Feuer kam, ließ er

den Gegner gar nicht mehr eigentlich zum Wort kommen. Höchstens hörte er den Anfang eines Einwandes an, fuhr aber meistens gleich dazwischen, etwa mit dem schmeichelhaften Ausruf: o têtes allemandes! (o deutsche Köpfe), — oder: „Ich weiß schon, was Sie sagen wollen ꝛc." So führte er auch jetzt mit steigendem Feuer und mit übersprudelnder Beredsamkeit seine Gedanken aus und schloß mit dem triumphirenden Ausruf: „voilà la dialectique de Genève!" (siehe da, die Disputirkunst von Genf.)

Einige Tage später nahm der eifrige Mann mich abermals in die Kur. Diesmal war der Satz, den er mir zu beweisen bemüht war, der: „Die Erwählten können wohl straucheln, aber nicht fallen, die Gnade niemals verlieren." Mir schien es nicht schwer, ihm aus Thatsachen und Aussprüchen der h. Schrift das Gegentheil zu beweisen. Ich erinnerte an Judas, an Ananias und Sapphira, an Demas und Andere. „Wo steht geschrieben," rief Malan, „daß die Genannten zu den Erwählten gehörten, — daß sie die Gnade zum Leben empfangen hatten? Nein, sie waren keine Erwählten!" — Darauf wies ich auf Stellen hin, wie Hebr. 6, 4 — 6: „Es ist unmöglich, diejenigen, so einmal erleuchtet sind, und geschmeckt haben die himmlische Gabe, und theilhaftig worden sind des heiligen Geistes, und geschmeckt haben das gütige Wort Gottes und die Kräfte der zukünftigen Welt, wo sie abgefallen sind, wiederum zu erneuern zur Buße.." Malan wußte sich zu helfen. „Der Apostel," sagte er, „setzt hier einen Fall in der Idee, der in der Wirklichkeit zu den Unmöglichkeiten gehört; als wollte er sagen: 'Wenn Einer der Erwählten abfallen könnte, — was freilich nicht möglich ist, — so wäre freilich für ihn kein anderes Rettungsmittel mehr möglich.'" — „Aber beantworten Sie mir eine Frage," fuhr er rasch fort, indem er die Beweisführung vom Boden der heiligen Schrift durch eine leichte Wendung auf den der Dialektik hinüberführte: „Bewahren wir das Heil? oder bewahrt das Heil uns?" (est-ce que nous gardons le salut? ou que le salut nous garde?) — Ich erwiederte ruhig: „Wir können das Heil nicht bewahren, aber wir können es aus eigener Schuld verlieren."

Malan stand auf, wie Einer, der zu dem letzten entscheidenden Stoß bereit ist, und sagte: „Kommen Sie mit mir auf mein Zimmer." Hier schlug er in seiner großen Quartbibel eine Stelle um die andere

auf, die mich überzeugen sollte, suchte durch dieselben mit bewunderns-würdiger Beredsamkeit seine Lehre zu beweisen und rief endlich: „Sind Sie nun überzeugt? Wollen Sie Gott die Ehre geben?" — „Ich würde die Unwahrheit sagen," erwiederte ich etwas erschöpft, „wenn ich sagte, ich sei überzeugt." — „Prions!" (beten wir!) rief er, erhob sich vom Stuhl und kniete nieder. Ich kniete neben ihm. Wie konnte ich aber in dieses Gebet, dieses dringende, gewaltige Gebet einstimmen, das nicht um meine Erleuchtung überhaupt, sondern um die mächtige Niederschlagung meiner Zweifel an der Lehre, daß die Erwählten nicht mehr zu fallen vermögen, Gott anflehte? Ich glaube nicht, daß mir jemals bei einem Gebet weher ums Herz ward, als hier. Mit Thränen im Auge, die Malan freilich anders deutete, und wie zum Tode matt, verließ ich das Studierzimmer und eilte in die Einsamkeit.

In den folgenden Tagen waren selbst die Morgen- und Abend-andachten gegen das Bollwerk meiner Ungläubigkeit in Sachen der Prädestination gerichtet. Eines Abends war die Bibelerklärung und besonders das Gebet Malan's von der Art, daß Aller Augen unwillkührlich sich auf mich wandten. Gleich darauf verließ Malan das Zimmer, und ich blieb mit der Familie zusammen. Da wandte sich der jüngere Sohn Cäsar, der geläufig deutsch sprach, zu mir mit den Worten: „Haben Sie das Gebet verstanden?" — „Vollkommen," antwortete ich. — „Mein Vater hat Jemand dabei im Auge gehabt," fuhr er fort. — „So?" sagte ich Schalk, „und wen denn?" — Cäsar antwortete nicht, das Unfeine der Frage wohl fühlend. Nach einiger Zeit fuhr er fort: „Glauben Sie noch immer nicht, daß die Erwählten in Ewigkeit nicht fallen, nicht verloren gehen können?" — „Nein," sagte ich, „die heilige Schrift lehrt mich anders." — Nun setzte Cäsar, so jung er war, mit einem Eifer, einer Disputirkunst, einer Gewandtheit mir zu, die dem Vater selbst Ehre gemacht hätte, und die mich in Gegenwart der ganzen Familie aufs peinlichste beengte. — „Kann der Mensch von sich selbst etwas Gutes thun?" fragte er mich unter Anderem. — „Nein," antwortete ich, „gemäß der Schrift kann er es nicht." — „Ist das Annehmen der Gnade etwas Gutes oder Böses?" fuhr er fort. — „Etwas Gutes, unzweifelhaft!" sagte ich ruhig. — „Also!" rief er triumphirend; „wenn der Mensch nichts Gutes thun kann, so kann er auch die Gnade

nicht annehmen, geschweige bewahren. Gott ists, der Alles wirkt: Annehmen, Bewahren, ewig nicht mehr fallen!" — „Halt!" rief ich: „auch eine Frage! Kann der Mensch Böses thun?" — „Unzweifelhaft!" antwortete Cäsar. — „Ist das Verwerfen der Gnade etwas Böses?" fuhr ich fort. Cäsar merkte, wo ich hinauswollte, schlüpfte durch einen raschen Fechterstreich aus der Schlinge und wandte das Gespräch nach einer andern Seite. Es war ein ermüdendes, unerquickliches Streiten geworden, und ich brach ab, indem ich der Familie gute Nacht sagte.

Alle Glieder des Hauses schienen sich in dieser Sache wider mich verbunden zu haben, und so sehr ich die Liebe ehrte, die darin verborgen lag, so fiel mir doch oft Davids Klage ein: „Sie stellen alle Einem nach, einem einigen Floh, wie man ein Rebhuhn jaget auf den Bergen." Es war am Tage vor meiner Abreise, an einem Sonntagmorgen nach dem Frühstück, daß selbst Madame Malan, die milde, ehrwürdige Dame, mich im Garten bei Seite nahm, indem sie einen Auftrag an mich auszurichten habe. Ich hätte, sagte sie, am letzten Sonntag in Bourg de four den Deutschen gepredigt [es war fast kein Sonntag vergangen, wo ich dieß nicht gethan], wobei eine Freundin von ihr so ergriffen worden sei rc. Es folgten einige schmeichelhafte Worte. „Mais —," brach sie plötzlich dieselben ab: „Sie haben gegen die Gnadenwahl gepredigt!" — „Ich?" rief ich erstaunt; „es war ja in der ganzen Predigt davon gar nicht die Rede! Aber freilich, wenn die Gnadenwahl gar nicht erwähnen, soviel heißt, als gegen sie predigen, so bin ich schuldig." Die edle mütterliche Freundin ließ dadurch sich nicht beirren. „Bitte," sagte sie, „nehmen Sie da dieß Buch, und studieren Sie es mit Gebet. Gott möge Sie erleuchten!" Damit übergab sie mir eine Erklärung des Heidelberger Katechismus von Stähelin (deutsch und aus alter Zeit), worin die calvinische Prädestination in aller Strenge gelehrt wird. Ich versprach ihr, die bezeichneten Abschnitte im Buch zu lesen, machte mich aber bald von weiteren Erörterungen dadurch los, daß ich sagte: eine so wichtige Sache lasse sich so schnell und kurz nicht abmachen; man müsse mir Zeit lassen rc. Ich gieng auf mein Zimmer und fieng zu lesen an. Da rief mich Malan's Stimme. Er lud mich auf sein Studierzimmer ein. Dort stand unter Anderem eine hübschgebaute Zimmerorgel, deren sanfte Töne mich oft aus der Ferne er-

baut hatten. Er legte ein geschriebenes Notenblatt, auf dem eine schöne Choralmelodie sammt französischem Text stand, auf das Orgelpültchen und bat mich den Choral zu spielen. Dieß geschah, und Malan sang mit seiner prächtigen, metallreichen Tenorstimme die drei Verse durch, die auf dem Blatt standen. Beides, Melodie und Text, war mir völlig neu. Letzterer sprach von der Gemeinschaft der Heiligen, von der Süßigkeit brüderlicher Liebe, von der seligen Hoffnung, daß einst alle Kinder Gottes zu einerlei vollkommener Erkenntniß in Christo und zu dem vereinten Lobpreis des Lammes gelangen werden. Ich war ganz entzückt und fragte am Schluß, ob ich Lied und Melodie abschreiben dürfe. „Das Blatt gehört Ihnen," erwiederte Malan mit jenem freudigen Zug im schönen Angesicht, den eine gelungene Liebesthat verleiht. „Es ist mein Abschiedsgruß für Sie," fügte er hinzu, und nun erst bemerkte ich, daß eine Art Widmung an mich auf dem Blatte stand. Es ist dieß ein kleiner unscheinbarer Zug, aber er läßt tief in das herrliche Liebesleben hineinschauen, das in diesem theuren Mann wohnte.

Doch ich sollte an jenem letzten Tage, den ich unter Malan's Dache verleben durfte, noch Köstlicheres erfahren.

Bald nach jener unvergeßlichen Scene auf dem Studierzimmer predigte Malan wahrhaft erhaben über das Königreich Christi, Nachmittags noch ergreifender und mit ungewöhnlicher Salbung über das Wort: „Freuet euch, daß eure Namen im Himmel angeschrieben sind." Voll des empfangenen tiefen Eindrucks eilte ich nach dem Versammlungssaal in Bourg de four und sprach dort vor einer dichtgedrängten Schaar von Deutschen aller Stände und Klassen ein Wort des Abschieds. Aber das Köstlichste war für den Abend vorbehalten. Durch eine freundliche Fügung Gottes fiel auf den Abend dieses Tages (den 4. September) die monatliche Abendmahlsfeier, an der ich theilnehmen durfte. Eine solche Stärkung that mir namentlich noth im Blick auf meine bevorstehende Weiterreise, die mich nun erst recht in eine ganz fremde, neue, an Verlockungen wie an Gefahren reiche Welt hinausführte. Mit einem recht nach Gott, dem lebendigen Gott dürstenden Herzen trat ich in die hell erleuchtete Kapelle im

Garten. Die Versammlung war ungewöhnlich zahlreich. Einem englischen Prediger, der als Gast anwesend war, und mir wurden besondere Sitze angewiesen. Malan begann mit dem Segensgruß von der Gnade Jesu Christi, der Liebe Gottes und der Gemeinschaft des heiligen Geistes. Ein kurzes inniges Gebet folgte, woran die Vorlesung von Joh. 15 sich anschloß. Was der Herr dort von der Liebe seiner Jünger zu Ihm und unter einander sprach, das bildete dann den Gegenstand der salbungsreichen Betrachtung, die der Prediger daran knüpfte. Dieser ganze einleitende Abschnitt des Gottesdienstes schloß mit einem brünstigen Gebet voll Buße, Glaubenszuversicht und Danksagung. Darauf las Malan die Worte der Einsetzung des Abendmahls aus 1 Kor. 11 und knüpfte daran eine kurze Erklärung über die Bedeutung des heiligen Sacraments, ruhend auf jener calvinischen Anschauung, die so nahe an den lutherischen Lehrbegriff anstreift. Jetzt nahm er das Brod, brach es unter Anrufung des göttlichen Namens, trat mit demselben zu dem englischen Prediger und mir, sprach zu uns von der seligen und heiligen Gemeinschaft mit Christo, von der Treue im geistlichen Hirtenamt und von der Bruderliebe, und reichte uns das Brod, — auf gleiche Weise darauf den Kelch. Er selbst nahm es zugleich mit uns. Unvergeßliche Augenblicke voll Himmelslicht und Leben!

Darauf rief er die Diakonen (Aeltesten) vor den Abendmahlstisch, und indem er sie zur Liebe zu Christo und unter einander und zur Treue in ihrem Aeltestenamte ermahnte, reichte er ihnen Brod und Wein. Jetzt erst trugen diese (die Diakonen) unter feierlicher Stille die heiligen Elemente zu den Gemeindegliedern durch die Bänke, während Malan je und je Worte herzlicher Ermahnung sprach. Zuletzt nach Allem schloß die Feier mit einer kurzen Erinnerung an den bis ins ewige Leben hineingreifenden Segen des Abendmahls, und mit Gebet und Gesang.

Auch über dem Abendbrod, um das die Familie sich gleich hernach zusammen mit dem englischen Gast noch sammelte, ruhte die Weihe des Tages. Während des Thees gieng die Lade mit den gedruckten Bibelsprüchen herum. Jeder las die Bibelstelle, die er gezogen, und der Hausvater knüpfte daran einige Worte der Erklärung und Ermahnung. Auch die Kasse für den Loskauf eines Sklaven machte die Runde. Zuletzt betete der englische Prediger mit unge-

wöhnlicher Kraft und Salbung. Mit Thränen im Auge nahm ich von der theuren Familie Abschied, da ich am folgenden Morgen schon um 5 Uhr mit der Post abreisen sollte. Malan selbst aber nahm mich am Arm und führte mich noch in den Garten, wo er noch einmal seine ganze Liebe mich fühlen ließ, das gemeinschaftlich Erlebte mit klaren Umrissen nochmals an meiner Seele vorüberführte, mir wichtige Regeln für die Reise in Frankreich mitgab und werthvolle Adressen an eine Reihe seiner Freunde und Bekannten einhändigte. Es gieng auf Mitternacht, und ich wollte Abschied nehmen. „Nein, nein," rief er, „morgen begleite ich Sie zur Post."

Am andern Morgen schon um 4 Uhr war Malan an meiner Thür. „Ist das Gepäck bereit?" fragte er nach dem freundlichen „bon jour", und als ichs bejahte, half er selbst dem Knecht die Sachen hinunterschaffen und gieng dann mit demselben bis ans Thor. Jetzt erst holte er mich ab. Die Stadt lag noch in tiefer Stille. Kein Laut regte sich. Ein schwacher Lichtsaum am Himmel kündigte den nahenden Tag an. „Wie wird es sein," sagte Malan, „wenn der Tag Christi anbricht und die Leute plötzlich — unversehens aus dem Schlafe wecken wird!" Unter solchen Gesprächen erreichten wir die Post. Wagen und Pferde standen bereit. Die Passagiere waren schon eingestiegen. Er umarmte mich, segnete mich, und — der Wagen rasselte dahin.

Ich habe nachmals Malan nie wieder gesehen. Am 8. Mai 1864 gieng er, reich an Früchten der Gerechtigkeit, in seine Ruhe ein. Sein Andenken aber wird bei mir und Vielen unauslöschlich im Segen bleiben.

Redactor: Th. Weitbrecht. — Druck von C. Schultze.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 3. 1867.

Der Soldat und der Auswanderer.

(Mitgetheilt von einem Geistlichen in den Vogesen.*)

„Herr Oberst," sagte lachend ein Hauptmann des 37. französischen Linienregiments, indem er zu seinem Vorgesetzten trat: „Herr Oberst, der Füsilier Oswald begehrt wieder einen Urlaub von 24 Stunden." — „Wozu?" fragte der Oberst kurz und unwirsch. — „Er will wieder nach Paris reisen," war die Antwort. — „So?" erwiederte der Oberst, „das kann nicht sein. Hauptmann Delorme, sagen Sie dem verblendeten Menschen, ich hätte erklärt, daß, wenn er so fortmacht, er noch verrückt wird. Sagen Sie ihm ferner, daß wenn er sich nochmals erdreistet ein solches Begehren an mich zu richten, er drei Tage Arrest bekommt. Bei meiner Ehre, so lange ich Oberst des 37. Regiments bin, so wird der Soldat Oswald nicht mehr nach Paris reisen. Und damit Basta!" —

Dieses Gespräch fand in dem weiten Hofe einer stattlichen Infanteriekaserne in Rouen zu Anfang der vierziger Jahre statt. Der

*) Der theure Freund, dem wir die Mittheilung obiger Geschichte verdanken, schreibt uns, daß er dieselbe aus dem Munde des lieben Soldaten selbst vernommen und wahrheitsgetreu wiedergegeben habe. Nur die Namen Delorme, Oswald und Götz seien erdichtet, weil die betreffenden Personen noch am Leben sind. „Oswald" ist nun Bibelkolporteur.

Betreffende, über dessen Begehren der Oberst in ein solches Eifern gerieth, Füsilier Oswald, war einer der besten Soldaten des Regiments; nur hatte er, wie sein Hauptmann sich ausdrückte, einen Fehler, aber das war auch ein Hauptfehler: — er war zu fromm für einen Soldaten. Von Geburt ein Elsäßer, stand Oswald seit sechs Jahren schon unter den Waffen, und während dieser ganzen Zeit war seine Aufführung eine musterhafte gewesen. In den ersten Jahren war er der Liebling seiner Obern; seit achtzehn Monaten jedoch war Alles anders geworden, und der Arme war die Zielscheibe des allgemeinen Spottes. Das kam daher: — in Paris, wo sein Regiment früher in Garnison lag, war Oswald mit dem Vorsteher eines Jünglingsvereines bekannt worden; er hatte mehrmals den Verein besucht und wurde von der Gnade des Herrn mächtig ergriffen. Fromme Jugenderinnerungen aus dem elterlichen Hause erwachten in seiner Seele; der Herr deckte ihm die Sündhaftigkeit seines natürlichen Herzens auf; er zeigte ihm, wie er nur durch seine treue, schützende Hand vor sündlichen Abwegen, mitten in den Versuchungen des Soldatenlebens, war bewahrt geblieben; er offenbarte ihm aber auch, wie seine ganze Tugend und Rechtschaffenheit nur vor Menschenaugen eine Geltung habe, vor dem Herrn aber nicht bestehen könne. So erwachte allmählig in dem von der Gnade ergriffenen Soldaten, nachdem er zur Gewißheit der Vergebung seiner Sünden gelangt war, der ernstliche Wille und Entschluß, auch im irdischen Waffenrocke die geistliche Waffenrüstung zu ergreifen und dem himmlischen Könige, Jesu Christo, zu dienen. Durch die Anleitung seiner neuen Freunde fand er Den, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, und eine selige Veränderung gieng in seinem Innern vor. Diese Veränderung trat auch bald äußerlich hervor und blieb seinen Kameraden und den Offizieren nicht verborgen. Es vergieng nur kurze Zeit, so wurde der arme Soldat mit Neckereien und rohen Spottreden überschüttet und hieß bald im ganzen Regimente nicht anders als der „heilige Oswald". Er hatte oft eine schwere Stellung. Im Anfang wollte er sich diese Spöttereien nicht gefallen lassen; er klagte bei den Obern, allein er fand kein Recht; er vertheidigte sich, allein dadurch erschwerte er nur seine Tage. Am Ende schwieg er stille, klagte dem Herrn sein Leid und trug sein Kreuz in geduldiger Ergebung. So lange er in Paris war, fand er bei gleichgesinnten Brüdern Trost und Glaubensstärkung in seinen Nöthen und Anfechtungen. Allein

plötzlich kam der Befehl zum Abmarsch nach Rouen. Das war eine schwere Glaubensprobe für den armen, einsam stehenden Soldaten. Indessen, da Rouen durch die Eisenbahn nur einige Stunden von Paris entfernt ist, so hoffte Oswald je und je Urlaub zu bekommen, um die Pariser Freunde zu besuchen und sich mit ihnen erbauen zu können. Anfänglich erhielt er, weil seine Aufführung eine untadelige war, dann und wann auch wirklich Urlaub; als aber seine Obern merkten, daß er um der christlichen Gemeinschaft willen nach Paris reise, so schlugen sie ihm am Ende, wie wir vorhin gesehen haben, seine Bitte rundweg ab.

Es war am Nachmittage jenes merkwürdigen Gespräches, da stand der Füsilier Oswald traurig am Fenster des Saales, den er in der Kaserne bewohnte, und dachte über die abschlägige Antwort des Obersten nach, die ihm sein Hauptmann wortgetreu und mit schadenfrohem Lächeln überbracht hatte. Oswald hatte sein Neues Testament in der Hand und las gerade die tröstliche Stelle im Römerbrief, Kapitel 8: „Wir wissen aber, daß denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.“ Ach ja, seufzte er, wer das glauben könnte! Herr, ich glaube! Herr, hilf meinem Unglauben! Plötzlich wurde er aus seinen Betrachtungen durch den Ruf der Schildwache unterbrochen, die unten im Hofe auf- und abgieng und spöttisch hinaufrief: „Frommer Oswald, seit einer halben Stunde steht schon ein armer Mann am Thor und begehrt ein Stück Brot. Wirst du ihn ungesättigt fortgehen lassen?“ Als Oswald hinabschaute, erblickte er wirklich am eisernen Gitterthore des Hofes einen zerlumpten Mann, der flehentlich die Hände ausstreckte und um eine Gabe bat. Von Mitleid ergriffen schneidet Oswald ein Stück Brot von seinem Laibe ab und eilt damit in den Hof hinunter. Er reicht es dem Armen durch das Gitterthor hindurch; der Bettler nimmt es begierig, ruft auf deutsch: Vergelt's Gott' und will sich entfernen. — „Halt, Freund,“ ruft ihm Oswald nach, „woher seid Ihr?“ — „Aus dem Schwarzwalde.“ — „So? und ich bin aus der Gegend von Straßburg.“ — „Ach, da bin ich auch schon gewesen,“ meint der Arme, indem ein Freudenstrahl über sein abgemagertes Antlitz sich verbreitet. — „Aber wie kommt Ihr denn hieher, guter Mann?“ fragte Oswald. — „Ach, das ist eine lange und traurige Geschichte; wenn Ihr Zeit hättet, könnte ich sie Euch wohl erzählen.“ — „Mein Freund, jetzt nicht, aber wißt Ihr was;

bleibet eine halbe Stunde noch hier stehen, bis wir unsere Mahlzeit eingenommen haben, dann darf ich hinauskommen, und Ihr möget mir alsdann Alles erzählen, und wenn ich Euch helfen kann, so soll's geschehen." — „Habt Dank, guter Soldat, ich will dort unter jenem Pappelbaum Euch erwarten." — „Gut, es bleibt dabei, in einer halben Stunde bin ich wieder bei Euch!" rief Oswald und gieng. Kurz darauf wirbelte die Trommel und zeigte den Soldaten an, daß es Essenszeit sei. Nach beendigtem Mahle verließen die Wehrmänner gruppenweise die Kaserne, um sich in die Stadt zu begeben. Auch unser Oswald wanderte zum Hofthor hinaus und fand bald seinen Schwarzwälder, der sehnsüchtig seiner harrte. — „So, guter Mann," rief er ihm zu, „kommt jetzt mit mir; wir wollen einen kleinen Spaziergang machen; erzählt mir unterdessen Eure Geschichte." — Die war nun allerdings betrübt genug. Der gute Schwarzwälder theilte ihm mit, daß er mit Weib und Kind habe nach Amerika auswandern wollen. Er sei mit einer größeren Reisegesellschaft vor einem halben Jahre nach Havre gereist, unterwegs sei er bestohlen worden, und als sie in Havre anlangten, hatte er nicht mehr Geld genug, um die Ueberfahrt zu bezahlen. Er habe nun Weib und Kind in Havre gelassen und sei nach Haus zurückgeeilt, um bei wohlhabenden Verwandten die fehlende Summe zu entlehnen. Diese aber hätten ihn hartherzig abgewiesen. Mit einigen Gulden in der Tasche hätte er seine Heimat abermals verlassen und sich bis Paris kümmerlich durchgeschlagen; von dort aus habe er sein Brot betteln müssen. Jetzt sei er ohne einen Kreuzer Geld in Rouen angelangt; er befinde sich mitten im fremden Lande, ohne ein Wort der französischen Sprache zu verstehen. Heute sei ihm der Muth beinah' entsunken; seit dem Morgen habe er nichts genossen, und wenn ihm Gott nicht in der Person Oswalds einen hülfreichen Engel zugesandt, so hätte er in seinem Elende verschmachten müssen.

Die Noth des armen Auswanderers gieng dem gefühlvollen Soldaten tief zu Herzen. Da muß geholfen werden, hieß es in seinem Innern. Aber auf welche Weise und durch welche Mittel? Nun, du besitzest ja 20 Franken. — Ja, aber die sind zu deiner Heimreise in's Elsaß bestimmt, damit du in sechs Monaten, wenn du deinen Abschied bekommst, zurückreisen kannst. — Freilich, aber diesen Hungrigen darfst du doch auch nicht verschmachten lassen. Was nützt ihn das Stück Brot, das du ihm gegeben, wenn du nicht

weiter hilfst. Dich hat der Herr ausersehen, um diesem Armen ein Helfer in der Noth zu sein. Nein, ich will in Gottes Namen thun was ich kann, dachte der edle Soldat; laut aber sagte er zu seinem Begleiter: „Guter Mann, kommt mit mir; ich will Euch in ein billiges Gasthaus führen, wo Ihr ein ordentliches Nachtessen und eine Schlafstätte finden werdet.“ Der arme Schwarzwälder folgt vergnügt seinem freundlichen Führer. Unterwegs bemerkt Oswald, daß die Schuhe des Auswanderers zerrissen sind, und da sie bald darauf vor einer Schuhflickerbude vorbeikommen, so hält er vor derselben, tritt hinein und kauft dem Unglücklichen ein paar ziemlich gut erhaltene Stiefel. Der Schwarzwälder bedankt sich hundertmal. Da nun Oswald im Zuge ist wohlzuthun, so nimmt er auch wahr, daß Rock und Hosen des Armen bedenkliche Risse und Oeffnungen zeigen, und da sie gerade auf dem Trödlermarkte angekommen sind, so tauscht er ihm seine veralteten Kleider gegen bessere aus, und um seinem Werke die Krone aufzusetzen, kauft er ihm noch einen Hut dazu. So wurde denn der Auswanderer, der nicht wußte wie ihm geschah, von Kopf zu Fuß bekleidet und nahm sich gar stattlich in seinen neuen Kleidern aus. Von den 20 Franken des Soldaten waren 17 ausgegeben, und nun mußte mit Kaufen innegehalten werden, wenn das übrige Geld noch zum Nachtessen und zur Beherbergung ausreichen sollte. Endlich gelangen die Beiden in das Wirthshaus „zum goldenen Stern“, und hier händigt Oswald der Wirthin die drei übrigen Franken ein, mit der Bitte, dem fremden Manne, der ihn begleitete, Nachtessen, Lagerstätte und Frühstück am andern Morgen zu geben. Der barmherzige Samariter sieht noch, wie der Arme an der reichbesetzten Tafel sitzt und sich an dem guten Essen labet und sättiget, und verläßt endlich den dankbaren Mann mit dem Versprechen, am andern Morgen wieder zu ihm zu kommen. Er kehrt Abends um 20 Franken ärmer, und mit dem Bewußtsein in den Augen der Welt als ein Thor gehandelt zu haben, in die Kaserne zurück; aber so selig zu Muthe wie damals ist's ihm schon lange nicht mehr gewesen. —

„Herr Nachbar, wollten Sie so freundlich sein sich in unser Haus zu bemühen,“ rief am andern Morgen die Sternwirthin einem wohlbeleibten, gutmüthig aussehenden Manne zu, der an der Thüre des gegenüberliegenden Hauses stand. Der also Angeredete rief herüber: „Was ist gefällig, Frau Wirthin?“ — „Ach, lieber Herr Nachbar, ich bin in der größten Verlegenheit. Da kam gestern

Abend ein Soldat zu mir mit einem landfremden Menschen, der kein Wort Französisch reden kann; ich glaube, er ist ein Deutscher; nun geht derselbe in der Wirthsstube herum, spricht und gestikulirt, und kein Mensch im Hause versteht ihn. Wollten Sie nun so gütig sein und den Dollmetscher machen?" — „Mit Vergnügen." — Als der Nachbar in die Stube trat, wo unser Auswanderer ganz verzweifelt auf- und abgieng, so sprach er freundlich zu diesem: „Schönen guten Morgen, Landsmann!" Ein Freudenstrahl überflog bei dieser Anrede das Gesicht des Fremden, der lebhaft ausrief: „Gott sei Dank, nun ist doch Jemand hier, der mich versteht. Sie sind wohl auch ein Deutscher?" — „Ja wohl. Aber, lieber Freund, wohin wollt Ihr denn eigentlich?" — „Nach Havre; ich habe dort Frau und Kind." — „So? und welches ist Euer Handwerk?" — „Ich mache Schwarzwälderuhren." — „Ei, so seid Ihr wohl aus dem Schwarzwalde gebürtig?" — „Ja wohl." — „Woher denn?" — „Aus dem Kinzigthal." — „Aus welchem Orte?" — „Aus H . . . . ." — „Was, aus H . . . . . seid Ihr? Wie ist Euer Name?" — „Joseph Götz." — „Ist's möglich! Hat nicht Euer Vater einen Bruder gehabt, der in die Fremde gieng?" — „Ja wohl, ich erinnere mich seiner noch, obwohl ich noch ein kleiner Knabe war, als er Abschied von uns nahm; es sind etwa 25 Jahre, so gieng er über den Rhein, zunächst nach Straßburg, von wo aus er ein- oder zweimal in die Heimat schrieb; seitdem haben wir nichts mehr von ihm gehört." — „Ihr sagtet vorhin, daß Ihr Euch eures Onkels noch erinnert; würdet Ihr ihn wohl erkennen, wenn er zu Euch käme?" — „Ich denke ja; aber warum fragen Sie mich so und schauen mich dabei so seltsam an?" — „Seppi, kennst du deinen Onkel Ludwig nicht mehr?" — „Großer Gott, ist es möglich?" rief der erschütterte Schwarzwälder, indem er zugleich in Thränen ausbrach. „O Gott, wie sind Deine Wege so wunderbar! Nun erfahre ich's in Wahrheit: Je größer Noth, je näher Gott." — Nun umarmte der ebenso tief bewegte Onkel seinen aufgefundenen Neffen, und dann gieng's an's Erzählen. Die erstaunte Wirthin stand neben den beiden Glücklichen und konnte die ganze Scene nicht begreifen. Auch der mittlerweile dazu gekommene Soldat Oswald schaute zuerst ganz verwundert drein, freute sich aber nachher von Herzen, als der Schwarzwälder ihn seinem Onkel Götz vorstellte und ihn als seinen Retter in der Noth bezeichnete. Es stellte sich nun heraus, daß der Onkel

Ludwig Götz, der als armer Uhrmachergeselle nach Frankreich gewandert war, im Lauf der Jahre durch Gottes Segen und durch unverdrossenen Fleiß sich ein kleines Vermögen gesammelt hatte. Er ließ sich zuletzt in Rouen häuslich nieder, und dort hatte der Herr ihn so gesegnet, daß er eines der bedeutendsten Uhrmachergeschäfte der Stadt besaß und vielen Arbeitern Brot gab. Als er die Noth seines Neffen vernahm, und hörte, daß derselbe nach Amerika auswandern wollte, rieth er ihm ernstlich davon ab und versprach ihm das Reisegeld bis Havre zu geben, damit er dort Frau und Kind holen könne; dann solle er nach Rouen zurückkehren, wo er bei ihm als Uhrmacher eintreten könne und bis an sein Ende Brot hätte. Der glückliche Auswanderer sagte freudig zu, und Oswald verließ ihn hoch erfreut darüber, daß der Herr Alles so wunderbar geleitet hatte. Jetzt wußte er auch, warum ihm die Reise nach Paris nicht gestattet worden war, und erkannte, daß sein Oberst auf höheren Befehl gehandelt hatte.

Am andern Morgen ließ der Oberst des 37. Regiments im weiten Kasernenhofe seine Leute in vollem Waffenschmucke zur Musterung sich versammeln. Verwundert zogen die Soldaten aus, nicht begreifend was die ungewöhnliche Musterung bedeute. Als die Truppen unterm Gewehre standen, ritt der Oberst ernst und nachdenksam vor die Fronte des Regiments. Er hielt ein Zeitungsblatt in den Händen „Soldaten,“ sagte er mit lauter und bewegter Stimme, „ich habe euch etwas mitzutheilen, das zur Ehre des 37. Regimentes gereicht.“ Und nun las er die ganze Geschichte des Auswanderers vor, die der Uhrmacher Ludwig Götz in die Zeitung hatte einrücken lassen. Derselbe dankte dem unbekannten Soldaten, dessen Name er nicht wußte, von dem er aber wahrgenommen hatte, daß er zum 37. Regimente gehöre. „Und nun,“ fügte der Oberst hinzu, nachdem er das Blatt zu Ende gelesen hatte, „fordere ich den wackern Soldaten auf, der diese edle Handlung verrichtet hat, vorzutreten.“ Kein Mann rührte sich, allein unwillkührlich richteten sich Aller Blicke auf Oswald, der bleich und mit pochendem Herzen in Reih' und Glied stand. „Füsilier Oswald,“ rief der Oberst, „tritt vor!“ Der Aufgerufene gehorchte. „Du, und kein Anderer bist der unbekannte Wohlthäter des armen Auswanderers, mein Herz sagt es mir, oder sollte ich mich irren?“ — „Ich bin's, mein Oberst,“ sagte Oswald bescheiden. — „Nun, mein Junge, du hast edel gehandelt, komm reiche mir die

Hand; von heut' an bekommst du Urlaub nach Paris, so oft du willst." — Mit diesen Worten reichte er ihm die Hand und drückte ihm dieselbe herzlich.

Dieser Tag blieb den Soldaten des 37. Linienregimentes unvergeßlich. Von demselben an ward Oswald allgemein geachtet und geehrt, und Keiner hätte sich die geringste Spottrede gegen ihn oder gegen seinen Christenglauben erlaubt. Und als nach einigen Monaten Oswald seinen Abschied erhielt und Rouen verließ, da war im Regimente eine allgemeine Trauer, und mancher bärtige Kriegsmann wischte sich verstohlen eine Thräne aus dem Auge, als das treue Herz, wie man ihn jetzt nannte, von den Kameraden schied. Und in der Stadt selbst flossen auch in einem Hause heiße Dankesthränen; das war in demjenigen des Uhrmachergesellen Joseph Götz, der dem frommen Soldaten die Rettung aus der äußersten Noth und den Grund zu seinem späteren Lebensglück verdankte.

Und du, mein lieber Leser, was sagst du zu dieser Geschichte, deren völlige Wahrheit wir verbürgen? Denn Oswald lebt noch. Ist es nicht so, wie schon von Alters her Jesajas gesagt hat: „Des Herrn Rath ist wunderbarlich, aber Er führet es herrlich hinaus" (Jes. 28, 29). Ist es nicht auch jetzt noch so, wie Christus der Herr verheißen hat: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater" (Matth. 10, 32). Und wenn es so ist, was hast du zu thun?

„Mein Wort soll nicht leer zurückkommen."

Man hat schon viel gegen die jetzt gewöhnliche Art der Verbreitung der heiligen Schrift durch Bibelträger oder Kolporteure geredet. Nicht das gedruckte Wort Gottes, sagt man, sondern die mündliche Predigt desselben sei das von Gott verordnete Mittel zur Bekehrung der Seelen. „Der Glaube kommt aus der Predigt," sage der Apostel Paulus; und die Leute zu Beröa hätten erst hintendrein, nachdem sie die Predigt gehört, in der Bibel geforscht, ob sichs also verhielte. Wenn man nun heutzutage z. B. in katholischen Ländern, wo es

an der reinen evangelischen Predigt gänzlich fehle, die Bibel auch noch so massenhaft ausstreue, so helfe das doch nichts und es sei eine pure Verschwendung. Auch der Kämmerer aus Mohrenland habe die Bibel gelesen, aber er sei doch nicht klug daraus geworden, bis der Evangelist Philippus es in mündlicher Predigt ihm ausgelegt habe.

Es mag in diesem Einwurf viel Wahres sein; aber ists wirklich wahr, daß das gelesene Wort ohne die dazu kommende mündliche Predigt kraft- und wirkungslos sei? Eine solche Behauptung wird durch unzählige und unläugbare Thatsachen widerlegt. Auch die nachfolgende, wohlbeglaubigte Geschichte liefert einen neuen Beweis dafür, daß das Wort Gottes allein und für sich, auch ohne mündliche Predigt, die Seelen aus tiefer Finsterniß zum Licht, aus des Satans Knechtschaft zu der seligen Freiheit der Kinder Gottes führen kann.

Während des Krimkrieges (1855) geschah es, daß ein französisches Regiment nach Toulon beordert wurde, um dort wenige Tage später nach dem Kriegsschauplatz eingeschifft zu werden. Gerade damals befand sich auch ein Bibelträger der Pariser Bibelgesellschaft in jener Seestadt und war emsig damit beschäftigt, Bibeln und Neue Testamente unter der zahlreichen Bevölkerung zu verkaufen. Wie er nun von dem Eintreffen jenes Regiments hörte, beschäftigte ihn der Gedanke aufs lebhafteste, daß viele von diesen jungen Soldaten wohl niemals ihre Heimat wiedersehen würden, ja, daß die meisten, zumal bei dem blutigen Charakter jenes Krieges, einem gewissen Tode entgegengehen, wofür wahrscheinlich die allerwenigsten vorbereitet seien. Deßhalb wandte er sich an den Obersten des Regiments mit der dringenden Bitte, es möchte ihm gestattet sein, mit den Leuten vor ihrer Einschiffung reden und das Neue Testament ihnen anbieten zu dürfen, — eine Bitte, die ihm auch bereitwilligst gewährt wurde.

Eines Morgens, als er eben im Kasernenhof mit einer Gruppe Soldaten, die sich um ihn gesammelt hatte, über den Weg des Heils sprach und sie daran erinnerte, wie sie im Worte Gottes Licht, Rath und Trost finden könnten, wenn sie nur den Herrn Jesum um geöffnete Augen und heilsbegierige Herzen bitten würden, trat einer aus ihrer Mitte, ein junger Mann mit ausdrucksvollem intelligentem Gesicht, vor und sagte: „Ich bin durch Eure ernsten und liebreichen Ermahnungen auf's tiefste gerührt. Ich sehe auch die Nothwendigkeit ein,

daß ich das Wort Gottes mir anschaffen sollte; aber ach, ich habe nicht einen Centime, um diesen köstlichen Schatz mir zu kaufen."

„Nun," erwiederte der Kolporteur, „da kann geholfen werden. Wenn Ihr wirklich ein herzliches Verlangen nach dem Neuen Testament in Euch traget, so erfordert es meine Christenpflicht, Euch nicht leer weggehen zu lassen. Ich will Euch gerne ein Exemplar schenken, obschon ich selbst werde dafür zahlen müssen." Damit nahm er aus seiner Ledertasche ein kleines Testamentchen und händigte es dem Soldaten unter Anwünschung des göttlichen Segens ein. Aber wie betroffen und schmerzlich berührt war er, als der junge Mann gleich darauf in lautes Gelächter und in die Worte ausbrach: „Euch habe ich schön daran gekriegt, mein guter Mann! Ihr sollt wissen, daß ich der Erzspaßmacher des Regiments bin, und nun seid Ihr selbst Zeuge, wie herrlich es mir gelungen ist, Euch an der Nase herumzuführen."

„Gebt mir das Buch wieder," rief der Kolporteur.

„Da wird nichts draus, guter Freund," erwiederte der Soldat; „ich würde mich schämen, Euch vor einer so anständigen Gesellschaft, wie diese meine Kameraden da sind, eine solche Schmach anzuthun. Was würden diese von Euch denken, wenn sie sehen würden, wie Ihr mit der linken Hand das Geschenk wieder zurücknehmet, das Ihr mit der rechten soeben mir gegeben habt? Nein, so macht man's in der französischen Armee nicht. Geschenkt ist geschenkt, und so werde ich das Buch behalten. Ueberdieß kann mir dasselbe ja allerlei gute Dienste thun, und das ist es ja ohne Zweifel, was Ihr selber wünschet. Im Feldlager hat man nicht immer Papier zur Hand, und so kann mir das Büchlein vortrefflich zu Fidibussen dienen, um damit meine Pfeife anzuzünden."

Damit grüßte der junge Mann nach militärischer Sitte, aber in möglichst komischer Weise und gieng lachend seines Wegs, doch nicht ohne die warnende Stimme des Kolporteurs noch hören zu müssen, der ihm feierlich nachrief: „Junger Mann, sehet wohl zu, was Ihr thut; denn es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen." (Hebr. 10, 31.)

Als der Kolporteur wahrnahm, wie die Umstehenden in Folge dieser traurigen Scene gleichfalls vom Spottgeist ergriffen wurden, eilte er tiefbetrübt von dannen und schüttete daheim sein Herz unter vielen Thränen in Fürbitte für den jungen Soldaten aus. „Ach Herr," so seufzte er, „vergieb ihm, denn er weiß nicht, was er thut!

O mein Gott, laß irgend ein Wort, das etwa sein Auge trifft, wenn er Dein heiliges Buch öffnet, mit seiner Mark und Bein durchdringenden Kraft ihm bis in die tiefsten Tiefen seines Gewissens dringen und sein Herz ändern. Herr, Herr, erleuchte seinen Geist, bekehre ihn, rette ihn!"

Bald hernach schiffte sich das Regiment nach der Krim ein, und auch der Kolporteur verließ Toulon, um in andern Theilen von Frankreich seiner Arbeit nachzugehen. —

Fünfzehn Monate waren seit obigem Vorfall vergangen, als der Bibelträger eines Abends in einem kleinen Dörfchen, mehr als hundert Stunden von Toulon entfernt, ankam und in ein einfaches Wirthshaus trat, um nach den mühevollen Arbeiten des Tages sich durch Nahrung und Ruhe zu stärken. Kaum aber war er über die Schwelle getreten, als er auch schon wahrnahm, daß irgend ein schmerzliches Ereigniß hier müsse stattgefunden haben. In der Wirthsstube saßen zehn Leute bei ihrem Abendessen, aber der Ausdruck ihrer Mienen zeugte von großer Traurigkeit. Als er in die Küche trat,*) begegnete seinem Auge ein ähnlicher Anblick. Die Familie des Hauses und die Dienstboten verrichteten stillschweigend ihre Arbeit, am Herd aber saß eine ältliche Frau mit gesenktem Haupt und augenscheinlich in großem Kummer. Der Kolporteur näherte sich ihr, fragte mit herzlicher Theilnahme nach der Ursache ihrer Traurigkeit und fügte einige tröstende Worte hinzu. „Ja, ich bin in Trauer, in tiefer, tiefer Trauer," rief die gute Frau, während die Thränen reichlich über ihre Wangen flossen; „ich danke Euch für die freundlichen Worte, die Ihr eben gesprochen. Sie haben mir hier wohlgethan," wobei sie ihre Hand auf ihr Herz legte. „Ihr fragt mich nach der Ursache meines Kummers," fuhr sie fort. „Ach, vor wenigen Stunden wurde der, der das Glück, ja, ich möchte sagen, der Stolz meines Lebens war, — mein Sohn — ins stille Grab gelegt: und was für ein Sohn!" Hier ward ihre Stimme durch die tiefe Bewegung ihres Herzens erstickt.

„Trauert nicht so sehr, gute Frau," sagte der Kolporteur, selber tief bewegt; „lasset mich Euch aber einige Worte aus einem Buche vorlesen, das ich niemals öffnen kann, ohne irgend etwas zu finden, das genau zu allen den Umständen paßt, in denen ich mich gerade

*) In vielen Gegenden Frankreichs, namentlich im Süden, ist die Küche der Hauptaufenthaltsort der Familie.

befinde.“ Damit zog er ein kleines Neues Testament aus seiner Tasche und las die Worte (Hebr. 12, 10. 11): „Gott hat uns gezüchtigt zu unserm Nutzen, auf daß wir theilhaftig werden seiner Heiligkeit. Alle Züchtigung aber, wenn sie da ist, dünket uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein; aber darnach wirket sie eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübet sind.“

Kaum hatte er diese Worte gelesen, als die Frau mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens sich vom Stuhl erhob. Der junge Mann aber, der darauf nicht zu achten schien, wandte einige Blätter rückwärts und fuhr fort zu lesen (Hebr. 4, 14 — 16): „Dieweil wir denn einen großen Hohenpriester haben, der durch die Himmel gegangen ist, Jesum den Sohn Gottes, so lasset uns halten an dem Bekenntniß. Denn wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht könnte Mitleiden haben mit unsern Schwachheiten, sondern der versucht ist allenthalben gleich wie wir, doch ohne Sünde. Darum lasset uns herzutreten zu dem Gnadenstuhl, auf daß wir Barmherzigkeit empfahen, und Gnade finden, zur Zeit, wenn uns Hülfe noth ist.“

Nach diesen Worten eilte die Frau hastig aus der Küche, kehrte aber gleich wieder mit einem kleinen Buch in der Hand zurück. Es war das Vermächtniß, das ihr Sohn ihr hinterlassen hatte, „das kostbarste,“ wie sie sagte, „was sie von ihm besaß.“ Der Kolporteur nahm das Büchlein, um zu sehen, was es sei. Es war ein Neues Testament von der gleichen Größe und Ausgabe, wie das, aus welchem er soeben vorgelesen hatte. Es war aber übel zugerichtet und arg verstümmelt, indem viele Blätter ausgerissen waren; aber auf der innern Seite der Einbanddecke stand mit großen Buchstaben folgende Inschrift: „Empfangen zu Toulon am 23.** 1855. Im Anfang verachtet und arg mißbraucht, hernach aber gelesen, geglaubt und darin das Heil meiner Seele gefunden. J. L., Füsilier der IV. Kompagnie des ** Linienregiments.“ Nach dem Zustand des Büchleins zu schließen, hatte der junge Soldat augenscheinlich die herausgerissenen Blätter zu Fidibussen gebraucht, um damit seine Pfeife anzuzünden, wie er sich damals im Kasernenhof zu Toulon gebrüstet hatte. Aber diesem Werk der Zerstörung wurde, wie seine Mutter erzählte, Einhalt gethan am Abend vor einer Schlacht, in welcher sein Regiment den gefährlichen Posten der Avant-Garde einzunehmen hatte. An jenem Abend seien in ihm, er wisse selbst nicht wie, allerhand ernste Gedanken aufgestiegen, und plötzlich

sei ihm das Wort des Mannes, von dem er das Buch empfangen, wie ein Donnerschlag auf's Gewissen gefallen, das Wort: „es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen.“ — „Und wenn ich nun in Seine Hände fallen sollte!“ rief er in der Angst seiner Seele aus. Dieser Gedanke verfolgte ihn, wie er sagte, unaufhörlich die ganze Nacht hindurch, und sobald der Morgen graute, nahm er das Buch, das jetzt sein Verkläger geworden zu sein schien, aus seinem Tornister. Er schlug es auf in der Erwartung, darin nichts als furchtbare Drohungen zu finden; wie erstaunte er aber, beim Durchblättern auf Worte zu stoßen, wie folgende: „Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richte; sondern daß die Welt durch ihn selig werde“ (Joh. 3, 17). — „Wer den Sohn Gottes hat, der hat das Leben“ (1 Joh. 5, 12). — „Er ist die Versöhnung für unsere Sünden, nicht allein aber für die unsern, sondern für die Sünden der ganzen Welt“ (1 Joh. 2, 2). — „Aus Gnaden seid ihr selig worden durch den Glauben; und dasselbige nicht aus euch, Gottes Gabe ist es“ (Eph. 2, 8). — „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen“ (Matth. 11, 28). Besonders diese letztere Stelle machte auf ihn einen tiefen Eindruck. Er bewegte die Worte wieder und wieder in seinem Gemüthe, um ihren wahren Sinn ausfindig zu machen, bis die Trommel ihn aus seinen Betrachtungen weckte. Er steckte eilig sein Testament wieder in den Tornister, stellte sich in Reih und Glied mit seinem Regiment und zog dem Feind entgegen. Der Kampf dauerte nicht lange, aber er war einer der blutigsten dieses Feldzugs. Auch unser junger Füsilier war unter der Zahl derer, die schwer verwundet den Wahlplatz bedeckten. Er ward in eines der Spitäler gebracht, wo er mehrere angstvolle Wochen hindurch zwischen Tod und Leben schwebte. Aber diese Wochen waren für ihn nicht verloren. Die Bibelsprüche, welche er in der Morgendämmerung des Schlachttages gelesen, wurden durch die Wirkung des heiligen Geistes in seinem Herzen lebendig und kräftig. Ein Neues brach sich in seiner Seele Bahn, und bald konnte er aus eigener Erfahrung die Wahrheit jenes Wortes bezeugen (Joh. 5, 24): „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer mein Wort höret, und glaubet an den, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben, und er kommt nicht ins Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen.“

Als er nach einem andern Hospital weiter im Osten versetzt wurde, trat ein Rückfall in seinem Zustand ein, in Folge dessen er nach Frankreich zurückkehren durfte. Etwa sechs Wochen vor dem Besuch des Kolporteurs kam er in seiner Heimat an. Das verstümmelte Testament kam während seiner wachen Stunden fast nie aus seinen Händen. Es war das einzige Exemplar, das er jemals besessen hatte, vielleicht das einzige in seinem ganzen Dorfe. Sein Mund floß über von zärtlichen Bitten an seine Mutter und seine Freunde, daß doch auch sie Christum und sein Heil ergreifen möchten. Fast bis zu seinem letzten Athemzug ward er nicht müde sie alle zu ermahnen, daß sie Gottes freie Gnade, die uns in Christo Jesu angeboten wird, annehmen und der Gefahr entrinnen möchten, in unbekehrtem Zustande „in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen."

Während der Kolporteur diesen Mittheilungen der trauernden Mutter zuhörte, konnte er sein Herz nur in anbetendem Danke zu dem Herrn erheben, daß er sein Gebet für den jungen Soldaten so gnädig angenommen und wunderbar erhört habe. Und so konnte er in der Freude seines Herzens über die Rettung dieser Seele auch die trauernde Mutter trösten und der stillen Hoffnung Raum geben, daß auch sie denselben Heiland ergreifen werde, in welchem ihr Sohn Vergebung der Sünden, Gerechtigkeit, Friede und Hoffnung des ewigen Lebens gefunden hatte.

Vermischtes.

Die Bibel in Spanien. — Spanien ist außer dem vom Pabst regierten Kirchenstaat jetzt noch das einzige Land in Europa, ja man kann sagen, in der ganzen Welt, wo die Bibel aufs strengste verboten ist und wo jeder, der sie liest oder gar unter Andere verbreitet, die allerschwersten Strafen zu gewärtigen hat. Gleichwohl werden jährlich hunderte, vielleicht tausende von Neuen Testamenten nach Spanien geschmuggelt, vom Volk gekauft und gelesen, und in aller Stille als das rechte Brod des Lebens in alle Theile des Königreichs verbreitet. Was aber in der letzten Zeit ein einzelner Spanier aus

Liebe zu diesem theuren Gotteswort gewagt und ausgeführt hat, das ist der besondern Erwähnung werth. Derselbe setzte und druckte, wie die Archives du Christianisme erzählen, ganz allein und ohne andere Hülfe, das Neue Testament in einem Keller. Es standen ihm nur wenige Typen (Druckbuchstaben) und nur eine elende hölzerne Drucker-Presse zur Verfügung. Deshalb schritt seine Arbeit nur langsam vorwärts; denn er konnte immer nur wenige Seiten auf einmal setzen und drucken. Abgeschlossen, wie er war, von der herrlichen Sonne seines andalusischen Vaterlandes, und von der anstrengenden Arbeit erschöpft, fieng seine Gesundheit zu wanken an, und schon stellte sich Blutspucken ein. Seine Freunde drangen in ihn, seine Arbeit eine Zeitlang auszusetzen; aber davon wollte er nichts wissen, indem er erklärte, er werde den Keller nicht verlassen, bis er aus demselben mit dem fertigen spanischen Neuen Testament in der Hand hervortreten könne. Er hielt auch Wort, und christliche Freunde aus Frankreich haben Exemplare dieses Neuen Testaments gesehen und in Händen gehabt. Wenn in Spanien solche Männer aufstehen, die bereit sind, für die Wahrheit selbst mit ihrer Gesundheit und ihrem Leben einzustehen, dann ist wahrlich auch für dieses, jetzt noch so finstre Land große Hoffnung vorhanden!

Der Geldsack. — Als Hiob am Schluß aller seiner Reden nochmals seine Unschuld betheuerte, da fragte er unter Anderem auch (31, 24): „Habe ich das Gold zu meiner Zuversicht gestellt, und zum Goldklumpen gesagt: du bist mein Trost?" Als Antwort darauf versichert er: vor dieser seelengefährlichen Sünde habe er sich gefürchtet sein Lebenlang. Ach, wie Wenige sind es, die ihm das von Herzen nachsprechen können! Freilich so arg und plump, wie der Unglückliche in der nachfolgenden Geschichte, machen es nur sehr Wenige; aber steht die Gefahr nicht Jedem nahe?

In einer medizinischen Zeitschrift Englands wird folgender Vorfall erzählt: —

„Im vorigen Jahre geschah es, daß ein alter Mann, der augenscheinlich seinem Tode entgegengieng, in einem der Hospitäler Londons Aufnahme fand. Er war ohne Verwandte, ohne Freunde und, wie es schien, auch ohne alle Mittel zu seinem Lebensunterhalt; doch als man ihn auskleidete, um ihn zu Bett zu bringen, fand man ein

Säckchen Geld, das an einer Schnur ihm um den Hals auf dem bloßen Leibe hieng. Dieses Säckchen hütete er aber mit der größten Wachsamkeit, weigerte sich aufs hartnäckigste gegen jedermann, sich davon zu trennen, und behielt es Tag und Nacht auf dem Leibe. Als man sein Ende herannahen sah, wurden die Krankenwärter doch etwas unruhig und besorgt wegen des Geldsäckchens. Denn die Summe war offenbar nicht gering, und man fürchtete, sie könnte einem der in der Nähe liegenden oder in der Genesung begriffenen Patienten zur Versuchung werden, falls bei dem alten Mann der Tod unversehens und in Abwesenheit des Wärters einträte. Endlich kam der Augenblick des Scheidens, und als der Tod dem Anschein nach eingetreten war, löste der Krankenwärter sachte die Schnur auf und nahm das Säckchen zu sich. In diesem Augenblick schlug der Mann unerwartet noch einmal die Augen auf und griff instinktmäßig mit der Hand nach seinem Geldsack, der nicht mehr an seiner gewohnten Stelle sich befand. Noch ein schwacher Schmerzensruf: 'Mein Geld! Verloren!' — und er war eine Leiche. In dem Säckchen fanden sich 174 Goldstücke (oder Fr. 4350), welche dem Vorstand des Spitals eingehändigt wurden."

So erzählt jener Bericht. Welch' eine Jammergeschichte! „Mein Geld! Verloren! — und er war eine Leiche!!" — So schauerlich nackt tritt uns freilich selten der wahre Zustand einer scheidenden Seele vor Augen; und doch — ist es nicht mit manchen Sterbenden, wenn auch der äußern Form nach feiner, anständiger und gebildeter, dennoch dem Wesen nach gerade so? Darum:

Ringe recht, wenn Gottes Gnade
Dich nun ziehet und bekehrt,
Daß dein Geist sich ganz entlade
Von der Last, die ihn beschwert.

Laß dir nichts am Herzen kleben,
Fleuch vor dem verborgnen Bann;
Such' in Jesu nur zu leben,
Daß dich nichts beflecken kann.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
Druck von C. Schultze.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 4. Inhalt: Die große Karthause. 1867.

Die große Karthause.

Mitgetheilt von Dr. A. O.

In unsern Tagen sind Aller Augen mit großer Spannung auf Rom und das Pabstthum gerichtet. Ein eigenthümlicher Kampf hat sich entsponnen. Auf der einen Seite rafft der gegenwärtige Pabst Pius IX alle seine Kräfte zusammen, um das geistliche oder „göttliche" Ansehen seines päbstlichen Amtes zu einer unerhörten Höhe emporzuschrauben und für seine Person jene „Unfehlbarkeit" in Glaubenssachen, ja sogar in weltlichen Dingen in Anspruch zu nehmen, die doch unserm Gott allein zukommt; auf der andern Seite pocht der gegenwärtige Zeitgeist von allen Seiten an die Pforten des Kirchenstaats und fordert dem Pabst seine weltliche Gewalt, sein irdisches Fürstenthum und eben damit zugleich ein Hauptstück seines geistlichen Einflusses ab. Das ist ein sehr merkwürdiger Anblick, der sich unsern Augen darbietet; es ist ein Kampf, dessen Ausgang nicht blos für die katholische Christenheit, sondern für die ganze Menschheit von entscheidender Wichtigkeit ist.

Wenige Leute in unsern Tagen, namentlich unter uns Protestanten, haben eine richtige Vorstellung davon, was das Pabstthum in seiner höchsten Blüthe einst war, und was für Ansprüche es heute noch macht. Noch heute würde es gerne, wenn es nur könnte, Kaiser und Könige, Fürsten und Völker unter seinen absoluten Willen

und Gehorsam zwingen, mit Bann und Interdikt die widerstrebenden Länder schlagen, mit Feuer und Schwert die Ketzer vertilgen, mit schonungsloser Gewalt die Gewissen und alle freiheitlichen Regungen der Geister unter sein ehernes Joch beugen, die Welt zu einem stummen, schweigenden Todtenacker machen und mittlerweile selbst in Reichthum, Pracht und Wohlleben nach Herzenslust schwelgen. Ja, wenn es nur könnte! Aber Gott der Herr hat angefangen, mit diesem Babel Rechnung zu halten, seine Sünden heimzusuchen und ihm allerlei unbequeme Fesseln anzulegen. Nicht als wenn nicht noch einmal eine Zeit kommen könnte, wo das Pabstthum in seiner ganzen dämonischen Macht und Gewalt wieder losbrechen und eine Zeitlang nach aller Lust seines Herzens wüthen dürfte! Vorerst aber liegt Gottes gewaltige Hand hemmend und bändigend auf ihm.

Was wir hier sagen, das reden wir vom Pabstthum (nicht von den einzelnen Personen, die es je und je inne haben) und von dem römisch-päbstlichen System, auf welchem es ruht. Damit ist nicht gesagt, daß nicht unter den Gemeinden, Priestern, Bischöfen und Prälaten der katholischen Kirche jetzt und zu allen Zeiten höchst achtungswürdige, wahrhaft christliche Erscheinungen uns begegnen, auf denen das Auge mit Freude und Wohlgefallen ruht. Der Herr hat sein auserwähltes Volk unzweifelhaft auch mitten in der katholischen Kirche. Aber sie sind in steter Gefahr, von dem Sauerteig, der vom Pabstthum ausgeht, angesteckt und an Seele und Leib verderbt und zu Grunde gerichtet zu werden. Deshalb wird es doch schließlich zu ihnen heißen: „Gehet aus von ihr, mein Volk, daß ihr nicht theilhaftig werdet ihrer Sünden, und daß ihr nicht empfahet von ihren Plagen.“ Offenb. 18, 4.

Als ich im Jahr 1836 Gelegenheit hatte, Frankreich in die Kreuz und Quere zu durchreisen, war es mir ganz besonders angelegen, die katholische Kirche dieses erzkatholischen Landes in ihren mancherlei Erscheinungen und Bethätigungen so genau als möglich kennen zu lernen. Mein Weg führte mich von Genf her durch ein Stück von Savoyen zunächst in das alte prächtig gelegene Chambery, die einstige Residenz der savoyischen Herzoge. Von dort aus wollte ich die große Karthause (la grande chartreuse), dieses Mutterstift aller Karthäuserklöster, das bereits auf französischem Boden, aber hart an der savoyischen Gränze lag, im Gebirg auf-

suchen. Um 10 Uhr Vormittags fuhr ich im Postwagen von Chambery ab. Zwei Priester und zwei jüngere Frauen saßen mit mir im Wagen und führten mit französischer Lebhaftigkeit ununterbrochen ihre Unterhaltung fort. Da sie ganz mit sich selbst beschäftigt waren und der Dialekt, den sie redeten, in einem sehr verdorbenen, mir fast völlig unverständlichen Französisch bestand, so konnte ich meinen eigenen Gedanken mich um so ungestörter überlassen. Die Gegend, durch die wir fuhren, war voll Reiz und Anmuth, wurde dann immer ernster und feierlicher, die Berge und Felsenhäupter zur Rechten und Linken rückten immer näher zusammen, bis endlich die Straße in einen fünf Minuten langen Tunnel, der in den Fels gehauen ist, einmündete. Je düsterer die Passage war, um so entzückender war der Austritt aus dem Tunnel. Mit Einem Zauberschlag lag das weithin sich öffnende reizende Thal vor uns, das gegen Westen sich allmählig zu der herrlichen Ebene der Dauphiné ausbreitet. Frankreich, angelehnt an die gewaltige Kette der Seealpen in meinem Rücken, lag vor meinen Augen wie ein Garten da. Nach einer Stunde hielt der Postwagen bei der ärmlichen französischen Zollstätte in dem Grenzstädtchen Les Echelles. Nachdem unsere Sachen visitirt und die Pässe ins Reine gebracht waren, wobei eine wohlbeleibte Schwäbin, die einst als Marketenderin den spanischen Feldzug mitgemacht hatte und dann, ich weiß nicht wie, hieher verschlagen worden war, mir — ihrem schwäbischen Landsmann — wirklich mütterliche Dienste that, nahm ich von meinen Mitreisenden Abschied, schwang meinen leichten Tornister mir über die Schulter und wanderte, von meiner schwäbischen Landsmännin genau über den Weg informirt, fröhlich und voll gespannter Erwartung wieder dem Gebirge zu.

Während ich so am Fuß der Alpen, in deren dunklem Schooß die große Karthause verborgen liegt, einsam dahin pilgerte, kehrte mein Geist sinnend in die längst vergangenen Jahrhunderte zurück, in welchen jene großartigen, so überaus merkwürdigen Klosterstiftungen entstanden, deren eine ich jetzt zu besuchen im Begriff war. Ich versetzte mich im Geiste in jene Zeiten, wo so viele edlere Seelen, müde von dem Jammer und Elend ihrer Tage, müde von den verheerenden Kriegsstürmen und dem Alles durcheinander rüttelnden Drängen und Fluten der Völker, müde von dem Kampf mit ihrem eigenen Fleisch und Blut, nach einer einsamen, von der Welt verborgenen Zufluchtsstätte sich sehnten, wo sie in Ruhe und Frieden Gott dem Herrn

dienen und ihre Seligkeit schaffen konnten. Wie mancher mochte sich unter solchen Umständen aus dem wilden Treiben der Welt in irgend eine Waldeinsamkeit, in irgend ein abgelegenes Gebirgsthal flüchten, um als Einsiedler, als demüthiger Waldbruder, seine Tage in Gebet und Betrachtung göttlicher Dinge zuzubringen! Was Wunder, wenn dann, je trauriger die Zeiten wurden, immer neue suchende Seelen bei einem solchen Einsiedler sich einfanden, in seiner Nähe ihre Hütten bauten und sich so zu einer Brüderschaft, die sich gegenseitig zu fördern bemüht war, zusammenthaten. Und was hinderte endlich, daß diese stets sich mehrende Brüderschaft, unterstützt von den Almosen frommer Leute oder bereichert durch die Gaben der zuströmenden Brüder selbst, eine gemeinschaftliche Wohnung, ein Kloster, bauten, um da nach wohlgeordneter Regel und fester Ordnung unter der Oberleitung eines Vorstehers oder Abtes zusammenzuleben? Dieß war die Entstehung der Klöster, deren Zahl mit jedem Jahrhundert immer gewaltiger anwuchs.

Aber im sogenannten Mittelalter kamen immer neue Umstände dazu, um die Klöster nach Zahl und Art ins Unendliche zu vermehren. Vor Allem trugen dazu die Kreuzzüge bei. Als nämlich ums Jahr 1095, aufgerüttelt von dem Hülfeschrei der leidenden Christen im heiligen Lande, nicht blos Hunderttausende aus dem Mittelstande und aus den Armen, sondern auch viele Fürsten, Grafen, Ritter und Herren zum Kampf gegen die Saracenen gen Jerusalem aufbrachen, da verschenkten Tausende vor dem Aufbruch nach dem Orient ihre Güter und Reichthümer an die Kirchen, Stifter und Klöster; denn sie wußten nicht, ob sie lebendig wiederkehrten, oder ob sie vielleicht gar im Morgenlande größere Herrschaften, Güter und Reichthümer gewönnen, als sie daheim zurückließen. Jedenfalls hielten sie solche Schenkungen für ein heiliges und verdienstliches Werk. Was war die Folge? Während die Kirchen, Bisthümer und Klöster unermeßlich reich wurden und ihre Zahl immer rascher sich mehrte, brach auch die Verweltlichung, die Ueppigkeit, die Wollust und Liederlichkeit wie eine Sündflut über die Klöster, Abteien und Bischofssitze herein, und an vielen Orten wurde das Verderben himmelschreiend. Manche Bischöfe und Erzbischöfe geberdeten sich nicht anders als wie „Säue in der Mastung", und viele, viele Klöster waren eigentliche Wohnstätten des Teufels und seiner Dämonen.

In dieser schrecklichen Zeit erweckte Gott da und dort Männer

nach seinem Herzen, Männer voll heiligen Ernstes und Feuereifers, denen der Schaden der Kirche zu Herzen gieng. Einem Samuel und Elias gleich versuchten sie, wie namentlich der große Bernhard von Clairvaux, die Klöster zu reformiren, und als dieß nicht gelingen wollte, stifteten sie neue Klosterverbindungen oder Orden, in welchen strenge sittliche Zucht, ernster Fleiß und ein Geist höherer Frömmigkeit gepflanzt und gepflegt ward, und von denen aus auch ein besserer Geist über die andern Orden sich verbreiten sollte. Eines freilich verstand auch ein Bernhard nicht, noch irgend einer seiner Gesinnungsgenossen, — das Eine: daß der Weg zur wahren Frömmigkeit und Gottseligkeit, der Weg zum heiligen Frieden des Gewissens, nicht nach dem Kloster geht, sondern daß jene seligen Güter allein in der freien Vergebungsgnade Jesu, in dem lebendigen Glauben an Sein allgenugsames Verdienst, und in der persönlichen Liebesgemeinschaft mit Ihm zu finden sind. Aber dieß war nicht blos jenen Männern, es war ihrer ganzen Zeit verborgen, bis es Gott gefiel, durch die Reformatoren das helle Licht des Evangeliums wieder auf den Leuchter zu stellen.

Der Mann, der die große Karthause, nach welcher ich eben pilgerte, gestiftet hat, war auch einer von denen, die den Schaden Josephs schmerzlich empfanden und ein Heilmittel dagegen, wenn auch auf irrthümlichem Wege suchten. Es war Bruno (von adeligen Eltern geboren im J. 1040), ein durch wissenschaftliche Bildung, wie durch Frömmigkeit gleich ausgezeichneter Geistlicher aus Köln. Nachdem er in seiner Vaterstadt eine Zeitlang gewirkt hatte, ward ihm um seiner Gelehrsamkeit willen die Leitung der Domschule zu Rheims übertragen. Aber der dortigen Kirche stand der Erzbischof Manasses vor, der ein so schändliches, prachtliebendes, wollüstiges und liederliches Leben führte, daß ein großer Theil der ihm untergeordneten Geistlichkeit aufs tiefste betrübt und geärgert ward. Der ernste, sittenstrenge Bruno trat mit etlichen gleichgesinnten Freunden gegen dieses gräuliche Unwesen klagend auf; aber umsonst. Der Erzbischof machte es nur je länger je ärger. Da beschloß Bruno, von allem Verkehr mit der Welt sich zurückzuziehen und Einsiedler zu werden. Einige Freunde schlossen sich an ihn an. Die Sage erzählt uns, er sei, nach einem abgelegenen Zufluchtsort suchend, zuerst nach Paris gekommen (1082), um dort einen in der theologischen Wissenschaft hochgelehrten Freund, den Dr. Raymund, aufzusuchen und seinen Rath

einzuholen. Allein dieser starb bald nach Bruno's Ankunft in Paris. Als demselben nun in Gegenwart des zahlreichen Leichengeleits, unter welchem auch Bruno sich befand, in der Hauptkirche das Todtenamt gehalten und eben von den Priestern der Spruch gesungen wurde: „Wie groß sind meine Sünden und Missethaten!“ da habe sich der Todte aufgerichtet und gerufen: „Ich bin vor dem gerechten Gericht Gottes angeklagt!“ Man brach vor Entsetzen das Todtenamt ab. Als man es nun am folgenden Tag halten wollte, richtete sich die Leiche bei derselben Stelle höher auf und rief: „Ich bin vor dem gerechten Gericht Gottes verurtheilt!“ Abermals unterbrochen versuchte man's am dritten Tag wieder. Jetzt aber richtete sich der Todte im Sarge ganz auf und schrie furchtbar: „Ich bin vom gerechten Gericht Gottes verdammt!“ Auf diese Schreckensgeschichte hin soll Bruno entsetzt von dannen geeilt sein nach dem Süden von Frankreich.

Ohne Zweifel ist diese Sage eine bloße spätere Erfindung; aber sie drückt sehr eindringlich den Sinn aus, der dadurch veranschaulicht werden sollte, und welchen wahrscheinlich auch Bruno mit sich von Paris nahm: daß nemlich nicht etwa gelehrtes theologisches Wissen, sondern allein ein heiliges Leben zur Seligkeit führe.

Bruno kam mit seinen Gefährten nach Grenoble, wo damals der fromme Bischof Hugo das Kirchenwesen leitete. Dieser empfieng seine Gäste mit großer Freundlichkeit, rieth ihnen, im benachbarten unwirthlichen Gebirge sich als Einsiedler niederzulassen, und empfahl ihnen hiezu besonders einen wilden Gebirgskessel, der den Namen la chartreuse oder die Karthause trug. Diesem Rath folgend eilte Bruno mit den Seinen nach der bezeichneten Gegend. Bald fanden sie das von bewaldeten Felshäuptern umschlossene, einsame Hochthal, bauten sich etliche Zellen, in denen sie anfänglich paarweise wohnten, und errichteten auch ein Bethaus, um daselbst ihre Andachten zu verrichten. Das geschah im Jahr 1087. Von da an dehnte sich die neue Stiftung immer weiter und großartiger aus. Von allen Seiten strömten neue Genossen herzu, reiche Geschenke bereicherten den Orden, und bald verbreitete sich das Ansehen und der Ruhm der Karthause über ganz Frankreich und die umliegenden Länder. Nur das Eine sei noch erwähnt, daß Bruno selbst schon nach sechs Jahren vom Pabste nach Rom berufen wurde und nicht wieder nach seiner lieben Karthause zurückkehrte. Er starb in Italien am 6. Okt. 1101. Seine

frühern Gefährten aber bildeten den neuen Orden nach den strengsten Regeln weiter aus. Bald entstanden in andern Gegenden neue Karthäuserklöster und im Anfang des vorigen Jahrhunderts gab es deren nicht weniger als 170. Sie alle aber standen unter der obersten Leitung des Mutterklosters, der „großen Karthause“.

Unter solchen Gedanken und Erinnerungen wanderte ich einsam meine Straße, bis ich den Flecken St. Laurent erreichte, wo der Weg von der Landstraße abbiegt und zu einem elenden Saumpfade wird, der ins Waldgebirge emporführt. Nachdem ich hier mit Brod, schimmeligem Käse und einem Glas Wein, mitten unter lärmenden Landleuten, mich zu dem bevorstehenden mühsamen Marsch gestärkt, giengs hinein in das allmählig immer höher ansteigende, düstre Berg- und Waldrevier.

Drei Stunden war ich mühsam gestiegen und schon neigte sich die Sonne (es war der 6. September) zum Untergang. Da endlich tönte durch den Wald der scharfe Ton von einzelnen Glockenschlägen, abwechselnd mit regelmäßigem Läuten. Das war frohe Kunde; ich sah daraus, daß ich nicht mehr fern vom Ziel war. Noch zehn Minuten, — und siehe, der Wald lichtete sich, ein weiter, offener, von nackten oder bewaldeten Felsen hoch umstarrter Gebirgskessel that sich auf und vor mir lag der wunderliche düstere Klosterbau mit seiner hohen Mauereinfassung, seinen unzähligen kleineren Giebelthürmchen und den darüber emporragenden höheren Kirchthürmen. Schon sank die Dämmerung herab, als ich an der großen, hohen Klosterpforte pochte. Ein Laienbruder in brauner Kutte, der als Pförtner diente, öffnete mir, fragte nach meinem Begehr, und als ich um Nachtherberge bat, hieß er mich in die Pförtnerstube treten und auf Antwort warten. Bald kam er wieder und führte mich durch den Hof ins Hauptgebäude, und durch allerlei Gänge und Treppen in einen langen, ursprünglich weiß getünchten, aber von Rauch und Schmutz grau gewordenen, mit Backsteinen belegten, oben gewölbten, aber niedrigen Saal. Da befand sich nichts als eine lange eichene Speisetafel ohne Tischtuch, eine Anzahl eichener Stühle und ein ungeheures Kamin, in welchem ein wohlthätiges Feuer brannte. Denn in dieser Berghöhe war es bereits sehr kühl.

Hier ward ich geraume Zeit in der schlecht erhellten Dunkelheit allein gelassen. Was sollte es werden? Doch da kommt wieder ein

Laienbruder, setzt schweigend ein Licht auf den langen Tisch, stöbert im knatternden Feuer und fragt endlich, ob und was er mir zu essen bringen sollte. Auf meine Erwiederung, daß ich für ein einfaches Nachtessen dankbar wäre, trug er nach einiger Zeit Spinat mit Eiern und Fisch, Käse und Obst herbei. Fleisch wird im Kloster nicht gesehen. Ich weiß nicht, was mir bei dieser Kost übel machte: es schien mir Alles nach Weihrauch und Weihwasser zu schmecken. Ich sah wohl etwas elend aus, als eben jetzt zwei junge, heitere Franzosen aus Grenoble, gleichfalls als Gäste, anlangten. Sie forderten mich auf, mir von dem berühmten Elixir des Klosters geben zu lassen; das werde mir gut thun. Ich folgte ihrem Rath: es war ein sehr wohlduftender, starker Liqueur. Da ich aber dergleichen nicht gewohnt war, so wurde mir nur noch unbehaglicher.

So bat ich um Anweisung meiner Schlafstätte und zog mich bald, der Laienbruder mit dem Licht voran, in das mir angewiesene Gemach zurück. Mein Zimmerchen war eine kleine Klosterzelle, mit kaltem Steinplattenboden, wie überall. An einer Wand stand ein kleiner Altar mit einem eisernen Crucifix darauf, daneben hieng ein Weihkesselchen mit Weihwasser. An einer andern Seite stand ein Tischchen mit einem Stuhl davor; darüber das Bild eines Heiligen mit einem Todtenkopfe in der Hand und mit lateinischer Unterschrift, die in wörtlicher Uebersetzung also lautet: „Durchbohre mein Fleisch mit deiner Furcht; denn ich bin erschrocken vor deinen Gerichten.“ *) In einer Ecke stand mein Lager, — eine Strohmatratze, ein Strohkissen und eine wollene Decke ohne Linnen und Deckbett. In der That, Alles war recht darauf eingerichtet, das liebe Fleisch zu kreuzigen. In der Nacht fror ich tüchtig, so daß schon dieß mich wach erhielt. Dazu kam, daß die Klosterglocken um jede Stunde der Nacht die Karthäuser zum Stundengebet riefen, und daß namentlich um Mitternacht die ganze Brüderschaft zur mitternächtlichen Vigilie in die Kirche zusammengeläutet wurde. Die lauten, monotonen Gesänge tönten melancholisch in meine Zelle herüber. Ach, wie oft mußte ich auf meinem harten Lager Gott danken, daß Er mich und seine liebe evangelische Kirche von diesen selbstgemachten, fakirähnlichen Selbst-

*) Es ist dieß nach der in der katholischen Kirche gebräuchlichen lateinischen Bibel oder Vulgata die Stelle aus Ps. 119, V. 120, was Luther also übersetzt: „Ich fürchte mich vor dir, daß mir die Haut schauert, und entsetze mich vor deinen Rechten.“

peinigungen erlöst und in die selige Freiheit der Gnade und des Lebens in Christo versetzt hat!

Doch auch diese peinvolle Nacht vergieng, und um fünf Uhr früh war ich munter und angekleidet. Wie dankte ich Gott für mein liebes Neues Testament, das ich in meiner kalten öden Zelle mit unaussprechlicher Freude und ungewöhnlichem Segen lesen durfte! Sobald es thunlich war, eilte ich in den großen Speisesaal von gestern Abend, um an den im Kamin noch glostenden Kohlen mich zu erwärmen. Die beiden jungen Grenobler stellten sich auch bald ein. Wir baten den aufwartenden Laienbruder um ein Frühstück. Von Kaffee, der im Kloster gleich dem Fleisch nie gesehen wird, war keine Rede. Eine — wie mir schien — wieder nach Weihrauch riechende, äußerst magere Suppe mit den kalten Resten von gestern Abend ward aufgetragen. Neue Pönitenz, neues Gefühl des Unwohlseins! Aber der jugendliche Muth half über Alles hinweg.

Es war mir nun daran gelegen, das Kloster in seinen Einzelnheiten kennen zu lernen. Nachdem vom Prior die Erlaubniß durch den Laienbruder eingeholt war, führte letzterer mich und die beiden andern jungen Leute durch die weitläufigen Räume. Es war mir nicht möglich, bei diesem raschen Gang durch die oft straßenlangen Korridore und die zahlreichen Seitengänge nur ein richtiges Bild von der ganzen Anlage und Gestalt des Gebäudes zu machen. Es schien mir mehr eine aus vielen Gassen und Straßen bestehende, unter Einem Dach durch Verbindungsgänge zusammengefügte kleine Stadt, als ein einzelnes Gebäude zu sein. Um so tiefer war der Eindruck von der Grabesstille, von dem lautlosen Schweigen, das überall herrschte. Kein Ton, kein Oeffnen und Schließen von Thüren, kein Fußtritt ward gehört. Wir erschraken über den Laut unserer eigenen Schritte. Auch kam uns kein lebendes Wesen zu Gesicht. Nur ein einzig Mal sah ich am Ende eines langen Ganges einen Klosterbruder in seiner ganz weißen wollenen Kutte, mit hinten herabhängender Kapuze und den härenen Strick um den Leib, den Kopf ganz geschoren bis auf einen schmalen Haarstreif quer über das Hinterhaupt, vorüberschlüpfen. Der bleiche Mann las gehend in einem Buche, bog aber augenblicklich, da er uns wahrnahm, in einen Seitengang ein. Er war der einzige Karthäuser, den ich von den mehr als fünfzig Klosterbrüdern zu sehen bekam.

So trug hier Alles den eigenthümlichen Charakter des Karthäuserordens an sich, den Charakter der vollständigsten Abschließung von aller übrigen Welt, — Abschließung jedes einzelnen Individuums von aller Sorge, Arbeit und Bewegung der Welt, von allem Verkehr mit andern Menschenkindern, ja selbst von allem Verkehr mit den eigenen Ordens- und Hausgenossen; — Abschließung der Ordensbrüder selbst von aller Gemeinschaft mit den dienenden Laienbrüdern; — Abschließung von der die Karthause umgebenden Natur, so daß auch für die wöchentlichen, durchaus schweigsamen Spaziergänge der Mönche ein Gebiet abgegrenzt ist, das sie nicht überschreiten dürfen; — Abschließung endlich von allen andern Mönchsorden, von allem Einfluß auf Kirche, Schule und Staat, — kurz vollständige Abschließung nach Außen und vollständige Beschränkung eines Jeden auf sich selbst. Und dennoch, bei all dieser unnatürlichen, wider Gottes heilige Ordnung laufenden Isolirung und selbstgemachten Heiligkeit, — vermag denn wohl der Karthäuser auf diesem Wege sich auch gegen die Welt und Sünde, die in seinem eigenen Herzen wohnt, abzuschließen?

Alle Thüren der Klosterzellen gehen auf die Korridore. Wie gerne hätte ich eine dieser Thüren, hinter welchen so tiefes Schweigen war, geöffnet, den Haushalt des Bewohners der Zelle gemustert und mit dem Manne selber geredet! Doch das war ja nicht möglich, und was anders hätte wohl das Auge überall gesehen als ein Abbild der Zelle, in der ich selbst übernachtet hatte? Und ihr Haushalt? Nun, die Ordensregel hat auch diesen genau bestimmt. Ein paar Nadeln, Zwirn, Scheere, Kreide, Pfrieme, Schreibtafel, Lineal, Papier, Schreibzeug, Federn, Kamm, Scheermesser sammt Wetzstein und Leder: — das durfte ihr einziger Besitz sein. Zur Kleidung stehen ihnen nur ein härenes Hemd und ein anderes zur Abwechslung, zwei Kutten, eine gute und eine schlechtere von weißer, zwei Mäntel von schwarzer Farbe, drei paar Strümpfe, vier paar Schuhe, eine Kappe und zwei grobe hänfene Gürtel zur Verfügung. Von Zeit zu Zeit muß Jeder seine Habe dem Prior vorzeigen. Wer mehr hat oder etwas verheimlicht, wird hart bestraft, selbst mit Ruthenschlägen. Gewisse Gebetbücher muß Jeder haben; andere Lektüre wird nur durch besondere Gunst des Priors verwilligt. Bleibt doch bei dem unendlichen vorgeschriebenen Beten bei Tag und Nacht kaum noch Zeit zu anderer Beschäftigung übrig.

Aber so todtenstill die Zellen an unsrer Seite dalagen, — einige führten doch eine deutliche, oft rührende Sprache. Außen an den Thüren waren nämlich je und je Inschriften angebracht. Unvergeßlich bleibt mir jene Frage, die Einer an den Eingang seiner Zelle schrieb: Bernarde, cur huc venisti? et seculum cur reliquisti? (Bernhard, warum bist du hieher gekommen? und warum hast du die Welt verlassen?) Ich konnte nur brünstig für den Mann beten, daß ihm Gott selbst durch seinen heiligen Geist die Antwort schenke. An einer andern Zelle standen, gleichfalls in lateinischer Sprache, die schönen Worte des 27. Psalms: „Eins bitte ich vom Herrn, das hätte ich gerne, daß ich im Hause des Herrn bleiben möge mein ganzes Leben lang.“ Dem armen irregeleiteten Bruder war freilich die Karthause das „Haus des Herrn“; aber konnte nicht Gott auch ihn eines Andern belehren?

Die Bibliothek, in die wir auf besondere Bitte geführt wurden, war augenscheinlich sehr reich an literarischen Schätzen, namentlich an Kirchenvätern und an alten Handschriften; allein die Eile, mit der wir vorwärts getrieben wurden, ließ mich zu keiner nähern Kenntniß der vorhandenen Schätze kommen. Auf meine Frage: ob auch Bibeln da wären? erwiederte unser Führer, er wisse es nicht. — Der Conventssaal mit den Bildnissen sämmtlicher Ordensgenerale von Bruno an, bot nur durch den Gedanken an das, was hier Alles im Lauf der Zeiten mochte vorgegangen sein, ein Interesse dar. Denn hier versammelten sich die großen Ordenskapitel, sowie die kleineren Konferenzen, wo die Angelegenheiten der Karthause berathen, die Novizen geprüft, die Fehlbaren gestraft werden.

Darauf der Speisesaal der Ordensbrüder. Lange eichene Tische ohne Linnenzeug, mit schmalen Bänken ohne Lehne und nur auf Einer Seite des Tisches; an jedem Platz ein rundes hölzernes Plättchen, auf das die Suppe gestellt wird; auf der einen Seite desselben eine zinnerne Kanne für Wasser, auf der andern ein irdener Becher mit zwei Handhaben, welche mit beiden Händen gefaßt und so zum Munde geführt werden müssen; neben dem Becher ein hölzernes Salzfäßchen und ein Eierbecher; außerdem ein einfaches Besteck und eine grobe Serviette. Fleischkost ist durchaus und streng verboten. Wein darf nur in Fällen leiblicher Schwachheit und nur mit Wasser vermischt genossen werden. Wöchentlich einmal muß Jeder bei Salz, Wasser und Brod fasten. Jährlich soll Jeder sich einmal zur

Ader lassen, um des Fleisches Regung zu schwächen. Uebrigens finden diese gemeinschaftlichen Mahlzeiten nur in Festzeiten, deren es freilich viele giebt, statt, während sonst Jeder auf seiner Zelle speist. Die Kirche endlich — nun, sie war mit äußerlichem Pomp überladen, bot aber kein besonderes Interesse dar. Wir betraten nur eine obere Gallerie, während im vergitterten Chor unten die Mönche ihre monotonen Gesänge absangen.

Ich sehnte mich hinaus ins Freie. Zwar war der Himmel umhängt und trübe, und die ringsum emporstarrenden Wälder und Felsen gaben dem Gebirgskessel heute ein besonders düsteres Aussehen; aber es war doch Gottes freie Natur, in der die Brust wieder freier athmete. Freilich die „große Karthause“ mußte ja auch ihrer ganzen Umgebung einen eigenthümlichen Charakter aufprägen.

Etwa eine halbe Stunde von der Karthause stand, umgeben von Rasen und Tannengruppen, eine kleine niedliche Kapelle in einfachem modernem Styl. Bei ihrem Anblick überkam mich ein unwillkührliches Gefühl von stiller Freude; denn in diesem kleinen Gotteshause, dessen äußere Erscheinung mir so kunst- und schmucklos entgegenschaute, konnte ich ja hoffen, nichts die wahre Andacht Störendes zu finden und somit mich selbst hier vor Gott ruhig sammeln zu können. Aber wie schmerzlich sah ich mich getäuscht. Als ich das Innere betrat, da fanden sich allerdings weder ein Altar, noch Heiligenbilder, weder Kanzel, noch Sitze, noch irgend etwas der Art; aber ich erhielt unwillkührlich den Eindruck, ich befände mich in einer tübetanisch-buddhistischen Gebetsmühle. Die vier Seiten der Kapelle nemlich waren von unten bis an die Oberlichter mit schwarzem Marmor getäfelt, und diese Vertäfelung wieder durch Goldleisten in eine große Menge gleichartiger viereckiger Felder getheilt. In jedem Feld — es mochten deren im Ganzen wohl fünfzig und mehr sein — war mit großen goldenen Lettern in lateinischer Sprache je ein Ehrentitel der Jungfrau Maria, wie dergleichen in den katholischen Marien-Liturgien vorkommen, geschrieben, jedesmal mit der Unterschrift „Ora pro nobis“ (bitt' für uns). Es befanden sich darunter Namen und Titel, welche die römische Kirche mit frevelhafter, ja gotteslästerlicher Hand Dem, dem sie allein gebühren, geraubt und einem sündigen, wenn auch hochbegnadigten Geschöpf gegeben hat. Neben Namen wie: „Thron Salomonis“, „goldenes Haus“, „elfenbeinerner Thurm“,

kamen solche vor, wie: „Spiegel der Gerechtigkeit“, „Pforte des Himmels“, „Morgenstern“, „Zuflucht der Sünder“ 2c. Es sollte also diese Kapelle gleichsam ein ununterbrochenes Gebet an Maria vorstellen. Sie mahnte mich unwillkürlich an die Gebetsmühlen der Buddhisten von Tübet und Japan, wo Papierschnitzel, auf denen Anrufungen ihrer Götter geschrieben stehen, von einer Art Windmühle in steter Bewegung erhalten werden. Mit Ekel wandte ich mich von dannen.

Etwa hundert Schritte davon, weiter im Gebirg hinauf, steht auf einem kolossalen, von Moos und Flechten überwachsenen und von dunkeln, alten Tannen überschatteten Felsblock abermals eine kleine, aber uralte Kapelle. Unter dem Felsblock quoll in übersprudelnder Wasserfülle krystallklar eine Quelle hervor. Dieß war die „Kapelle Bruno's, des Stifters der Karthause“; die Ueberschrift aber an ihrem äußern Giebel erzählt kurz die Legende, daß Bruno, nachdem er längere Zeit in dem unwirthlichen Gebirge nach einer passenden Stelle zur Niederlassung für sich und seine Gefährten vergebens gesucht, bei Nacht an dieser Stelle in einer Vision Gott geschaut und von ihm die Weisung erhalten habe, hier seine Hütten aufzuschlagen. Zum Zeichen aber, daß Gott wirklich mit ihm geredet, sei am andern Morgen die herrliche Quelle unter dem Felsen hervorgesprudelt. Die Kapelle selbst war verschlossen, was mir eher lieb war; denn was auch an jener Sage wahr oder fabelhafte Zuthat sein mochte, — die große erhebende Umgebung, die tiefe Stille der Waldeseinsamkeit und die Erinnerung an eine bedeutungsvolle Vergangenheit that meinem Gemüthe wohl.

Auf einem andern Fußpfad, der den Blick auf den erhabenen Kranz von Felsengipfeln über mir und um mich freier gewährte, wandte ich wieder um, dem Kloster zu. Wie gerne hätte ich jene höchste Felsenspitze erstiegen, von der ein riesenhaftes Kreuz herab in die Tiefe schaute. Was mochte dort oben für ein Rundblick dem Auge sich darstellen! Ich mußte mich aber mit einer niedriger gelegenen, obwohl recht lohnenden Anhöhe begnügen. Nahe beim Kloster nemlich befindet sich der sogenannte Pavillon, der so günstig gelegen ist, daß von dort aus der ganze Gebirgskessel mit seinem Kranz von Bergen überschaut, vornemlich aber der Blick auf das Kloster selbst wie aus der Vogelperspektive eröffnet wird. Der „Pavillon“ ist eine armselige, aus Pfosten und Dielen zusammengefügte, stroh-

bedeckte, halb zerfallene Hütte. Neben dem Blick auf das Kloster, dessen zahllose kleine Giebel und Thürmchen, und dessen ganze architektonische Anlage sich hier erst recht überschauen ließen, war jedoch die Hütte selbst besonders lehrreich durch die tausend und abertausend Namen und Inschriften, durch welche sich Gäste aus allen Nationen hier in dem faulenden Holz der Dielen und Pfosten zu verewigen gedachten oder ihre Empfindungen aussprechen zu müssen glaubten. Die Namen alle, die ich zu lesen vermochte, waren mir völlig unbekannt; aber bei den andern Inschriften verweilte ich zum Theil mit tiefem Interesse. Freilich sprachen die meisten nichts als Bewunderung der „glücklichen Heiligen in der großen Karthause“ aus. Ein Verslein dieser Art mag statt unzähliger hier stehen. Es heißt:

> Veut on avoir une idée du bonheur des cieux,
> Il faut passer quelques jours avec les Chartreux.
> (Will man sich eine Vorstellung von der Seligkeit des Himmels machen,
> so muß man einige Tage bei den Karthäusern zubringen.)

Zwischenhinein aber klang doch auch ein anderer Ton. So hieß es an einer Stelle (französisch): „Ohne das Heil in Christo Jesu hilft alles Andere nichts.“ War der Schreiber dieser Worte vielleicht ein Mann, dem jener Schlußreim des herrlichen deutschen Liedes: „Seele, was ermüd'st du dich in den Dingen dieser Erden,“ von Jak. Gabriel Wolf im Sinne lag:

> „Suche Jesum und sein Licht,
> Alles Andre hilft dir nicht!“

Anderswo stand: „Wer den Herrn Jesum nicht lieb hat, der sei Anathema.“ Allein dieser Spruch war von anderer Hand durchstrichen und darunter geschrieben: „Ist das Liebe? fort damit!“ Ja, dieser „Pavillon“ wurde für mich wie ein aufgeschlagenes Buch, in welchem ich die Gedanken des Menschenherzens in ergreifenden Zügen zu lesen vermochte.

Inzwischen kamen meine zwei lebenslustigen, polterhaften Gefährten auch heran, und mit meinen Betrachtungen hatte es ein Ende. Doch gelang es mir, ihnen zu entschlüpfen und eine Brandstätte zu erreichen, wo die von Feuer und Rauch geschwärzten Mauern eines vom Blitz eingeäscherten Oekonomiegebäudes melancholisch dastanden. Hier unter den zerbröckelnden Trümmern, mit dem Blick aufs nahe Kloster, das selbst im Laufe der Zeit nicht weniger als sechsmal

vom Blitz getroffen, eingeäschert und wieder aufgebaut worden war, setzte ich mich auf einen verkohlten Balken und schrieb das reimlose Gedicht in mein Taschenbuch:

Still ist's rings um mich her,
Kein menschlicher Laut
Tönet durch diese Einsamkeit.
Nur des Windes Brausen,
Der durch die Schluchten des Gebirges tobt,
Und das Fallen zerbröckelnder Mauersteine
Und das melancholische Knarren
Der schwer lastenden Klosterpforte
Unterbricht das unheimliche Schweigen.
Lockere Trümmer
Eines vom Blitz zerstörten Gebäudes
Wölben sich über mir.
Dort liegt die grabesstille Karthause,
Einer Behausung der Todten gleich.
Sechsmal hat das Feuer Gottes
Diese Stätte des Todes verzehrt;
Zum siebenten Mal
Steht sie todtenstill
In der lautlosen Wildniß da!
Eine Masse starrender Thürmlein
Und stummer Gebäude
Bedeckt die Gebirgsschlucht.
Drinnen wohnen die Geistlichtodten,
Die in selbsterwählter Pein und Qual
Und strenger Entfagung,
Fakiren gleich,
Für ihre Seele den Frieden suchen
Und Gottes Wohlgefallen!
»Bernarde, cur huc venisti?
Et seculum cur reliquisti?«
O mein Bruder, weißt du die Antwort?
Wohl hast du die ernste Frage
An deiner Thüre Scheitel
Mit eigner Hand geschrieben —
Aber ist dir die Antwort
Klar und lebendig im Herzen? —

Ach, daß des Heilands Name
In diesen Mauern ertönte,
Und seines Friedens Panier
Ueber den Giebeln der Karthause wehte!
Doch nein! Wenn es hier kund würde,
Was Jesus, der Mittler und Friedefürst,
Für die Sünder gethan,
Die Mauern müßten fallen,
Die Brüder zögen aus
In seliger Freudigkeit,
Und statt zu schweigen in Todesstille,
Würden sie laut die Stimmen erheben
Und der Welt verkündigen,
Daß ein Heiland
Gekommen sei für die verlorene Welt,
Ein Arzt für die Kranken,
Ein Befreier der Gebundenen,
Ein Sieger über Tod und Hölle,
Und mit Ihm ein Gottesfriede für alle,
Die im Glauben Ihn suchen!
Ach, aber ein fremder Name ist's,
Den die Kirche des abtrünnigen Roms
Mit dem Glanze göttlicher Herrlichkeit,
Gottes vergessend, umgeben hat;
Ein menschlich armer Name ist's,
Um den die Karthause buhlt,
Mariens Name,
In welchem kein Heil ist! —
O mir grauet vor deiner Todtenstille,
Große Karthause!
Tod, und kein Leben,
Verkündet deine Wohnung!
Aber Leben such' ich, nur Leben!
Gott der Barmherzige
Lasse Seiner Gnade Licht
Bald über dir aufgehn,
Arme Karthause!

Als ich nach dem Kloster zurückkam, traf ich vor der Eingangspforte eine ganze Schaar von zerlumpten, in Schmutz und Elend

verkommenen Bettlern, um hier nach althergebrachter Sitte ihr Stückchen Mittagsbrod als Almosen zu empfangen. Es soll dieß zu der Summe von verdienstlichen guten Werken gehören, welche die Bewohner der Karthause für den Himmel sich sammeln. Statt diese Armen im Worte der Wahrheit zu unterweisen, Schulen für Junge und Alte einzurichten, in Zucht und guter Sitte sie zu erziehen, zur Arbeit sie anzuhalten und aufzumuntern, sie zum Feldbau, zur Benützung der schönen Waldungen, zu einträglichem Gewerbe rc. anzuleiten, — statt all dessen verschließt der Karthäuser sich in seine Zelle, schweigt, betet, kasteit sich und glaubt in der Liebe des Nächsten genug gethan zu haben, wenn er täglich am Eingang des Klosters dem leiblich und geistlich verkommenden Bettler ein Stücklein Brod reicht. Nein, das ist nicht die Religion unsers Herrn Jesu Christi und seiner heiligen Apostel!

Auch für mich und meine Grenobler Gefährten war es Mittagszeit geworden. Was uns vorgesetzt ward, bekam mir abermals nicht gut, und ich war froh und dankbar, als wir endlich unsere Rechnung, die freilich im Verhältniß zu dem, was wir im Kloster empfangen hatten, alles Maaß der Billigkeit überschritt, bezahlen und der Karthause den Rücken kehren durften. Unter der Führung meiner des Wegs kundigen Genossen giengs auf abkürzenden Feldwegen erst zwei Stunden bergan, dann durch bewaldete Abhänge und lachende Thalgründe abwärts in die Ebene der Drague und Isère, und zuletzt unter strömendem Regen und stockfinsterer Nacht nach Grenoble, wo Gottes Güte mir leiblich und geistig reiche Erholung bescheerte. Des Dankes aber dafür, daß ich ein Kind unsrer theuern evangelischen Kirche bin, und daß die in ihr niedergelegten Heilsgüter durch Gottes Gnade mir zum lebendigen Eigenthum geworden, konnte ich nicht satt werden, und will auch des Dankes dafür nicht vergessen in Ewigkeit.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.

Druck von C. Schultze.

In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.

Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht

Register.



